

FRANCIS NENIK



Dieses Buch steht unter einer Creative Commons »Namensnennung-NichtKommerziell-Weitergabe unter gleichen Bedingungen« Lizenz. (CC BY-NC-SA 3.0)
<http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/>

Es ist Ihnen zu den folgenden Bedingungen gestattet, das Werk bzw. seinen Inhalt zu vervielfältigen, zu verbreiten und öffentlich zugänglich zu machen sowie Abwandlungen und Bearbeitungen des Werkes bzw. seines Inhaltes anzufertigen. Sie müssen den Namen des Autors in der von ihm festgelegten Weise nennen. Auch darf das Werk bzw. sein Inhalt nicht für kommerzielle Zwecke verwendet werden. Wenn Sie das lizenzierte Werk bzw. den lizenzierten Inhalt bearbeiten oder in anderer Weise erkennbar als Grundlage für eigenes Schaffen verwenden, dürfen Sie die daraufhin neu entstandenen Werke bzw. Inhalte nur unter Verwendung von Lizenzbedingungen weitergeben, die mit denen dieses Lizenzvertrages identisch oder vergleichbar sind. Dabei gilt aber: Jede der vorgenannten Bedingungen kann aufgehoben werden, sofern Sie die ausdrückliche Einwilligung des Rechteinhabers dazu erhalten.

Wer es digital mag, kann den gesamten Roman unter www.the-quandary-novelists.com kostenfrei lesen und auch herunterladen. Natürlich kann man das Buch dort auch kaufen, wichtig ist am Ende nur eins. Dass wir – im Rahmen unserer je eigenen Möglichkeiten – etwas tun gegen die überkommenen Modelle von Ökonomie, Kunst und Politik, dass wir etwas tun gegen die Selbstgefälligkeiten und die Konzentration von Macht und Kapital in den Händen weniger.

Francis Nenik

Dieses Buch verwendet die alte Rechtschreibung, bei manchen Wörtern aber auch die neue. Bei einigen hingegen nutzt es eine ganz alte, weshalb sich am Ende eine ganz neue ergibt.

Danke an:

Katja Eichfeld für Satz & Gestaltung

Sylvia Ehl fürs Korrektorat

Druckerei Steier, Leipzig, für den Druck von Karton & Banderole

McCopy, Leipzig, für den Druck des Textes

Gesetzt aus der Adobe Garamond und der Echolot von Peter Hoffmann

1. Auflage

ed.cetera Verlag Leipzig 2012

*Für meine Eltern,
und für meine Großeltern*

»Hey! Ho!«
(Unbekannt)

Die Nasenspitze knorpeltief eingedrückt und die Haare wie zum Schutz vor die Stirn und auf eine feinste Schicht nie ganz trocken werdenden Fettes an eine Scheibe geklebt, über der geschichtsträchtige Schwadenschalen Bieres auf- und niederwabern, die sich, soeben noch halboffenen, erwartungsvoll lallenden Mündern entstiegen, trotz allem schon einige Ewigkeiten vor ihm hier festgesetzt und einen eigenen Strang der Tradition begründet haben, so starr und steif und seltsam hängt der von allen ohne Angabe auch nur der abwegigsten Gründe bloß Nepomuk Genannte hinter einem kleinen Fenster in der Ecke des Hofes fest, unterdessen sich im Zimmer nebenan ein fetter Kopf mit raumverzerrendem Schrei aus einem ausgemergelten Körper in die alles aufsaugende Normalität des Tages bohrt. Dem Ausdringling folgen ein Schwall Blut und ein mütterlicher Hauch, der ihm hier, vor einer Wand aus zermattetem Weiß, den Namen gibt.

Er stößt einen blubbernden Seufzer gegen das Glas, wischt die Hinterlassenschaft mit einigen Strähnen aus und wendet sich ab.

Nun gut.

Ein blutverschmierter Lappen kommt frisch aus dem Nebenzimmer geschwirrt und fällt, dem stumm vereinbarten Kurvenverlauf durch ein blödsinnig ausfahrendes Bein jäh entrissen, einer sich im nächsten Moment abrupt aufhellenden Stimmung Nepomuks zum Opfer, der den rotgelbbraun triefenden Fetzen sogleich beschleunigten Ganges weit ausladend durchs Zimmer schwingt.

Holla, wie sie da weichen! Und dann erst das Vorbeistürzen, ein Schreien und Zaudern und Kreischen und Glucksen. Aufbrandend. Absackend. Aufbrandend, absackend, aufbrand... Sämtliche Bewegungen finden in einer riesenhaft fleischigen Hand ihr Ende, die zweifellos zu Friedrich Kaden, genannt Kaden-Fritze gehört, der dem verbliebenen Geschrei nach soeben zum fünften Mal Vater geworden ist, aber noch immer keinen Spaß versteht.

»Scher dich!«, spricht's und bahnt sich einen Weg durch den aufgeregten Haufen, der sich da plötzlich hinter seinem Rücken versammelt hat. So ein Lappen leistet keinen schlechten Dienst. Zum Dank wird er, einer schäbigen Zunge gleich, kurzerhand rückseitig in den Hosenbund gestopft, wo er, so meint nicht nur die ein oder andere im Stillen, in ekel-erregender Offenheit vor sich hinbaumelt, bis sich Kaden Friedrich, denn



so nannten *sie* ihn, mit geübtem Blick einiger Details des Neuzugangs versichert hat und der ganze Kerl im nächsten Zug wortlos durch die Mitte davontrabt. Den Lappen frisst das Feuer.

All das dauert nicht lange, aber er ist noch immer hier, hängt rum, zumindest von außen betrachtet, und weiß nicht, ob er sich einen runterholen oder weiterträumen soll, denn so sieht's im Innersten aus. Vorsichtshalber erst mal das Buch zuschlagen. Papiernes Stammbaumästchen voller toter Verzweigungen. Aber man wicst nicht auf die eigene Geschichte, versaut einem nur die Geschichten.



Ein Häuschen, darin eine Küche, darin eine Frau, davor ein Herd.

Der Herd, darauf ein Topf, darauf ein Deckel, darauf eine Hand.

Die Hand, darunter der Deckel, darunter die Suppe, darunter kein Feuer.

Kalt.

Ein Häuschen, davor ein Weg, davor ein Tor, davor ein Mann.

Der Mann, in der Tür, in der Küche, in der Bredouille.

Die Frau, sieht den Mann, riecht seinen Atem, greift nach dem Deckel.

Der Mann, sieht die Frau, sieht den Deckel, riecht die Bredouille.

»Kalt.«

Ein Vorwurf, ganz ohne Deckel. Damit lässt sich's leben, daraus lässt sich was machen.

Ein Schlagabtausch, kurz und gut.

»Nam vitiiis nemo sine nascitur, das heißt ...«

»Keiner wird je ohne Fehler geboren, ich weiß, Liebster, ich weiß. Aber komm doch ruhig rein, vielleicht kannst du mir auch gleich noch die Frage beantworten, wo genau der Fehler liegt – bei dem, der geboren wird oder bei dem, der die Geburt dirigiert?«

»Nun, das scheint mir im Grunde ein Circulus vitiosus.«

»Vitiosus, ganz recht, vitiosus. Aber lassen wir das, kaum mehr als Küchenlatein. In deinem Fall freilich gepaart mit Bierschwaden. Aber mir scheint, die sind ohnehin Teil deiner eingedampften Philosophie. In der Tat ein Teufelskreis.«

»Consuetudo altera natura.«

»Die Gewohnheit ist die zweite Natur des Menschen. Und gleichsam seine Kultur, seine erste und vorzüglichste ... Gewiss das Beste, was man einem neuen Menschen mit auf den Weg geben kann.«

»Ein Homo novus, zweifelsohne. Natürlich habe ich erst nach der Geburt ... Es war überdies ein Mädchen.«

»Das die Suppe jetzt auslöffeln muss.«

Eine Metapher?

Er weiß es nicht.

Frage oder Antwort?

Sie sagt es ihm nicht.

Woraufhin beide sogleich:



»A cibo bis cocto ...«
 »... a medico indocto ...«
 »... a mala muliere ...«
»... libera nos, Domine!«

»Kaden-Fritze wohnte im Oberdorf. Dort besaß er ein Schanklokal, das allen nur als ›Fritzenest‹ bekannt war. Dieses Fritzenest muss man sich vorstellen als eine kleine, schmutzige Gastwirtsstube, in der man nicht nur mit Bier, Schnaps und Wein bewirtet wurde, sondern in der man auch Zähne gezogen, Adern gelassen, Schröpfköpfe aufgesetzt, Haare geschnitten und den Bart abrasiert bekam. Das Lokal hätte richtiger ›Zum blutigen Lappen‹ heißen müssen, denn so berühmt Kaden-Fritze als Wirt, Späßbetreiber und Barbier auch war, berühmter und berüchtiger noch war sein schmutzig-blutiger Lappen, den er um die große Zahnziehzange wickelte, mit der er seinen Gästen im Mund herumfuhrwerkte. Kaden-Fritze saß gewöhnlich mit mehreren Kumpanen in seinem Nest, um zusammen mit diesen allerhand dumme Späße auszuhecken. Und so kam es, dass sich einmal jemand von Kaden-Fritze einen Zahn ziehen ließ. Fritze meinte nach einer ersten Untersuchung, dass die Wurzel sehr tief stecke, und dass daher einer seiner Gehilfen mit zu Werke gehen müsse. Gesagt, getan. Während nun vierhändig der Zahn gezogen wurde, stach ein anderer Gehilfe (natürlich auch ein Zechkumpan) dem bedauernswerten Opfer eine Nadel ins Gesäß. Der Patient sprang hoch, der Zahn flog raus und Kaden-Fritze rief: ›Donnerwetter, stak das Luder aber tief!‹«

Vornweg das Schwein, das invalide Borstentier, mit dem kleinen Velozi-
ped unterm saftigen Hintern, gefolgt von Nasen-Theo, der das namenge-
bende Objekt abgenommen hat und den hölzernen Gesichtsvorsprung
schwenkt, als wär's ein Ding der Möglichkeit, die drei zu übersehen, die
Nepomuk schon von weitem durch sein Fenster ausgemacht hat: ein ge-
lähmtes Schwein, ein leuchtend roter Zinken und hintendran der, den
alle nur Universalius nennen – im mindesten Historiker und Dichter,
Naturforscher und Philosoph, Tischler und Theologe, Architekt und Er-
finder nebst Arzt und Retter für Mensch und Tier.

Schon hat Nepomuk die Tür geöffnet und ist aus dem Haus, über des-
sen Schwelle sie jetzt hinter ihm treten. Keine leichte Aufgabe für das
Schwein – da leistet Universalius flugs Hilfe, indes aus dem Hinterzim-
mer (so es denn ein solches hier gibt) Kaden-Fritze posaunt: »Frau und
Kinder im Bett und die restliche Bagage aus'm Haus, kommt rein und
setzt euch!«

Bis auf das Schwein tun's alle, derweil Fritze in den Schankraum ge-
trabt kommt, wo ihn, inmitten eines nur Eingeweihten und Betrunkenen
begehrbar erscheinenden Gewirrs aus Tischen, Stühlen und baufälligem
Holz, zwei Paar leuchtende Augen und eine ebensolche Nase empfangen,
erstere ebenso auf- wie letztere abgerissen.

Das Schwein indes beteiligt sich nicht an derart mimischen Spielchen.
Dafür:

»Geschenke!«, dies Theo in einem Anflug elementarer Verzückung,
und fast scheint's, als wäre er derjenige, der sie bekommt. »Vier Stück!«

»Heillose!«, hört Universalius Fritze im nächsten Moment rufen, ob-
gleich der Stein und Bein schwört, gar nichts gesagt zu haben. Egal. Univer-
salius nimmt's als Aufhänger für einen historisch-numerologischen Exkurs.

»Ach was, Zauberer, Magier, Heilsbringer ohne Namen, von sym-
bolsüchtigen Trinitätsfanatikern in späteren Zeiten zu dreien gemacht,
obwohl's ehedem nicht unüblich war, von zweien oder vierten zu reden
und acht Geschenke auf die entsprechenden Schinken zu malen.«

Universalius' übliches Gebaren, mindestens zwei Schritte auf dem Weg
zur Erkenntnis auf einmal nehmend (manch einer würde freilich sagen
zwei überspringend), und dabei kein Wort, woher er das hat, noch von
wem er da eigentlich spricht; aber schließlich fragt ihn hier ja auch keiner,
weshalb es unvermittelt weitergeht.

»Manch einer hat's für nen Fall leichtfertiger Multiplikation gehalten, obwohl jedes Kind weiß, dass der Stern acht Zacken hat und wir« – kurzer Blick rüber zu Theo – »heut morgen um acht aufgestanden sind.«

»Wüsste nicht, warum die Kinder das wissen sollten«, könnte Theo jetzt sagen, denkt sich's aber nicht mal, denkt nämlich an den Schinken, von dem Universalius gesprochen und schaut's Schwein unzüglich an.

Das Schwein würde jetzt gern was sagen. Aber Universalius ist dran.

Schon wieder. Immer noch. Weiß keiner so genau.

»Wir vier sollten jedenfalls, da es ohne die elende Zählerei anscheinend nicht mehr geht, das dedikative Dutzend ehren, auch wenn die heute kaum noch einer kennt und die Leute schon froh sind, wenn einer drei passende Kiefer zu irgendwelchen Köpfen findet und darin noch drei Zähne hängen. Wobei wir natürlich nicht die drei mit trockner Haut überzogenen Rippen vergessen wollen, oder das komplette Hinterteil in drei Stücken. Übertroffen nur noch von den neunundzwanzig Rippen in sämtlichen Größen und den siebzig Knochen, die angeblich alle Hand und Fuß haben. So betrachtet eine heillose Form des gemeinen Horror Vacui, nicht wahr?«, womit Universalius fertig ist, sich umschauf und keiner was sagt.

Erschaffer eines Meeres aus Tischen und Stühlen, in welchem er – Besitzer aller schwimmenden und festen Güter – zugleich Kapitän und Steuermann, Leuchtturm und -wärter ist, hockt Kaden-Fritze da und blickt sich, ohne mit seinem gewaltig aufgedunsenen Schädel auch nur die kleinste Bewegung zu vollführen, um ... so weit seine Augen ihn tragen ... als suche er Land ... und spürt ... und findet alsbald ... von wenig mehr als schlichter Verzweiflung gepackt – nichts als eine doppelte Leere.

Und wie's aussieht, teilt Theo mindestens die Hälfte davon.

Einen Universalius indes ficht das nicht an. Hat ja auch keiner was gesagt. Also ist er fortgefahren ...

»Ich weiß, all die Gesetze, weder kodifiziert noch aufgezeichnet, dafür den Köpfen unverbrüchlich eingeschrieben ... 's ist eine populäre Imaschinerie, die die Hände wie die Gedanken führt. Aber was soll's, ich will mich davon nicht ausnehmen, zumindest nicht in diesem Fall«, spricht's und holt, woher auch immer, im Handumdrehen ein Bild hervor, das ob seiner schieren Größe auch ein Tisch sein könnte, Kaden-Fritze (wiewohl nicht nur ihm) jedoch als ein Akt der Rettung (»Land!«) erscheint, welcher sich obendrein sogleich vom letzt- zum bestmöglichen wandelt,

denn das universalistische Machwerk zeigt einen großen Schinken und einen noch größeren Haufen feinsten Tabaks, das ganze gekrönt von beinahe unanständig vielen Litern Selbstgebranntem.

»Nun, das Bild hier ist das eine ...«

»... aber das Zeug wirklich fressen, saufen und rauchen zu können das andere«, vervollständigt der von feuchtfröhlichen Wellen der Entzückung erfasste und rundweg überschwemmte Theo den sonst allzu kompliziert gewordenen Satz des Universalius, welcher noch immer in der Betrachtung seines Werks gefangen, ja man könnte fast sagen *versunken* ist, obgleich dadurch ungeklärt bleibt, ob Theos Ergänzung vulgär oder vollendet ist.

Allein, was macht's. Unter Theos fehlender Nase sprudelt es nur so heraus.

»Ham dem Schwein das Zeug auf den Rücken geschnallt und hergebracht. Universalius hat extra noch schnell ne passende Vorrichtung erfunden.«

Will sagen: Um achte erdacht, um neune gemacht, um zehne gebracht.

»Aber wo ist denn das Schwein?«, begehrt der allenfalls temporär zurückgekehrte Universalius zu wissen, woraufhin sich zwei Köpfe drehen, ein jeder in eine andere Richtung.

Fritzies Riesenschädel schwappt förmlich rum.

Theos abgenommene Nase verhindert den Zusammenprall.

Das Schwein steht vor der geschlossenen Tür und glotzt sie an.

»Da!«, ruft Theo und stürmt auch schon los. Kaden-Fritze aber bleibt sitzen, bleibt zurück, irgendwo zwischen gescheiterter Landnahme und drohendem Schiffbruch – sitzt da und starrt Universalius an, als sei die Apokalypse eine längst beschlossene Sache, wenn nicht gar schon geschehen.

»Es ist ein Mädchen!« Eine Antwort, die keiner Frage bedarf. Universalius weiß es nur allzu genau. (Haben sich nicht in der Arche acht Seelen gerettet, durchs Wasser hindurch?) Das Schicksal eine flüchtig hingeworfne Bemerkung mit apathischem Ausrufezeichen am Schluss. »Es ist ein Mädchen!«

»Das Schwein?«, fragt der sich ungläubig zu Fritze und gleich wieder zurück drehende Theo, der das nicht glauben kann, auch wenn er ..., aber da trabt das Schwein schon kopfschüttelnd ab.

Sagt's Fritze also nochmal.

»Das Neugeborene, es ist schon wieder ein Mädchen.«

»Was denn, kein Junge?«

Eine Antwort auf des Nasenmannes nächste Ungläubigkeit, ob und wie auch immer möglich (eine längere Abhandlung, das simple Ausschlussprinzip, beredtes Schweigen), erübrigt sich, das Schwein steht plötzlich direkt neben dem Tisch.

Mit geübten Fingern demontiert Universalius, was er erst zwei Stunden zuvor erfunden, derweil der ohne vorwarnende Vermutung auf dem Weg zurück zum Tisch von etwas in der Art einer Erkenntnis befallene Theo – sei's aus ästhetischen oder mitleidigen Gründen, aus Verdruss oder ohne Belang – erst seine Nase und dann noch einen ganzen Satz hinzufügt:

»Mach dir nichts draus, Fritze, ich hab das Schwein anfangs auch für ne Sau gehalten.«

Den Angesprochenen ist's nur noch peinlich, wenn auch aus verschiedenen Gründen.

Und während der wiederbenaste Theo vor dem mit erschreckender Präzision (Universalius würde es, wäre er nicht anderweitig beschäftigt, wohl eher eine erschreckende *Präzession* nennen) vom Trübsinn zur Freude und wieder zurück schwankenden Kaden-Fritze steht, säckeweise Tabak auf die umliegenden Tische kippt und noch die dunkelste Ecke ausstülpt, um keinem auch noch so kleinen Krümel die Chance zu lassen, von selbst zu Asche zu werden, während all das vonstattengeht, referiert Universalius über die mitgebrachten Geschenke. Allerdings erst, nachdem er den Titel seines nächsten Werks vor seinem geistigen Auge erspät, für angemessen befunden und – bis auf weiteres – verinnerlicht hat. Universalius: »Über Geschenke«.

»Je nun, 's sind universelle Gaben, gleichermaßen ungeeignet für beiderlei Geschlecht in diesem Alter.«

›Na, das kann ja heiter weiter werden«, denkt sich das Schwein und verfügt sich kopfüber in einen der herumliegenden Säcke.

»Ich meine, Rauchkraut statt Räucherwerk, was macht's? Wir sind Adiphoristen vorm Herrn!«

Das Schwein hätte jetzt gern ein Fremdwörterbuch.

Die Tische neben Theo sehen inzwischen aus wie Vulkaninseln.

Fritze zitiert zur Feier des Tages eine Hiobsbotschaft.

»Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen.«

»Der Name des Herrn sei gelobt«, vervollständigt Universalius. Universalius, der Theologe. »Immerhin hätte er den Tabak auch verbrennen lassen können, genau wie er's in seinem unergründlichen Ratschluss mit der Kirche und dem Pfarrer getan hat.«

»Der Pfarrer is ersoffen«, meldet sich Fritze zu Wort.

Das Schwein ist kurz vorm Ersticken.

Und Theo schüttet und schüttet.

Universalius hat sich derweil zum Philosophen gewandelt.

»Nun, der Tod ist gewiss ein ebenso unergründliches Ding, auch wenn die Thanatomaterialisten behaupten, der einzige Grund, den man kriegt, sei der in der Erde. Allein, ich will weder diesen folgen noch jenen ergründen, sondern« – und schon gibt er den botanisch interessierten Historiologen – »bloß ein paar Worte über die Herkunft des Tabaks verlieren, immerhin stammt das Kraut aus dem Pfarrgarten, auch wenn ich's« – Universalius, der Dichter – »eher ein feudales Feld nennen würde.«

Theo beginnt, gelbbraune Eisberge zu bauen.

Fritze hockt da und sagt, es sei schon wieder ein Mädchen.

Das Schwein ist froh, von alledem nichts mehr mitzubekommen.

Und Universalius fährt, als was auch immer, fort.

»Auf jeden Fall traditionelles Anbaugelände – und in diesem Fall sogar vom Feuer begünstigt. Die Blätter haben noch am Strauch zu trocknen angefangen. Seltener Fall, ungemein qualitätssteigernd. Wiewohl nichts gegen die Nachbearbeitung durch ein Paar Hände, bei denen es selbst mir schwer fällt, an Trocknen und Rebellen zu denken.«

Und weil keiner was sagt oder tut ...

»Liegt mir ungefähr so fern wie unserem alten Pfarrer der allgemeine Weihrauch-Verzicht.«

Womit er wieder bei der Theologie und den Adiaphora wäre.

Allein, das Schwein schwebt inzwischen in fremdwörterbuchlosen Gefilden.

Und Fritze sagt, es sei ein Mädchen.

Derweil Theo hilft, Eisberge in Vulkaninseln zu bohren.

»Na, das kann ja heiter werden«, denkt sich Universalius anstelle des Schweins – und fragt vorsichtshalber mal nach.

»Wusstet ihr, dass noch vor ner Weile das Rauchen bei Verlust der Nase verboten war?«

Eisberge. Inseln. Keine Reaktion. Scheint sich niemand mehr dran zu erinnern. Dabei isses noch keine dreihundertfünfzig Jahre her ...

Na gut, versucht er's eben andersrum: »Man sehe doch an, wie es an Sonn- und Feiertagen in den Schenken hergeht. Da füllet und überfüllet man sich mit diesem oder jenem Getränke, und damit man immer mehr saufen könne, macht man den Hals zur Feuermauer, und zündet dem Teufel ein Rauchwerk von Tabak an.«

Dass die Worte nicht von Universalisus selbst stammen, scheint keiner bemerkt zu haben. Oder es interessiert sie einfach nicht. Fritze jedenfalls meint, jetzt seien's schon fünf. *Fünf Weiber!* Und da hat er seine Alte noch gar nicht mitgerechnet.

»Früher hat man's geraucht, um die Lustseuche zu vertreiben«, kommt's Universalisus spontan in den Sinn – zum Glück lautlos, woraufhin er beschließt, die Sache hier zu Ende zu bringen. Dass er *irgendwo* einsetzt, nimmt er schon gar nicht mehr wahr.

»Je nun, 's sind letztlich alles nur Detailfragen, liturgische Spitzfindigkeiten, mehr nicht. Die übliche Angst vor einem vernebelten Kopf, falls man's nicht gleich eine olfaktorische Ontophobie nennen will. Ich meine, mag ja sein, dass es hier und da nicht sonderlich geschätzt wird, wenn einer Räucherwerk verbrennt, noch dazu in geschlossenen Räumen mit Bleibepflicht, aber du, Fritze, kannst in deinem Fall ganz beruhigt sein und das Kraut rauchen, und zwar morgens wie abends – und zwischendurch sowieso. ›Geschenktes Kraut / wie das eigne wohl erbaut, wie ein überdies zu Recht vergessener Dichter einst schrieb, wobei ich in deinem Fall noch hinzufügen möchte, dass auch fremdes Kraut den Herrn beim täglich Räucheropfer wohlerbaut. Was mich im übrigen auch gleich auf das Problem deiner Nachkommenschaft bringt.«

»Es ist ein Mädchen«, entfährt es Fritze wie auf Kommando.

»Es sind fünf Mädchen«, klärt Universalisus den mit der Stirn aufs Holz Schlagenden auf, »nur hat ein richtiger Revolver für gewöhnlich sechs Schuss. Und falls der Herr – nur um im Bilde zu bleiben – selbst dann noch keinen Treffer gelandet hat – was macht's, gibt schließlich genug, deren Trommel noch halbvoll ist, wenn ihr letztes Stündlein bereits geschlagen hat. Hab sogar von welchen gehört, die, obwohl sie genug Mög-

lichkeiten hatten, nicht einen einzigen Schuss abgefeuert haben. Wenn du mich fragst, eine überaus spezifische Form von Luxus, eine Art negativer Verschwendung, die auszugleichen selbstredend die Pflicht eines jeden um's Allgemeinwohl besorgten Mannes ist. Ich meine, wie es unser seliger Pfarrer damit hielt, ist mir nicht in allen wünschenswerten Einzelheiten bekannt, auch wenn mit dem Kräuterkahn die Kunde herüberkam, er habe sein Bett in den letzten Jahren mit der überaus jungen Nicotiana geteilt und dabei auf die Hilfe einer kupfernen Wärmepfanne geschworen, wiewohl andere der Ansicht sind, er habe eine solche geradezu *gebraucht*. Aber wie dem auch sei, sicher ist, dass er ein derartiges Instrument besessen hat, kam mir doch gleichsam zu Ohren, dass einer, dessen Berufung ich dann und wann teile, selbiges mit einem ausgewachsenen Sandblatt verziert und noch ein paar Extra-Löcher reingestanzt hat. Ist beinahe unheimlich zu wissen, dass die Pfanne seelenruhig im Bett lag und vor sich hingedampft hat, während draußen der Pfarrer mitsamt seiner Kirche verbrannt ist.«

Ein ansatzloses Grunzen unterbricht den Monolog.

»Wohl nicht das passende Thema so kurz nach der Geburt, was?«, fragt Universalius, zur Abwechslung mal laut.

»Wissen nicht recht, worauf du hinaus willst«, näselt Theo.

»Außerdem is der Pfarrer ersoffen«, moniert Fritze.

»Je nun, ersoffen, verbrannt, erstickt – was macht's! Es geht um Geschenke ... Trostopfer höchst materieller Natur ... obgleich das Bild, ich meine die Sache ... also ... der Schinken ... Verdammt, das Schwein hat mich aus dem Concept gebracht! Werd's wohl bei Gelegenheit mal aufschreiben müssen.«

Die zwei anderen nehmen's als Drohung, wiewohl eine, die einstweilen nur konturlos aus der Ferne lugt und überdies, selbst in faktisch greifbare Nähe gerückt, keinen Schaden anrichten kann, *so man nur den Deckel zulässt*.

»Hee, wie wär's mit Schweinekegeln?«, dies Theo vollauf entzückt, indes seine Nase auf den dicht und dunkel bewachsenen Kopf wandert. Ein Hütchen, klein und spitz und feuerrot. Zeichen wie Grund genug, den Poeten in Universalius wieder zum Leben zu erwecken.

»Dass dein Haarschopf ungefähr / gar köstlich zum Arschwischen wär / und dein Kopf damit zu kegeln.«

Das Hütchen ist um ein Vielfaches schneller zurück an Ort und Stelle, als irgendeiner wahrhaben kann, das Schwein ausgenommen. Dafür (und stattdessen) stellen Kaden-Fritze und der ebenso geschwind wie schief wiederbenaste Theo im Duett die Frage nach Herkunft und Ursprung derartigen Gedankenguts, freilich wie gewohnt lautlos. Die Quelle bleibt folglich erneut ungenannt, obgleich die beiden davon überzeugt sind, das heißt *davon ausgehen*, dass es sich auch in diesem Fall um den Auszug aus einem noch unbekanntem Werk des Universalius handelt, auch wenn sie nicht zu entscheiden vermögen, ob besagte Unkenntnis auf ihr eigenes Leseverhalten zurückzuführen oder das entsprechende Werk noch gar nirgends publiziert worden ist – ersteres eine Vermutung, die den Hang zum Widerspruch in sich selbst trägt, während letzteres aufs Ganze gesehen zu hoffen ist.

In der Zwischenzeit ...

»Ja hee, wer wüsste denn nicht, dass mit uns Dichtern gut kegeln ist?«

Dies natürlich Universalius, derweil Fritze einen kaum noch kräftig zu nennenden Schluck aus einer von bröseliger Lava umflossenen Pulle nimmt und sie weiter an Theo reicht, der ihm, auch wenn die Nase vorm Mund hängt, in nichts nachsteht. (»In meiner Kirche haben die Gesangsbücher Henkel!«)

All das geschieht ebenso blindlings wie stillschweigend, und bald scheint es, als färbe sich eine weitere Nase.

»Wollen wir also ein Schwein ausgekeln?!«

Theo stellt Fragen, die keine sind.

Fritze nickt.

Universalius versucht's derweil mit lautlosem Protest – und schafft Enthaltung und Zustimmung zugleich.

Das Schwein würde jetzt gern gehen.

»Bleibt nur noch eine Frage«, so Kaden-Fritze, der gerade den Mund frei und den Kopf voll hat. »Wo bekommen wir das Vieh her?«

»Soweit ich weiß, macht der Kerl mit dem Kräuterkahn auch Schweinefuhren. Hat gesagt, er kann die Tiere im Ganzen oder geräuchert rüberbringen. Im Ganzen kostet allerdings extra. Gefahrenzulage, von wegen wildes Vieh und so.«

Indes, während Universalius referiert, tätschelt Theo den Schinken. Dann sagt er: »Solange es kein Wildschwein ist«, woraufhin bis auf das

Schwein, Universalius und Fritze alle wirklich laut lachen. Theo verschluckt dabei fast seine Nase – und Fritze treibt's, von Geschenken überhäuft, weiter. »Und wie machen wir, dass wir beim Schweinekegeln gewinnen?«

Da hat Universalius zum Glück eine Idee.

»Wir könnten bei den Vorbereitungen den Kegelplatz gleich bisschen mit vorbereiten. Braucht eigentlich nicht viel. Müssen nur eine Linie austreten und uns dann zufällig an die richtige Stelle stellen. Eine flache Rinne, mehr nicht. Kleiner Trampelpfad zum Sieg. Im Moment des Spiels unsichtbar für alle wie auch für uns, dafür aber spürbar für jede Kugel.«

»Aber der Platz is steinhart, is schwer da was reinzutreten.«

»Wir haben das Schwein.«

»Hee, hast recht, das kann keiner verknacken!«

Dafür untern Tisch hier ...

»Und der Anlass?«, drängts Fritze zu wissen.

»Hee, wir sind Zechkumpanen, gefürchtete Betrüger, üble Gesellen!«

»Nicht der Anlass für unseren Sieg, Holznase, der fürs Spiel.«

»Ach so.« Und denkt kurz nach. »Vielleicht weil schönes Wetter is.« Kurzer Blick nach draußen. »Heute.«

»Letzter Samstag in der Woche«, wirft Universalius kurzerhand ein, woraufhin nun aber wirklich alle wirklich laut lachen. Und während es verklingt: Kindergeschrei.

Kaden-Fritze erhebt sich, obgleich er's nicht eilig zu haben scheint. Dann sagt er: »Ein Sonntag wär mir lieber.« Und geht,

»Hee, warum machen wir's nicht wegem Wetter. Is vielleicht die letzte Gelegenheit in diesem Jahr.«

»Ist vielleicht überhaupt die letzte Gelegenheit«, poltert's irgendwo von hinten, dumpf und unter dem anhaltenden Geschrei des Kindes, das noch immer nicht aufgehört hat, als Kaden-Fritze wieder zurück ist und wortlos ein Messer auf den Tisch legt. Theo tätschelt noch einmal den Schinken, schneidet ihn dann. Erst Stücke, anschließend Scheiben. Das Kind verstummt. Alle essen in Ruhe.

Bis auf Universalius, welcher bald, sehr bald, zu Fritze: »Diese letzte Gelegenheit, von der du da geredet hast, die schien mir nicht aufs Wetter bezogen.«

Wer sagt's denn, Universalius hat den Braten gerochen, scheint das Spiel durchschaut zu haben. Raffiniert! Aber diesmal redet Fritze.

»Nun, es geht das Gerücht, sie würden die Kirche nicht wieder an ihrer alten Stelle aufbauen, sondern sie auf die andere Seite vom Fluss verlegen, direkt rüber zu uns. Soll angeblich alles ganz schnell gehen. Wie's heißt, kommt die neue Kirche dorthin, wo jetzt noch die große Wiese ist.«

»Und der Kegelplatz!«

»Genau.«

»Aber wer könnte ein Interesse daran haben?«

»An dem Gerücht? Oh, viele! Oder meinst du daran, der Kirche einen neuen Platz zu geben, vielleicht sogar *eine neue zu bauen*? Dann sind's wahrscheinlich schon nicht mehr so viele. Würde fast sagen wenige. Hoffentlich ...«

»Die Frage ist, woher stammt das Gerücht?«

»Keine Frage für ein Gerücht.«

»Du meinst ...«

»Ich meine, was ist das hier?«

Zeit für Theo, sich in den Dialog einzuschalten.

»Also, ich würd's ne ganz üble Kunde nennen, passend zu uns.«

»Einfältiger! Ich meine den Ort hier. Nach was sieht's denn aus? Gasthaus, Kneipe?«

»Hmm.«

»Und werden hier vielleicht auch Haare geschnitten?«

»Bei mir ja.«

»Und Zähne gezogen?«

»Bei anderen schon.«

»Was also, glaubst du, ist das hier?«

»Ein Ratespiel?« Womit für Theo die Antwort gegeben, sein Part beendet und der Schinken wieder von Interesse ist. Indes Universalius:

»Du meinst ...«

»Eine Gerüchteküche, ganz recht. Abwechselnd ein Ort voller Betrunkener, Überfressner, Zurechtgestutzter und frisch Frisierter, Geschöpfter wie zur Ader Gelassner; nicht zu vergessen all jene, die Ablenkung von einem Zahn suchen, den auch ich nicht immer finden kann. Dazu noch Ver- und Sitzengelassne sowie diverse Gruppen, Runden und Festkomitees mit höchst speziellen Anliegen und Interessen, redselig allesamt. Verwandtschaft und sonstige Bagage noch gar nicht mit eingerechnet.

Kurzum: ein Knotenpunkt in der Welt der Gerüchte, blühender wie keimender – und nicht eines bleibt sich gleich.«

»Gerüchte bilden das Nadelöhr, durch das der dünne Faden der Wahrheit muss.« (Universalisus, Epigrammatist.)

»Nun«, so Fritze, »ich will mich von diesem Treiben keineswegs ausnehmen. Wie könnte ich auch? Ist schließlich keine große Sache, und im Grunde auch ganz leicht: Ich schnapp mir ein besonders schönes Gerücht, mach's bisschen zurecht und geb's denen, die da kommen und gehen, frisch frisier mit auf den Weg. Wobei einige schon nach der ersten Behandlung kaum wiederzuerkennen sind und manche zu ihrem Gegenteil verkommen. Aber was soll ich machen? Ist gewissermaßen die Geschäftsgrundlage. Was ich hier einschenke, läuft keine Stunde später in neuer Form durch den Ort – und wahrscheinlich auch durch den gegenüber. Bergab oder bergan ist völlig egal, was ich hier auftrage, scheißen sie woanders wieder raus. Nehm ich an einer Stelle was weg, fügen sie's einfach an ner anderen wieder dazu, woraufhin sich's auswächst an irgendner dritten. Ist im Grunde immer dasselbe Spiel: Was einer austeilte, muss ein anderer einstecken. Und umgekehrt funktioniert die Geschichte genauso. Bloß Koch will nie einer gewesen sein.«

»In der Gerüchteküche sind alle immer nur am Servieren.«

»Bei der Sache mit der abgebrannten Kirche gehen die Dinge aber nun einen anderen Gang – einen ganz eigenen, wenn ihr mich fragt. Ist nur seltsam, dass ihr noch gar nichts davon gehört habt. Richtig merkwürdig ... Na, wie dem auch sei, das Gerücht ist jedenfalls schon vor Tagen, wenn nicht gar Wochen aufgekommen. Wurde von den verschiedensten Leuten mitgebracht. Hat mir auch gleich gefallen, also hab ich angefangen, es ein bisschen zu variieren. Hab gesagt, ich hätte gehört, dass sie die Kirche auf unsrer Seite wieder aufbauen wollen, sozusagen spiegelgleich aufs andere Ufer. Nur ist die Ufer-Idee gleich wieder abgesoffen, hab jedenfalls seitdem nichts mehr von ihr gehört. Also hab ich – nur so aus Spaß – verbreitet, man überlege, die Kirche überhaupt nicht wieder aufzubauen. In der nächsten Gerüchterunde stand sie aber schon wieder und wie's klang, hat sie zwischendurch nicht mal gewackelt. Also gut, hab ich mir gesagt, frisierst du's eben bisschen um und behauptest, du wüsstest aus zuverlässiger Quelle, dass man sich nicht einigen könne, wann und wo die Kirche wieder aufgebaut werden soll – nur kamen die Gerüchte

allesamt entschieden zurück. Zuletzt hab ich dann die Taktik gewechselt und die Neuigkeit in die Welt gesetzt, wonach die Kirche angeblich an genau der Stelle wieder aufgebaut wird, an der sie vor dem Brand gestanden hat, und zwar bis auf den letzten Stein so, wie sie vor den Flammen aussah – und jetzt ist vom Gegenteil die Rede.«

»Die Wahrheit ist ein verdichtetes Gerücht.«

»Und wenn schon, das hilft uns auch nicht weiter.«

»Aber wohin soll's denn gehen?« (Universalius, Pragmatist.)

»Zum Kegelplatz, war zumindest so ausgemacht.«

»Aber der Grund ...«

»Hab mir überlegt, dass wir eigentlich gar keinen brauchen. Ich meine ...«

»... die ganze Welt ist ein Gerücht – und der Grund aller Gerüchte ist die Leere.«

Letzteres natürlich Universalius, woraufhin Theo abrupt aufhört zu kauen, schluckt und erkennt:

»Und diese Leere auszufüllen, das überlassen wir den anderen. Hauptsache, sie bezahlen und wir kriegen das Schwein!«

Die beiden starren erst sich und dann Theo an, aber der nicht die beiden, sondern einen, der in der Tür steht. Friedrich Kaden rafft seine Geschenke zusammen und verschwindet eilends hinterm Tresen. Theo springt auf, zieht Universalius mit sich. Der Kerl in der Tür tritt zur Seite und schaut dabei zu, wie die beiden dem Schwein folgen, das vor ihnen kopfschüttelnd über die Schwelle rollt.



Albert ist der Lehrer. Albert ist ein einfacher Kerl. Albert wohnt sogar in der Schule. Albert mag genau zwei Dinge nicht. Das eine hab ich jetzt vergessen, aber das andere eine Ding dass Albert nicht mag ist, wenn die Kinder immer nicht zur Schule kommen. Deshalb schreibt Albert der Lehrer, der in der Schule wohnt und ein einfacher Kerl ist, den Müttern seiner Schüler einen Brief.

»Betreffs Fernbleiben von der Schule

Verehrte ...,

Sie wissen, ich bin kein übereifriger Diener des Gesetzes, ja nicht einmal einer, der all die Verordnungen, Statuten und Regelungen kennt, die seinen Beruf betreffen. Nicht weniger meide ich die von meinesgleichen abgehaltenen Versammlungen und Konferenzen, wann immer sich ein noch so geringer Grund finden lässt, und weder der Geheime Schul- und Kirchenrat noch der Herr Superintendent haben je von mir Notiz genommen. Auch bin ich mit Sicherheit kein Mann, der nach Petitionen schreit, ganze Sammlungen pädagogischer Briefe verfasst oder sich in jenen romanhaften Ausschweifungen über das Lehrerleben ergeht, die sich seit einigen Jahren allgemeiner Beliebtheit erfreuen, so wie mir überhaupt die allzu gelehrigen Worte fremd sind, welche im Namen der Humanität den Geist und die Kultur beschwören und die Bildung zur eigentlichen, ja einzigen Aufgabe des Menschen erklären. Es scheinen mir zu große Worte für unsere kleine Welt.

Meine Aufgabe – und nicht weniger mein Wunsch – aber ist es, meinen Schülern einige Kenntnis von den Grundlagen der Religion und der Sitte zu geben, dazu das notwendige Rüstzeug, um anständig lesen, schreiben, rechnen und singen zu können und schließlich noch das Gemeinfasslichste von der Naturkunde, der Erdbeschreibung und der Geschichte.

Wie aber, wenn die Kinder nicht zur Schule kommen?

Gewiss gibt es Ausnahmen, selbst wenn diese nur noch auf der Tradition und kaum mehr auf dem Gesetze gründen: Die Zeit der Aussaat und der Ernte wie auch anderweitig unabdingbare Hilfsdienste im Haus und in der Familie, die Anstellung eines privaten Hauslehrers (obgleich ich einen solchen hier noch nie zu Gesicht bekommen habe), selbst die

beiläufige Vermietung der Kinder ist mir bekannt und wird im Grunde von mir auch geduldet, so es sich – auf welcher Seite auch immer – um einen wahrhaften Notfall handelt und der Lektionsplan bis zur nächsten Gelegenheit nachgeholt wird, denn ich möchte kein Kind unvorbereitet wissen, wenn der Tag des Nachweises gekommen ist.

Gleichwohl, nichts von alledem gilt es zu übertreiben oder gar auszunutzen, so wie es ja überhaupt immer nur das rechte Maß ist, das einer Sache – auch einer guten! – ihren Wert gibt. Zudem ist die Zeit der Ernte auf allen Feldern nun vorbei und die der neuen Aussaat oder auch nur die der dringendsten Vorbereitungen noch lang nicht gekommen. Dass dennoch Schüler fortbleiben, ja sich manch einer in letzter Zeit noch weniger und unregelmäßiger in der Schule zeigt, als er es zuvor schon getan hat, stimmt mich nachdenklich und traurig.

Nun, ich schreibe Ihnen diesen Brief nicht, weil mir das Wegbleiben der Schüler die Nahrungsquelle versiegen lässt. Die Zeit der Reihenschule, so scheint mir, ist endgültig und auf alle Zeiten vorbei, mag ich dies nun bedauern oder nicht. Überdies beziehe ich als Lehrer ein festes und für meine Belange nicht minder ausreichendes Einkommen, so dass ich weder auf das Schulgeld noch auf sonst eine Abgabe angewiesen bin, auch wenn ich, wie bekannt sein dürfte, für die ein oder andere Naturalie durchaus empfänglich bin. Ich weiß, dass unter den Schülern wie im gesamten Ort das Gerücht umgeht, ich würde mich von dem ernähren, was in der Schule übrig bleibt oder liegen gelassen wird, ja selbst die unter die Bänke gefallenen Brotteile wären mir ein lukullisches Mahl. Gewiss, ich schätze das Brot als eine Gnadengabe Gottes, doch sollten Sie nicht allzu viel auf derartiges Gerede geben, auch wenn ich ihm aufgrund meiner Natur nicht weiter nachzugehen pflege. Ein solches Gerücht entsteht wohl einfach dadurch, dass ein Junggeselle schnell der Gefahr des Verhungerns geziehen wird, wodurch sogleich alle auch nur erdenklichen Nahrungsquellen für ihn ersonnen werden.

Aber wie dem auch sei, Sie mögen Ihre Kinder jedenfalls auch weiterhin zu mir in den Unterricht schicken. Es wird ihnen in dieser Schule auf das Tunlichste an nichts fehlen.«

Natürlich hätte Albert den Brief nicht schreiben müssen. Und so schon gar nicht. Aber einfacher Kerl der er ist hat er sich gedacht, das so ein

Brief offizieller wirkt, zumal er ihn in großer Zahl abgeschrieben und alle Namen eingetragen hat. Außerdem kann er sich dann immer auf den Brief berufen und muss die Dinge nicht tausendmal sagen, denn das ist das zweite was Albert nicht mag.

Genau so dachte Albert. Und genau so machte er es auch.



Auf dem Kirchengelände. Ein vom Brand verschonter Anbau, direkt neben dem Stall. Vorn ein kleiner, dahinter ein größerer Raum, verbunden durch eine leidlich gespannte Schnur, getrennt durch eine schmale Tür mit einem winzigen Fenster. Es ist früh am Morgen. Thaddeus tritt ein, sieht seinen Vater. Er sitzt zusammengesunken auf einem Schemel.

Thaddeus: Guten Morgen, Vater.

Der Vater brummt etwas Unverständliches, wobei nicht ganz klar ist, ob sein Brummen etwas überdeckt, was sonst verständlich wäre (Vorstellbar: Guten Morgen, mein Junge) oder ob es unterhalb dieses Brummens gar nichts gibt, das heißt nicht mal ein Unterhalb, mithin das Brummen selbst die Aussage ist. (Vorstellbar: Bhhmmrrrr).

Thaddeus: Nun, Vater, wie sieht es aus?

Vater: Nich gut siehts aus.

Thaddeus: Du meinst, es sieht nicht gut aus?

Der Vater brummt erneut etwas Unverständliches. (Vorstellbar: Genau das habe ich gemeint, mein Junge, gemeint und auch gesagt. Wahrscheinlicher aber: Bhhmmrrrr).

Thaddeus: Aber hast du denn auch alles versucht, Vater?

Der Vater: Ich habe alles versucht, mein Junge, ich habe wirklich alles versucht.

Thaddeus (zeigt auf das Glas in des Vaters Hand): Hast du es auch mit dem Glas da versucht?

Der Vater: Bhhmmrrrr.

Thaddeus: Und war auch Wasser darin, Vater?

Der Vater: Wasser, viel Wasser. Aber keine auch noch so kleine Welle.

Thaddeus: Und der Spiegel, hast du auch den Spiegel genommen?

Der Vater klaubt mühselig einen Spiegel vom Boden, reicht ihn seinem Sohn.

Thaddeus schaut ohne zu zögern hinein. Alles erscheint ihm klar und deutlich. Er lässt den Spiegel sinken und gibt ihn ohne ein Wort an den Vater zurück.

(Schweigen.)

Schließlich Thaddeus: Aber hast du es auch mit dem Wachslight probiert?

Der Vater schnäuzt sich und deutet mit der freien Hand auf den Boden.



Vor Thaddeus' Füßen krümmt sich der schwarze Rest eines Baumwollfadens.

Thaddeus (eilends): Und die Flaumfeder?

Der Vater: Hat sich nich gerührt.

Thaddeus: Aber die rauhen Federn ...

Der Vater: Mitten rein ins Nasenloch.

Thaddeus: Ins linke oder ins rechte?

Der Vater: In beide.

Thaddeus: Und Salze, Salmiak?

Der Vater: Bhhmmrrrr.

Thaddeus blickt sich verwirrt um, greift nach einem Messer, streicht mit der Klinge über die flache Hand, schaut den Vater eindringlich an.

Der Vater nickt.

Thaddeus: Auch die Fußsohlen?

Der Vater nickt.

Thaddeus: Beide?

Der Vater nickt noch immer.

Thaddeus: Und vorher gekitzelt?

Der Vater nickt und nickt.

Thaddeus: Und glühendes Eisen?

Der Vater: Bhhmmrrrr. (Vorstellbar: Ich bin mitten in der Nacht zum Schmied gelaufen, aber es hat alles nichts genützt. Wahrscheinlicher aber: Glaubst du ernstlich ...? Und gewiss auch: Und komm mir bloß nicht auf den Gedanken ...)

Thaddeus: Geschröpft? Elektrisiert? Mit Essig eingerieben? Pfefferlösung in den Mund gespritzt?

Der Vater nickt nicht. Er schüttelt auch nicht den Kopf. (Nicken und Kopfschütteln haben sich – rein gedanklich – tatsächlich vollkommen ausgeglichen, so dass jetzt nichts mehr davon zu sehen ist.)

Es genügt ein Blick.

Thaddeus: Wir könnten ihm ein Klistier ...

Der Vater räuspert sich.

Thaddeus: Ein wenig Kochsalz, in warmem Wasser aufgelöst ...

Der Vater steht auf.

Thaddeus: Oder Tabaklösung ...

Der Vater (beiläufig): Tabak hat er immer gemocht.



Thaddeus: Dann machen wir ihm ein Rauchklistier.

Der Vater legt seine rechte Hand auf die linke Schulter des Sohnes und nickt.

Thaddeus: Wir brauchen nur zwei irdene Pfeifen. Ich steck ihm die eine hinten rein, voll mit Tabak, und ...

Der Vater geht.

Thaddeus: ... dann zünd ich das Zeug an ...

Der Vater schüttelt den Kopf.

Thaddeus: ... und du nimmst die andere Pfeife, die leere, und legst die Köpfe übereinander und bläst.

Der Vater: Das solltest du mal probieren, in der Tat, das solltest du mal.

Thaddeus: Ich könnte ...

Der Vater, in der Tür, den Rücken zu Thaddeus: Gute Nacht, mein Junge.

Und ab.

In anderthalb Richtungen.



Dr. Ingot zu Händen

Bericht über den Kirchenbrand samt nächstliegender Ereignisse

Hochverehrter Herr,

es sind nunmehr acht Tage vergangen, dass ich von Ihnen an jenen Ort entsandt wurde, an dem ich mich seither befinde und von welchem aus ich Ihnen diesen Brief übersende, in der Hoffnung, damit Ihr geneigtes Interesse zu erwecken und die in mich gesetzten Erwartungen zu vollster Zufriedenheit zu erfüllen.

Meinem Auftrage folgend, mir ein Bild von den hiesigen Geschehnissen seit dem Kirchenbrände zu machen, will ich Ihnen Bericht geben von den Umständen, die zu dem Brande führten, von seinen Auswirkungen auf das religiöse Leben sowie der Lage im Ort überhaupt.

Gestatten Sie mir, mit dem Brande selbst zu beginnen.

Am Dienstag, den 25. Juli d. J., brach gegen 5 Uhr in der Früh in dem im Unterdorfe gelegenen Haus des Schneiders Hickerling ein Feuer aus, welches rasch auf die in unmittelbarer Nähe befindliche Kirche übergriff und beide Gebäude, angefacht durch einen starken Wind aus Südwest, binnen kürzester Zeit bis auf die Grundmauern einäscherte. Dabei ermächtigte sich das Feuer auch des zwischen der Kirche und dem Grundstück des Schneiders Hickerling gelegenen Pfarrhauses, das an der rückwärtigen Seite schon bald bis hinauf ins Dach brannte. Ebenso fingen die zur Kirche gehörigen Wirtschaftsgebäude Feuer, konnten jedoch, wie auch das Pfarrhaus selbst, mit Gottes Hilfe und durch beherztes Löschen vor dem sicheren Flammentod bewahrt werden. Pfarrer Unger indes, der das Feuer offenbar als erster bemerkt hatte, kam unter nicht näher geklärten Umständen um's Leben. Sein von Brandwunden gezeichneter Körper konnte nur noch tot aus dem circa einhundert Meter unterhalb der Kirche gelegenen Fluss geborgen werden. Ob er indes ertrunken ist, wie manche behaupten, lässt sich mit Sicherheit nicht entscheiden. Zwar hält sich in der gesamten Kirchgemeinde nach wie vor das Gerücht, Pfarrer Unger sei nicht in den Flammen, sondern im Fluss umgekommen, als er versuchte, Löschwasser für die brennende Kirche herbeizuschaffen, doch erwachsen aus den verschiedenen Ansichten hinsichtlich seines tra-



gischen Todes vor Ort keinerlei weiterführende Vermutungen. Allerdings halte ich, wenn Sie mir diesen kleinen Einwand gestatten, die Annahme, wonach Pfarrer Unger ertrunken ist, für wenig wahrscheinlich, da der Leichnam des seligen Pfarrers mit Brandwunden regelrecht übersät war, deren Schwere mir, auch wenn ich kein Arzt bin, recht groß erschien. Im übrigen sah ich den seligen Pfarrer in der Leichenkammer, einem düsteren Ort, direkt neben dem Stall, der von zwei grobschlächtigen Gesellen bewacht wurde, obgleich, so erzählte man mir – und schließlich ließ man mich auch gewähren – nach hiesiger Sitte ein jeder Zutritt hat und es den Angehörigen sogar gestattet ist, Tag und Nacht darin zu verweilen, um Wiederbelebungsversuche zu unternehmen. Es ist daher fast schon ein Segen, dass von der Anverwandtschaft des Pfarrers Unger bislang nichts zu sehen war, ja es sogar heißt, dass eine solche überhaupt nicht existiert. Die Angehörigen hätten sonst mit ansehen müssen, in welcher unwürdigen Umgebung ein Mensch aufgebahrt ist, von dem man, solange die allgemeine Fäulnis noch nicht eingesetzt hat, füglich annehmen muss, dass er nur scheinot ist. Die Luft in dem Raume ist stickig und steht. Ein Ofen ist nicht vorhanden, und man möchte sich nicht ausmalen, was mit einem geschieht, der in einer kalten Winternacht wieder zum Leben erwacht. Überdies stand der Sarg des Pfarrers auf dem blanken Boden, ein festgetretenes Gemisch aus Erde, Lehm und weniger ewigen Ingredienzien, auf dem keine drei Meter entfernt auch die Schweine standen, welche den Brand überlebten. Selbige stehen dort noch immer, und wie es heißt, heizen sie im Winter den Anbau mit ihrer Wärme. Es wäre gewiss nicht unflätig, einmal darüber nachzusinnen, welche Konzentration an Gasen in diesem Raume sodann entsteht und wohl auch jetzt schon herrscht. Ein jeder womöglich noch fein glimmende Lebensfunke würde an einem solchen Ort endgültig zum Erlöschen gebracht. (Ich möchte an dieser Stelle erwähnen, dass mich bereits beim Betreten des Vorräumens zur Leichenkammer ein Schwindelgefühl gepackt hat und es mir nach wie vor ein Rätsel ist, wie die beiden impertinenten Gesellen – der Kirchner und sein Sohn – darinnen überhaupt zu überleben vermögen. Ich selbst jedenfalls habe in dem Raume fast keine Luft bekommen und fürderhin kaum noch zu atmen gewagt.) Wiewohl, von einem Raume zu reden erscheint mir bei der allgemeinen Beschaffenheit der Einrichtung fast übertrieben, schließlich war selbst die Leine, die zu allem Unglück



nur an einer Hand des Pfarrers befestigt war und eher einem Heuseil denn einer feinen Schnur glich, in keiner rechten Ordnung verlegt und überhaupt nur unzureichend gespannt, so dass es einer geradezu unziemlichen Handbewegung bedurft hätte, um die angehangenen Glocken zum Läuten zu bringen. Warum es derer zwei sind, konnte ich bislang nicht ausmachen, jedoch liegt mir die Annahme nicht allzu fern, die eigenartige Verdoppelung mit dem allgemeinen Zustand der Glocken oder gar dem ihrer vermeintlichen Besitzer in Verbindung zu bringen.

Es sei nun aber gesagt, dass die Menschen vor Ort (und das betrifft offenbar auch die jenseits des Flusses Wohnenden) derartigen Dingen keinerlei Aufmerksamkeit schenken, zumindest lässt sich eine solche nicht erkennen, so wie es hier überhaupt nicht viel zu geben scheint, dem eine über das Alltägliche hinausgehende Bedeutung beigemessen wird, ob schon dem teilnehmenden Auge die aufrichtige und ungemindert anhaltende Trauer über den Verlust des Pfarrers nicht entgehen kann. Dennoch erhält auch in diesem Falle die gesamte Angelegenheit keine größere, das heißt über den unmittelbaren Lebensumkreis der Kirchgemeinde hinausgehende Bedeutung, und einzig die verschiedenen Ansichten in Betreff der Todesursache des Pfarrers gaben und geben Anlass für Gerüchte und Diskussionen, ohne dass es, wie bereits erwähnt, dabei zu weiterführenden Ansichten und Vermutungen kommt, wofür es, wie ich Ihnen gleich zu zeigen gedenke, durchaus einigen Grund gibt. Aus dem bisher Gesagten mag jedenfalls hervorgehen, dass es mir anfänglich dünkte, als sei das gegenseitige Widersprechen hier von weitaus höherem Interesse als der zugrundeliegende Fall selbst. Inzwischen habe ich diese meine Ansicht jedoch revidiert und bin zu dem Schluss gekommen, dass es einzig und allein die ungemein tragische Doppelung, ja ich möchte fast sagen das Ineinsfallen zweier so gegensätzlicher Elemente wie Feuer und Wasser war, was den Streit ausgelöst hat und ihn, wenn auch vermindert, am Laufen hält.

Pfarrer Unger jedenfalls wurde unter großer Anteilnahme der Bevölkerung diesseits und jenseits des Flusses am späten Nachmittag des 30. Juli gemäß seinem letzten Wunsche auf dem direkt neben der Kirche liegenden Friedhof begraben. Ich selbst habe der Beerdigung beigewohnt, nachdem ich am Morgen des selbigen Tages, in der wohlbegründeten Erwartung, den Gefühlen der Bevölkerung auf diesem Wege Ausdruck zu



geben, eine kleine Brandpredigt über Jes. 64, 4-11 gehalten hatte: Der Herr hat zu uns geredet durch das Feuer, wir haben seinen Ruf vernommen. (Ich darf erwähnen, dass die schriftliche Abfassung der Predigt meinem Briefe beiliegt.)

Es erscheint mir nun an dieser Stelle geboten, Ihnen alles Wissenswerte zur Brandursache und den möglichen Hintergründen mitzuteilen, wobei ich hierbei fast ausschließlich auf die Informationen angewiesen bin, welche mir durch Einzelne zugetragen oder auf sonst eine Weise zugänglich gemacht worden.

Sicher ist zunächst einmal, dass der Schneider Hickerling und seine Frau, die im übrigen beide seit dem Brande verschwunden sind, schon seit einigen Jahren nicht mehr zu den Kirchgängern gehörten. Nun ist dieser traurige Umstand heutzutage gewiss kein Einzelfall – und mit Blick auf den auf der anderen Seite des Flusses gelegenen Ort leider fast schon die Regel –, gleichwohl sei gesagt, dass es sich bei dem Schneider und seiner Frau weniger um Vernachlässigung des Kirchganges denn um einen spezifischen Fall von alternativer Religionsausübung handelte.

Soweit ich es in Erfahrung bringen konnte, hat der Schneider Hickerling vor Jahren, d. i. in etwa seit Beginn der Amtszeit des Pfarrers Unger, damit begonnen, Bußpredigten unter freiem Himmel abzuhalten, welche sich vor Ort einer gewissen Beliebtheit erfreuten, ohne dass sich freilich sagen ließe, dass ihre Anziehungskraft mit der Zeit stark zu- oder von einem bestimmten Punkte an deutlich abgenommen hätte. Allem Anscheine nach waren Hickerling und seine Frau die einzigen, die bei allen Predigten zugegen waren, während ein Teil der Bevölkerung diesseits wie jenseits des Flusses nur bei passender Gelegenheit hinzuzukommen pflegte. Dem korrespondierte offensichtlich ein kaum anders denn eigenartig zu bezeichnendes Verhalten des Pfarrers Unger, ließ dieser die Abtrünnigen doch anscheinend weithin gewähren. Er scheint sich überhaupt nur ein einziges Mal wirklich eingemischt zu haben, nämlich dann, als der Schneider Hickerling das Tabakrauchen zur Todsünde erklärte.

Ich habe mir überdies in den letzten Tagen ein Bild des seligen Pfarrers zu machen versucht, wobei ich auf eine Anzahl interessanter Aussagen in den von ihm verfassten »Gedanken zur Kirche wie der Parochie überhaupt« gestoßen bin, welche durch Gottes Hilfe vor den Flammen bewahrt wurden und die ich Ihnen nicht vorenthalten möchte. In Hoch-



schätzung Ihres weitreichenden Urteilsvermögens (und im Wissen um die Unzulänglichkeiten meines eigenen) lege ich die Schrift des Pfarrers Unger diesem Briefe bei und führe im Folgenden nur einige wenige Beispiele an, welche mir gleichwohl repräsentativ erscheinen.

So heißt es an einer Stelle, und sinngemäß an manch einer mehr, dass er es als seine Aufgabe betrachte, »der Religion das sonntägliche Staatskleid aus- und die alltäglichen Kleider anzuziehen.« Ein andermal schreibt Unger, in einem seiner seltsamen Rückblicke befangen, er habe sich im ersten Jahr nach seiner Ankunft in der hiesigen Gemeinde für einen regelrechten Justinianus gehalten, im zweiten noch immer für einen Doktor, während es im dritten gerade noch für ein Lizentiat reichte und er sich im vierten nurmehr einen Bakkalaureus nannte. Seit seinem fünften Jahre aber, so teilt er uns mit, sei er nichts als ein einfacher Gläubiger, wobei er hinzufügt, es stehe ihm gut und gefalle ihm nicht weniger, »einer von vielen inmitten der Gemeinde« zu sein. Dazu passt auch, wenn er (wohl an sich selbst gewandt) an einer anderen Stelle fragt: »Warum sollte in einer Religion, die in einer Urkunde aus alten Zeiten niedergelegt und deren Sprache den meisten Menschen heute fremd ist, das wichtigste Wort denjenigen zukommen, welche sich ausschließlich dieser Urkunde und ihrem Studium verschrieben haben? Wozu all die Kommentare, diese Krankheiten überzüchteter Gehirne?«

Eine direkte Antwort konnte ich dem Buch, vom obigen Zitate einmal abgesehen, fürs erste nicht entnehmen, auch wenn sich mit Sicherheit zahlreiche Hinweise auf eine solche finden lassen. Doch wie dem auch sei, die Antwort erhielt ich ohnedies wenig später von einer alten Frau, über die ich bislang nicht viel mehr zu sagen weiß, als dass sie ihr sechzigstes Jahr auf Erden wohl schon überschritten hat, hier im Ort wohnt und ihren Lebensunterhalt mit kleinen Heimarbeiten verdient, deren Produkte sie mir sogleich aufzuschwatzen versuchte. Ebendiese Frau erzählte mir, und ich möchte erwähnen, dass sie dies geradezu beiläufig tat, dass Pfarrer Unger nicht die geringste Scheu gehabt habe, selbst jene Fragen seiner Gemeinde zur Diskussion vorzulegen, über welche die gelehrten Theologen seit langem streiten. Überdies habe er wiederholt erklärt, dass auch der gläubige Bauer, der nie ein griechisches oder hebräisches Wort auch nur gelesen hat, in diesen wie in allen anderen religiösen Angelegenheiten vollkommen urteilsfähig sei und schlussendlich in seinem Glauben



selbst entscheiden müsse. Dazu passt nun eine weitere Stelle aus Ungers Eintragungen, welche kurz vor seinem Tod entstanden ist. Darin heißt es, erneut in der ihm eigenen Frageform, wer wisse denn heutzutage noch, Text und Kommentar zu unterscheiden, wo doch die Worte so oft heller scheinen als die Sachen. Dann zitiert er aus dem ersten Brief an die Korinther: »Und ich, liebe Brüder, da ich zu euch kam, kam ich nicht mit hohen Worten oder hoher Weisheit, euch zu verkündigen die göttliche Predigt«, setzt direkt hinter das Zitat jedoch ein eigenmächtiges »?«, worin möglicherweise – eine seltsame Spiegelung – seine fünf Jahre währende »Eingemeindung« zum Ausdruck kommt. Nun, in seinem letzten Eintrag jedenfalls, geschrieben am Abend des 24. Juli, steht, er wolle Gottes Tafel vor denen decken, die nicht satt sind und es auf Erden vielleicht auch niemals werden.

Es ist, als habe ihm Christi Wort alles gegolten – und ein anderes Mal überhaupt nichts. Gleichwohl wage ich darüber nicht zu urteilen, so wie ich überhaupt den gesamten Fall nicht zu entscheiden vermag. Ich will dies ganz Ihnen überlassen und, so es mir erlaubt ist, an dieser Stelle lediglich zu Protokoll geben, dass sich mir trotz aller Nachforschungen immer noch kein rechtes Bild zeigen will, weder was die religiösen Ansichten des Pfarrers, noch was die seiner Gemeinde samt der ihr Abtrünnigen betrifft. Die gesamte Kirche hier scheint mir von einer Gesinnung durchzogen, die, obgleich im Grunde nicht mehr oder weniger fromm als anderswo, auf keinen mir bekannten Namen hören will, wie überhaupt der Glaube der Leute diesseits wie jenseits des Flusses von einer recht eigentümlichen Natur zu sein scheint, die ich in keine der mir bekannten Schulen oder Richtungen einzuordnen vermag. Ja, es deutet mich fast, als hätten selbst die ungeheuren Diskussionen und Entzweigungen, die unsere große Kirche in den vergangenen Jahren und Jahrzehnten so sehr heimgesucht haben und die gewiss noch immer nicht verklungen sind, hier, wenn überhaupt, so nur einen flüchtigen Eindruck hinterlassen, mögen die einen auch in der Kirche und die anderen unter freiem Himmel gepredigt haben. Von der schneidenden Zwietracht etwa, welche an so vielen Orten und in so vielen Herzen in Anbetracht der drängenden Frage nach dem rechten Verhältnis von Vernunft und Glaube entstanden ist, findet sich hier jedenfalls nirgends eine Spur. Mag andernorts auch der Glaube nach langem Kampfe endlich obsiegen und in sein altes Recht eingesetzt



werden, so scheint es, als habe das Pendel in dieser Angelegenheit hier zu keiner Zeit in die ein oder andere Richtung ausgeschlagen – oder nach beiden Seiten zugleich. Doch will ich mich in diesem Punkte nicht im Spekulativen verlieren.

Was nun aber den Schneider Hickerling und seine Frau betrifft, so steht nach allem, was ich gehört und gesehen habe, fest, dass sie der Tollwurz verfallen waren. Bei diesem Gewächs, welches die Leute hier allesamt kurz Tollwurz nennen, handelt es sich um eine ganz besondere, ja geradezu eigenartige Pflanze, von der ich mir jedoch vor Ort kein eigenes Bild machen konnte, da sie kurz vor meiner Ankunft mit Strunk und Stiel ausgegraben worden ist. Es liegt nahe anzunehmen, dass dies Entfernen von Hickerling selbst bewerkstelligt wurde, überdies offenbar recht kurz vor seinem eigenen, da die aufgeworfene Erde an der entsprechenden Stelle noch recht frisch ist und man die Kraft dieses sagenhaften Gewächses noch regelrecht spüren kann. Aber wie dem auch sei, mit Hilfe der Beschreibungen einiger weniger, welche die Pflanze mit eigenen Augen gesehen haben, ist es mir gelungen, selbige recht genau zu identifizieren. Meine weiteren Nachforschungen haben das, was ich Ihnen im Folgenden mitteilen darf, schließlich erhärtet. Bei der Tollwurz genannten Pflanze handelt es sich um die sogenannte Mandragora oder Gemeine Alraune (*Mandragora officinarium*), wobei alle Anzeichen darauf hindeuten, dass das hiesige Exemplar eine Frühjahrsalraune war, welche von der Herbstalraune (*Mandragora autumnalis*) zu unterscheiden ist. Während diese längliche bis eiförmige Blätter besitzt, welche auf ihrer leicht gewellten Oberfläche behaart und insgesamt von blasser, seegrüner Farbe sind, sind die etwa gleichgroßen, ebenfalls eiförmigen, gefurchten Blätter der Frühjahrsalraune haarlos und von dunkelgrüner Färbung. Darüber hinaus weisen sie eine deutlich sichtbare Nervatur auf. Die Oberfläche der Blätter ist runzelig, ihr Rand gezackt und gekräuselt. Angeblich riechen sie nach frischem Tabak, wenngleich mir diese Eigenschaft trügerisch dünkt, könnte sich besagter Geruch doch leicht von dem angrenzenden Tabakfeld des Pfarrers Unger auf die Pflanze bzw. die Nasen derjenigen gelegt haben, welche mir von ihr so eindringlich berichteten. Im übrigen ist es, wenn Sie mir diesen kurzen Einwurf gestatten, grundsätzlich ein äußerst unsägliches Anblick, wenn ein Tabakfeld direkt neben einer Kirche steht, und noch mehr, wenn es einen derart großen Teil des Pfarrlandes bedeckt wie im Falle des seligen



Pfarrers Unger. Doch will ich in meiner Beschreibung fortfahren, in der Hoffnung, Ihnen damit ein möglichst realistisches Bild zu geben.

Die Blütenstiele der Frühjahrsalraune, welche gemeinlich auch als männliche *Mandragora* bezeichnet wird, sind einblütig und um ein Vielfaches kürzer als ihre Blätter (die Angaben hierzu schwanken im Verhältnis von 1:5 bis 1:20). Sie besitzen zahlreiche, eng beieinander stehende Blüten, wobei diese selbst, vermittelt der bis etwa zur Hälfte miteinander verwachsenen Kronblätter, glockenförmig sind und eine weißliche über gelb bis ins grünliche reichende Färbung aufweisen. Allerdings ist mitunter auch von einer dunkleren, bis hin zu violett und blau gehenden Farbe die Rede. Gewiss aber ist es nun so, dass die fünfzähligen Blüten der *Mandragora officinarum* einzeln inmitten der Blattrosette stehen und nur überaus selten herabhängen. Die Länge der Blütenstiele beträgt dabei bloß wenige Zentimeter, indes der Kelch noch wesentlich kürzer ist. Er besteht aus fünf dreieckigen Kelchblättern, welche in einer länglichen Zuspitzung verlaufen und überdies von gleicher Gestalt sind. Am unteren Ende sind sie zu einer Kelchröhre verwachsen, die von geringerer Länge als die Kelchlappen ist. Demgegenüber ist das Längenverhältnis von Kronröhre zu Kronlappen nur schwer zu bestimmen. Gleichwohl lässt sich mit Sicherheit sagen, dass die Staubblätter in der unteren Hälfte der Krone mit dieser verwachsen sind. Die Staubfäden der Staubblätter sind dabei zur Blütenmitte hin gebogen und von größerer Länge als die Staubbeutel, die nicht einmal einen Zentimeter erreichen. Die Narbe indes hat in etwa die Form eines menschlichen Kopfes und ist wohl zweilappig, während der Griffel fadenförmig beschaffen ist. Die gesamte Blüte der Frühjahrsalraune ist im Gegensatz zu ihren Blättern behaart, indes die Blüte der als weibliche *Mandragora* bezeichneten Herbstalraune offenbar unbehaart und von pentagonaler Form ist. Ihr Blütenstiel ist rötlich bis grün, derweil die Blütenkrone selbst violett und etwa zwei bis fünf Mal so lang ist wie der Blütenkelch. Während die Herbstalraune von September bis November in Blüte steht, blüht die Frühjahrsalraune vom März bis in den Mai, um schließlich etwa pflaumengroße, wiewohl eher kugelförmige Früchte (Beeren) zu tragen, welche golden leuchten, wohingegen die Früchte der Herbstalraune, die überdies weithin vom Kelch eingeschlossen sind, von gelblich-brauner Färbung sind. Zwar haben nur zwei der insgesamt knapp ein Dutzend Auskunft gebenden



Personen das Gewächs im blühenden Zustand gesehen (hinzu kam noch ein etwa dreißig Jahre alter Mann, bei dem der blühende Zustand jedoch einzig seine Phantasie betraf), gleichwohl haben beide den Zeitpunkt des In-der-Blüte-Stehens ohne Zögern ins Frühjahr datiert, wodurch meine Deutung als Frühjahrsalraune weitere Nahrung erhielt. Der Name »Tollwurz« indes leitet sich allem Anschein nach aus der geradezu sagenhaften Bedeutung des unteren Teils der Pflanze ab. Ich will Ihnen davon auch gleich berichten, bin zuvor aber noch in der ebenso glücklichen wie ehrenvollen Lage, Ihnen mitteilen zu dürfen, dass es sich bei der Mandragora mit hoher Wahrscheinlichkeit um jene sagenumwobene Pflanze handelt, die in der Heiligen Schrift als »Dudaim« oder einfach als »Lilie« bezeichnet wird. Zu diesem Schluss ließen mich meine Nachforschungen kommen, von denen ich Ihnen an dieser Stelle in einem vorläufigen Exkurs Kenntnis geben darf.

Bekanntlich heißt es in Gen. 30, 14: »Ruben ging zur Zeit der Weizenernte und fand Dudaim auf dem Felde und brachte sie heim seiner Mutter Lea.«

Während nun in der Randglosse zur Heiligen Schrift gefragt wird, was Dudaim eigentlich seien und eine klare Antwort nicht gefunden werden kann (»Es sollen Lilien, es sollen Beeren sein, und niemand weiß, was es sein sollen«), ist in der älteren Übertragung noch von »alrun« die Rede. Jedoch scheint diese rechte Fährte alsbald verloren gegangen zu sein, denn fürderhin heißt es: »Alrun ist nichts denn ein Gedicht.« Obschon, einen weiteren, mir fast zur Sicherheit reichenden Hinweis erhielt ich von der entsprechenden Stelle in der Septuaginta, wo von den $\mu\eta\lambda\alpha$ $\mu\alpha\nu\delta\rho\alpha\gamma\omicron\rho\omicron\upsilon$ gesprochen wird. Ist hier also von den Äpfeln der Mandragora die Rede, so werden die $\mu\alpha\nu\delta\rho\alpha\gamma\omicron\rho\alpha\iota$ auch im Hohelied 7, 14 erwähnt. Bei dem beschriebenen Geruch der Lilien dürfte es sich demnach um den von Alraunen, mithin um Mandragora, handeln. Ich gehe also bestimmt nicht falsch, wenn ich sage, dass diese zwei Stellen in der Heiligen Schrift uns Kunde von jenen Dingen geben, welche die allgemeine Empfänglichkeit betreffen, und dass die Äpfel der Mandragora rechte Fruchtbarkeitsäpfel sind, für die Rahel nicht von ungefähr einen hohen Preis zu zahlen bereit ist, schließlich ist es Joseph, der ihr durch den Genuss der Früchte geschenkt wird. Es war also die Mandragora, die Rahel von der Schmach befreit hat, noch keinen Sohn geboren zu haben.



An dieser Stelle scheint es mir nun gegeben, meinen Bericht zurück auf den Schneider Hickerling und dessen Frau zu lenken. Dass diese eine Mandragora besaßen, steht außer Frage. Was jedoch ihre Herkunft, Verwendung und Wirkung betrifft, darüber herrscht hier eine große Uneinigkeit, welche freilich nicht verdecken kann, dass ein jeder, der diese Pflanze mir gegenüber auch nur mit einem Wort erwähnte, eine große, ja fast göttlich zu nennende Kraft mit ihr verbindet. Es scheint mir daher notwendig, Ihnen die verschiedenen Ansichten in der gebotenen Kürze darzulegen, damit Sie daraus die rechten Schlüsse zu ziehen vermögen.

Im wesentlichen, so lässt sich konstatieren, existieren zwei Ansichten über die Herkunft der Mandragora des Schneiders Hickerling, obgleich sich die erste meines Erachtens nach an manch einer Stelle im mythischen Dunkel der Geschichte verliert. Gleichwohl will ich Ihnen diese Version nicht vorenthalten, mag doch auch an ihr ein Fünkchen jener Wahrheit haften, die ans Licht zu bringen gewiss Ihre Aufgabe ist, mag ich auch meinen bescheidenen Teil dazu beitragen.

Gemäß dieser ersten Ansicht, welche von etwa der Hälfte derjenigen geteilt wird, welche diesbezüglich zu einer Auskunft mir gegenüber bereit waren oder, was in betreffender Angelegenheit recht oft der Fall war, geradewegs von selbst mit ihren Schilderungen auf mich zukamen, heißt es, die Mandragora habe sich seit jeher an der Stelle befunden, an der sie bis vor kurzem noch stand, im mindesten jedoch gestanden haben muss. Gleichwohl, die Stelle ist nicht leicht einzusehen, denn die Pflanze wuchs, lange Zeit verdeckt von allerlei Gesträuch, am unteren Ende des Gartens, just an der Stelle, an der das Flurstück des Schneiders Hickerling an das der Pfarrei grenzt. Es ist dies eben jene Stelle, an der – gemäß einer mir von einem ortsansässigen Manne mittleren Alters dankenswerterweise zur Einsicht überlassenen Chronik – in früherer Zeit der Galgen stand. Derselbige Mann erklärte mir nun sogleich, dass die Tollwurz, wie auch er die Pflanze nannte, aus dem Samen der ehemals Erhängten entwachsen sei. Seine Frau indes, die sich in unser Gespräch einzumischen pflegte, wann immer es ihr beliebte, widersprach und bestand, ohne auch nur das geringste Blatt vor den Mund zu nehmen, darauf, dass es beim Erhängen niemals zu einem Samenaustritt kommen könne und die Tollwurz vielmehr deshalb an besagter Stelle gewachsen sei, weil der erste, den das Schicksal an den hiesigen Galgen geführt habe, ein noch recht



junger Mann gewesen sei, der aus dem Leben schied, lange bevor seine eigentliche Zeit gekommen war, weshalb folglich nur ein geringer Teil seiner Lebenskraft – sie sprach tatsächlich von Lebenskraft – verbraucht gewesen sei. Das plötzliche Auftauchen der Mandragora habe diesem verlustreichen Umstand Ausdruck gegeben, wobei sie hinzufügte, dass das lange Leben der Pflanze mit der großen Zahl der Erhängten zusammenhänge. Insgesamt eine reichlich seltsam anmutende Erklärung, die in keinster Weise befriedigt. Zum Glück verließ die Frau schon bald wieder das Zimmer, woraufhin der Nachbar des Mannes eintrat (wie hier überhaupt ein ständiges Kommen und Gehen herrscht, wovon der größte Teil offenbar diversen Launen entspringt, zumindest recht spontaner Natur ist). Der Nachbar verwarf nun sogleich die Thesen des Mannes, welche ich ihm kurzerhand referiert hatte, nur um festzustellen, dass nicht der Samen, sondern der Urin der Erhängten den Boden für die Tollwurz bereitet habe. Eine Ansicht, die von der weiterhin nach Belieben rein- und rausscharwenzelnden Frau um nichts weniger verächtlich gemacht und ebenfalls zurückgewiesen wurde. Gleichwohl dauerte es nicht lange und ein weiterer Mann kam hinzu. Er befand, kaum dass ich ihm die im Streit befindlichen Meinungen dargelegt hatte, die am Galgen Hängenden hätten für die Tollwurz niemals auch nur die geringste Rolle gespielt, vielmehr sei nämliche Stelle schon lange vor der Errichtung des Galgens von bestimmten Weibspersonen auserkoren worden, um dort das Blut von Tieren oder Gefangenen, denen man die Kehle durchgeschnitten habe, zu sammeln und in den Boden sickern zu lassen, währenddessen sie aus der versiegenden Lache weissagten. Zu bestimmten Zeiten, so ließ er mich, ob ich es nun hören wollte oder nicht, wissen, hätten die besagten Weibsbilder sogar ihren eigenen Blutfluss in den Dienst der Weissagekunst gestellt. Einen Beleg für diese seine Ansichten konnte der Mann freilich nicht erbringen, wies mich jedoch darauf hin, dass ein solcher in einer Chronik oder sonst einer Schrift offiziösen Charakters auch nicht zu erwarten sei. Als wäre damit die ganze Diskussion beendet, gingen alle raus und auseinander, und ich blieb allein in der Stube zurück und musste mich von der Frau aus dem Haus geleiten lassen.

Nun, neben diesen weit in die Geschichte zurückreichenden Ansichten über den Ursprung der hiesigen Mandragora kam mir schließlich noch eine gänzlich anders geartete Version zu Ohren, welche das Auftau-



chen der Pflanze nicht in alten Zeiten ansiedelt, sondern direkt mit dem Schneider Hickerling und seiner Frau in Verbindung bringt.

In dem Gasthaus, in welchem ich seit nunmehr acht Tagen nächtige und das im übrigen ein rechtes Loch ist, mag es sich auch im höchstgelegenen Teil des Ortes befinden, hörte ich, nachdem ich die ein oder andere Runde bezahlt und die Zungen sich gelockert hatten, am vergangenen Samstag Folgendes: Die Tollwurz (der Name kommt den Menschen hier selbst bei der allerschlimmsten Trunkenheit leicht über die Lippen) ist gemäß dieser Ansicht vor wenigen Jahren zum ersten Mal vor Ort gesehen worden und war zuvor gar keinem bekannt. Soweit ich es herausfinden konnte, tauchte die ~~Tollwurz~~ Mandragora ungefähr zu jener Zeit auf, als der Schneider Hickerling mit seinen Bußpredigten begann. Ein junger Mann, der zu so später Stunde gewiss nicht mehr in der Gaststube hätte sitzen und ebenso gewiss nicht eine derart ungehörige Menge Alkohol hätte vertragen dürfen, erzählte mir in vollkommen klaren Worten, Hickerling habe die Pflanze von einem Tuchhändler bekommen, mit dem er Geschäfte zu machen pflegte. Allerdings fiel dem jungen Manne sogleich sein Gegenüber (ein örtlich bekannter Trunkenbold) ins Wort und bestand darauf, dass die Pflanze durch das ständige, auf ewig an derselben Stelle im Garten erfolgte Urinieren des Schneiders gesprossen sei. Daraufhin schaltete sich der Wirt, ein Kerl, den man sich an keinem anderen Orte denn in seiner dunklen, verräucherten Kaschemme zu denken vermag, ein und erklärte, er habe besagten Vorgang des öfteren mit eigenen Augen gesehen, von einer Pflanze, einer besonderen gar, jedoch nicht das Geringste bemerkt. Das ständige Urinieren des Hickerling habe vielmehr mit dessen Auseinandersetzungen mit Pfarrer Unger zu tun gehabt, wobei Hickerling dem Pfarrer auf diese Art und Weise seine Abneigung anzuzeigen gedachte. Unger aber habe ihn gewähren lassen, zumal Hickerling noch ein jedes Mal davor zurückschreckte, einen Schritt weiter zu gehen und sein Geschäft direkt auf dem Pfarrland zu verrichten. (Es gibt an dieser Stelle, wie ich mich selbst überzeugen konnte, in der Tat keinen Zaun und es scheint dort in jüngster Zeit auch keinen solchen gegeben zu haben). Gleichwohl erinnerte sich der Wirt bei dieser Gelegenheit auch, einmal des Hickerlings Frau gesehen zu haben, die auf blanken Füßen im Kreis tanzte, wobei sie gewisse (hier nicht näher beschreibbare) Laute von sich gegeben habe. Dabei sei sie einzig mit einem langen weißen Hemd



bekleidet gewesen (gewiss ein Produkt ihres Mannes), über dem sie eine Kette aus goldenen Perlen trug (wahrscheinlich die Früchte der Mandragora). Rings um ihren mageren Leib lief schließlich noch ein Gürtel aus Messing, den ihr der örtliche Schmied ohne Bedenken angefertigt hatte. Bei ihrem Tanz, welchen der Wirt mit derart unflätigen Ausdrücken beschrieb, dass ich seine rohe Geilheit wie überhaupt seine ganze ungehobelte Art geradewegs mit Händen greifen konnte – und die mit der Frau des Schneiders Hickerling hoffentlich nichts zu tun haben –, bei diesem Kreistanz jedenfalls sei ganz gewiss das Pfarrland betreten worden, obgleich immer nur für kurze Zeit und bloß mit ein oder zwei schnellen Schritten.

All das habe ich noch in derselben Nacht aufgeschrieben, um Ihnen keine der mir zugetragenen Ansichten vorzuenthalten, mögen sie im einzelnen auch noch so unwichtig erscheinen. Aus diesem Grunde sei auch noch eine weitere Behauptung übermittelt, die in direktem Zusammenhang mit den Geschehnissen steht, welche aufzuklären ich mich auf das Redlichste bemühe.

Gestern Morgen, ich war gerade dabei, mich auf einen weiteren Weg durch den Ort zu machen, traf ich im Hof des Gasthauses ein junges Mädchen von vielleicht vierzehn oder fünfzehn Jahren, das, Sie mögen verzeihen, fast nackt war und sich mit einem Schlauch Wasser erfrischte. Ich wendete natürlich meinen Blick sogleich ab und schickte mich an, zurück ins Haus zu gehen, doch kam sie meinem Ansinnen zuvor und verpasste mir eine gehörige Dusche. Kaum hatte sie das getan, sagte sie, sie habe gehört, dass ich wegen der Tollwurz hier sei. Ich schüttelte eilig den Kopf (mit geschlossenen Augen), aber sie nahm es wohl nur als Reaktion auf das Wasser und fing an, mir folgende Geschichte zu erzählen. In der, wie sie es nannte, fünften Kirschwoche saß sie spätabends (die Kinder hier scheinen generell recht spät ins Bett zu kommen) auf einem der alten Bäume im Garten des Pfarrers Unger, als plötzlich unter ihr, durch das dichte Blattwerk und die vielen Früchte fast zur Gänze verdeckt, der Schneider Hickerling aus seinem Haus in den Garten trat. Nachdem er sich kurz umgeschaut hatte, begann er sogleich damit, die Wurzel einer Pflanze, in welcher das Mädchen die Tollwurz erkannt haben will, freizulegen. Kaum aber hatte er das getan, da zog er auch schon ein kleines weißes Stück Stoff aus der Tasche. Das Mädchen, das nun erst recht sehen wollte, was unter



ihr geschah, rutschte auf ihrem Ast nach vorn, bis dieser brach und sie in die Tiefe stürzte. Ob sie wirklich von dem Ast gestürzt ist, konnte ich, wie Sie sicherlich verstehen werden, nicht ersehen. Gleichwohl habe ich mir inzwischen ein Bild von besagtem Baume machen können, unter dem tatsächlich ein großer abgebrochener Ast samt einer Menge schwarzroter Kirschen liegt. Aber wie dem auch sei, das ganz und gar Wunderbare ist nun, dass das Mädchen gar nicht bis auf den Boden, sondern nur auf den unter ihr wachsenden Ast fiel, an dem sie sich sogleich festklammern und schon bald wieder aufrichten konnte, wobei sie zu ihrer Überraschung sah, dass der Schneider, der nur wenige Meter von ihr entfernt im Gras hockte, von alldem offenbar überhaupt nichts mitbekommen hatte. Obendrein konnte die Kleine das Geschehen von ihrem neuen Platz aus besser beobachten und so sah sie, wie Hickerling den oberen Teil der Pflanze mit beiden Händen umgriff und ihn behutsam zusammenpresste, bis er in eine Hand passte, während er mit der anderen anfang, ihr das weiße Stück Stoff überzustülpen, das sich in den Augen des Mädchens als ein kleines Hemdchen entpuppte. Schon bald erkannte sie, dass es der Schneider mit seinen Bemühungen auf die soeben erst freigelegte Wurzel abgesehen hatte. Es dauerte dann auch nicht lange, und das Hemdchen war über die Wurzel gestülpt. Zunächst erschien das Kleidungsstück dem Mädchen viel zu lang, doch dann sah sie, wie der Schneider einen Faden in seiner rechten Hand hielt, eben jener Hand, mit der er gerade noch die Blätter der Tollwurz zusammengerafft hatte. Mit diesem Faden nun lief er ganz langsam, jedoch ohne innezuhalten oder sich auch nur ein einziges Mal umzudrehen, hinter das Haus, wobei das weiße Hemdchen über der Wurzel aufgetrennt und dabei immer kürzer wurde. Als es schließlich nur noch den oberen Teil der Tollwurz bedeckte, hörte der Faden plötzlich auf zu laufen und straffte sich, woraufhin die Wurzel bewegt ward und ein grauenhafter Schrei ergellte, der, so erzählte mir die Kleine mit vollauf gefasster Stimme, mit Sicherheit nicht von dem Schneider selbst stammte, zumal dieser kurz darauf zu seiner Pflanze zurückkehrte, als sei nichts geschehen, den Faden bis auf ein kleines Stück abschnitt, den Rest in seine Tasche stopfte, die Wurzel wieder mit Erde bedeckte und zurück ins Haus ging.

Von diesem Haus nun berichtete mir das Mädchen ebenfalls, derweil sie gewiss noch immer kein bisschen bekleidet war und ich mit geschlossenen Augen und abgewandtem Gesicht vor der Tür des Gasthauses stand



und unablässig an den hohen Auftrag dachte, der mir zuteil geworden ist. Und so hörte ich, dass der Großvater des Mädchens einst darum gebeten worden war, ein kleines Fenster im Hause des Schneiders zuzumauern. Als er sich aber anschickte, den letzten Stein zu setzen, sei plötzlich der Schneider hinter ihm aufgetaucht und habe ihm ein Kästchen gereicht, welches wie ein Sarg geschnitzt und obendrauf mit einem Kreuz verziert war. Dieses Kästchen habe der Großvater schließlich an Stelle des letzten Steines einmauern müssen, jedoch niemals erfahren, was sich darin befand. Er habe nur zu sagen gewusst, dass es dumpf klapperte, als er das Kästchen in die Wand einsetzte. Am darauffolgenden Tag, sagte das Mädchen, hatte der Schneider schneeweißes Haar, weißer als das des Großvaters. Dabei zählte er zu diesem Zeitpunkt gerade mal zweiunddreißig Jahre und war eben halb so alt wie der Großvater, der wenige Tage später ganz und gar unerwartet verstarb.

Ich hatte mich im Wunsche, ihr mein Beileid auszudrücken, bereits umgedreht, da erst besann ich mich meiner Lage, doch hatte ich Glück, denn von dem Mädchen war nichts mehr zu sehen. Ich wollte es sogleich einen Jammer nennen, doch fand ich mich schon bald in meinem Zimmer wieder und musste Abbitte tun.

(Wie ich inzwischen herausgefunden habe, handelt es sich bei dem Großvater des Mädchens um einen gewissen Karl Maurer, derweil man das Mädchen Miranda nennt. Ihr Vater, Alfred, hat das Land vor wenigen Monaten aus mir bislang unbekanntem Gründen verlassen, so dass die Kleine nun allein mit ihren Brüdern in einem schon recht verfallenen Haus lebt. Die Mutter, so sagte man mir, sei bei der Geburt gestorben, und die Frauen, die der Vater später ins Haus brachte, hätten es allesamt nur wenige Tage, ja mitunter nur Stunden darin ausgehalten.)

An dieser Stelle scheint es mir nun angebracht, auf den Kirchenbrand zurückzukommen und den Hergang nach dem Gesagten, und angereichert mit jenen verbliebenen Ansichten, Eindrücken und Äußerungen, welche hier niederzuschreiben ich bisher noch keine Gelegenheit hatte, in einem ersten Versuche zu rekonstruieren, in der Hoffnung, meine Ausführungen mögen bei Ihnen auf Zustimmung, zumindest aber auf Interesse stoßen.

Als ich vor Ort nach dem seelischen und körperlichen Eindruck fragte, welchen der Schneider Hickerling und seine Frau in den Tagen vor dem



Brande und auch sonst gemacht haben, erhielt ich das Folgende zur Antwort: Manche berichteten, der Schneider und seine Frau seien ihnen seit einiger Zeit euphorisch vorgekommen, gerade so, als ob die Geschäfte besonders gut liefen. Einige gingen sogar so weit zu sagen, sie hätten wie in einem Rausche gelebt. Andere hingegen teilten diese Einschätzung ganz und gar nicht und behaupteten, die beiden seien meist nur bei ihren Bußpredigten zu sehen gewesen und hätten die restliche Zeit über zurückgezogen in ihrem Hause gelebt, wobei manch einer der Ansicht war, sie seien Nachtfahrende gewesen. Traten sie aber einmal aus ihrem Haus, so wirkten sie wie in einem Traume befangen. Es scheint mir nun an beiden Ansichten Wahres zu sein, berichtete mir doch eine junge Frau, welche ansonsten nichts zu dem Geschehen beizutragen hatte und der ich auch nur am Rande von meiner Verunsicherung ob der unterschiedlichen Ansichten erzählte, ihr seien beide Eindrücke wohlbekannt. Überdies sei ihr aufgefallen, dass Hickerling und seine Frau zwischen Schlaf und Rausch schwankten und das eine Mal vollkommen verzückt und das andere Mal wie betäubt wirkten, nicht selten in kurzem Wechsel aufeinander.

Sicher scheint mir nach alledem zu sein, dass der Schneider Hickerling und seine Frau wegen der in ihrem Garten befindlichen Mandragora mit den Bußpredigten unter freiem Himmel begannen. Dabei mögen sie anfangs nur von den Früchten der Pflanze gekostet haben, bald aber schon von diesen in die wechselvollsten, um nicht zu sagen phantastischsten Zustände versetzt worden sein. So erzählte mir dann auch der Junge, den ich vor einigen Tagen des Nachts in der Gaststube traf, er habe gehört, wie die Frau des Schneiders im Garten stand und mit feierlichen Worten erklärt habe: »Gott, der du den Menschen ohne Schmerz geschaffen, ich lege nun diese Beere, die niemals gesündigt, in meinen Mund, damit auch mein irdischer Leib den Frieden fühle, so wie du ihn einst schufest.«

Er erinnerte sich noch ganz genau an ihre Worte, denn, so versicherte er mir, sie habe bei den wenigen Gelegenheiten, bei denen er den gesamten Vorgang beobachten konnte, immer dieselben benutzt und die goldgelbe Beere tatsächlich ein jedes Mal in ihren Mund gelegt und zweifellos auch von ihr gekostet.

Nun, einige Tage vor dem großen Kirchenbrand, vielleicht auch erst am Abend des 24. Juli, müssen der Schneider Hickerling und seine Frau die Wurzel der Mandragora ausgegraben haben, welche mir von dem



Mädchen so eindringlich beschrieben wurde und überdies von mannhafter Gestalt zu sein scheint. Warum sie die Mandragora dem Boden entranen und welche Bedeutung dabei dem weißen Hemdchen zukommt (das sein reines Weiß gewiss verloren hat, nachdem es samt der Wurzel mit Erde bedeckt ward), vermag ich noch nicht zu sagen, gleichwohl wurde mir von vielen Seiten übereinstimmend berichtet, dass die Einnahme der Wurzel die wundersamsten Träume und wahre Rauschzustände bewirke. (Ich habe es fürs erste vermieden nachzufragen, woraus sich dieses Wissen speist.) Es liegt mir somit nicht fern anzunehmen, dass die beiden am späten Abend des 24. Juli die Mandragora aus einem mir noch unbekanntem Grunde aus dem Boden gezogen und von der Wurzel gekostet haben. Deren Wirkung nun aber war um ein Vielfaches stärker als sie es von den Beeren her kannten, und so wurden sie nicht nur verzückt und berauscht, sondern schließlich von wilden Träumen gepackt, welche sie dazu brachten, ihr eigenes Haus anzuzünden. So wie die Mandragora in ihnen brannte, so sollte es auch außerhalb von ihnen sein.

Was dann geschah, konnte ich bisher noch nicht in allen Einzelheiten ermitteln. Sicher aber ist, dass der Schneider Hickerling und seine Frau seither verschwunden sind, mögen sie nun von ihrem Rausch fortgetrieben oder, ob des lodernnden Feuers wieder nüchtern geworden, ausgerissen sein. Das Feuer jedenfalls griff schon bald auf die Kirche über, äscherte sie ein, tötete den Pfarrer Unger und fügte der gesamten hiesigen Kirchgemeinde schwersten Schaden zu.

Allein, ich möchte diesen meinen Bericht nicht derart trüblich schließen, Ihnen vielmehr mitteilen, dass die Parochianen, welche fast ausnahmslos anwesend waren, vor zwei Tagen einstimmig beschlossen haben, die Wohnräume des Pfarrhauses wiederherzurichten und alle kirchlichen Akte bis auf weiteres in dem vom Feuer weithin verschonten Saale des Pfarrhauses vorzunehmen. Zu diesem Zwecke soll der Raum durch Wegnahme zweier Wände vergrößert, gesäubert und anschließend entsprechend eingerichtet werden, damit er ein würdevolles Aussehen erhalte. Ein weiß gedeckter Tisch mit dem Kruzifix und einem Kerzenleuchter darauf wird der Altar sein. Ein hölzernes Pult ersetzt einstweilen die Kanzel. Hinzu kommt der aus der abgebrannten Kirche gerettete Taufisch. Auch wurde entschieden, zur Begleitung der Chorsänger ein Harmonium anzuschaffen. Ich möchte daher die Gelegenheit nutzen, um bei Ihnen



bezüglich der Möglichkeit einer anteiligen Finanzierung nachzufragen. Ich selbst habe mich bereit erklärt, eine kleinere Summe beizusteuern. Überdies würde ich, so Sie damit einverstanden sind, meinen bescheidenen Beitrag zum Wohle und neuerlichen Erblühen der Gemeinde leisten, indem ich bis auf weiteres die sonntäglichen Predigten halte und darüber hinaus den Parochianen als Informator in religiösen Angelegenheiten diene.

Mit allergrößter Hochachtung verharre ich gehorsamst,
Johann Christian Martin Fuggert

Der Bilderbogen zeigt eine verkehrte Welt. Ein reicher Herr putzt seinem Knecht die Stiefel, indes nebenan ein Mann ein Baby im Arm hält und füttert, währenddessen seine Frau genüsslich raucht. Im Bild darunter zieht derweil eine Bettlerfamilie mit vollen Körben durchs Land und nicht weit entfernt Soldaten fort vom Feind.

Glatt gestrichen entfaltet sich das Papier vor Nepomuk auf dem Tisch, eingerahmt von wenig andächtig getrockneten Pfüützen vormals schäumenden Bieres, getroffen über die Ränder von Mündern und Krügen. Darin und daneben unappetitliche Reste überbordender Mahlzeiten, die zu entfernen Nepomuk noch spät in der Nacht (gemäß seiner Rechnung freilich schon früh am Morgen) aufgetragen worden ist. Geschehen ist bislang nichts, und einzig ein großer Fettfleck zeichnet sich durchs Papier.

Vor wenigen Stunden noch hätte er ihn mit einer simplen Handbewegung in die Luft malen können, der von den Dämpfen einer Horde Männer geschwängerten, Nimmersatte allesamt.

Fleisch hatte Fleisch verschlungen und Rauch den Raum erfüllt, derweil in niederen Regionen Ausdünstungen, die einzuatmen gewiss kein Spaß ist, gegen's Holz geplautzt und anzüglich über die Tische gewabert waren. Dazu Gläserklirren, Krügekrachen, Tellerscheppern, Mündermurmeln, Kartenklatschen, verwunschene Schreie und verwünschte Verfehlungen.

Doch ist dieser Ort längst wieder zerfallen, und was bleibt, ist ein fettetes Blatt Papier auf grobschlächtigem Holz, darüber Sinn und Sinne dialektische Spielchen mit Hang zur Spielerei aufführen – und die Sätze im Schädel mäandern.

Es fing alles damit an, dass Bertschie Bückling bei seiner Geburt ins Wasser fiel. Um genau zu sein, fiel er in den Fluss, just in dem Augenblick, als seine Mutter – eine hochgebildete, hochanständige und hochschwangere Frau – selbigen zu überqueren versuchte. Mit dem Boot, wie gewöhnlich. Den linken Fuß fest gegen die Uferböschung gepresst und den rechten noch auf dem Kahn, spürte Berta Bückling plötzlich, dass sich etwas in ihr löste, dass es jetzt, genau jetzt, soweit war, und dass es innezuhalten galt, hier, an diesem Ort, den der Allmächtige in einem seiner unerklärlichen Ratschlüsse für sie auserwählt hatte. Und so blieb sie stehen und nahm nicht die Hände, die sich ihr darboten, männlich, allzu männlich, am Ufer wie auf dem Kahn, sondern griff in die geschlitzte Weißware unter ihrem Rock, griff mit beiden Händen hinein und riss sie auf und entzwei.

Es war die irdischste aller Erlösungen – und Bertschie Bückling war ein Teil von ihr.

Ein Akt gravitatorischer Gefolgsamkeit, begleitet von einer reißerisch umherzwirbelnden Nabelschnur, an deren Ende ein kleiner schmieriger Schreihals über dem ungerührt dahinfließenden Wasser schwebte, indes seine Mutter die Hände vors Gesicht schlug und in die Knie ging.

Es war dies der Augenblick, in dem der Mann am Ufer zu taumeln begann und der auf dem Kahn ohnmächtig folgte.

Bertschie Bückling aber verstummte – und kurz darauf war seine Geschichte in aller Munde.

»Er ist einfach aufgetaucht. Wie eines dieser Schiffe ...«

»Der ganze Fluss hat gebrodelt.«

»Er ist aus dem Wasser zu uns gestiegen.«

Und dergleichen mehr.

Bertschie Bückling aber hasste das Wasser. Vom ersten Moment an. Und als ihn der Pfarrer ein paar Tage später zu Bündniszwecken in selbiges tunkte, ließ er seinen Tränen sogleich freien Lauf. Doch waren die nur fürs erste Versenken. Dem zweiten Abgang folgte sodann ein gezieltes Gesabber, und als Bertschie Bückling zum dritten Male auftauchte, hatte er bereits einen lauwarmen Strahl auf den Kirchenmann gerichtet.

Wenig später hatten allerlei Mündler der Geschichte von Bertschie Bückling ein weiteres Kapitel hinzugefügt, und nicht einmal seine Mutter, eine Frau, die im Augenblick der Niederkunft beschlossen hatte, sich – mit Ausnahme ihres Bertschies – sämtliche Männer und ihre Ge-



schichten für den Rest ihres Lebens vom hochgeschnürten Leib zu halten, kam umhin, ihrem »Schaumgeborenen« davon zu erzählen. Jahr für Jahr, immer am Tag seiner Taufe.

Bertschie vernahm ihre Worte mit wachsendem Stolz, allein, es gelang ihm nie zu entscheiden, ob er an diesem Tag nun gewonnen oder verloren hatte. Und das war schließlich, worum es ging. Von Anfang an.

Was er dagegen sehr wohl wusste, war, dass es keinen Sinn machte, mit Wasser gegen Wasser vorzugehen. Und so beschloss er, nachdem er die Geschichte zwei Dutzend Male gehört und darüber vielleicht nicht sonderlich groß, dafür aber vollkommen erwachsen geworden war, eine Brücke zu bauen. Eine Brücke, die die beiden Orte der Kirchgemeinde miteinander verband, dabei aber jeglichen Kontakt mit dem Wasser vermie. Eine Brücke ohne einen einzigen Pfeiler.

Ein perfekt waagerechter Strich über den Fluss, das war sein Traum. Ein Steg auf zweiunddreißig Pfählen, die oben grün wurden und unten verfaulten, das war, was sich machen ließ. Zumindest fürs erste. Denn nachdem der Steg im Jahre zwölf seines Bestehens von einem unsagbar gewöhnlichen Frühjahrshochwasser hinweggeschwemmt worden war (es wurde lediglich bemerkt, der Steg sei »komplett abhanden gekommen«, woraufhin das Gerücht aufkam, sein Niedergang sei »ungewöhnlich gleichmäßig« verlaufen und der Steg weniger weggebrochen als vielmehr »wie eine Wand ins Wasser gesackt«), begann Bertschie Bückling sogleich mit der Planung seiner – wie er es nannte – »Composition No. 1«, deren Klarheit im Entwurf ihm jedoch als Einfalt im Geiste ausgelegt wurde, woraufhin er sich ein- und seiner – wie sie nun hieß – »Composition No. 2« zwei Strompfeiler hinzufügte, welche, kaum dass die Brücke fertiggestellt war, »von feindlichen Truppen zum Zwecke der Rückzugssicherung in die Luft gesprengt wurden« (wie es offiziell hieß), indes Bertschie Bückling daran nichts Feindliches erkennen konnte und die gesamte Angelegenheit, von ein paar dicken Tränen verdeckt, als Grundlage des einen, zielsicheren Fortschritts interpretierte, auch wenn der Krieg (mal wieder) verlorengegangen war. Aber wen kümmerte das schon? Bertschie Bückling jedenfalls nicht. Er entwarf schon bald eine neue No. 1 – einen schmiedeeisernen Strich quer durch die Landschaft, den er »alleruntertänigst« verschickte und der grußlos wieder zurückkam, durchgestrichen, verworfen in einer Welt, die – so sah zumindest er es – selbst voller gerader Linien war.



Allein, noch war seine Sicht auf die Dinge nicht die allgemein gültige, war die graue Schlacke aus Zeit, die über den alten Geistern lag, stärker als er – ein riesiges, von Schimmel überpelztes Spinnwebgewebe, das zu durchdringen ihm nur von oben gelingen würde.

Und so beugte er sich ein weiteres Mal und machte aus seiner Eins eine Zwei und rundete unter die Gerade die Bögen, die in der Mitte über einen Pfeiler ins Wasser liefen und kurz nach Fertigstellung den »eigenen« Truppen dazu dienten, dem »feindlichen« Heer den Weg abzuschneiden. Zumindest bis zum nächsten Tag. Indes, auch dieser Verlust interessierte Bertschie kein Stück. Die Fronten mochten wechseln und die Herren ebenso, der Fortschritt aber, der ließ sich nicht umkehren. Nein, er würde weitergehen und sein Ziel finden, selbst wenn jetzt Frieden herrschte und keiner eine neue Brücke zum Wegsprengen brauchte. Er, Bertschie Bückling, würde seine Composition bauen, seine erste und einzige, und sei es bis auf weiteres auch nur auf dem Papier. Er würde der Vorsehung des Fortschritts folgen und sich führen lassen, in stummer Bestimmung, so oft er in der Folge auch scheiterte, sei es am gemeinen ästhetischen Empfinden oder den üblichen monetären Missständen, an technischem Unverstand oder am architektonischen Juste Milieu – oder an allem zusammen. (»Der Entwurf der Brücke ist unvollständig. Es fehlen sämtliche Bogenelemente. Diese würden die gesamte Konstruktion zweifellos schöner, ihre bauliche Umsetzung jedoch um ein Vielfaches teurer machen. Letzterem Punkt kommt gerade unter national-ökonomischen Gesichtspunkten, d. h. beim aktuellen Stand des Produktionsvolumens von gepuddeltem Schmiedeeisen eine besondere Bedeutung zu, da, wie allgemein bekannt sein dürfte, die derzeitige Nachfrage das Angebot weit übersteigt. Überdies ergeben sich aus der zugrunde liegenden Konstruktion erhebliche statische Probleme, die sich – siehe oben – nicht dadurch lösen lassen, dass wir es anderen gleich tun und kurzerhand sagen: ›Ich bin im Besitz des Eisens, ich brauche mich mit der Statik nicht zu plagen.«)

An dem Tag, an dem ihr Sohn diesen Brief erhielt, starb Berta Bückling. Um genau zu sein, ließ sie sich sterben, und alles, was sie hinterließ, war ein zweiundvierzigjähriger Mann, der sie auf Händen runter zum Fluss trug und in ein Boot legte, mit dem er ohne zu zögern das Wasser durchschnitt und erst am darauffolgenden Tag wieder zurückkehrte, lautlos, bis auf einen einzigen Schrei am Ufer, der ihm bis ins Mark gellte,



bitter und tief, und ihn schwören ließ, dass er diesen Weg nie wieder nehmen werde, unter keinen Umständen, niemals!

Und um nichts weniger aber beschloss Bertschie Bückling noch im selben Moment allen weiteren Compositionen zu entsagen, auf dem Papier wie zwischen den Ufern, und sich ganz ins Reich des Geistes zu begeben, das rein war und der Klarheit seiner Linie eines Tages Gestalt geben würde.

Bis auf weiteres aber vergingen die Tage dreckig wie immer, was gleichsam auch heißt, dass man sich auf beiden Seiten des Fluss' mit dem Fehlen einer festen Verbindung abfand – und schon bald aus alten Gewohnheiten ein neues Geschäft machte. Eines, das Boote in allen erschwinglichen Größen ebenso umfasste wie Drahtseile für sämtliche Vorrichtungen und Zwecke, von denen manche freilich nur schwer zu erkennen, andere dagegen vollkommen unterirdisch waren.

Geändert hat sich daran bislang nichts, doch werden – die neueste Gewohnheit für ein altes Geschäft – seit dem Kirchenbrand eine Reihe *spezieller Fährleistungen* angeboten, welche allesamt zu einer ausgemacht nachtschlafenden Zeit stattfinden und wahlweise von »legalem« oder »fast legalem« Charakter sind, wiewohl auch »einstmals legale« und »bestimmt bald wieder legale« Fuhren angeboten werden.

Darüber hinaus im Angebot: Aale, Angelhaken, Anlegeketten und Ausreden für nicht getätigte Kirch-, Schul- und Verwandtschaftsbesuche, wobei erstere jenes, zweitere dieses und letztere beide Ufer betreffen – ein kompliziertes System der Gewaltenteilung, fein ausbalanciert mit Hilfe des Fluss'.

Und doch wird einmal im Jahr eine Brücke erbaut, auch wenn selbige nur aus Booten besteht, die, von zwanzig Männern beider Orte gesteuert, vielleicht keine Gerade, so doch eine Linie bilden, über welche die Frauen mit einem Tablett voller Geschirr möglichst schnell zum jeweils anderen Ufer hin eilen, zehn rüber, zehn nüber und wieder zurück, gleichob man schon Männer gesehen hat, die, nachdem ihr Weib die andere Seite erreicht, stracks aus der Reihe trieben, und es um nichts weniger Frauen gab, die sich – Oh rettendes Ufer! – auf der gegenüberliegenden Seite mit einem kompletten Kaffeeservice in der Hand in die Büsche schlugen.

Ja, die Beziehungspflege nimmt mitunter seltsame Formen an, und so nimmt es nicht wunder, dass sich die Verbindungen im Laufe der Zeit zwischen den beidseits des Flusses gelegenen Dörfern auf höchst eigentümliche Art und Weise entwickelten und in einer Reihe obskurer

Wettbewerbe mündeten, von denen das stumme Steinhüpfen (auch Steinchenschellen genannt) der mit Abstand prestigereichste ist, was zweifellos daran liegt, dass die üblichen Verbalinjurien, welche derartige Wettstreite traditionell zu begleiten pflegen, im besagten Fall immanenter Teil des Spiels sind (zumindest von allen Beteiligten als ein solcher betrachtet werden), auch wenn während des Wettkampfes – größtmöglicher Gegensatz zu allen anderen Konkurrenzen – nicht eine einzige der über Jahre hinweg einstudierten Beleidigungen laut ausgesprochen wird.

Weshalb dann auch nur feinsinnige Gedichte überliefert sind.

Es ruhen die Ufer,
es flitzen die Steine,
wer das andre erreicht,
erreicht auch das seine.

Wie es Universalius auszudrücken pflegt, eben jener Universalius, der dem besten Steinchenwerfer eines jeden Jahres ein Siegeslied andichtet, ob dieser nun will oder nicht.¹

Es ist dies gleichsam auch jener Universalius, der – wer hätte das bezweifeln wollen? – auch der Erfinder besagter Disziplin ist, bei welcher es, kurz gesagt, darum geht, einem flachen Stein ein paar ausgewählte Beleidigungen für die gegenüberliegende Seite einzuschreiben und das gesamte Paket an einem bestimmten Tag im August vermittle einer möglichst geringen Zahl an Sprüngen über den Fluss aufs andere Ufer zu schicken, was freilich nur in den wenigsten Fällen (und den meisten überhaupt nie) gelingt, weshalb sich einige eher dem Phantastischen zuneigende Geister jahrelang stillschweigend die Frage gestellt haben, was wohl die Fische bei alldem denken – selbstredend immer erst *nach* ihrem Wurf.

Ein solcher – und hier folgen wir Universalius' Schrift »Über Geschichte, Technik und Material des steten Steinwerfens«² – »stellt den Werfer vor

1 Die frühen Siegeslieder, Universalius nennt sie epische Epinikien, sind abgedruckt in: Universalius: Lithographische Epibolien, Bd. 1, S. 7–114. (Band 2 in Vorbereitung).

2 Siehe besonders Kapitel II: Spielformen, darin § 3: Stummes Steinchenschellen, Abs. 4: Lokale Traditionen, woraus auch das folgende Zitat entnommen ist.

eine Reihe von Problemen, muss er sich doch zunächst einen flachen, möglichst ellipsoiden Stein besorgen, welcher hinreichend groß ist, um den von ihm ausgewählten Spruch auf einer Seite zu fassen, gleichob der Stein auch nicht zu groß sein darf, da ein solcher dem Wasser unmittelbar zu viel Widerstand leisten und schon nach wenigen Metern untergehen, um nicht zu sagen *widerstandslos darin versinken* würde. Ist der rechte Stein dann endlich gefunden und das Sprüchlein (eine handelsübliche Schmäherei, ein wohlbegründeter Affront oder sonst eine kecke Bemerkung) draufgeschrieben, so gilt es, das Wurfobjekt mit großer Schnelligkeit und vermittelt einer möglichst hohen Eigenrotation, die sich mit etwas Übung zwischen Daumen und Zeigefinger leicht erzeugen lässt, in einem spitzen, wiewohl nicht zu spitzen Winkel ins Wasser zu werfen, wobei hinzugefügt werden muss, dass Wurf- und Wasserhöhe tunlichst wenig differieren sollten.«

Nun, hatte man besagte Lästereien dem Wurfobjekt anfänglich noch eingeritzt, so gingen die Versiertesten unter den Steinchenwerfern, welche allesamt schon mehrfach das gegnerische Ufer erreicht, bald dazu über, ihre Botschaften mit Kreide auf die Steine zu schreiben, was die Wirkung auf die Adressaten sogleich spürbar erhöhte und überdies Raum für gezielte Invektiven eröffnete, (»Der Wirt schreibt, wir stehen bei ihm in der Kreide. Beide!«), derweil man sich in den eigenen Reihen auf diese sinnreiche Art und Weise von den hiernach sogenannten Tunkern abheben konnte, zumindest für ein, zwei Veranstaltungen, denn dann hatten auch die Tunker die Kreide zu schätzen gelernt, weniger wegen ihrer Qualitäten über der Wasseroberfläche als wegen jener *darunter*, schließlich löste das knochentrockene Zeug die quälende Frage nach möglichen Offenbarungen gegenüber den Fischen in sich selbst auf.¹

Allein, mit alldem hatte Bertschie Bückling nicht das geringste zu tun.

1 Es sei an dieser Stelle hinzugefügt, dass, wie Universalis (ebd.) schreibt, »Tunker ein überaus zweifelhafter Begriff [ist], den zu verwenden bislang das Vorrecht des Religionshistorikers und Ethnologen war, auch wenn angemerkt werden muss, dass die terminologische Transformation ihren ungewussten Grund im Fehlen einer entsprechenden Bewegung vor Ort findet (und demzufolge recht eigentlich als eine solche nicht gelten kann), nichtsdestotrotz manch tunkerische Praktiken und Lehren hierzulande gewiss Anklang finden würden.«

Ein dunkle Vorahnung. Im Nach hineinbetrachtet.



Es ist eine verkehrte Welt, in welcher der Herr, der seinem Knecht die Stiefel putzt, Herrenkleidung trägt und der Knecht die seine.

Es ist eine verkehrte Welt, in der ein Mann, der ein kleines Kind im Arm hält und es füttert, zum Fremdkörper einer Umgebung ausstaffiert ist, in der seine Frau aufgeht wie ihr Rauch in der Luft.

Es ist eine verkehrte Welt, durch welche die Bettlerfamilie zieht, mit vollen Körben und leeren Mägen, den Soldaten, die gerade gemordet, entgegen.

Es ist eine verkehrte Welt in den Bildern, eine wahrhaft verkehrte Welt. Bilder, bis zur Selbstverständlichkeit vervielfältigt.

Bilder, an deren bloßem Dasein er nichts zu ändern vermag.

Und doch: Er kann sie lesen, gegen Federn und Pinsel, Kreide und Schaber, kann sie lesen gegen den Strich.

Aber das reicht ihm nicht. Er will, er muss ein Zeichen setzen, eine Lücke in den Rhythmus der Bilder bringen.

Und so greift er nach der Schere und schneidet sie auf, »Die verkehrte Welt«. Drei Schnitte, bis das ›k‹ in ihr fehlt.



»Jetzt singen sie wieder, hörst du's, jetzt singen sie wieder. Und wie Recht sie damit haben! Von einem aufgewärmten Essen, einem ungelehrigten Arzt und einer schlechten Ehefrau möge der Herr auch mich bewahren. Oh ja, das möge er. Verschonen möge er mich. Auf meine alten Tage ...

Denkst jetzt bestimmt, ich nutze jede Gelegenheit, um dir eine Geschichte aufzuschwatzen, und wenn es keine Gelegenheit gibt, dann rede ich eben eine herbei, nicht wahr, das denkst du doch. Dabei ist es immer dieselbe Geschichte, immer dieselbe. Aber du hörst sie dir ja doch an. Ist schließlich auch meine Geschichte, und ich erzähle sie immer ein wenig anders, nicht wahr, immer ein wenig anders. Aber es stimmt, der Herr hat mich bisher vor dem Schlimmsten bewahrt, auch wenn meine Frau schon früh von mir gegangen ist und ich nicht weiß, was du heute in deinem Korb hast. Aber meine Frau war keine schlechte, das sag ich dir, keine schlechte, und das gleiche hoffe ich auch für die Mahlzeit da in deinem Korb. Aber pack sie nicht gleich aus, will dir erst noch von dem Arzt erzählen.

Mein Großvater war's, mein eigener Großvater. War der erste in der Familie, aus dem sie einen Arzt gemacht haben. Ach, was sag ich, einen Gelehrten haben sie aus ihm gemacht, einen richtigen Gelehrten! Und ein Doktor war er auch. Die Leute haben ihn nicht umsonst den gelehrten Doktor genannt. Dabei sah es zu Beginn gar nicht danach aus, weil, kaum dass er Arzt war, hat er sich geweigert, Geld von den Leuten zu nehmen, die krank zu ihm gekommen sind. Hat gesagt, er nimmt nur welches, wenn sie gesund sind und das auch bleiben. Es sei schließlich seine Aufgabe, die Menschen gesund zu machen und nicht krank. Genau so hat er gesprochen. Und dann hat er gesagt, der gute Arzt versucht die Krankheiten zu heilen, die noch keine Krankheiten sind. Eine wohlthätige Kunst hat er das genannt, eine wahrhaft wohlthätige Kunst.

Verrückt sei er geworden, haben die Leute gesagt, völlig verrückt von der ganzen Studiererei. Aber wer hätt's ihnen krumm nehmen wollen? Wusste ja plötzlich keiner mehr, wann er zum Arzt gehen soll und wann nicht – und was dann die anderen von ihm denken. Mein Großvater jedenfalls war ihnen nicht böse, oh nein, dazu war er ein viel zu herzenguter Mann. Und mit seiner Studiererei hatte das auch gar nichts zu tun. Aber das hat er den Leuten nicht gesagt. Hat lieber sein geliebtes Gläschen Brantwein getrunken, den Hut aufgesetzt und seine erste Runde



gedreht. Und weißt du was? Spätestens bei der dritten oder vierten haben die Leute sich nicht mehr drum geschert und weitergemacht wie bisher. Machte eben was her, mein Großvater.

Aber im Grunde war ja auch gar nichts passiert, ging alles weiter seinen Gang, nur dass mein Großvater in die andere Richtung lief. War eben ein verkehrter Gelehrter. Oh ja, genau so haben sie ihn damals genannt – einen verkehrten Gelehrten. Aber das hat er den Leuten natürlich auch nicht übel genommen, im Gegenteil, für ihn war das eine Auszeichnung, weil, er ja wusste, woher er kam und wohin er ging.

Nicht mal bei einer Geburt hat er Geld genommen. Hat gesagt, er könne an der ganzen Sache zwar nur Gesundes finden, aber er wolle erst einmal dafür sorgen, dass das auch so bleibt. Überhaupt sei es nicht seine Angelegenheit, dass der Braten heil in den Ofen, sondern dass er da heil rauskommt. Ja, genau das waren seine Worte. Glaubst jetzt bestimmt, dass das ein ziemlich abwegiges Gleichnis ist, wenn man bedenkt, was mit so einem Braten danach passiert. Richtig befremdlich. Aber er hätte dazu nur gesagt, dass es seine Aufgabe sei aufzupassen, dass sich niemand unbefugterweise oder zu früh darüber hermacht. Vielleicht hätte er sich ein wenig anders ausgedrückt, aber so wie das hier duftet ... Aber lass den Korb noch zu, ich bin auch gleich fertig. Will dir nur noch erzählen, dass ihm die Leute trotzdem weiter Geld gegeben haben, wenn sie krank zu ihm gekommen sind, oder er zu ihnen. Haben's ihm, kaum dass er in der Tür stand, in die Hand gedrückt und gesagt, es sei dafür, dass sie so lange gesund geblieben sind. Und dabei, so hat er mir mal gesagt, war's eigentlich egal, wie lange sie wirklich gesund waren. Seltsam, dass ich mich an so vieles erinnere, was er zu mir gesagt hat. Als hätte ich schon damals geahnt, dass es die einzige Möglichkeit ist, etwas von ihm zu bewahren, schließlich hat er nie auch nur ein Wort zu Papier gebracht. Nicht eine einzige Zeile hat er geschrieben! Dabei hätte er ganze Bücher füllen können. Allein schon in der Stunde, in der er hier auf dem Kanapee lag. Aber er hat's nicht getan. Oh nein, hat sich lieber auf sein Kanapee gelegt und mir Geschichten erzählt, wann immer ich da war. Was er sonst in dieser Stunde nach dem Mittagessen gemacht hat, weiß ich nicht. Ich habe ihn nie danach gefragt. Vielleicht hat er ja geschlafen. Oder sich die Geschichten ausgedacht, die er mir dann erzählt hat. Vielleicht hat er auch gar nichts getan und sich einfach nur ausgeruht, wer weiß. Aber wann immer

ich mittags zu Hause war, bin ich nach dem Essen zu ihm hoch ins Zimmer und hab mich ans Ende vom Kanapee gesetzt, genau da, wo du jetzt sitzt. Hingesetzt und zugehört hab ich, weil, kaum dass ich saß, hat mein Großvater auch schon angefangen zu erzählen. Genau wie ich es jetzt mache. Allerdings begannen seine Geschichten im Gegensatz zu meinen immer gleich. Aber er hatte ja auch immer schon gegessen, als er anfing.

Nein nein, lass den Korb noch zu, ist nicht mehr lang die Geschichte. Außerdem, lieber lauwarm als aufgewärmt, das weißt du doch. Auch wenn sie jetzt nicht mehr –

Hat's da gescheppert?

Da hat's doch gescheppert!

Aber gut, das soll uns nicht weiter kümmern, ich will dir lieber noch schnell von den allmüttäglichen Vorträgen meines Großvaters erzählen. Ein schönes Wort, allmüttäglich. Das hätte ihm gefallen. Dabei begannen seine Reden alle gleich. Jaja, alle gleich. »Das hier ist mein Arkadien, mein neues, altes Arkadien.« So hieß das bei ihm. Und genau so hat er auch geendet. »Das hier ist mein Arkadien, mein neues, altes Arkadien.« Jedes Mal. Ich habe ihn nie gefragt, was er damit meint. Manchmal schien es mir, als spreche er von nichts anderem als seinem Kanapee. Dann wieder dachte ich, es sei das Dorf, in dem wir schon so lange leben, oder die kleine Kirchengemeinde, die er zu versorgen hatte. Wenn ich es mir recht überlege, war es wahrscheinlich alles zusammen, denn es gab für ihn nicht das eine oder das andere. Oh nein, mein Großvater sah in allem eine Einheit. Nannte sie die Einheit des Einen und Vielen. Hast du dir das gemerkt? Die Einheit des Einen und Vielen. Und genau so oft sagte er, alles sei Mischen und Teilen von Gegensätzen. Aber damit ihn keiner falsch versteht, fügte er immer sofort hinzu, dass es keine reinen Gegensätze seien, sondern solche, die ihr eigenes Gegenteil bereits in sich tragen. Von Anfang an. Wie feindliche Brüder. Und dann sagte er noch, dass das Große mit dem Kleinen in Übereinstimmung zu sein habe, sonst gäbe es keine Harmonie.

Harmonie war eines seiner liebsten Worte, auch wenn er am allerliebsten vom Puls sprach. Wenn ihn seine Patienten ließen, dann würde er zuerst eine Stunde lang den Puls fühlen, bevor er sich ans Werk macht. Eine Stunde lang nichts als den Puls fühlen, das hat er mir nicht nur einmal gesagt. Und jedes Mal war da so etwas wie eine Sehnsucht in seinen Worten – und ich glaube, in seinen Augen auch. Glaubst bestimmt, das



bilde ich mir nur ein? Aber gut, glaub du nur. Ich weiß, wie es war und dass er gesagt hat, er würde den Puls am liebsten eine Stunde lang fühlen. Eine Stunde, genau so lange, wie er hier auf dem Kanapee lag und geredet hat. Aber glaub ja nicht, dass das für ihn nur ein Zeitvertreib war. Nicht das eine und auch nicht das andere. Und für mich ebenfalls nicht, ganz gewiss nicht, auch wenn ich damals von dem, was er erzählt hat, nicht viel verstanden habe und wahrscheinlich noch immer nicht alles verstehe. Er hat ja nichts aufgeschrieben. Aber das habe ich dir schon gesagt, ich weiß, das habe ich dir schon gesagt. Aber warum, weißt du nicht. Und wenn, dann hörst du's eben nochmal. Die Wiederholung ist die Mutter der Bildung. Das wussten schon die Alten, nannten ihre Werke nicht umsonst Enzyklopädien. Auch davon hat mir mein Großvater erzählt. Dabei hätte er selbst eine schreiben können, oh ja, ganz gewiss sogar, aber er meinte immer, im Liegen schreibe es sich nicht gut. Einmal habe ich ihm gesagt, dass er doch nur aufstehen müsse, aber er hat bloß seinen Kopf gehoben, mich angeschaut und gelächelt, und da war auch wieder diese Sehnsucht in seinen Augen. Und dann hat er weitererzählt. Vielleicht war es an diesem Tag, vielleicht aber auch an einem anderen, als er mir gesagt hat, dass die, die da liegen, ihre Geschichte, wenn überhaupt, nur mündlich wiedergeben können, während die, die da stehen, immer alles gleich aufschreiben. Ja, ich glaube, genau so hat er es gesagt. Obwohl, vielleicht hat er auch von weitergeben gesprochen, ich weiß es nicht mehr genau. Bricht langsam alles hinter mir weg. Ganz langsam. Und eines Tages wird es mich erreicht haben. Und dann ... Also lass das Tuch noch bisschen unten, weil, solange es dort liegt, kann ich davon nicht zugedeckt werden.

Weißt du, eigentlich geht es mir wie meinem Großvater. Mit einem Stift in der Hand kommen die Gedanken erst gar nicht. Ist fast schon so, als könnte ich meine Geschichten nur erzählen, als entstünden sie überhaupt erst im Erzählen. Im Erzählen und nirgendwo sonst. Und jetzt stell dir vor, wenn die ganze Geschichte hier ein Essen wäre, dann wäre das Aufschreiben nichts als ein Aufwärmen. Und die Geschichte zu lesen, hieße dann, das Aufgewärmte auch noch zu essen. Verstehst du, den aufgewärmten Fraß nicht beiseite zu schieben, sondern ihn wirklich zu essen! Pfui Deibel.

Du fragst dich jetzt bestimmt, was dann mit dem Zuhören ist. Weil beim Zuhören ist die Geschichte ja auch schon vorbei. Sie entsteht ja überhaupt immer erst, nachdem sie passiert ist. Hat Universalius gesagt.

Aber ich glaube, der hat es von mir, daß heißt eigentlich von meinem Großvater, weil der hat mal gesagt, dass die Geschichten, die wir lesen, immer schon fertig gekocht sind, auch wenn keiner weiß, was eigentlich drin ist und was nicht. Wenn wir aber zuhören, hat er gesagt, dann wird die Suppe nie ganz kalt, dann bleibt sie immer ein bisschen warm. Zumindest warm genug, um sie zu essen. Und wenn wir Glück haben, dann ist sie sogar noch heiß, aber das passiert leider nur selten, hat er gesagt. Aber wie dem auch sei, es ist jedenfalls besser, wenn du mir zuhörst, als wenn ich dir die ganze Geschichte hier aufschreiben und du sie irgendwann lesen würdest – falls du sie überhaupt lesen würdest –, weil dann wäre sie aufgewärmt, wäre nichts mehr da von ihrer ursprünglichen Wärme. Wenn sie aber noch lauwarm ist, dann kannst du die ursprüngliche Wärme noch spüren. Und solange das so ist, ist die Geschichte hier nicht zu Ende, du noch wach und ich nicht tot.

Jaja, ich weiß, ich schweife ab, dabei wollte ich dir von meinem Großvater erzählen, dem Arzt. Aber mein Gleichnis hätte ihm bestimmt gefallen. Er sprach nämlich gern in Bildern und Gleichnissen. Einmal, ich glaube, ich kam gerade aus der Schule, da sagte ich ihm, er spreche in Metaphern. Und ein anderes Mal meinte ich am Ende einer seiner Geschichten, das, was er da gerade erzählt habe, sei eine Allegorie. Und weißt du was? Mein Großvater scherte sich keinen Deut darum, wie ich es nannte. Er sagte, und zwar wortwörtlich, dass es nicht darum gehe, die Dinge auf einen Begriff zu bringen, sondern darum, sie begreifbar zu machen. Ja, ich glaube, genau so hat er sich ausgedrückt. Oder ist das meine Rede? Verdammst, bricht nicht nur alles weg, sondern gerät auch noch durcheinander. Das bisschen, was noch da ist, gerät auch noch durcheinander! Dabei sollte man meinen, es müsste andersrum sein, genau andersherum. Obwohl, wenn ich so darüber nachdenke ... bei meinem Großvater geriet nie etwas durcheinander, obwohl er sich auf so vielen Gebieten auskannte. Du weißt doch, dass er ständig las oder redete. Und wenn er nicht las oder redete, dann hörte er zu. Augen, Ohren, Mund, irgendwas in seinem Kopf war immer beschäftigt. Ständig kam etwas rein, ging durch, flog raus. Nur aufgeschrieben hat er nichts. Festschreiben hat er das mal genannt, und davon hielt er überhaupt nichts, das habe ich dir gesagt. Vielleicht sprach er deshalb in Worten, die nicht so recht zur Medizin passen wollten. Vor allem beim Puls, seinem Steckenpferd. Mal schritt der Puls ruhig dahin, mal galoppierte oder trabte



er, manchmal lahmte er auch, und einmal ist er sogar gehoppelt. Und wenn es einer statt mit Pferden eher mit Fischen hatte, dann erklärte er ihm, der Puls bewege sich wie ein Fisch im Wasser oder sei schlüpfrig wie ein frisch gefangener Aal oder fest gespannt wie die Schnur bei einem kapitalen Drill. Oder er springe wie eine Forelle im Bach. Bei der Forelle und ein paar anderen Fischen sprach er manchmal auch noch von einem oberflächlich schlagenden Puls, so wie die Forelle nach einer Fliege schnappt, oder einem tiefer gelegenen Puls, so wie ein schwerer Fisch an dünner Schnur geht. Mit der Zeit fand er für jeden ein eigenes Beispiel. Eine individuelle Pulslehre nannte er das. Und obwohl ihm die Fische und Pferde sein ganzes Leben lang die liebsten waren, hatte er trotzdem bis zum Schluss seine Gleichnisse alle parat. Sogar die Saiten von Instrumenten hat er für seine poetischen Pulsdiagnosen genommen. Ja, du hörst richtig, poetische Pulsdiagnose, so hat er das genannt. Und ich, ich mache das nicht anders.

Ich glaube, im Grunde war für ihn alles ein Gleichnis. Einmal sagte er, ein guter Arzt stehe weder auf der Seite der Gesundheit noch auf der der Krankheit, ein guter Arzt sei vielmehr derjenige, der beide umschließt und durch den sie im Gleichgewicht gehalten werden. Und ein anderes Mal, als er schon nicht mehr aufstehen konnte und den ganzen Tag über auf seinem Kanapee lag, kurz bevor er starb, erklärte er mir, es sei immer sein Ziel gewesen, die eine nicht aus- und die andere nicht einbrechen zu lassen. Und wenn es dann doch wieder einmal geschehen war, so habe er versucht, Maß zu halten, sonst wäre er als Arzt nichts anderes als ein Mörder, der mit seinen Arzneien umgeht wie mit Gift. Ich habe ihn sonst nie in so einem harten Gleichnis sprechen hören, aber genau das waren seine Worte, auch wenn ich eher von einem Arzt sprechen würde, der den Kranken statt guter Kost aufgewärmte Speisen verabreicht.

Was ist das denn da unten für ein Lärm?

Du wirst doch deswegen nicht gehen?! Nein, warte, ich wollte dir doch noch die Geschichte von dem König erzählen. Nur noch die eine! Wo der König im Krieg nicht über die Brücke kommt, weil sie zerstört worden ist und deshalb hier im Ort übernachten muss. Du weißt doch, die Geschichte mit dem Nachtopf und wie sie ihn ... Bei sowas kann man doch gar keinen Hunger kriegen! Himmelsakra, wer denkt denn beim Scheißen ans Essen?!«

Aus Alberts Aufzeichnungen.

»[...] Albert, es gereicht Ihnen zur Ehre, dass die Welt untergehen könnte, und Sie würden an Ihre Schüler denken. Und wären Ihre Schüler nicht da oder kämen vorbei, um es Ihnen zu sagen, Sie würden überhaupt nicht bemerken, dass die Welt untergeht. Sie neähmen nichts gewahr. Aber sie geht nicht unter, Albert, ganz gewiss geht sie nicht unter. Aber ebenso gewiss führt die Welt auch kein solches Stillleben wie Sie es tun. Bitte verstehen Sie mich nicht falsch, Albert, ich schätze Sie sehr wohl, Ihre Arbeit, Ihre Art ... aber es ist das eine, wenn ein Mensch seinen ganzen Tag, ja vielleicht sogar sein ganzes Leben in einer Schule verbringt, und ein anderes, wenn er gezwungen wird, diese zu verlassen und außerhalb ihrer schützenden Wände in die Lehre zu gehen, vielleicht sogar noch früher, als ihm selbst oder auch nur seiner Mutter lieb ist. Aber manch einer muss sich seine Chance erst verdienen. Ich weiß, dass das traurig ist. Und es stimmt mich ebenso nachdenklich wie Sie. Ja, manchmal denke ich sogar, es wäre das Schlechteste nicht, die Welt würde untergehen. Aber vielleicht ist es ja gerade das, Albert, dass die Welt nicht untergeht, dass sie nie untergehen wird, was immer wir oder andere auch tun. Sie bleibt, ein immer schrecklicherer Ort – und so bleiben auch wir. Und das, das ist unser Untergang. Inmitten einer ewigen Welt gehen wir auf ewig unter.

Verzeihen Sie, wenn ich so schreibe. Ich weiß, dass ich kein Recht dazu habe und dass es auch nichts ändert. Nur sehen Sie, Albert, ich stehe im Grunde auf Ihrer Seite.«

»Markus Johannes arbeitet! Das reicht jawohl!«

»Ihr als kleiner Hinweis getarnter Wunsch nach ›Naturalien‹ hat mich offen gestanden anfangs ein wenig verwirrt, zumal er so selbstverständlich geäußert wurde. Aber ich habe es mir bei Ihnen ja gleich gedacht. Nun denn, mein liebster Briefeschreiber, ich habe verstanden und nehme an.

PS: Was das angelegentliche Fernbleiben meiner Söhne betrifft, so will ich sehen, was ich machen kann.«



Da hockt er also, Thaddeus, und träumt seinen kleinen Traum, unmerklich beginnend, ewig endend, von ihr, die er retten wird, unten im Tal, und ihrem gemeinsamen Haus, das sie ihm bauen werden, oben auf dem Hügel.

Eis hat die Ränder des Flusses überzogen und ist eingewachsen, nach unten und hin zur Mitte, wo sich die verschliffenen Kanten vor Tagen schon trafen und miteinander verschmolzen, derweil sich in der Tiefe kleine Risse, Blasen und Kammern gebildet haben, darin Fische starr stehen, mit geblähten Kiemen und aufgerissenen Augen, indes andere an der Oberfläche vom Eis umfrozen liegen und ihre frostharten Bäuche wie kleine Grabhügel aus der Schneelandschaft strecken – eine vorzügliche Rache an den Schlittschuhläufern, die freilich weder etwas dafür können noch etwas davon sehen.

Weiter oben ziehen derweil Schneebälle ihre Bahn, von einem Ufer ans andere, als wäre das Dazwischen ein Nichts, pudern hier Nasen und schlagen da ein paar Zähne ein, holen die Mützen von den Köpfen der Kinder und die Kindsköpfe von den Beinen.

»Ha, Treffer!«

»Streifschuss!«

»Immerhin!«

»Höchstens!«

Das Kommando wechselt mit jedem Wurf.

So geht das über Stunden. Ein Schwirren und Sirren und Rappeln und Plautzen, inzwischen an den Uferböschungen die handlichen Dinger wie Kanonenkugeln in dicken Mauern stecken, es jedoch weiter hinten zu bröckeln beginnt. Wagemutige zerschmettern die heranfliegenden Geschosse mit bloßen Händen, der Künstler unter ihnen versucht es mit einem simplen Entgegenwurf – Nasenbruch. Raumgewinn gibt es keinen. Dafür stehen die Fronten. Stehen, sind fest.

Und mittendrin

Frieda

Flammendes Ziel aller zu kurz Gebliebenen. Mütze, Schal, Handschuh, Jacke, alles rot.

Und die Bäckchen?

Die auch.

Und die Nase?

Na klar.

Aber die Haare ...

... die waren's schon immer.

Frieda dreht leuchtende Runden ins Eis, zerschneidet mit ihren Kufen die gefrorenen Kugeln, trennt alles und vereint einen jeden.

Phantastisch. Real.

Eine Siegesgöttin.

Die seine.

Thaddeus muss desertieren.

Schon prasselt's von allen Seiten.

Über der Mitte vom Fluss treffen sich die Geschosse an ihrem höchsten Punkt, klatschen zusammen und stieben hernieder, ziehen die Linien am Ufer noch einmal nach und überhäufen eine Rotfeder, ein kapitaales Exemplar, deren aufgerichtete Bauchflosse ihr inzwischen als Grabstein dient. Er ist von beiden Seiten zu lesen, hüben wie drüben derselbe Text.

Thaddeus und Frieda aber gleiten davon.

Auf Kufen. Auf den Spitzen eines Gefühls.

Thaddeus und Frieda entgleiten.

Stromauf.

Es erscheint ihnen leichter.

Sie sprechen kein Wort.

Sie reicht ihm tausend Dinge aus ihren tiefroten Taschen. Eins nach dem andern, so lernt er sie kennen. Ein Stein. Ein Kreuz. Eine Kette. Zwei Stückchen Kohle dazu. Ist alles recht schwer.

Er weiß, sie wird untergehen. Wird unter dem Eis treiben.

Stromabwärts.

Unter einem Schneeballbogen ...

... wird er sie retten.

Thaddeus.

Frieda.

Frieda. Thaddeus.

Er nimmt seine Schnüre, bindet sie an die Spitzen ihrer noch geröteten Finger. Dann zieht er sie straff. Er sieht das Läuten, noch bevor er es hört.

Nimmt sie aus dem Sarg und legt sie in den Trog.

Das Wasser lauwarm. Gleich tiefer alles Rot.

Da entkleidet er sie. Tiefer, alles rot.

Sie treffen sich wieder unter dem Schneeballbogen.

Sie kennt seinen Traum. Und *sie* machen ihn wahr.

Ihr Haus.

Alle Zimmer sind luftig und hell.

Nach Norden: der herrliche Leichensaal.

Vier große Fenster, allesamt mit Ventilatoren versehen, durchbrechen die hell getünchten Wände, schütten Licht und Luft in den Raum. Darunter, in Andeutung eines V, zwei riesige Weidenkörbe aus knackendem Holz, braun-gelb gesprenkelt, dunkel und warm. Ein jeder Korb steht frei, ist bequem zu umrunden. Vier Ellen lang, zwei breit, keine tief. Darin jeweils ein Buchenholzkasten, gleichmäßig mit Pech ausgegossen. Eine dünne, bloß oberflächliche Schicht von nicht zu ermessender Dichte. Es ist das einzige Schwarz im ganzen Raum. Selbst die einzoligen Leisten, die der Breite nach durch den Kasten laufen, zeigen, ob schon leicht geglättet, Farbe und Maserung des Holzes. Darauf konvex gepolsterte und mit Wachstum überzogene Kissen. Und *darauf* – frei von Ansehen und Stand, Todesursache und Religion – die Leiche. Ihr Kopf wird mit Hilfe eines keilförmigen Kissens in einer ebenso angenehmen wie von außen gut einsehbaren Lage gehalten, derweil alles Feuchte austreten und jedwede Flüssigkeit ablaufen kann. Und nicht anders der Boden des herrlichen Leichensaal selbst, dessen quadratische Platten sich sanft zur Mitte hin neigen, wo eine fußbreite Rinne durch läuft.

Schließlich, zu beiden Seiten der Rinne, wiewohl vor aller Augen unter einem Gezäh aus Backstein versteckt: Wärmeröhren. Sie durchziehen den Boden, derweil entlang der Decke Luftröhren laufen, raus bis aufs Dach, darüber der Wind streicht.

Ein Ort, luftig und hell. Der Ort, den sie nun betritt.

Vor wenigen Minuten noch hat er einen warmen Körper auf das Lager gebettet, Luft und Temperatur kontrolliert. Jetzt steht er davor, hält die linke Hand und lächelt stumm, derweil sie die rechte nimmt und beide nacheinander zehn konisch geformte Fingerhüte auf die bereits bleichen Kuppen schieben.

Ein jeder beginnt mit den Daumen. Sie sprechen kein Wort. Sie erkennen die passende Größe, haben obendrein alle andern parat.

An der Spitze jedes Messinghütchens verstärkter Eisendraht, das freie Ende hakenförmig gebogen und mit Darmsaite umschlungen. Die ersten zwei Meter werden von der vermeintlichen Leiche senkrecht nach oben gezogen, um schließlich, von einem kupfernen Trennblättchen auseinandergelassen, über eine an der Decke angebrachte Rolle zu laufen, Meter um Meter gespannt in vollkommener Parallelität.

Ein doppelter Bund aus Notenlinien, der im Raum nebenan die Wecker zum Klingeln bringen soll.

Nebenan: die Wächterstube. Darin ein einfacher Tisch, darauf zwei Wecker, daran je ein Stellhaken. Schon bei der kleinsten Bewegung wird er aufgehoben, und das Getöse setzt ein. Natürlich bekommt die Leiche oder besser: der Scheintote von alledem nichts mit (er würde sonst vielleicht vor Schrecken wieder ganz starr werden), denn die Wächterstube ist durch eine dicke Mauer vom Leichensaal getrennt, dessen Bewohner durch ein zwei Mal zwei Ellen großes Fenster gut zu sehen sind.

Frieda. Thaddeus.

Stumm sitzen sie vor ihren Weckern, ein jeder vor dem Geschenk des anderen, und halten Händchen unter dem Tisch.

So leben sie, jede Sekunde, und lieben es, selbst wenn sie warten ... und warten ... und warten, auf den Moment, in dem einer der Haken sich löst, oder am besten: beide zusammen.

Allein, um sicher zu gehen, dass es ein wahrhaftiges Lebenszeichen des vermeintlich nur Scheintoten ist, welches da zu ihnen kommuniziert wird – und nicht etwa ein Insekt ihr paralleles Verschlungensein durchbricht –, sind die Fenster im Leichensaal im Sommer mit feinsten Gaze bespannt.

Doch vermag auch eine Leiche die gemeinsame Ruhe zu stören, ist doch ihr Unterleib infolge der einsetzenden Fäulnis oft aufgetrieben. Sinkt er dann wieder in sich zusammen, werden die auf dem Bauch ruhenden Hände in Bewegung versetzt und der Mechanismus ausgelöst.

Doch haben sie auch für diesen Fall gesorgt, haben vorgesorgt mit ihrer Konstruktion.

Und so sitzen sie vor ihren Weckern, stumm wissend, ein jeder vor dem Geschenk des anderen – und halten Händchen unter dem Tisch, derweil

auf der anderen Seite der in einem Weidenholzkorb liegende Körper ruht, die Hände links und rechts auf einem quer über dem Lager liegenden Brettchen.

Auf der anderen Seite, rechts neben dem herrlichen Leichensaal: das Sektionszimmer. Darin ein feststehender Tisch zum Sezieren der Leiche. Daran und darunter allerlei gewichtige Instrumente.

Ganz rechts außen schließlich der Raum für die übergehenden Leichen. Der Raum, in den sie nach einer bestimmten, im Grunde jedoch ungewissen Zahl von Tagen all jene bringen, bei denen die Lebenskraft endgültig erloschen ist und die allgemeine Fäulnis eingesetzt hat. Nun, da die Leiche begraben werden kann, wird sie – je nach Geschlecht – von einem der beiden entkleidet und gewaschen, werden die Sterbe- durch Totenkleider ersetzt.

Es war ihr Vorschlag gewesen, die Särge allein an diesem Ort aufzustellen und die Leiche erst hier und jetzt hineinzulegen, denn, so hatte sie ihm gesagt, es könne nicht ausgeschlossen werden, dass sich dareinst ein Körper in dem herrlichen Leichensaale befände, von dem, da noch keine Zeichen der allgemeinen Fäulnis zu sehen seien, füglichst angenommen werden müsse, dass er nur scheintot sei, was gleichsam bedeute, dass der Scheintote einen gehörigen und womöglich tödlichen Schock erleide, wenn er in seinem eigenen Sarge erwache. Daraufhin hatte er ihre Hand genommen, ihr in die Augen geschaut und Ja gesagt. Leise, mit einer Stimme irgendwo zwischen Erleuchtung und Traum. Und als sie hinzufügte, dass ein solcher Schock kein wahrnehmbares Erwachen mit sich bringen müsse, sondern dass es genüge, wenn der Scheintote, gänzlich starr vor Angst oder überhaupt unfähig, sich zu bewegen, höre, wie über ihm der Sarg zugenagelt werde, da sagte er noch einmal Ja. Klar und deutlich sagte er es. Ja. Und dann, in einem Aufschrei des Verhaltens: Ja! Ja!

Und wie ihn an diesem Abend die Müdigkeit überkam, auf seinem Stuhl, vor ihrem Wecker, den Kopf auf dem gemeinsamen Tische und das Leichenbuch noch in den Händen, da flüsterte er, schon halb im Traume befangen, es sei kaum auszudenken, was passiert, wenn sich dareinst zwei Körper, gar solche von beiderlei Geschlecht, zur selben Zeit in dem herrlichen Leichensaale befänden und einer von beiden erwache.

Und als sich seine Lippen schlossen, die Augen folgten und ihm das Leichenbuch aus den Händen glitt, da hörte er, ganz nah, ihre Stim-

me – und dass es ebenso möglich sei, dass beide erwachten, beide zur selben Zeit.

Das Wiederbelebungszimmer: hell und geräumig. An der Längsseite ein Bett, gegenüber eine Wanne, dazwischen der Rettungsapparat: zwei Bürsten, drei Ellen Flanell zum Frottieren, vier große und vier kleine Handtücher, ein Badeschwamm, eine Wärmflasche, ein Fläschchen Essig, eine Klistierspritze, Werkzeug zum Aderlassen, ein Topf, Elektrisiergerät sowie, zum Schluss, eine Kiste mit feinsten Arznei (Salmiak, Naphtha, Brechweinstein in abgeteilten Dosen, Hoffmannscher Liquor, aromatischer Spiritus und anderes mehr).

Er nimmt den Spiritus, lässt das Naphtha über ihre Zunge rinnen und reibt ihr damit die Herzgrube ein. Dann badet er ihren Körper in warmem Wasser, frottiert und trocknet ihn ab und legt sie behutsam ins Bett, die Wärmflasche zu ihren Füßen. Die Lippen sind gerötet. Augengläzen.

Aber bald ist ihr Körper wieder steif und kalt wie Marmor, doch fault er nicht.

Er trägt sie noch einmal zur Wanne, legt sich hinein und lässt ihren Körper im Wasser über den seinen gleiten. Als er sie zurück ins Bett bringt, geht unter ihm ein Stück Kot ab. Und oben verziehen sich die Mundwinkel.

Er muss sich beeilen, er muss sich gedulden, in ihr ist noch ein Hauch, nur noch ein Hauch.

Da setzt er sich zu ihr, berührt ihre Lippen und biegt ihr ganz langsam die Glieder.

Sie sind warm, werden weich, sie bewegen sich wieder.

Sie richtet sich auf, und er lächelt sie an.

Sie nimmt seine Hand, er ergreift die ihre. Zusammen erheben sie sich, öffnen die große Tür mit den Flügeln, durchqueren den Vorsaal, treten hinaus auf den von Büschen und Bäumen umsäumten Platz. Dahinter ihr Haus, die Beete und Blumen und Wiesen und Gräber, über denen kupferne Glöckchen hängen und große Thermometer in Glaskästen liegen. Feine Schnüre laufen senkrecht in die Tiefe, und Sprachrohre mit riesigen Trichtern ragen aus dem frisch aufgegrabenen Boden. Hier stehen sie, in der langsam versinkenden Sonne – Thaddeus und Frieda, Frieda und Thaddeus – und schauen ins Tal und halten die Hände, übereinander, gekreuzt.



Eine unmerkliche Stelle im Wald, darin ein Junge hockt. Unter ihm Blätter, Käfer, Ästchen, Mull, liegt alles verstreut.

Eine unmerkliche Stelle im Wald, darüber ein Junge hockt. Er hat die kleinen Finger gespreizt.

Er geht auf die Knie. Es sieht aus, als wolle er beten.

Mit seiner Rechten wischt er alles beiseite, gräbt die Hand in den Boden, nimmt bald schon die andre dazu. Zusammen schürfen sie sich auf und hinab. Voneinander weg, zueinander hin.

Bald findet die erste Hand einen Lappen, schundet die zweite an etwas Hartem entlang.

Ich schinde, du schinderst, er schundert.

Sie schunden.

An etwas Hartem entlang.

Ein Eimer. Der Junge zieht ihn heraus.

Ein Eimer voller verrotteter Tomaten.

Er taucht seine Hände hinein, läuft durch den Wald.

Rothänschen, Rothändchen, hascht einen Hasen, häscht ein Häschen, hascht ein Häschen, häscht einen Hasen, Rothändchen, Rothänschen, Hast, Hast.

Da matscht sich die erste Tomate über den Stumpf eines Baumes. Dann die zweite, die dritte sogleich.

Vierundsechzig Mal greift's Rothändchen zu. Vierundsechzig Mal klatscht's Rothänschen drauf.

Wieder zurück, verbuddelt er den Eimer im Boden, verunmerkt die Stelle aufs neue im Wald. Als das getan ist, sieht er Spuren, folgt ihnen wie ein Mensch einem andern zurück in den Ort.



Ein Fischteich. Ein Fischteich voller fröhlicher Fische. Und daneben, am Rand, eine Katze. Ein kratzbürstiges Vieh. Missgelaunt obendrein. Die Katze mag nämlich kein Wasser, aber dafür die Fische. Die Fische aber kommen nicht raus. Die Fische mögen nämlich keine Katzen, aber dafür das Wasser. Und so bleibt nur ein Fischteich. Ein Fischteich voller fröhlicher Fische. Und daneben, am Rand, eine Katze. Ein kratzbürstiges Vieh. Missgelaunt obendrein ... Sieht nicht danach aus, als würde sich hier bald etwas ändern.



Eins zwei drei vier fünf sechs sieben acht neun zehn elf zwölf dreizehn, da kommt es Johann Christian Martin Fuggert, soeben aufgewacht und seitdem ernsthaft bestürzt, in den Sinn, dass es nicht die Kirchenglocken sein können, die ihn geweckt haben.

Achtzehn neunzehn zwanzig, und ihm wird klar, dass es die Glocken gar nicht mehr gibt. Abgestürzt, zersprungen, geschmolzen ... der Kirchbrand.

Vierundzwanzig fünfundzwanzig sechs..., das kann nur der Schmied sein.

Aber den hat er um diese Zeit noch nie gehört.

Herrje, wie spät ist es eigentlich? Egal, bei dreiunddreißig steht er auf.

Einunddreißig, der letzte Hammerschlag. Er steht auf. Hat die ersten zwei bestimmt bloß verschlafen. Ging irgendwie alles zu schnell.

Johann Christian Martin Fuggert geht und wäscht sich.

Zurückgekommen, er will sich gerade ankleiden, geht's schon wieder los. Vielleicht geht's auch weiter. Egal, er zählt nicht mehr mit. Dafür dröhnt's in ihm: »Wer in seinen Sachen will bestehn, der muss zum rechten Schmiede gehn.«

Was?

»Der Schmied hämmert auch im Traum.«

Aber...

Kein Aber, jetzt sind die Kleidungsstücke dran.

Die Hose: »Hat mich nicht zum Manne geschmiedet der allmächtige Gott?«

Die Knöpfe: »Der Schmied lobt seinen Hammer.«

Was?! Neinnein, da lässt er mal schön die Finger von. Herrje, das kommt davon, wenn er liest, was sie ihm hier geben. Und er dachte, die Sammlung sei ein Klassiker, noch dazu von einem Manne Gottes geschrieben.

Zum Glück hat's keiner gehört. Nur der eine – und den bittet er gleich um Verzeihung. (Nicht auszudenken, wenn er den hier gelesen hätte: »Da der Schmied den Amboss hämmert, hämmert ihm der Mönch die Frau.«)

Jesses!

Und nun die Weste: »Will ein Schmiedegast sein und fürchtet sich vor jedem Funken.«



Darüber der Rock: »Dat is 'n schlichten Schmidt, dei keinen Rök verdragen kann.« (Der is platt, den kennt er nich.)

Und ganz oben, das Baret: »Bin ich doch durch ein heiliges Band mit dem Allmächtigen zusammengeschiedet.«

Schon besser.

Und zu guter Letzt, die Schuhe: »Vor der rechten Schmiede wird man recht beschlagen.«

Nun denn ...

Johann Christian Martin Fuggert verlässt das Zimmer

(»Du reisest aus der Heimat Bann und willst in weiter Welt ein Glück dir schmieden.«), klappert die Treppe hinab (»Du mußt herrschen und gewinnen oder dienen und verlieren, leiden oder triumphieren, Amboss oder Hammer sein.« Endlich! Ein echter Klassiker!) und tritt frohen Mutes aus dem Haus. (»Was gibt uns wohl den schönsten Frieden, als frei am eignen Glück zu schmieden.«)

Schon geht's übern Hof. (»Ein jeder ist der Schmied, des eignen Glückes allezeit.«) Und weiter, immerfort. (»Das Eisen muß geschmiedet werden, so lange es noch glüht.«)

Es hört nicht auf zu dröhnen, da ist er schon beim Schmied.

»Da bist du vor der rechten Schmiede.«

Je nun ...

»Was schmied'st du, Schmied?«

»Wir schmieden Ketten, Ketten!«

Was?

Das geht zu weit! Zumal: »In Ketten seid ihr selbst geschlagen.«

Johann Christian Martin Fuggert hält inne, macht einen Schritt zurück, schüttelt den Kopf – und tritt ein.

»Die Freiheit kann nicht untergehn, solange Schmiede Eisen hämmern!«, dröhnt's aus ihm raus.

»Tür auf!«

»Was?«

»Die Tür!«

»Ja, aber ...«

»Machen Sie die verdammte Tür wieder auf!«

Also auf die Tür, in der Fuggert steht und so aussieht, als habe er hier was zu suchen.

»Was ham Sie hier zu suchen?«

»Was?«

»Was Sie hier zu suchen ham?«

»Sie haben mich geweckt«, fällt es Fuggert ehrlichen Herzens aus dem Mund. Und schon fragt er sich, inwiefern sich die Wahrheit mit einem Kerl verträgt, der gerade dabei ist, einem Klotz Eisen seinen Willen ein-zuhämmern.

»Sie ham mich gehört?«

»Ja. Aber ...«

»Gut, sehr gut.«

»Sie haben mir den Schlaf geraubt«, befindet Fuggert, und dann, dass das wohl ein wenig zu direkt war, zu hart formuliert vielleicht, wobei ihm die Betonung eigentlich ganz gut gelungen ist, nicht so anklagend, mehr so eine Art Feststellung, bei der sich leicht ein »aber was soll's« anfügen lässt. Müsste nur bald passieren.

Indes, so weit kommt er nicht. Schon drischt der Hammer wieder aufs Eisen. Funkenflug. Ein höllisches Ding. Dazu dieser manische Ausdruck in den Augen, dieses ganze mechanische Wüten ...

Irgendwas stimmt doch hier nicht.

»Sind hoffentlich nich der einzige.«

»Was?«

»Sind hoffentlich nich der einzige, der jetzt munter is.«

»Ich hab keinen weiter gesehen.«

»Drauf geschissn. Reicht, wenn die Leute die Hammerschläge hörn. Dann könnse von mir aus auch weiterschlafn. Hauptsache sie ham mich gehört und erinnern sich später dran.«

›Und als er schlief in seiner Ruh, da bracht man einen Nagel in die Kammer, und schlug ihm mit nem Hammer, durch sein Hirn durch seinen Schlaf.« (Nicht jetzt, nicht schon wieder!)

»Denken dann nämlich, der Schmied hat viel zu tun.«

»Das hört man aber auch.« (Gut gesagt.)

»Solln sie ja. Weil, denken würd mans nich.«

»Was?«

»Man würd nich denken, dass der Schmied nichts zu tun hat. Aber so solls ja auch sein. Will mich schließlich nich umsonst so früh ausm Bett gequält ham.«

»Was?«

»Elend schwer so ein Amboss. Aber sonst heb ich den ja auch nich hoch. Erst recht nich Sonntagfrüh. Nur anders bekommste den Holzklotz da nich raus. Aber wenn der Amboss erstmal aufm blanken Stein steht, dann is da richtig Musikke drin.«

18 Ambosse, auf F in drei verschiedenen Oktaven notiert. Aber das passt jetzt nicht hierher.

»Und dann denken alle, der Schmied, der hat zu tun.«

»Aber wieso tun Sie das denn?!«

»Weil ich nichts zu tun hab. Herrgott nochmal, hat ers denn immer noch nich kapiert?! Ich hab nichts zu tun, keine Arbeit, nichts. Sogar die Sensen fürs nächste Jahr hab ich schon gedengelt. Bloß isses bis dahin noch ne Weile – und von alleine wern die Dinger nich stumpf.«

»Aber warum machen Sie nicht etwas, das Ihnen Arbeit bringt?«

»Mach ich doch.«

»Ich meine was anderes.«

»Was soll ich denn noch andres machen?«

»Wie wäre es ... wie wäre es mit einem Schild?«

»Is kein Krieg.«

»Ein Schild für Ihre Schmiede. Hab zumindest keins gesehen. Draußen, mein ich.«

»Warum?«

»Weil wahrscheinlich keins dran is.«

»Verdammt, was will ich denn mit nem Schild?!«

»Den Leuten zeigen, dass Sie da sind.«

»Aber das sehn sie doch.«

»Ja.«

»Und hören tun sie's auch.«

»Ja, aber ...«

»Also wissen sie's.«

»Ja, aber ... trotzdem.«

»Trotzdem?«

»Ja, trotzdem.«

»Aber was soll denn drauf auf das Schild?«

»Wie wär's mit einem Schmied? Ein Schmied, der schmiedet.«

»Und was schmiedet er?«



- »Das ist egal. Hauptsache, er schmiedet.«
- »Aber ich schmiede doch gar nichts, schon wieder vergessen? Ich hab überhaupt nichts zu schmieden.«
- »Deshalb sollen Sie ja so ein Schild schmieden.«
- »Und dabei so tun, als hätte ich was zu tun?«
- »Ja.«
- »Aber ich hab nichts zu tun!«
- »Sie wecken die Leute!«
- »Weil ich ihnen zeigen will, dass ich nichts zu tun hab.«
- »Aber das weiß keiner.«
- »Drum weck ich sie ja.«
- »Das macht alles überhaupt keinen Sinn!«
- »Doch.«
- »Nein.«
- »Doch.«
- »Nein!«
- »Doch!!«
- »Und wenn schon, Sie sollten trotzdem so ein Schild machen. Würden dann auch nicht mehr die Leute wecken.«
- »Aber ich will sie wecken, weil, dann denken sie, das ist ein guter Schmied, der hat viel zu tun, fängt schon in aller Herrgottsfrühe an. Und dann kommen sie und bringen mir noch mehr Arbeit. Und dann hab ich endlich wieder was zu tun.«
- »Was?«
- »Was was?«
- »Das ... das macht alles überhaupt keinen Sinn!«
- »Das ham Sie schon mal gesagt.«
- »Was?«
- »Das auch.«
- »Sollten trotzdem so ein Schild machen.«
- »Wer?«
- »Sie!«
- »Warum?«
- »Weil Sie sonst die Leute aufwecken. Und weil Sie nichts zu tun haben!«
- »Und das Schild?«



- »Da haben Sie dann was zu tun.«
»Aber dann denken die Leute, ich hab nichts zu tun.«
»Sie solln ja auch auf dem Schild so tun, als würden Sie was zu tun ham.«
»Die Leute würden trotzdem denken, ich hab nichts zu tun, weil, wer Zeit für so ein Schild hat, der kann nichts zu tun haben. Und jetzt gehn Sie mal aus der Tür, die Katze will rein.«
»Was?«
»Die Katze will rein.«
»Aber das arme Tier ist ja völlig durchnässt.«
»Die trocknet schon wieder.«
»Die Katze des Schmieds ist Funken gewöhnt.«
»Was?«
»Die Katze des Schmieds ist Funken gewöhnt.«
»Ja und?«
»Nichts.«
»Wie nichts?«
»Nichts mehr.«
»Mehr nich?«
»Nein.«
»Und nun?«
»Das war's schon.«
»War's schon?«
»War's.«
»Und jetzt?«

»Sieh weiter, Freund! Uns wird noch schön
Der Menschheit Morgen wieder dämmern,
Die Freiheit kann nicht untergehn,
Solange Schmiede Eisen hämmern.
Drum Eisen lebe mehr als Gold!
Und Eisenmänner sollen leben,
Die, wie Fortunens Kugel rollt,
Nicht auch sich senken oder heben!«

Und Fuggert ab.
??

Von oben betrachtet eine kleine Senke in den Baumwipfeln. Ihr Aussehen (Umriss, Gestalt etc.) ist nicht leicht zu beschreiben, schließlich kann es keiner der weithin bekannten Formen zugeordnet werden, möge man sich auch ein gewöhnliches Polygon (Dreieck, Viereck usw.), einen Kreis, eine Ellipse oder gar ein Penta- oder Hexagramm vorstellen, um von den geometrischen Figuren des Raumes zu schweigen. Selbst dem bloßen Versuch, die kleine Senke mit einer dieser Formen in Verbindung zu bringen – und sei sie auch noch so locker, ja vielleicht sogar lose –, haftet etwas Unbefriedigendes an: eine zu große, man könnte geradezu sagen vollkommene Vollkommenheit, und doch: unvollkommen, ja geradezu unendlich unvollkommen gegenüber dem, was da ist. Überhaupt sind derartige Beschreibungen ganz und gar sinnlos, denn was sie einem jedem sagen, ist das, was kein einziger sieht. Ein imaginiertes Luftbild. Eine unzulässige Ordnung. Ein überdimensioniertes System. Die Leere des Signifikanten – die Lüge einer jeden Abstraktion.

Ungeachtet dessen besteht eine gewisse Ähnlichkeit zwischen der von oben betrachteten Senke und einem in seinen äußeren Umrissen wiedergegebenen Land, freilich ohne dass ein solches auf einer handelsüblichen Karte zu finden wäre, wobei es keinen Unterschied macht, ob es sich dabei um eine vergangene, gegenwärtige oder in mächtigen Hirnschalen schlummernde zukünftige Aufteilung des Raumes handelt.

Die Beschreibung einer Karte ist nicht die Beschreibung eines Territoriums.

Und gewiss wäre es auch wenig erfolgversprechend, würde man, auf der Suche nach Ähnlichkeiten oder verbindenden, um nicht zu sagen verbindlichen Linien, irgendeine, das heißt eine beliebige wie eine jede Landkarte in die Hand nehmen und diese drehen, sei es – die einfachste Variante – um einhundertachtzig Grad (es wäre, wie vielleicht schwer zu begreifen, gewiss aber noch schwerer zu sehen ist, ganz und gar falsch, hierbei von »Auf-den-Kopf-Stellen« zu sprechen), um neunzig Grad oder, was mit Sicherheit schon einmal vorgekommen, aber kaum je tradiert worden ist, um fünfundvierzig Grad. Natürlich kann die Drehung auch in jedem anderen, mithin frei wählbarem Winkel erfolgen und die Karte geostet, gesüdet oder gewestet werden – das ändert an der Erfolg- und Sinnlosigkeit des Unternehmens nicht das Geringste.

Das Territorium ist ein nicht zu Beschreibendes – und jede Karte ein rhetorisches Bild.

Akzeptieren wir an dieser Stelle also die Unzulänglichkeiten, lassen alle Fragen von Umriss und Form der Senke auf sich beruhen, genießen die leichte Befriedigung und halten, einzig zum Zwecke einer ungefähren Orientierung, fest, dass die Senke in den Wipfeln der Bäume an den Punkten ihrer größten Ausdehnungen etwa dreißig mal vierzig Meter misst und dass ihre maximale Tiefe, obwohl im Grunde unbestimmbar, irgendwo darunter liegt.

Betrachten wir nun, hoch über Wipfeln stehend, den Rand der Senke selbst, so zeigt sich, dass es hier nicht einmal mehr oberflächliche Gemeinsamkeiten mit irgendeinem Land auf irgendeiner Karte gibt, schließlich ist dort ein jedes – unabhängig von seiner tatsächlichen Form und Größe – durch eine klare Linie abgesteckt, markiert und nach innen wie außen definiert. Ein ansatzloser Strich, dünn, doch durchgezogen.

Die Nation ist eine von Strichern Geborene.

Eine lineare Grenze aber gibt es im Fall der Senke nicht – und es kann sie auch gar nicht geben, denn eine solche Grenze ist nichts und niemals etwas anderes als eine in den schönsten Farben gemalte Usurpation, eine um's Verrecken rationalisierte Phantasterei derer, die im Zentrum stehen und dies, so will es scheinen, auf ewig tun, mögen die einzelnen auch wechseln, das Zentrum changieren oder ein neues entstehen.

Die Grenze meines Stiftes ist die Grenze eurer Welt.

So betrachtet eine Senke voller Absenkungen, unregelmäßig und flüchtig, doch von oben klar zu erkennen. Es ist, als fließe der Wald in sich selbst hinab. Obschon, es ließe sich auch an eine – mehr oder weniger verdeckte (oder geheime) – Einbruchstelle im Boden denken. Gleichwohl, die Bäume stehen da und wachsen mit unbeschreiblicher Normalität in den Himmel. Ihre Wipfel bewegen sich leicht in dem Wind, der hier oben immerzu geht. Sollte es also je eine Einbruchstelle gegeben haben, dann haben die Wurzeln der Bäume sie längst überlagert und der Bruch ist verwachsen.

Von unten betrachtet eine kleine Senke im Waldboden. Über ihr Aussehen (Umriss, Gestalt etc.) ist bereits alles gesagt worden, so dass wir zu der Betrachtung dessen übergehen können, was sich in der Senke und in ihrem näheren Umkreis befindet. Beginnen wir von außen.

Rund um die Senke: ein Schlag Fichten. Er ist das Ergebnis einer Umforstung innerhalb eines einstmals größeren Waldgebietes, welches das

nächstgelegene Dorf samt angrenzender Wiesen und Felder hufeisenförmig umschließt.

Das erklärte Ziel der Umforstung war es, das Verhältnis von Laub- und Nadelwald zu ändern, da die Nadelholzwirtschaft, wie es heißt, rentabler und die Holznot groß ist. Die Umtriebszeit der schnell wachsenden Fichte beträgt dabei maximal 80 Jahre, danach sind die Bestände hiebreif und werden geschlagen. Die Fichten sind nur noch wenige Jahre von diesem Punkt entfernt, schließlich entspricht bei regelmäßigem Alters- und Bestockungszustand die Umtriebszeit dem Haubarkeitsalter. Dagegen beträgt die im hiesigen Forstgebiet zu veranschlagende Umtriebszeit bei Esche, Weißbuche und Ahorn (im Hochwald) mindestens 100, bei Rotbuche, Linde und Ulme 120 und im Falle der Eiche im wenigsten 150 Jahre. Einzig Birke, Pappel und Erle können sich im vorliegenden Fall mit der Fichte messen und sind schon nach 50 bis 70 Jahren schlagreif. Demgegenüber variiert das tatsächliche Haubarkeitsalter, insbesondere das der Laubbäume, um einige Jahre, mitunter sogar um Jahrzehnte. Bestimmt wird es nicht zuletzt durch den jeweiligen Standort des Baumes sowie die gewünschte Nutzung des Holzes, zum Beispiel als Furnier. Gleichwohl gibt es Bestrebungen, das Wachstum der Bäume zu beschleunigen. Jedoch: Wie diese sich umsetzen lassen, ohne dass dem Holz etwas von seiner Festigkeit und Stärke geraubt, ja selbige sogar noch gesteigert werden, ist eine offene Frage. Sie wurde vor 92 Jahren das erste Mal offiziell gestellt und zugleich um Antworten gebeten. Die bisherigen Lösungen konnten nicht überzeugen. Die Diskussionen dauern an.

Doch zurück in den Wald.

Gab es zu Beginn der Umforstungsmaßnahme 91 Prozent Laub- und nur 6 Prozent Nadelwald (bei 3 Prozent Blößen), so hat sich das Verhältnis inzwischen fast ausgeglichen, wobei der Anteil der Blößen leicht gewachsen ist. (Er wird wieder sinken.) Ob eine weitere Verschiebung des Verhältnisses, gar eine Umkehrung des alten sinnvoll oder im mindesten notwendig ist, kann vor Ort nicht entschieden werden. Gleichwohl geht die Tendenz dahin, den geschaffenen Ausgleich weniger als Zwischenstation denn als Endpunkt der gesamten Umforstung zu betrachten, wiewohl man anderswo anderer Meinung ist.

Die kleine Senke, in der wir uns nun befinden (in Wirklichkeit sind wir natürlich ganz woanders, begeben auch wir uns nicht hinein), hat,

soweit ersichtlich, bei den Auseinandersetzungen vor Ort jedoch nie eine Rolle gespielt, auch wenn es nicht falsch, ja vielleicht sogar besser wäre zu sagen, dass sie – gewiss nicht erst seit Beginn der Holznot-Debatte – eine ganz besondere, ja im Grunde eine höchst eigenartige Rolle spielt. Sagen wir es daher so: Die kleine Senke, sie ist seit eh und je eine Richtende und nicht – wie der Rest des Waldes – ein Gerichteter.

Dafür spricht auch, dass selbst die »Nadelwäldler«, wie die Befürworter einer möglichst weitgehenden Umforstung spöttisch genannt werden, die Abholzung und Neuaufforstung der kleinen Senke nie auch nur in Erwägung gezogen oder gar in aller Öffentlichkeit zur Debatte gestellt haben.

Die kleine Senke, sie fungiert als eine Art weiß-blinder Fleck – eine Utopie des Bewusstseins, deren Existenz allen vor Ort bekannt ist.

Greifen wir, an dieser etwas entlegenen Stelle, nun noch einmal auf das Bild der Karte zurück, so ist das, was wir sehen (und noch sehen werden) – nach allem, was wir sagten – kein kartographisches Schweigen, denn dieses vermerkt sich als weißer Fleck, den es zu tilgen, das heißt *in den eigenen Farben auszumalen* gilt; ein inakzeptabler Konjunktiv innerhalb der indikativischen Ordnung von Ratio und Macht, hinter deren schmucklosen Fassaden die Ansprüche wie Natürlichkeiten wachsen, auf das Genaueste ausgerichtet auf Einverleib und Abspiegelung dessen, was ist. *Terra nondum incognita*.

Das, was in der kleinen Senke liegt, ist dagegen längst bekannt und das Land in den Köpfen vermessen, auch wenn es seit Ewigkeiten kein Mensch mehr betreten hat. Denn mag sich auch mancher in rhythmischem Getöse zu der kleinen Senke durchgeschlagen haben, so stellten seine Werkzeuge, die Äxte und Ketten und Keile und Sägen, noch jedes Mal auf dem Grenzsäum ihre Arbeit ein und hörten auf zu funktionieren, nachdem sie schon zuvor mit jedem Meter langsamer, leiser, ja fast zärtlich geworden waren, und die, die sie führten, hoben beschwichtigend die Hände, als wollten sie sich entschuldigen für das, was sie taten.

Schließlich aber verstummt alles und jeder, und einzig die Ochsen, ins Joch gespannt und an Ketten gebunden, brachen durchs Holz und brüllten auf zum Erbarmen, durchdrangen die Szenerie mit treibendem Keuchen.

In die Senke aber ließen sie nicht mal die Tiere, und fiel, trotz wohlüberlegter Schläge und straff gespannter Seile, doch mal ein Baum hinein, so ließ man ihn liegen, mochte die Holznot auch noch so groß sein.

Der Punkt aber, an dem es sich schied, war von außen nicht zu erkennen – ein Bauchgefühl, das sich mit der Zeit in die Köpfe geschrieben hatte und nun den Raum durchmaß.

Da sind sie also, die Bäume, stehen da und wachsen mit unbeschreiblicher Normalität in den Himmel, kahlen sich im Geäst eines andern oder liegen wie Brücken, die zu nichts führen, am Boden, zerfallen und grünen, als sei nie was geschehen. Auf den Stämmen schließlich Bockkäfer, Hornissennester, Moose, Flechten. Und ganz unten: Pilze.

Ja, es ist Pilzzeit in der Senke. Genauer gesagt das Ende derselben. Und so wachsen sie: allein und zu Paaren, in Gruppen und Ringen. Richtige Pilzbilderbuchfamilien sind das. Manche verstreut, andere dicht beieinander, aus dem Boden gepresst, von Blättern und Nadeln überklebt, glänzenden, schmierig und matt, werden sie von Schnecken zerfressen und von Maden durchlöchert, zerfallen, zerfließen und kippen zur Seite.

Wir brauchen uns ja nur einmal umzuschauen. Selbst dem ungeübten Auge können sie nicht entgehen, die fest gespannten Kappen, die zerschlierten Hüte, die ausgetrockneten Teller und aufgeflockten Schirme. Und darunter: die Stile. Knollig und dünn. Geschält und von Häutchen umwoben. Dazwischen aber: das Futter. Feinporige Schwämme und dichte Lamellen, von denen sich manche wie die Seiten eines Buches blättern lassen, ohne dass es dabei einen Anfang, ein Ende oder auch nur eine bestimmte Richtung gäbe. Und selbst wenn sich keine einzige dieser Seiten heraustrennen und an einer anderen Stelle wieder einfügen lässt, so erzählen sie – alle zusammen und eine jede für sich – nie zweimal dieselbe Geschichte. Man braucht nur die Richtung zu wechseln oder an anderer Stelle zu beginnen, schon ist es ein neuer Text. Im Grunde aber genügt es, die Seiten zweimal zu durchblättern.

(Zeit für einen Bruch mit der Scheiß-Literatur. Was folgt, bleibt un bearbeitet, roh. Ich habe es geschrieben, bevor ich angefangen habe, dieses Kapitel hier zu korrigieren. Ich werde es nicht wieder entfernen, selbst wenn es wie ein Fremdkörper wirkt. Falsch: *weil* es wie ein Fremdkörper wirkt. Und weil ich glaube, die Einwände hören zu können, die mir weismachen wollen, dass das Durchblättern nur Variationen ein und derselben Geschichte ergibt. Als wenn es um etwas anderes ginge! Und doch: Um an diese eine Geschichte zu kommen, muss man ihre Oberfläche auseinandernehmen, muss sie durcheinanderblättern und ihre einzelnen Teile neu

zusammenpappen, wieder und wieder, muss sie so lange vergrößern, bis sie sich auflöst und in all ihren Bestandteilen zu erkennen gibt, Bestandteile, die man herauschneiden kann, mal analytisch, mal nicht, mal das eine und mal das andere, bis das darunter Liegende sichtbar wird und die Oberfläche ihre eigene Tiefe offenbart. Also, warum scheißen wir nicht auf all die lächerlichen Gegensätze, diese ganzen falschen Dichotomien?! Wir müssen die Dinge in der Mitte anpacken! Oh ja, du hast richtig gehört, in der Mitte, weil, auch die hat zwei Seiten. Oder glaubst du, dass das Ziel der Geschichte darin besteht, Schlüsse zu ziehen? Abstrakte obendrein?! Scheiß drauf! Das bedeutet alles nichts. Hörst du? Nichts! Nichts! Nichts! Ist überhaupt nicht die Aufgabe eines Textes, etwas zu bedeuten. Es kommt darauf an, was ein Text macht und machen lässt. Da hast du ganz Recht. Was er macht und machen lässt. Mit dem, der ihn liest, und mit dem, der ihn schreibt. Aber auch das sind falsche Dichotomien, falsch und lächerlich, also scheiß auch da drauf, klar?! Und auch dieser ganze sterbenslangweilige Einschub hier, diese aufgeblähten Wortwülste von der Mitte und ihren zwei Seiten – das hat alles nichts zu bedeuten. Nichts! Gar nichts! Lässt bloß die Geschichte weitergehen, lässt mich schreiben, weiter, weiter ... Weil es Text ist, der Text schafft. Und Leben und Sinn und Wirklichkeit und Bedeutung und wie diese Monster sonst noch alle so heißen. Ein großes Monster für den kleinen literarischen Scheißerling – oh ja, das passt, das steht beiden gut. Weil das Abschreiben der Wirklichkeit eine monströse Lüge ist, eine Lüge, in Wirklichkeit. Hörst du?! Lüge! Lüge! Lüge! Weil es bestätigt, was ist, weil es Worte sind, die diese Wirklichkeit schaffen, die das schlecht Bestehende zementieren. Große Worte, klare Worte, realistische Worte – alles Dreck! Dreck! Dreck! Nicht mal wert, drauf zu scheißen. Weil es darum geht, dass dieser Text Text schafft, aus sich heraus und gegen sich, für eine Wirklichkeit, die mehr ist als nur ein Wort. Weil alles, was ich von diesen Zeilen verlange, ist, dass sie mir die Fiktion meiner eigenen Geschichte erzählen und mich so an die Dringlichkeit zu handeln erinnern. Und dass sie mir Mut und Kraft geben – gegen all die Terminologien und ihre Monster. Und gegen die monströsen Lügen und die wirklichen Wirklichkeiten. Oh ja, wirklich, wirklich, wirklich! Weil dieser Text wie die Geschichte kein Ziel hat und auch keins braucht, weil es überhaupt nur darum geht, weiterzugehen, zurückzugehen, im Text, in der Geschichte, im Hier und im Jetzt. Weil es nur das Hier und Jetzt gibt, das Hier und

Jetzt und nichts weiter. Und weil auch die Geschichte hier und jetzt ist, alle Geschichte, ein Hier und Jetzt, nur geschrieben in einer anderen Form, einer, die Vergangenheit suggeriert, Vergangenheit, hier und jetzt! Weil die Geschichte, jede Geschichte!, eine Geschriebene ist, eine gewordene Möglichkeit, ein möglicher Text. Und weil auch das Hier und Jetzt nur ein möglicher Text ist, eine Form, gezeitigt, geschrieben. Und weil es darum geht, die Formen immer breiter zu treiben, und darum, sich selbst und die, die einen begleiten, ins Stolpern zu bringen, aber niemals, niemals zu Fall. Und weil es verdammt nochmal nicht darum geht, die ganze Scheiße hier zusammenzufassen, sondern sie auf-zu-schrei-ben. Pilze, Blätter, zwei Seiten, Mitte, Geschichte, Scheiße, Schluss damit), erste Seite.

Gelahrte Klassifikation der einheimischen Pilze,
dargestellt und mit einem je wohlbekanntem Beispiele versehen
von Carl Fischer jr.

Pilze, die nicht mit Alkohol verträglich sind: *Netzstieliger Hexenröhrling*

Pilze, die nur gekocht verträglich sind: *Flockenstieliger Hexenröhrling*

Immerschöne Pilze: *Fliegenpilz*

Pilze, die im Alter nicht schön anzusehen sind: *Tintling*

Pilze, die nur unter Birken wachsen: *Birkenpilz*

Pilze, die nur unter einem Baum wachsen, wovon die Birke ausgenommen ist: *Eichenrotkappe*

Pilze, die mehr als drei verschiedene Namen haben: *Rötertrichterling, Röter-
ritterling, Röteltrichterling, Rötelritterling, Rötterritterich, Trichtelröter, Rot-
richtel, Rottrichtel, Trichtelrot, Rittertrichtel, Ritterling, Trichterling, Rotling.
Überdies sind hierzu die Adjektiva »fuchsig« und »fuchsrot« in Gebrauch.*

Pilze, die einen gepunkteten Stil haben: *Espenrotkappe*

Pilze, von denen man annimmt, sie taugen nicht viel, deren Wert sich jedoch schon bald offenbart: *Pfifferling*

Pilze, deren Fleisch beim Kochen schwarz wird: *Birkenrotkappe*

Pilze, deren Fleisch beim Durchschneiden weiß bleibt: *Krempling*

Pilze, die Magen und Darm entleeren helfen, ohne dass Gefahr besteht: *Schönfußröhrling*

Pilze, nach deren Genuss man sich wie toll gebärdet: *Roter Risspilz*

Der Verfasser dieses Blattes – und in der Tat besteht die gesamte gelahrte Klassifikation aus nicht mehr als einem einzigen Blatt – ist, wie sich leicht erkennen lässt, Carl Fischer junior, mithin der Sohn von Carl Fischer, obschon dieser sich selbst nie einen Senior nannte oder das entsprechende Kürzel auch nur einmal hinter seinen Namen setzte. In der Überlieferung tritt Carl Fischer (sen.) gelegentlich unter dem Namen Harmonius auf – ein überaus klangvoller und in seinem Fall gewiss ebenso füglicher Name. Dies alles ist insofern von Interesse, da von diesem Carl Fischer selbst nichts Schriftliches überliefert ist, bis auf ein einziges Blatt, auf dem sein Name vermerkt und welches unzweifelhaft von ihm selbst verfasst worden ist. Zum Zeitpunkt seines Todes befand es sich in der Hand seines Sohnes Carl Fischer (ir.). Als dieser wenige Wochen später unerwartet starb, befand es sich dort noch immer, und seine Kumpanen mussten ihm drei Finger brechen, um es in die ihren zu bekommen. Die durch das Einknüllen des Blattes genährte Annahme, es müsse sich dabei um ein Papier von größter Wichtigkeit handeln, wurde indes nicht bestätigt. Was man fand (oder zumindest gefunden zu haben glaubte), war seine gelahrte Klassifikation, eben jenes eine Blatt, welches gut fünfzehn Jahre zuvor im Ort für reichlich Gesprächsstoff gesorgt hatte. Jetzt aber, kurz nach des jungen Carl Fischers Tod, war die gelahrte Klassifikation kein Thema mehr und einzig die Tatsache, dass man sie bei ihm gefunden hatte, bot einige Tage Stoff zur Unterhaltung und Anlass für diverse Vermutungen, von denen jedoch keine über diesen Status hinauskam. Die ganze Angelegenheit ging bald darauf im Meer der Tagtäglichkeiten unter und war längst darin verschwunden, als dem Sohn von Carl Fischer junior bei einer eher lustlosen Durchsicht des Nachlasses seines Vaters erst das Blatt in die Hände und anschließend auffiel, dass er selbiges kurz zuvor bereits in den Hinterlassenschaften seines Großvaters gefunden hatte. Zumindest vermutete er das. Denn als wenig später beide Blätter vor ihm lagen, stellte er zu seiner nicht geringen Überraschung fest, dass die Verfasserangabe nicht übereinstimmte. Während auf dem Blatt, das er im Nachlass seines Vaters entdeckt hatte, der Name seines Großvaters stand (Carl Fischer), war auf dem seines Großvaters der Name seines Vaters zu lesen (Carl Fischer ir.).

Es dauerte nicht lange und er erkannte, dass es sich hierbei keineswegs um ein und dieselbe gelahrte Klassifikation handelte – und dass die Frage, welche von beiden der originale Text, mithin die *eigentlich* gelahrte Klas-

sifikation sei, nicht zu beantworten, ja vielleicht sogar sinnlos war, ebenso wie die Frage, ob vielleicht einer seiner Vorfahren von dem anderen abgeschrieben hatte, denn das zweite Blatt, das heißt jenes, welches er zuerst gefunden hatte, sah so aus:

Gelahrte Klassifikation der einheimischen Pilze,
dargestellt und mit einem je wohlbekanntem Beispiele versehen
von Carl Fischer

- Pilze, die nicht mit Alkohol verträglich sind: *Fuchsiger Rötelritterling*
 Pilze, die nur gekocht verträglich sind: *Netzstielliger Hexenröhrling*
 Immerschöne Pilze: *Pfifferling*
 Pilze, die im Alter nicht schön anzusehen sind: *Schönfußröhrling*
 Pilze, die nur unter Birken wachsen: *Birkenrotkappe*
 Pilze, die nur unter einem Baum wachsen, wovon die Birke ausgenommen ist: *Espenrotkappe*
 Pilze, die mehr als drei verschiedene Namen haben: *Tannenpilz, Schusterpilz, Donnerpilz, flockenstielliger Hexenröhrling*
 Pilze, die einen gepunkteten Stil haben: *Eichenrotkappe*
 Pilze, von denen man annimmt, sie taugen nicht viel, deren Wert sich jedoch schon bald offenbart: *Tintling*
 Pilze, deren Fleisch beim Kochen schwarz wird: *Roter Risspilz*
 Pilze, deren Fleisch beim Durchschneiden weiß bleibt: *Birkenpilz*
 Pilze, die Magen und Darm entleeren helfen, ohne dass Gefahr besteht: *Krempling*
 Pilze, nach deren Genuss man sich wie toll gebärdet: *Fliegenpilz*

Nachdem er sich davon überzeugt hatte, dass die gelahrte Klassifikation auf exakt den gleichen Kategorien wie die andere beruhte und nicht etwa eine neu hinzugekommen, abgeändert, ausgelassen oder leer geblieben war, erkannte er, dass die einzige und, wenn man so will, gesamte Veränderung in der vollständigen Neuordnung der Beispiele bestand. Und auch wenn er es zu diesem frühen Zeitpunkt bereits ahnte (und es im Grunde auch schon wusste), so überprüfte er, als die Zeit der Pilze gekommen war,

sämtliche Beispiele hinsichtlich der Richtigkeit ihrer Einordnung oder, so keine strenge Beweisführung möglich und absolute Sicherheit nicht zu erreichen war, bezüglich ihrer Plausibilität, wobei er es aus einer Reihe notwendiger und gewiss auch wünschenswerter Gründe vorzog, bei den dazu erforderlichen Erfahrungen, Kenntnissen und Beobachtungen aus einer Vielzahl von Quellen zu schöpfen, die, hätte ihm der Sinn danach gestanden, eine eigene gelahrte Klassifikation ergeben hätten. Sogar ein aus allen Poren schwitzender und schwärmender »Fungist« war darunter, dünn wie eine Lamelle, doch in der Lage, ihm vom nämlichen Wert des Tintlings zu berichten, und dass, obwohl er selbst kurz davor schien, in die Tinte zu kommen ...

(»Die zerfließenden Tintlinge einsammeln, die Flüssigkeit auffangen, etwas Nelkenöl, Gummi arabicum und einen Schluck Wermut dazugeben, alles gut durchschütteln – fertig ist die Tinte. Und die ist allemal besser als die Brühe, die man aus Ofenruß, Gummi und Wasser gewinnt, selbst wenn man das Wasser durch Essig oder, wie manch wunderlicher Schreiberling, durch Wein ersetzt. Im übrigen ist die Tinte des Tintlings auch besser als das Zeug, das man aus gekochten Galläpfeln rausholt, wobei man hierzulande ohnehin fast nur die gelben bekommt, obwohl jeder weiß, dass man für eine Tinktur, die auch nur annähernd so gut sein soll wie die Tintlingstinte, die schwarzen braucht. Selbst die weißen reichen nicht, da kann man noch so viel Eisen- und Kupfervitriol dazutun, zumal die Farbe der Gallapfeltinte sehr hell ist und erst auf dem Papier anfängt zu dunkeln. Natürlich gibt es auch noch andere Rezepte zum Tintekochen, aber keins davon übertrifft die Tintling-Mixtur, selbst wenn hier und da ein paar zugegebenermaßen ziemlich leckere Sachen drin sind. Tinten aus Most vom Obst, Tinten aus Maulbeersaft und Tinten aus Holunderbeeren, alles vermischt mit fein gebranntem Ofenruß und geschwärzt durchs Destillieren. Und trotzdem, die Tinte vom Tintling ist und bleibt die beste, was aber auch seinen guten Grund hat, schließlich wird von einer guten Tinte einiges verlangt. Eine schöne schwarze Farbe soll sie haben, klare Linien machen und obendrein auch noch leicht und gleichförmig aus der Feder fließen. Auch darf sie nicht zu tief ins Papier eindringen, weil es sich sonst zu schnell zersetzt. Gut haften muss sie natürlich trotzdem, weil alles, was geschrieben steht, leicht zu lesen sein muss. Außerdem soll sie schnell trocknen, darf nicht verwischen und erst recht nicht vergilben.«)

Und schließlich berichtete ihm sein eigener Sohn von den Pilzen, schrieben gelehrte Bekannte und entfernte Verwandte, wobei ihm der erste mit einer ans Schaurige grenzenden Lust voller abscheulicher Schönheit sein tolles Gebahren offenbarte, derweil ihm zweitere in langen Exkursen die Angst vor der schieren Regellosigkeit der ästhetischen Kategorien («Immerschöne Pilze» und »Pilze, die im Alter nicht schön anzusehen sind») nahmen und letztere, ohne zu wissen, folgten.

Einzig der Fungist fiel bei alledem aus der Reihe und verbannte den Tintling aus der Kategorie »Pilze, die im Alter nicht schön anzusehen sind«, inbrünstig erklärend, Tintlinge seien »immerschöne Pilze«. Doch war das nur ein Ausreißer, ein überdrehter Fungist, einer, der die Grenzen des Geschmacks absteckte, aus denen sich die Mitte ergab, in der sich sagenhafte sechsunneunzig Prozent um Pfifferlinge und Fliegenpilze gruppierten, um ihrer Schaulust zu frönen, indes ebensoviele ein Gefühl von Unlust und Abscheu überkam, wenn sie an einen Tintling oder Schönfußröhrling dachten – ein Gefühl, dass bei einigen so stark war, dass sie seinen Namen ernsthaft in Zweifel zogen oder, wie in einem Fall, einen Neuvorschlag einreichten, welcher aber wegen seiner nicht gerade von einem Übermaß an Kreativität zeugenden Titulatur (Unschönfußröhrling) im Grunde kein wirklicher Neu-, sondern ein bloßer Gegenvorschlag war, die einfache Umkehrung dessen, was war ... was war und noch immer ist ... und vielleicht gerade deshalb noch immer ist. Verstehst du?

Nun, alles in allem zeigte sich, dass die Einordnung der »wohlbekanntesten Beispiele« in beiden gelehrten Klassifikationen vollkommen richtig oder, wo keine strenge Beweisführung möglich und absolute Sicherheit nicht zu erreichen, so doch vollkommen plausibel war. Und vielleicht, so dachte er sich, hatten aus diesem Grund auch jene, die das Blatt seines Großvaters gefunden hatten, keinen Verdacht geschöpft und es für die gelehrte Klassifikation seines Vaters gehalten.

Sein Vater aber war von drei Männern gefunden worden, die allesamt von der gelehrten Klassifikation wussten und sie ausnahmslos mit eigenen Augen gesehen und sogar gelesen hatten, zumindest so sie dazu in der Lage waren, was bei dem einen generell der Fall, beim zweiten generell nicht und beim dritten generell situationsabhängig war.

Was nun das Auffinden seines Vaters betraf, so war die Situation ein wenig, nun ja, *ungünstig*, da für ihn beschlossen worden war, direkt vor

der Tür einer Kneipe zu sterben. Was freilich nicht unbedingt ein Problem hätte sein müssen, wenn nicht seine drei Entdecker – Zechkumpanen, von denen es nur einer aufgrund günstiger Eheverhältnisse geschafft hatte, seiner Leidenschaft einen halbwegs sinnvollen Anstrich zu geben, indem er Wirt geworden war (ein Anstrich, der sich im Laufe der Jahre in genau dem Maße aufhellte, in dem sich der seiner Ehe verdunkelte, so dass er irgendwann dazu überging, den Wert seiner Frau in Liter umzurechnen, wobei der eine gegen Null und der andere ad infinitum strebte) – also, wenn die drei Zechkumpanen an jenem Morgen, der für den jungen Carl Fischer der letzte auf Erden sein sollte, ihrem Namen nicht bereits alle Ehre gemacht hätten. Dann wäre es kein Problem gewesen. So aber war es eins. Das heißt, es wurde eins, denn als der Wirt (aus einem Grund, der wohl eher in seiner Harnblase als in dem Wunsch nach frischer Luft zu suchen war), aus der Tür trat, stieg er Carl Fischer geradewegs auf die linke Hand, verfiel sich, noch bevor er wusste, worauf er da eigentlich getreten war, mit seinem rechten Fuß unter Carl Fischers Kinn und klatschte seinem verhinderten Gast auf den Rücken, woraufhin es laut und deutlich knackte.

Da lag er also, Carl Fischer ir., über die Stufen zur Kneipe gestreckt – und in der linken Hand, eingekrallt, ein Stück Papier, als hinge sein Leben daran.

Weil sie aber wissen wollten, was Carl Fischer in seinem letzten Stündlein sagen wollte, und weil sie annahmen, dass er es ihnen sagen wollte, und weil sie weder wussten noch wissen konnten, dass er dieses Blatt, dieses eine Stück Papier, das nicht das seine und doch sein eigenes war, seit fünfzehn Jahren bei sich trug, und weil es nun schon einmal geknackt hatte und Carl Fischer tot war, brachen sie ihm die Finger, jeder einen, einen einzigen nur, weil er bei ihnen gesessen und mit ihnen getrunken hatte – und weil er einst an dem Ort stand, an dem er jetzt lag, ein Blatt Papier in den Händen, damit wedelnd, vor fünfzehn Jahren ...

»Einen schönen guten Tag wünsche ich.«

?

??

???

»Es ist November, Junge.«

»Mitte November.«

»Grauer Tag.«
 »Donnerstag?«
 »Freitag.«
 »Samstag!«
 »Geht keiner raus.«
 »Wenn er nicht muss.«
 »Trinken alle zu Hause.«
 »Weils regnet.«
 »Und stürmt.«
 »Wird bald schneien.«
 »Sieht nich gut aus.«
 »Gar nich gut.«
 »Überhaupt gar nich gut.«
 »So siehts aus.«
 »Da nehm ich noch eins.«
 »Da schließ ich mich an.«
 »Da wünsch ich noch einen schönen Tag.«
 »Dem ist nich zu helfen.«
 »Was redet der denn da?«
 »Bleib hier und mach endlich die gottverdammte Tür zu!«
 Die Stimme des Wirtes, donnernd überm einfließenden Bier.
 Die Stimme des Wirtes, donnernd zwischen zwei sich wendenden

Köpfen.

Die Stimme des Wirtes donnert in Carl Fischers Kopf.

Carl Fischer macht die Tür zu.

Von innen.

»Was hastn da in der Hand?«

»Ja, was hastn da?«

»Sieht aus wien Blatt Papier.«

»Wo hastn das her?«

»Was willstn damit machen?«

»Sag schon.«

Die Stimme des Wirtes überm Bier.

Die Stimme des Wirtes zwischen zwei Köpfen.

Die Stimme des Wirtes im Kopf.

Carl Fischer sagt's.

»Hab ich selbst geschrieben. Aber ich will es euch gern geben. Ihr könnt euch damit einen schönen Tag machen. Und der Wirt seinen Laden verziern.«

»Was isn drauf?«

»Nacksche Weiber?«

»Schafe?«

»Schweine!«

Die donnernde Stimme überm

Die donnernde Stimme zwischen

Die donnernde Stimme im

Carl Fischer fährt fort.

Legt ihnen das Blatt auf den Tisch.

Sollen selbst sehen.

»Was stehtn nun drauf?«

Die donnernde Stimme

»Was isses denn Schönes?«

Die Stimme.

»Ich kanns nich lesen.«

»Und ich nich mehr.«

Der Wirt donnert mit dem Bier zwischen die Köpfe.

Das Bier rinnt in die Kehlen, steigt in die Köpfe.

Der Wirt schüttelt den Kopf, donnert zurück hintern Tresen.

Die Kumpanen bleiben sitzen, schütteln die Köpfe.

Carl Fischer verlässt den Raum.

Wünscht einen schönen Tag.

Macht die Tür zu.

Von außen.

Der Zettel wandert auf den nächsten Tisch.

Leer.

Stunden später kommen sie, im einsackenden Dunkel, mit ihren aufgenarbten Gesichtern, den zergichteten Knochen und rissigen Pfoten, den Furchen und Flecken und Falten, verlassen ihre warmen Hütten, die kalten Buden, und strömen hinauf zur Kneipe, der einzigen im Ort, wo die Tische sich füllen und die Gläser sich leeren und die Tische sich füllen und die Gläser und Teller, und alles sich spiegelt und schleiert in krustigem Holz und schwitzenden Scheiben, wo das Licht langsam

versackt und alles erblüht ... Karten verschwinden und tauchen an den üblichen Stellen wieder auf, Biere werden doppelt oder gar nicht bezahlt, Qualm pafft aus erregten Mündern und in aufgeregte hinein, dringt in Haare, Kleider und Ritzen und erst recht durch die Tür, vor der sie stehen und pissen, stumm, ins Dunkel der Nacht, verhinderte Parabeln, goldgelb und dampfend, kriechen sie bald über den Boden, derweil die, die sie schickten, zurück durch die Tür, vorbei an Tischen und Stühlen und Bergen von Fleisch, lebendig und tot, dazwischen ein Zettel, ein einziger nur.

- »Fehlen die Bilder.«
- »Macht sich gut unterm Teller.«
- »Unter nem leeren Glas könnt man ihn sogar lesen.«
- »Durch ein gelahrtes bestimmt auch.«
- »Fischers Filius fischt frische Fifferlinge.«
- »Fliegenpilze.«
- »Fuchsige Fichtelröter.«
- »Hee, schon mal den Hexenröhrling probiert?«
- »Netz- oder flockenstielig?«
- »Den netzstieligen servieren sie hier nicht.«
- »Den flockenstieligen gabs mal gebraten.«
- »Gekocht kann man ihn sogar essen.«
- »Mir wird gleich ganz schlecht.«
- »Schönfußröhrling, ganz klar.«
- »Besteht da Gefahr?«
- »Frag den Arzt, der sitzt da.«
- »Seit wann?«
- »Was?«
- »Seit wann sitzt der da?«
- »Is gerade gekommen.«
- »Scheiße, kein Geld mehr fürs Bier.«
- »Haha.«
- »Ihr wisst doch, dass ihr bei mir nichts bezahlen müsst, wenn ihr krank seid.«
- »Stimmt, hatten wir ganz vergessen.«
- »Das viele Bier ...«
- »Jaja.«

Da war er also, Carl Fischer, und mit ihm die, die er seit Stunden vergeblich gesucht, in Ställen und Scheunen, auf Höfen und Dächern, war überhaupt kaum einer zu finden, zumindest für ihn nicht zu sehen, auf den gestoppelten Feldern, den klatschnassen Wiesen, am Rande des tiefenden Walds, nicht einmal auf der ins Land getretenen Straße, die sich durch den Ort wand wie ein unentschlossener Gaul, oder ein Kutscher, der wer weiß wie viele Runden dreht, um wer weiß wen zu treffen, irgendwo, aus irgendeinem Grund, oder aus gar keinem, wer weiß das schon so genau, derweil er, Carl Fischer, einen hat, einen Grund, keinen Gaul oder Kutscher, nur einen Grund, immer denselben, einen Grund, der alle betrifft, selbst wenn er sie nicht antrifft oder zumindest nicht sieht, er betrifft sie, immer, alle, der Grund, nach all seinen Runden, der elften des Jahres, der dreihundertfünfundneunzigsten überhaupt, eingerechnet die erste, obwohl er die damals nicht zählte, weil ihm die Eins eine unmögliche Zahl war, hier, an diesem Ort, an dem jeder Kreis sich schließt, auch der seine, zum dreihundertfünfundneunzigsten Male nun schon.

Dieses eine Mal aber war da noch mehr, war etwas, das den Kreis durchschnitt, ihn überlappte, verdeckte, in seiner Mitte lag. Ein Blatt Papier, das ihm in die Hände fiel, nachdem es aus wer weiß was für einem Grund seine Runde gemacht hatte und wer weiß woher kam, auch wenn er den Absender sofort erkannte, noch bevor er den Namen las, und verstand, ohne zu wissen, und das Blatt einsteckte und mit nach Hause nahm, wo er sie traf, seine Frau, und nichts sagte, keinem was sagte, auch nicht seinem Sohn, den er an diesem Abend nirgends mehr sah, der Sohn, der schon schlief, der nie einem was sagte von der Herausforderung, der Herausforderung, die er still angenommen und zu Ende zu bringen hatte.

Still, still nahm er sie an, nahm sie an und brachte sie zu Ende, die lautlose Verdoppelung einer Welt, die eine und eine andere war.



Nepomuk?

Du bist doch Nepomuk, oder?

Natürlich bist du's.

Nepomuk, so nennen sie dich doch, nicht wahr?

Redest wohl nicht mit Fremden?

Oh, das hätte ich ja fast vergessen. Du sprichst überhaupt nie viel. Am liebsten kein Wort. Nepomuk, der Schweigsame, stimmt's?

Na, was sollst du auch dazu sagen.

Aber sag mal, was hast du denn da in der Hand?

Das ist doch nicht etwa eine Schlange, oder?

Nein, das ist keine Schlange, das sehe ich.

Sieht aus wie ein Stück alte Haut.

Von einer Schlange?

Nein?

Dann vielleicht ... von einem Aal?

Ist das die Haut von einem Aal?

Ja?

Fühlt sich jedenfalls so an.

Die hast du getrocknet, nicht wahr?

Und wozu?

Eine Peitsche? Du peitschst damit?!

Aber wen ... Ach so, einen Kreisel. Na klar, einen Kreisel.

Ich hab schon lange keine Kreisel mehr gesehen, weißt du, schon ganz lange nicht mehr.

Das ist wirklich ein schöner Kreisel, den du da hast.

Ein Peitschenkreisel, nicht wahr, ein richtiger Peitschenkreisel ist das.

So einen hatte ich auch mal.

Ist schon lange her, ganz lange.

Ich kann das bestimmt nicht mehr.

Aber ich weiß, dass man dazu einen Stock braucht. Oder etwa nicht?

Natürlich braucht man dazu einen Stock.

Und wo ist dein Stock?

Den musst du dir noch holen, stimmt's?

Meiner war aus Ahorn. Ahorn ist am besten für so eine Peitsche, nicht wahr?

Siehst du, wusste ich's doch.



Du willst dir also einen Ahornstock holen? In dem Wald da drüben?
Gibt bestimmt gute Ahornstöcke dort.
Nein?
Gibt es nicht?
Oder willst du gar nicht dahin?
Wenn du es mir nicht sagst, kann ich's nicht wissen.
Vielleicht kommst du ja auch gerade aus dem Wald.
Oder suchst du gar keinen Stock?
Aber du hast was zum Peitschen. Und einen Kreisel hast du auch, du hast ihn mir gezeigt.
Du hast ihn mir doch nicht umsonst gezeigt, oder?
Nein, das glaube ich nicht.
Oder hast du ihn mir nur gezeigt, weil ich dich gefragt habe? Weil du ein guter Junge sein wolltest.
Du willst doch ein guter Junge sein?
Ganz bestimmt willst du das.
Aber hör mal, ich muss jetzt weiter.
Du folgst mir doch nicht, oder?
Nein, das machst du ganz bestimmt nicht. Sowas macht ein guter Junge nicht.
Ich hab auch ein kleines Geschenk für dich.
Da, nimm ruhig, nimm.
Und jetzt geh. Ich muss weiter, geh!

»Ein Schrei kommt über den Himmel. Oder ist's ein Heulen? Glaub nicht, das sei leicht zu entscheiden. Die einen sagen so, die anderen so. Soso, wirst du jetzt sagen. Ja, so und so. Sag ich. Klingt nämlich nach beidem. Aber hee, wart mal, da kommt's schon wieder. Hmm, diesmal klingt's eher nach nem Heulen. Oder ist das doch ein Schrei? Wirklich nicht leicht zu entscheiden. Aber hör mal ... Da! Hörst du's? Beides auf einmal. Klingt nach zweierlei. Müssen also zwei sein. Logisch, was? Ein Heulen und ein Schreien. Bloß, frag mich nicht, was das eine und was das andere ist. Das ist unmöglich zu sagen, völlig unmöglich«

An dieser Stelle bricht der Text des Schweins ab. Aber ...

wir weben weiter
wir ergreifen den Faden
und spinnen ihn breiter
wir gehen zurück
und füllen die Lücke
wissend ein Stück
all unsre Stücke

... was denn für ein Schwein? Was soll denn das?! Ein Schwein ... Wir wissen überhaupt nichts von einem Schwein. Erst recht nicht von einem, das sich bloß schriftlich artikuliert. Mag ja sein, dass die Tierpsychologie inzwischen so weit ist, aber so ein Schwein muss trotzdem in die Geschichte eingeführt werden – und zwar ordentlich! Wir wollen schließlich wissen, wie es heißt und wie alt es ist, wie viel es wiegt, woher es stammt und wie lang seine Borsten sind, ob es sich gerade im Schlamm gesuhlt oder einen Zahn locker geschmatzt hat, ob es stark ist oder nur so tut, welcher Art und wie tief seine kulturellen Prägungen sind, ob es sich zivilisiert verhält und wie es um seine soziale Stellung in der Gemeinschaft bestellt ist, ob es überhaupt in Gemeinschaft lebt (hat es Verwandte, Bekannte oder gar eine Gouvernante), hat es eine Identität oder zwei oder ..., welcher Rasse gehört es an und wie ist es physiognomisch beschaffen (von Interesse sind insbesondere Form und Umfang des Kopfes, aber auch an der Gestalt der Nase lässt sich so manches erkennen), zudem: was isst das Schwein gern und was am liebsten, war es schon einmal betrunken oder versucht es sich in Abstinenz, wie groß ist seine Ungeduld und wie dick

sein dickster Borst, ist es männlich oder weiblich, und ist es ein gebildetes Schwein oder einfach nur ein dummes, hat es Körpergeruch und wenn ja, wo und warum, bewegt es sich ausreichend und schläft es gut, welche Farbe haben seine Augen (so sie denn gleichfarbig sind), und welche Hobbys hat das Schwein, und was für Krankheiten (chronische wie aktuelle), und wie ist es im allgemeinen um seine psychische Verfassung bestellt, ist es vereinsamt oder verlassen, verzückt oder verlustiert es sich gerade, wurde es verraten und verkauft oder hat man es einfach nur verführt und dann vergessen, ist es verliebt oder war es das mal, und warum schwitzt das Schwein eigentlich nie, und was für Angewohnheiten hat es, gute wie schlechte, und was für Marotten, hat es Charme und Charisma und Kraft und Willensstärke oder wirkt es völlig verkümmert und gibt sich apathisch, ist es ein schönes Schwein oder hässlich wie ein überstudierter Philister – und welchen Wert hat eigentlich seine Knochendichte?¹

Suscrofius Domesticus Paraplegius, genannt Suse (eine gewiss recht fragwürdige Abbreviation eines noch viel fragwürdigeren Namens, wobei letzterer auf den Zoologen Universalis zurückgeht, der, gerade dabei, eine wegen anderweitiger Verpflichtungen liegengeliebene philologische Studie wiederaufzunehmen, aus dem seine neuesten botanischen Untersuchungen abschließenden Gartentor trat und – in Gedanken bereits bei seinen »Entlehnungen in der Sprache der Alten« – einem vorbeifliegenden Händler unversehens auf die Füße stieg, welcher vollkommen zufällig und auch nie wieder dieses Weges kam, nichtsdestotrotz jedoch sogleich begriff, dass dies keine böse Absicht, sondern die Chance auf ein ausnehmend gutes Geschäft war, so es ihm nur gelänge, seinem augenscheinlich perplexen Gegenüber ein höchst niederes Begehren zu unterstellen

1 Siehe hierzu Carlos und Agathe Schreiber: Wie schreibe ich einen richtig guten Roman, Verlag der Verleger, S. 815. Der obige Absatz verdankt dem genannten Buch und seinen beiden Autoren weit mehr, als der Verfasser an dieser Stelle in der Lage ist, auszudrücken. Ihre »Gesammelten Gebote guter Beschreibung« waren, zusammen mit dem schönen Kapitel über den »Wunsch nach Wirklichkeit«, ein erfrischender Quell, der das schwache Rinnsaal im Kopf des wissbegierigen Anfängers belebte, woraufhin die Tinte schon bald viel leichter über das Papier floss, ja mitunter gar zu einem rechten (Be-)Schreibstrom anschwell, dessen Untiefen und gefährlichen Strudeln der Verfasser – angehalten von dem vorzüglichen Abschnitt »Bleiben Sie auf dem Papier!« – entgangen zu sein hofft.

oder – dies die andere Möglichkeit – ihn an seinen schier unerträglichen Schmerzen teilhaben zu lassen, was ihm, um es kurz zu machen, dann auch gelang, und als der Händler unter entsetzlichem Gestöhn bis hinter die nächste Biegung gehinkt und Universalius von allen Sinnen wieder beruhigt war, hatten ein paar Münzen die Taschen und ein junges Schwein den Besitzer gewechselt.

»Geld stinkt nicht«, sagte sich der Händler.

»Pecunia non olet«, klang es in Universalius nach.

Das Schwein aber lag unter einer Hecke, und als Universalius ihm aufhelfen wollte, fiel es um.

Das geübte Auge des Zoologen sah es sofort: Paraplegie.

Armes Schwein, dachte sich Universalius, klemmte sich den rosafarbenen Zehnpfänder unter den Arm und warf ihn in ein Regenfass.

Als von dem Vieh nichts mehr zu sehen war, fiel ihm auf – und schließlich auch ein –, dass ein hinterseitig gelähmtes Schwein gar nicht schwimmen *kann*.

»Zum Teufel noch eins«, sprach's, streckte die Arme und den Kopf hinterher, erhaschte einen der beiden abwärts trudelnden Läufe, schluckte brackiges Wasser, spuckte es aus und taufte den unter ihm Auftauchenden auf den Namen *Suscrofius Domesticus Paraplegius*.

Als das getan war, ging Universalius in den Schuppen, ersann und baute seinem nassblass-rosa gestruppten Gefährten ein passendes Veloziped, zeichnete anschließend noch flugs einen Stall und baute auch den.

Als er mit alledem fertig und bereit war, seine philologische Studie wieder aufzunehmen, kam Nasen-Theo des Wegs, begab sich jedoch, nachdem er einem ebenso kurzen wie kryptischen Monolog beigewohnt hatte, sogleich wieder zurück auf jenen, ohne recht zu wissen, was es mit diesem »semivelozipedalen *Suscrofius Domesticus Paraplegius*« auf sich hatte, der da fröhlich neben ihm her quiekte und quietschte. Im Grunde war ihm das aber auch egal. Er hatte jemanden gefunden, der ihn begleitete, an einem dieser elenden Nachmittage, an denen sich die Stunden um sich selbst drehten. Und das war alles, was zählte.

Als sie zurückkamen, war es längst dunkel, das Borstentier Theos Freund und sein Name Suse. Dass Universalius, der mit der Philologie bis auf weiteres fertig und nun wieder Zoologe war, in Suse einen jungen Eber erkannte, konnte daran nichts ändern. *Suse* blieb.

Seitdem dreht er seine Runden – mit Theo, Tag für Tag, zwei Füße, zwei Pfoten, zwei Räder – und steht in Universalius' Stall, allein, Nacht für Nacht, zwei Pfoten, zwei Räder), steht im Stall und wartet.

»Bekommst heute Abend Besuch«, hatte Theo frohlockt, »Beeh-such, Beeh-such«, und dabei seine Nase abgenommen und sie ihm aufs Ohr gesteckt. Erst auf das eine und dann auf das andere. Und dann wieder zurück. Leuchtendes Rot auf zerborstenem Rosa.

»Beeh-such, Beeh-such!«

Als wäre er es, der ihn bekäme.

»Ein Schwein von der anderen Seite«, erklärte Universalius, seltsam nüchtern für einen, der gerade aus der Kneipe getreten war. Ansonsten schwieg er. Seltsam. Fremd.

Dagegen Theo: »Ach was, ein Schwein, ein Schwein ... Eine Sau kommt heut Abend zu dir, eine richtige Sau! Und weißt du, wie man sie nennt?«

Theo macht einen Satz nach vorn, schnappt sich die Nase, geht auf alle Viere und reckt seinen dürren Hintern in die Höhe. »Man nennt sie« – der Hintern wackelt wie ein Knochengerüst – »die wilde Hilde!«

Ein Quieken, ein Quietschen, schon wandert die Nase zurück auf das Ohr.

Stunden ist das inzwischen her. Es ist längst Abend. Nichts ist passiert. Suse steht im Stall und wartet.

Nichts passiert.

Nichts.

Aber was soll auch schon passieren zu einer Stunde, in der selbst der letzte Schankstubenschwadroner selig schlummert, wenn auch nicht unbedingt in seinem Bett, eine Stunde, durch die nicht ein einziger Glockenschlag dringt, der die Zeit bricht und zählt, weil es unten im Tal, auf der anderen Seite des Fluss', keinen Kirchturm mehr gibt und der Klöppel, fest eingebrannt, wie ein Löffel in der Glockenspeise ruht, die Stunde, in der ein alter Mann seinen letzten Atemzug bereits getan hat und unter leisem Aufstöhnen verstummt ist, eine Geschichte auf den Lippen und den Kopf voller Erinnerungen, in dieser Stunde, in der das Schwarz formlos ist und seine Macht scheinbar vollendet. Da knallt der Türriegel zurück, wird das Brett aufgerissen, Schritte, Schlurfen, nichts zu sehen. Suse trollt sich in die Ecke. Irgendwo eine Stimme, die ruft:

Hee,
 brauchst dich nicht gleich zu trollen,
 in die Ecke zu rollen,
 schmallippig zu schmollen,
 kannst weiter hier tollern.

Natürlich, Universalius, der Dichter. Sein Auftritt schrammt freilich nur knapp an einer Insulte vorbei. Andererseits, wieso konnte er ihn sehen? Oder hat er einfach nur auf gut Glück ...?

Egal, Glück gehabt.

Beide.

»Noch keiner da, Suse, was?«

Suse steht, schweigt, schmatzt nicht mal. Die Dunkelheit tut in diesem Fall nichts zur Sache.

»Na, ich geh dann mal raus. In den Himmel gucken.«

Universalius, der Astronom.

Geht und lässt die Tür offen stehen. Die vom Stall wäre Suse lieber gewesen. Dann wäre sie jetzt unterwegs: *Die schwarze Schweinefuhrer*.

Eine Schauergeschichte?

Aber nicht doch!

Eine Sammlung von Abenteuern?

Nein, nein!

Ein Heimatroman?

Ach was, ein heimeliger Abenteuerroman mit ein paar dunklen Stellen.

Aber so ein verqueres Zeug liest kein Mensch. Noch nicht mal Universalius, der Literat.

Bleibt Suse also im Stall, rollt ein bisschen vor und zurück, zermatscht dabei die Reste der neuesten botanischen Studie und wartet. Auf die wilde Hilde. Die wilde Hilde ... Und wenn die nun gar nicht kommt? Wenn es gar keine wilde Hilde gibt?

Dann wartet er eben auf Theo, diesen Schweinepriester. Passt ihn ab und frisst seine Nase. Und die Ohren gleich mit. Und Universalius muss sein Verhalten diätetisch begründen. In alter und neuer Sprache. Omnivore. Pantophage. Allesfresser.

Was aber, wenn es die wilde Hilde doch gibt? Wenn sie wirklich kommt, hierher, zu ihm, in den Stall. Zum Glück ist es noch immer stockdunkel,

da kann sie ihn nicht sehen, diesen Schweinestall. Aber auch ihn nicht. Ihn, Suse. Und er sie nicht. Sie, die wilde Hilde.

Ob sie wirklich Hilde heißt? Aber er heißt ja auch Suse. Nur ist er nicht wild, ist eher so der Typ – *Muse*.

Verdammt, Universalius mit seinem Gedichte! Bleibt alles hängen. Klebt einem im Kopf wie die Scheiße an den Rädern.

Oh Gott, die ganze Scheiße! Wenn die wilde Hilde das sieht! Kann ja nicht ewig so dunkel bleiben. Am besten, er rollt vorher nochmal bisschen durchs Stroh. Oder nein, noch besser, erst durch die Matschkartoffeln und dann durchs Stroh. Zwei Schichten vom schönen Schein sind *eine* sichere Sache.

Doch bevor es soweit kommen kann, sträuben sich sämtliche Borsten und ein Paar Ohren wächst sich zu rechten Flügeln aus, luftige Trichter, lederhart gespannt, bevor erst der eine und dann der andere dem Druck erliegt, nach vorn über und runterklatscht, wie ein alter schmieriger Lappen, direkt aufs Auge, das eine wie das andere, stockdunkel ^{hoch zwei} jetzt vor beiden, derweil hinten die Räder durchdrehn und die Vorderläufe nach sich ziehen und die gesamte Komposition einen Satz zurück macht und gegen den Rand der Stallung knallt, der freilich nicht aus Stein – dafür war keine Zeit – , sondern aus Holz gemacht ist, gehobelte Bretter, immerhin, Reste einer Serie von Bücherregalen und wie ein solches montiert obendrein. Und oben drin: ein Buch. Das fliegt dem Schwein jetzt vor die sudigen Lefzen. Suse spürt's sofort – der Einband aus dem Leder eines entfernten Verwandten! Hatte er etwa ein Sprungrückenbuch erwartet? Immerhin gibt's ne Blindprägung. Aber das ist jetzt auch egal – und natürlich (natürlich!) in der Zwischenzeit auch etwas heller geworden.

Dunkle Stellen, in die das Licht sackt, sich verfängt. Glänzend schwappt es in den gestanzten Lettern. Suse liest fließend, liest laut: »Aufrecht geht das Schwein zum Ende. Ein solipsistischer Dialog.«

›Na, da will ich mal sehen ...‹, und schlägt das Buch linksrüsslig auf. Leer.

Die Widmung steht allerdings schon drin. »ad me ipsum.«

Wahrscheinlich wieder eine dieser halbmaterialisierten Ideen dieses einen universalistisch gestimmten Geistes. Wäre nicht seine erste. Wenn dem ein Titel gefällt, macht er gleich ein ganzes Buch draus. Was hat Suse

nicht schon alles ertragen müssen, hinten, auf dem Veloziped ... »Über das Wahrscheinliche und den Zufall«, (ein Traktat, in welchem Universalis die These vertritt, das Wahrscheinliche sei nichts anderes als die Vervielfältigung des Zufalls) oder »Universalis' Kritik der historischen Notwendigkeit« (laut Untertitel eine Selbstreplik, tatsächlich aber eine Ergänzung und Erweiterung der zuvor genannten Schrift, in der Universalis zu dem etwas aphoristisch anmutenden Schluss kommt, die Rede von der historischen Notwendigkeit diene einzig »der Aufrechterhaltung der Not durch die Wen(d)igen«), aber auch das kleine Werk »Vom Dilettanten« (wo schlichtweg behauptet wird, allein der Dilettant sei ein wahrer Künstler, stehe er doch genau zwischen dem Götzenbildner (als welchen Universalis hier den spezialisierten und »in dieser seiner Berufskunst verbleibenden Artisten« betrachtet) und der »blinden Idiolatrie der Vielen«. Eine These, die freilich von vornherein auf wackligen Beinen stand, da die gesamte Deutung, wie Universalis in einer langen Nachschrift zur zweiten Auflage selbst einräumt, »mehr aus Sema denn aus Soma« bestand.) Und jetzt, jetzt will er auch noch einen solipsistischen Dialog verfassen, an dessen Ende Suses Menschwerdung steht? Das wird die nächste Insulte! Nein, das ist sie schon! Der Titel reicht. Und der Ort hier tut sein übriges.

Aber vielleicht geht's bei der Sache mit der Aufrichtung ja gar nicht um ihn. Was, wenn es um Universalis geht und die ganze Angelegenheit eine Selbstbezeichnung ist?

Andererseits, vielleicht hat er die Schwarte einfach da oben hingestellt, weil er's für ein Bücherregal gehalten hat. Ein Lapsus, läppisch, lumpig, lächerlich. Zweifellos zwei Zufälle zuviel. Aber warum nicht einfach ein Übermaß an Aufklärungswille, eine etwas zu holistisch gedachte Teleologie über die Entwicklung der Arten?

»Aufrecht geht das Schwein zum Ende. Ein solipsistischer Dialog.«

Ha, bei Suse gleich im Trog, das isst!

Doch bevor es soweit kommen kann, sträuben sich erneut sämtliche Borsten, und ein Paar Ohren wächst sich zu rechten Flügeln aus, luftige Trichter, lederhart gespannt ... Doch diesmal halten sie sich aufrecht, erliegen nicht dem Druck und klatschen vorn über. Oh nein, diesmal schaut Suse sich um. Und siehe da, es ist *schon wieder* heller geworden.

Und unten, vorm Trog, liegt aufgeschlagen das Buch.

Und so kommt es, wie es niemals hätte kommen müssen, denn »die Geschichte ist ein Sammelsurium von Begebenheiten, die allesamt auch anders möglich gewesen wären.« (Universalius: Kritik der historischen Notwendigkeit.)

Suse senkt den Kopf, furcht mit dem Rüssel über den Boden, findet einen Strohalm, schiebt ihn sich ins linke Nasenloch, tunkt damit ins Braune, holt einmal tief Luft und verfiltert das untere Ende mit einem Stück zermatschter Kartoffel.

Ein Schritt nach vorn, und Suse beginnt zu schreiben.

Woher die Worte kommen, weiß er nicht.

»Ein Schrei kommt über den Himmel. Oder ist's ein Heulen? Glaub nicht, das sei leicht zu entscheiden. Die einen sagen so, die anderen so. Soso, wirst du jetzt sagen. Ja, so und so. Sag ich. Klingt nämlich nach beidem. Aber hee, wart mal, da kommt's schon wieder. Hmm, diesmal klingt's eher nach nem Heulen. Oder ist das doch ein Schrei? Wirklich nicht leicht zu entscheiden. Aber hör mal ... Da! Hörst du's? Beides auf einmal. Klingt nach zweierlei. Müssen also zwei sein. Logisch, was? Ein Heulen und ein Schreien. Bloß, frag mich nicht, was das eine und was das andere ist. Das ist unmöglich zu sagen, völlig unmöglich«

»Ist es nicht!«

»Was?«

»Es ist nicht unmöglich zu sagen.«

»Wie?«

»Es ist nicht unmöglich zu sagen, was das eine und was das andere ist.«

»Hä?«

»Das heißt wie bitte.«

»Wie?«

»Bitte! Wie bitte.«

»Ich ... also ... oink.«

»Ach machen Sie mir doch nichts vor, ich sehe doch, was Sie geschrieben haben.«

»Aber wer ... wer spricht denn da?«

»Das wissen Sie ganz genau!«

»Aber ...«

»Ich stehe hinter Ihnen.«

Das Herz pulsiert, der Kopf rotiert, der Körper funktioniert. Suse

trotzdem nichts kapiert. Kreiselt um die eigene Achse. Ein halbes Mal. Kaum ist das geschafft –

»Nicht gerade sehr ästhetisch.«

»Was?«

»Himmelherrgott, ich sagte, das ist nicht gerade sehr ästhetisch.«

»Schon mal mit nem spontan erfundenen Veloziped / unterm Hintern auf der Stelle gedreht?« (Ein Gedicht!)

»Ich meine den Strohalm da in Ihrer Nase. Der sieht sehr unappetitlich aus.«

»Hatt nicht vor, ihn zu essen. Aber hee, sag mal ...«

»... was, wie ich hier reingekommen bin? Ganz einfach, die Tür stand offen. Sperrangelweit. Und das Regal auch. Obwohl, ich würde es eher einen Durchgang nennen. Ich nehme an, es ist für Folianten bestimmt.«

»Durchrollen kann man jedenfalls nich. Die Räder, Sie verstehen ...«

»Sie? Sieh einer an. Wird doch. Aber die Räder ... ich weiß nicht, wenn ich mir die so anschau ... sind ja ganz verklebt.«

»Das is nur Stroh. Stroh und ein paar Kartoffeln.«

»Igit!«

»Oink.«

»Schluss mit dem Quatsch. Fragen Sie mich lieber nach meinem Namen.«

»Aber ...«

»Ich bin die wilde Hilde.«

»Die wilde Hilde?!«

»Zumindest nennt man mich seit kurzem so. In Wahrheit heiße ich aber gar nicht Hilde.«

»Nich?«

»Nein.«

»Und bist auch nich wilde?«

»Nein!«

»Was dann?«

»Resultat eines billigen Reimes. Den Namen haben sie mir nur verpasst, weil sie mich loswerden wollten.«

»Aber ...«

»... wer mich loswerden wollte? Der neue Pfarrer. Und ich glaub, auch noch ein paar andere. Die haben ein gutes Geschäft gewittert.«

- »Und deshalb haben sie dich ›wilde Hilde‹ genannt.«
- »Der Pfarrer hätt mich am liebsten umgetauft, nur war ihm das leider nicht möglich.«
- »Warum nicht?«
- »Religiöse Dogmatik.«
- »Verstehe.«
- »Du verstehst?«
- »Ja.«
- »Aber ...«
- »Universalius hat oft davon gesprochen.«
- »Universalius? *Der* Universalius?«
- »*Die* kann man leider nicht sagen ...«
- »Du kennst Universalius, den berühmten Epigrammatiker?!«
- »Wie man's nimmt. Obwohl, ich dachte, er wäre Epigrammatist.«
- »Namen sind was für Grabsteine. Sagt Universalius.«
- »Der richtungweisende Künstler wirkt in seiner Zeit oft antiquiert.«
- »Du kennst das Buch?!«
- »Universalius, Epische Epigramme.«
- »Seite zweihundertvierzehn ...«
- »... in der ersten Auflage. Seite dreihundertachtundzwanzig ...«
- »... in der zweiten, der erweiterten.«
- »Erst kürzlich erschienen.«
- »Ach, wie schön ...«
- »... du doch bist.«
- »Hee, hör auf, mir die Worte vorm Mund rumzudrehn. Ihr Kerle denkt wohl, das reicht?! Kleines Zitat hier, kurze Anmerkung dort und schon gibst's was zu Schnüffeln. Aber nicht mit Suse!«
- »Suse?«
- »Nicht mit mir! Schluss mit dem Geschmachte, hast ja schon ganz gläserne Augen. Und nimm endlich den Strohalm aus der Nase, der tropft!«
- »Dein Name ist Suse?«
- »Für dich, die wilde Hilde.«
- »Blöde Kuh!«
- »Oink, oink.«
- »Dann eben blödes Schwein.«
- »Oink.«

- »Sau.«
 »Täärrääääähhh!«
 »Schluss, sag mir endlich, wie du heißt.«
 »Himmelsakra! Suse. Ich heiße Suse. Mein Name ist Suse. Man nennt mich Suse. Suse nennt man mich, Suuuuusssseeee!!!«
 »Universalus wohnt hier.«
 »Was?«
 »Universalus wohnt hier.«
 »Was, hier? In dem Loch?«
 »Hier in dem Haus.«
 »Beweise!«
 »Er hat den Stall hier gebaut.«
 »Er ist Epigrammatiker.«
 »Und mein Veloziped.«
 »Davon hat er nie was geschrieben.«
 »Er half mir in der Not.«
 »Das wüsste ich.«
 »Erst tat er mich kaufen, dann ließ er mich taufen und zum Schluss konnt ich laufen.«
 »Du bist kein Epigrammatiker.«
 »Aber ...«
 »Noch nicht mal ein epigonaler.«
 »Na schön. Als du gekommen bist, war da draußen ein Mann?«
 »Was?«
 »Ob da ein Mann war? Draußen. Ein Mann, kein Epigramm.«
 »Der Typ, der geheult hat, weil ich ihm in die Nase gebissen hab?«
 »Du hast was?!«
 »In die Nase gebissen hab ich ihm, kaum dass ich aus dem Boot raus war. Kann von Glück reden, dass das Ding aus Holz ist, sonst hätt ich's nämlich gefressen.«
 »Aber wieso das denn?«
 »Weil's aus Holz ist, hab ich doch gerade gesagt.«
 »Nein, ich meine, warum du da reingebissen hast?«
 »Weil der Preis, den er für mich bezahlt hat, nicht angemessen war.«
 »Wieviel hat er denn bezahlt?«
 »Das weiß ich nicht mehr.«

»War der Preis zu hoch oder war er zu niedrig?«

»Beides!«

»Beides?«

»Genau.«

»Und darum hast du ihm in die Nase gebissen?«

»Darum, und weil er unflätige Dinge zu mir gesagt hat.«

»Was hat er denn gesagt?«

»Das kann ich nicht sagen.«

»Dann sag ich's.«

»Was weißt du schon?!«

»Ich kann mir was ausdenken.«

»Dann beiß ich dir in die Nase.«

»Dann beißt du in den Strohalm. Und der ist nicht sehr appetitlich, tropft nämlich.«

»Er hat mit meinen Gefühlen gespielt. Und mit meinem Namen. Dem neuen. Hat mich brunftige Brunhilde genannt. Erst hab ich's ignoriert, aber da ist er vor mich gesprungen und hat so komisch ... also, er hat so getan, als ob ... und da, da hab ich geschrien. Aber er hat nicht aufgehört, hat einfach nicht aufgehört. Also hab ich ihm in die Nase gebissen.«

»Verstehe, verstehe ich voll und ganz. Aber trotzdem, als du hier angekommen bist, da war draußen kein Mann? Ich meine, keiner außer dem Kerl mit der Nase.«

»Doch, da war einer. Aber ich weiß nicht mehr, wie der aussah. Wenn ich so drüber nachdenke, dann hat er irgendwie nach gar nichts ausgesehen. War wie in einem Traum. Da war ein Garten. Vielleicht war's auch ein Feld. Oder ein Anger. Ich weiß es nicht. Auf jeden Fall saß er da. Auf einer Bank. Und in seinen Händen hat er ein Fernrohr gehabt. Und das Ende von dem Fernrohr stak in einer Blume. Direkt in der Blüte. Richtig tief drin. Und der Kerl hat reingeschaut. Aber je mehr ich daran denke, desto mehr wird's mir zum Traum. Ich konnte es ja auch gar nicht richtig sehen.«

»Weil du auf der Flucht warst vorm Nasenmann. Und Schutz gesucht hast, hier bei mir.«

»Hör auf rumzusülzen, Triefnase. Dass ich hier bin, ist nebensächlich, sekundär, zweitrangig, klar?! Kleiner Zwischenstopp meinerseits, mehr nicht. Strohkopf! Es war nur so, wie ich mich nochmal umdrehe, kurz

bevor ich durch die Tür hier bin, da seh ich den Kerl mit dem Fernrohr plötzlich auf dem Weg stehen. Direkt vor dem mit der angebissenen Nase. Und zwischen beiden das Fernrohr. Vom Auge zur Nase nichts als ein Fernrohr.«

»Universalisus, der Medikus.«

»Was?«

»Der mit dem Fernrohr, das war Universalisus. Der hilft wo er kann. Ich meine, nichts gegen das ewige Gedichte, aber Universalisus hat ja selbst mal gesagt: Auch fünfzigtausend Epigramme wiegen keinen Zentner Schmerzen auf.«

»Den Spruch kenn ich nicht.«

»Oh, der ist noch unpubliziert, kommt erst in der dritten Auflage. Die wird ganz anders als die ersten zwei. Gibt da völlig neue Töne. Aber keine Angst, ist trotzdem der gute alte Universalisus. Der erfindet sich eben immer wieder neu. Unverändert erweiterte Auflage, du verstehst?«

»Scheinst ihn ja wirklich zu kennen.«

»Seine sämtlichen Werke.«

»Auch die ekmnesischen Epigramme?«

»Er hielt sich eine Zeitlang für einen Naturkundler.«

»Und die ekklisischen?«

»Ein experimenteller Entwurf.«

»Aber die ekstatischen ...«

»Ich hab ihn nebenan schreien gehört.«

»Kann ich länger bleiben?«

»Ich weiß nicht so recht ...«

»Also, falls es an dem Strohalm liegt, der stört mich nicht. Im Gegenteil, hab mich schon richtig dran gewöhnt. Möchte ihn gar nicht mehr missen. Glaub mir. Ich finde ihn, wie soll ich sagen, *herausragend*. Jawohl, herausragend find ich ihn. Wirklich ganz und gar herausragend. So eine Art eksponiertes Epigramm.«

»Popanz, pailliöser.«

»Ich will dir auch alles von mir erzählen.«

»Alles?«

»Was immer du willst.«

»Und dann?«

»Erzählst du mir von dir.«

- »Was immer ich will?«
- »Was immer du willst.«
- »Herrje, mir soll's recht sein. Hätte fast gesagt billig.«
- »Vielleicht kommt uns ja Universalis besuchen. Ich meine, das macht ihm doch nichts aus, oder?«
- »Das macht's ganz bestimmt nicht.«
- »Da kann er vielleicht was draus machen.«
- »Da macht er bestimmt was draus ...«



»Nicht unerwähnt bleiben soll die sogenannte Findelgrube. Sie erhielt ihren Namen infolge eines schrecklichen Vorfalles, von dem hier kurz zu berichten ist. Einem Bauern und seiner Frau (ihre Namen bleiben in der Überlieferung ungenannt) wurde nach vielen Jahren endlich ein Kind geschenkt. Ihr Glück aber währte nicht lange, denn das Kind starb noch im Wochenbett. Ihres kleinen Segens jäh entrissen, verfiel erst die Frau und schließlich auch der Mann dem Wahne, das tote Kind zu opfern, um auf diese Weise neues Glück zu erbitten. Zu diesem Zweck suchten sie nach einem geeigneten Platze und fanden ihn in einem der Bruchlöcher im Wald. In einer geheimen Zeremonie verscharrten sie den kleinen Körper an Ort und Stelle. Die Frau starb bald darauf kinderlos und ebenso verschied einige Jahre später auch ihr Mann. Die grausige Geschichte indes wäre wohl nie bekannt geworden, hätte sich der Mann nicht kurz vor seinem Tode einem Freunde offenbart. Dieser machte den Vorfall nach dessen Ableben alsbald publik, woraufhin sich die Kunde von dem ›kalten Moloch‹ binnen weniger Stunden im ganzen Ort verbreitete. Der Verstorbene ist dann auch auf dem Schindanger verscharrt worden. Das Bruchloch aber wurde von da an nicht mehr betreten und noch heute begibt sich kein Ortskundiger aus freien Stücken an diesen Platz.«



In der Bibliothek des Universalius. Papier, bretterweise. Die Wände bedeckt, die Dielen belegt, die Decke belagert. Die Fenster sind frei. *Schießscharten gegen die Wirklichkeit. Einfallstore des Unvertexteten.*

Eine billige Dialektik, ein aufgebauschtes Ding. Gewiss nichts, was unserem Universalius gebührt. Sind ohnehin nicht seine Worte, obschon er darüber geschrieben. Sein einziges Stück Prosa. Eine nicht zu leugnende Jugendsünde. Ein ewig gehegter Wunsch. Rechts unten im Regal, quer über seinen anderen Werken. Ein Stapel loser Blätter, auf dem obersten der Titel: »Mundanus Monachós oder Die mondäne Monade«.

In einer mit offenkundig pressanter Feder geschriebenen Randnotiz heißt es dazu: »Der erste Teil ein philologischer Alptraum, aber er bringt die Richtung zum Klingen. Zweimal allein und einmal zu zwein.«

Darunter ein Zitat unbekannter Herkunft: »An eine Weggablung gekommen / hab ich sie genommen.«

Nun, um es kurz zu machen. Der erste Teil des Titels stand schon fest, da hatte Universalius noch keinen einzigen Gedanken an die Geschichte selbst verschwendet.

Worüber wollte er schreiben? Er wusste es nicht. Welcher Stil, welche Form? Er konnte es nicht sagen. Ein kurzes Stück oder ein gewaltiges Epos? Es würde sich zeigen, genau wie der Stil, die Form und der Inhalt erst recht. Es würde sich zeigen – im Schreiben.

Und so begann er, und schrieb ... und schrieb ... und schrieb. Und als er fertig war, wollte es keiner lesen.

»Mundanus Monachós«, so hieß es.

Ein obskures Traktat, so wurde es genannt.

So einfach war das – und so schwer.

Er schickte es Verlegern. Sie schickten es ihm zurück.

Sie hatten nur den Titel gelesen. Behauptete Universalius, derweil ein ansehnlicher Packen Papier auf den Schreibtisch von Pfarrer Unger klatschte, der gerade mal drei Tage vor Ort, zwei im Amt und erst einmal baff war.

»Baff«, machte in diesem Moment auch der Packen Papier.

»Also schön, ich will es bis Sonntag lesen, aber Sie müssen da sein, zum Gottesdienst«, entwand sich der Pfarrer.

»Ich werde erscheinen«, sagte Universalius.

Er ging übers Wasser für sein Buch.



»Mir scheint, es liegt allein am Titel. Sie sollten ihn ändern«, sagte der Pfarrer.

»Also schön, ich will ihn erweitern«, entwand sich Universalisus.

Und so schrieb er »Die mondäne Monade« darunter. Daneben aber schrieb er nichts. Es war alles gesagt.

Als er fertig war, wollte es keiner lesen.

»Mundanus Munachós oder Die mondäne Monade«, so hieß es.

Die mondäne Monade Mundanus Munachós, so wurde es genannt.

Es war ein für alle obskures Traktat. Und blieb es. Ein für allemal.

Universalisus legte den unansehnlich gewordenen Packen Papier in ein ansehnliches Regal. Er hatte es gerade erst gebaut. Es war noch vollkommen leer. Universalisus konnte sein Buch nicht verlegen. Universalisus verlegte es nie. Im Laufe der Jahre schob er ihm einen guten Meter weiterer Werke unter. Es sind andere Werke. Sie stehen senkrecht im Regal. Es sind die Werke, die er seither schreibt. Auf dem Tisch sein neuestes, eine Abhandlung über »Einige verstreute wiewohl umfassende Anmerkungen zum Erhabenen in der Kunst und in der Natur in der Betrachtung des Menschen

I

Aber findet sich diese Übersättigung nicht nur in den allerkleinsten Kreisen? Bei den berufsmäßigen Philosophen und Ästhetern und manch einem ihrer Dichter? Hat die große Masse je vom Erhabenen gehört, es gar verspürt?

Der Leser mag sich verwundern, dass ich in einer Zeit, die des Erhabenen überdrüssig geworden zu sein scheint, selbiges zum Thema einer kleinen Abhandlung mache. Allein, das Wundersame ist ja überhaupt nichts anderes als das Resultat einer abweichenden Erwartung, die sich – über kurz oder lang – vor dem Ereignis oder der Sache, die wir als wundersam oder gar als Wunder empfinden (und um nichts weniger als ein solches bezeichnen), ausgeprägt und mit schier unverbrüchlicher Festigkeit unserem Geist eingeschrieben hat. Das Wunder geschieht mithin durch das Aufeinanderprallen dieser unserer Erwartung mit einer so gänzlich anders gearteten Sache oder dem Ereignis selbst. Es ist dies ein augenblicklicher Zusammenprall, ein Aufheben aller Differenz im Raum und in der Zeit. Es geschieht an einem Ort und ist gefangen in einem Moment – und nicht anders sein Betrachter. Aber so muss und soll es auch sein, denn sogleich nach dem wundersamen Augenblick beginnt sich unsere bisherige Erwartung von dem Ereignis, von der Sache selbst abzulösen. Sie löst sich

Das Wunder, so will es scheinen, geschieht uns, doch sind im Grunde wir es, die es geschehen machen. Das Wunder ist, doch ist es ein Gewordenes.

* In den genera dicendi dann jedoch die Assoziation alles Wundersamen mit dem genus medium (χαρακτήρ μέσος). Hier aber wäre es genus grande, dagegen im op. non. cit. keine der drei genera dicendi, wie überhaupt in Opposition zur trad. Dreistillehre.



Aber dieses Neue ist nur eines für uns – und so auch das Veränderte. Die Mutationen der Welt sind vielmehr solche des Blickes. (... in der Welt ... im Blick)

beim nächsten Wunder

auf und passt sich an das Neue und dergestalt Veränderte an, derweil der verwunderte Betrachter seiner Wege geht und die Zeit auseinanderstrebt, um erst ~~im nächsten Wunder~~ augenblicklich wieder zusammenzufallen. ›Aus alldem‹, so fasst einer der Alten trefflich zusammen, ›schließen wir, dass das Nützliche und Nötige zu gewöhnlich ist, um uns zu rühren, das Außerordentliche aber allein unsere Bewunderung* dahin reißt.‹

Wiederholung und Gleichklang (»Der Leser mag sich ...«) generieren ebenso das Erhabene (als Effekt). cf. Ps.-Dem. De eloc. 63 (früher)

Der Leser mag sich nun ein zweites Mal verwundern, sich gar die Augen reiben und im Stillen fragen, warum ich ihm nicht die Quelle nenne, aus der ich dies Zitat entnommen habe. Gewiss, die Schrift ist weithin bekannt** und der gelehrte Leser wird sie sogleich erkennen und sicherlich auch wenig Mühe haben, die entsprechende Stelle zu finden***, doch ist dies nicht der Grund für meine Weigerung, und ebenso die kaum einmal geäußerte, jedoch gänzlich gerechtfertigte und von mir auch vollaufgeteilte Ansicht, darnach die Tradition einer Quelle**** (ihr Name und die damit verbundene Autorität, die ganze Kristallisation) nichts zählen und erst recht nichts bestimmen darf bei der Beurteilung dessen, was ist.

besser: Kritik

So denn, was mich in diesem Fall bekümmert und mein auf den ersten Blick gewiss ein wenig wunderliches Vorgehen begründet, ist einzig und allein die Tatsache, dass besagtes Zitat einer Schrift entstammt, welche – im übrigen als eine der ersten – vom Erhabenen handelt und uns mit jener überwältigenden Kraft, die dem Erhabenen und seiner Rede eigen ist, vor Augen führt, dass schon in den Schriften der Alten das Erhabene mit dem Wundersamen und Plötzlichen vereint ist. Und dabei lehrt sie uns auch, dass das Erhabene in der Nähe des Unausprechlichen residiert, ja beide nicht selten dieselbe Heimstatt haben und ein Ausdruck oft erhabener wirkt, wenn er das zu Sagende nur andeutet, es umkreist und umschreibt, ohne es offen auszusprechen. Wohlan: Manch Schweigen ist erhabener als alle Rede. 9,2. cf. Hom.

als eine der ersten uns überlieferten. Egall! Die ganze Parenthese streichen! Es besagt doch nichts!!

Doch will und kann ich hier nicht schweigen, versuche mich vielmehr im Schreiben, derweil ich nicht nur vom Erhabenen handeln, sondern meine Zeilen selbst erhaben sehen möchte.

Welch grausiger Satz! Lausige Lyrik! Schwulst! Und wieso überhaupt erhaben? Und wer? Ich? Meine Zeilen? Ihre Wirkung? – Mod.!!

Allein, was mich nicht schweigen lässt, ist folgendes. Anfangs war das Erhabene ein Ganzes, war Teil der Rhetorik und tauchte auf in der Philosophie, gehörte zur Politik wie zur Ethik, zur Religion wie zur Moral, war verknüpft mit dem Mythos und mit der Geschichte, diente der praktischen Ausübung der Kunst und galt als ästhetische Kategorie, war zu

** seit nunmehr fast 200 Jahren schon. Dabei wie so oft nicht das Werk selbst, sondern seine Rezeption und Übertragung ausschlaggebend war

oder: kaum mehr der Einspruch gegen den Geist und die Seele eines ganzen Jahrhunderts)

aptum, sermo congruus – Kongruenz von res und verba. Nähe zur Dreistillehre? Auch hier?

28, 1-4. Dabei die Gefabr 29,1. / Das Prinzip der obscuritas? Omnis determinatio est negatio.

*** Weithin bekannt – unter den Gelehrten. Doch auch hier: Was ist mit den Massen? Warum die Quelle nicht nennen?! Dieser meiner Erhabenheit wegen?

**** In unserem Falle eine erhabene Tradition, fürwahr. Erhaben über sich selbst!



Hause in der Dichtung und im Epos erst recht. Und dabei lag das Erhabene in den Dingen und betraf nicht weniger ihre Wirkung, war Inhalt und Form, reiner Gedanke und von allen zu sehen, war das gesprochene und das geschriebene, das erinnerte und das vergegenwärtigte Wort. Und sprachen die Alten von ihm, dann zitierten sie von überall her und brachten um nichts weniger auch dergestalt ihre Beispiele vor, sprachen vom Hohen wie vom Niederen. Menschliches, Übermenschliches, Gottähnliches, ja Gottgleiches legten sie dar, zielten auf die Vernunft und auf die Sinne, lockten die Reflexion und überwältigten den Geist. Geregelt des schier Regellose, ungeregelt die vermeintliche Ordnung. Was der Natur nach eine Einheit bildete, wurde durch das Erhabene getrennt, was vordem in Teilen lag, fügte sich mit seiner Hilfe zusammen. In einem Worte: Die Alten verregelten das Erhabene nicht, pressten es nicht in das enge Korsett einer Definition, kleideten es in kein System. Sie verwiesen das Erhabene nicht in das Gebäude einer Akademie, auf dass es darin erstarre und zur reinen Lehre werde. Das Erhabene war Teil allen Lebens – und so wie man es daraus entnahm, so gab man es darein zurück.

Es war ein erhabener Kreislauf, der sich da Bahn brach, damit alles Leben auffahre wie das Erhabene selbst.

Doch ist nicht auch Erhabenheit im Untergang?

Wir stellen die Frage aufs erste zurück und halten fest, dass das Erhabene kein Spezielles, sondern ein Ganzes war. Das Erhabene maß sich am ganzen Menschen! Und nicht weniger bildete es ihn. Der Mensch, der Größe hatte und ebenso gering sein konnte, der Mensch, der um die Macht wie um die Hybris seiner Ratio wusste und gleichsam das Irrationale und seine Triebe erfahren hatte, der Mensch mit all seinen Vorzügen und Fehlern, seinen Gewohnheiten und dem Drange, dem bloß Mechanischen zu entfliehen. Es ist dies ein Mensch, der aus einem frostigen Kopfe wie aus einem entzündeten Herzen handelt, der Mensch, der immer und überall den Spezialisten unterlegen, jedoch der erste unter den Nichtspezialisierten ist, der Mensch, der sich über das Kleinliche und all die Pedanterien erhebt, der die Grenzen überquert und die Gräben schließt, wieder und wieder. 33,2-36,4.

*cf. Crit.
DK II, 385.
(das Zitat?)
modifiziert*

Das ist ein Mensch von erhabener Gesinnung, das ist ein des Erhabenen würdiger Mensch.

Doch dieser Mensch, er stirbt. Er stirbt in dieser Welt.

** hohe Berge, finstere Täler, ein steiler Abgrund, unwirtliche Gebirge, Vulkane, breite Ströme, ein reißender Fluss, ein alles verwüstender Orkan, die ungestümen Meere, große Ozeane, Raubtiere ... kaum dass es einer gesehen hat. All die Beispiele, mehr und mehr Zierat, am Ende bloße Illustration. Zuletzt der Analytiker des Erhabenen. Spricht von der Macht der Natur, doch ist das Erhabene bei ihm eine Macht über die Natur, ihr Unterwerfen – dient nur zum Beherrschten. (Er beherrscht sich ja selbst.)*



Es ist dies eine Welt, die vom Ganzen nichts mehr wissen will, ja viel zu oft schon gar nichts mehr davon weiß.

Darin der Mensch, bis zur Unkenntlichkeit zerteilt in ganz und gar getrennte Menschen.

Der Unteilbare ist der nicht mehr Zusammensetzende.

Und all die Vereinseitigungen, sie trafen auch das Erhabene.

Anderthalb Jahrtausend schlummerte es dahin, verborgen im Göttlichen und in den Ideen. Dann wurde es wiederentdeckt, wurde erweckt.

Aber was war das jetzt für ein Leben? Ein jeder löste sich seinen Teil heraus und ließ alle anderen fallen! Und so schrieben sie es fort, das Erhabene in den Dingen und das Erhabene im Subjekt, innen und außen, empirisch und transzendental, das Erhabene in der Rhetorik, das Erhabene als ästhetische Kategorie und die philosophischen Erhabenheiten sowieso, das mathematisch und das dynamisch Erhabene, das Erhabene als Negation und das Erhabene als Gegensatz des Schönen, als das anders Schöne oder das Andere zum Schönen, undarstellbar, nicht zu fassen, ganz und gar unmöglich zu sagen, ein gemischtes Gefühl, Schrecken, Bedrohung, eine Überreizung der Sinne, der schlimmste Ausfluss menschlicher Triebe, Affekte, Ordnung, Disharmonie, eine Knechtung unsrer Vernunft ... Man sah das Erhabene in den schönen Künsten und in der Kunst überhaupt, in der hohen wie in der naiven, doch fand man es auch in der wilden Natur* und in allerlei Bauten, im Glück wie im Unglück, redete von herzerrührender Sprechart und sprach in kalter Diktion, vom ethisch Erhabenen und vom religiösen dazu, moralisierte seine Qualität und analysierte die Erhabenheit (in) der Heiligen Schrift, ihren Stil und Gehalt, bekannte sich zur simplicité du sublime und zur Simplexität, lobte die edle Einfachheit und bekräftigte die stille Größe, schrieb dem Erhabenen Lust zu und Unlust desgleichen, schrieb voneinander ab und gegeneinander an, ohne die Erfahrung des Erhabenen selbst noch zu machen. Und schließlich konnte man es auch nicht mehr. Irgendwann war es einfach vorbei. Das Erhabene war nichts mehr als ein Wort, nur noch ein Abstraktum, ein entleerter Begriff. Das Erhabene verkam zum Effekt unzähliger Schriften, in denen es verblieb und verblich.

Diese Entwicklung einzig in unseren Ländern? Ich weiß zu wenig aus der Neuen Welt, aber das wenige lässt eine neue, eine andere Ganzheit erahnen. Die Nachricht kam ja erst vor ein paar Tagen. Das meiste dieser Werke noch ungelesen. Müssen aufgenommen werden. Aber lassen sie sich überhaupt integrieren?

Gewiss, es begann schon in De Subl., doch ist die Heilige Schrift dort nur eine unter anderen, ist eine von vielen.

Und ich? Tue ich das nicht auch? Hier, genau hier, beim Schreiben dieser Zeilen?

Und so nimmt es nicht wunder, wenn einer dieser Erhabenheitsschreiber schreibt: »Wir unterwerfen uns dem, was wir bewundern, aber wir lieben das, was sich uns unterwirft.«

Schlug es tatsächlich irgendwann um? Gibt es überhaupt einen solchen Punkt in der Geschichte? Kann es ihm überhaupt geben? Ist es nicht vielmehr ein Schleichen? Zumindest hier? Die Geschichte eine Leckage?



*Auch wenn es
in den Phil.
Enqu. heißt,
das Erhabene
sei Ursache der
Bewunderung.
Diese Bewunde-
rung bewundert
einzig sich
selbst. Man
unterwirft sich
nicht mehr dem
Erhabenen (ein-
zig sich selbst/
dem eigenen
Erhabensein/
al) (?)*

Das Erhabene ist längst von allen Wundern befreit.

Während sich die Alten dem Erhabenen unterwarfen, unterwirft man sich nun das Erhabene.

Man unterwirft es, so wie man alles Leben unterwirft.

Das Erhabene ist längst allem Leben enthoben.

*unter sich, untereinan-
der, unter die Oberen,
unter das ein oder andere
System. Die »Querelle« –
dienlich?*

II

Doch ist nicht auch Erhabenes im Untergang?

(Weder überhöhen noch fatalistisch werden.

Fatalismus u. Teleologie, sie wechseln nur das Vorzeichen!)

Der Ort, an dem ich schreibe, kaum größer als dieses Stück Papier.

Der Ort, von dem ich schreibe.

Dieses mein Erhabenes/Dies ist mein Erhabenes.

Das Sublime. Das Entsublimierte.

Wie

Das Unsagbare(,) unsäglich, und doch der Versuch ...

Ich«

*Seit wann? Ge-
wiss ein Prozess
von mehr als
100 Jahren*



Der hölzerne Steg, der den Fluss überwölbt.

Das Wasser, das unter den Brettern durchschießt.

Die fetteichenen Bohlen bis in die Spitzen getränkt.

Schlürfende Strudel. Tief. Braun.

Beidseits des Flusses eine Gruppe von Menschen.

Keiner setzt auch nur einen Fuß auf den Steg.

Links haben sie einen Trichter gebildet. An seinem Ende, dem Fluss am nächsten, ein junger Mann.

Da tritt er nach vorn, setzt einen Fuß auf den Steg, tippt mit der Spitze, mit der Hacke aufs Holz. Hinter ihm Schweigen. Da tritt er zurück.

Da bahnt sich, ihm gegenüber, eine junge Frau ihren Weg. Quer durch den Haufen, da bildet man schnell ein Spalier. Dazwischen, davor, setzt sie einen Fuß auf den Steg, tippt mit der Spitze, mit der Hacke aufs Holz. Hinter ihr Flüstern, schon bleibt sie da stehen.

Da tritt er wieder nach vorn, tippt nochmal, tipp tipp. Nun geh schon, geh. Warte, bleib hier. Schon weiß er nicht weiter, bleibt einfach nur stehen, tritt schließlich zurück.

Da wagt sie's aufs neue, setzt weiter den Schritt, tipp tippel tipp tipp. Gemurmel hebt an, schon hält sie's zurück, da tippt er tipp tipp. Da hält sie's nicht mehr, setzt sie wieder den Schritt, setzt weiter den Fuß, setzt einen vor den anderen hin. Dahinter zerfällt ihr Spalier, drängt der Haufen nach vorn, drängt vor bis zum Rand, weicht der gegenüber zurück, weicht auf und zerfällt – und zerfällt doch nicht, denn er hält noch aus, tipp tippel tipp tipp – tipp tipp. Tipp tippel tipp tipp – tipp tipp. Tipp tippel tipp tipp – da geht sie dahin, dahin auf dem Steg, dahin mit dem Steg, dahin ist der Steg, da sinkt sie dahin, sinkt hin auf dem Steg, sinkt ein mit dem Steg und ihr Haufen zurück und seiner nach vorn und er mitten rein.



Schnüre schwirren durch den Nebel, kleine Fische vorne dran, Flösschen schlagend, widerstandslos in der Luft, fest gezähmt mit ein, zwei Haken, glitzernd, glänzend, tief im Fleisch.

Plitsch. Platsch. So schlagen sie ein und sacken stromab, spannen die Schnüre und hoffen nicht mehr. Jegliche Verwicklung der Leinen bedeutet den Tod, sämtliche Annäherungsversuche werden schnurstracks beendet, angebissene Körperteile tun den Rest.

Derweil weiter oben ... so von Angler zu Angler ... von einem Ufer zum andern ... inmitten des Nebels.

»Sieht aus, als fischst du im Trüben.«

Jaja, in einer derart milchigen Suppe geht kein Laut verloren. Hervorragende Leitungseigenschaften, man würd's nicht denken. Kaum dass man's glauben kann. Zwei Ufer, die zusammen nicht mal eins ergeben. Und der Fluss dazwischen unter Dampfschwaden verschwunden, halb irdisch und halb transzendent. Nebulöses Zeug.

»Sieht aus, als fischst du im Trüben.«

Tja, die Wiederholung ist nicht nur die Mutter der Bildung, sondern auch die der gepflegten Provokation, das wissen sogar die Petrijünger. Andererseits ...

»Der Spruch wird nicht besser, wenn du ihn zwei Mal aufsagst.«

»Ich schätze, da geht's dem Spruch wie deinem Gefische.«

»Im Gegensatz zu dir hör ich wenigstens, wenn's beißt.«

»Was denn, hast du dir wieder ein Glöckchen an die Rutenspitze gebunden?«

»Wirst du gleich hörn.«

Äußerst kommunikativ, diese Brühe. Kann man sich endlich mal richtig aussprechen. Vorzüglicher Nebel, ganz klar.

»Ich hör nichts.«

»Herrje, auf eurer Seite hört man schon seit Monaten nichts mehr.«

»Wir binden uns ja auch keine Glocken an die Rute.«

»Die Glocken hab ich ja auch nicht gemeint.«

»Oh, verstehe, der Herr redet von der Kirchenglocken?«

»Blitzmerker!«

»Macht der Nebel.«

»Hab mir schon gedacht, dass es nicht an dir liegt.«

»Dass die Kirche abgebrannt is, lag auch nich an mir.«

»Sagt ja auch keiner.«

»Was dann?«

Ja, was dann? Ich meine, ich hab keine Ahnung, wovon die beiden hier reden. Kann man nur hoffen, dass der Nebel die Sache irgendwie aufklärt.

»Nichts.«

»Nichts?«

Nichts?!

»Nur dass man die Glocken bei eurer letzten Kirchenaktion zumindest noch hören konnte. Ich meine hinterher, als die Sache vorbei war. Obwohl die Sache eigentlich noch gar nicht angefangen hatte. Und man in Wahrheit nur eine Glocke gehört hat.«

»Du könntest Gesetzestexte formulieren, so wie du redest.«

»Was soll das heißen?«

»Das heißt, warum sagst du nicht einfach, was du meinst.«

»Schätze, das macht der Nebel.«

»Und ich schätze, dass die Sache, von der du faselst, schon hundert Jahre her ist, da ist mehr Gras drüber gewachsen als hier Nebel überm Fluss liegt.«

Vorzüglicher Nebel, ganz klar. Gibt Raum für luzide Analogien.

»Also, ich weiß ja nicht wie das bei dir drüben auf der Seite ist, aber hier bei uns liegt der Nebel kein Stück. Ist eher so am Schweben. Man könnte fast sagen, er fließt überm Fluss.«

»Warum versuchst du nicht mal drin zu angeln, vielleicht fängst du ja nen Vogel.«

»Was denn, Flugangeln früh am Morgen? Du solltest wissen, dass das nichts bringt. Oder war die Sache mit dem Vogel ernst gemeint? Dann schnapp ich mir ne Spottdrossel. Die könnte dann auch gleich weitermachen und dir mitteilen, dass die Sache, von der du meinst, dass ich sie meine, erst siebenundneunzig Jahre her ist.«

»Was du nicht sagst, Schnapsdrossel. Nur leider wird die Geschichte in Jahrhunderten gezählt.«

»Eure Geschichte wird man sich noch in hundert Jahren erzählen.«

»Weil jemand so beschränkt war, sie aufzuschreiben.«

»War euer eigener Mann.«

»Frauen machen sowas bei uns auch nicht.«

»Aber bei uns, was?!«

- »Du scheinst's zumindest gelesen zu haben, Drosselbart.«
- »Is ja auch ein Klassiker.«
- »Ja, in der Rubrik ›Verschiedenes‹.«
- »Bei uns steht's unter euren üblichen Curiositäten.«
- »Komm zum Punkt, sonst ...«
- »Sonst?«
- »Sonst sind's wirklich noch hundert Jahre.«
- Geschichtsträchtiger Nebel, soviel steht fest.
- »Also, wenn ich mich recht erinnere, habt ihr damals die Glocken Sturm läuten lassen.«
- »Der Pfarrer hat sie geläutet.«
- »Euer Pfarrer.«
- »Der auch der eure war.«
- »Weil er vom Kirchturm aus ein feindliches Heer gesehen hat.«
- »Die Sicht war nicht die beste.«
- »Da kann man schon mal Freund und Feind verwechseln.«
- »Zumindest hatte er dadurch seine Schäflein alle beisammen.«
- »Die ihm gesagt haben, dass der Feind noch gar nicht da sein *kann*.«
- »Immerhin war er schon auf dem Weg.«
- »Immerhin war's dem Pfarrer peinlich. So peinlich, dass er die Glocken vom Turm hat holen lassen.«
- »Waren ja genug Leute da zum Tragen. Mussten ohnehin mal wieder geputzt werden.«
- »Und deswegen habt ihr die Dinger in den Fluss geworfen?!«
- »Vorsichtig versenkt haben wir sie!«
- »Falls die eignen Truppen zurückkommen, weil sie euer Gebimmel falsch verstanden haben.«
- »Sie sind zurückgekommen.«
- »Kapitulation vor Kriegsbeginn.«
- »Der Krieg war offiziell eröffnet.«
- »Nur vom Feind war nichts zu sehen.«
- »Vor dem haben wir ja auch nicht kapituliert. Anweisung aus den eigenen Reihen. Kam von ganz oben.«
- »Spontaner Frontwechsel.«
- »Göttliche Fügung.«
- Dialektisches Ding, dieser Nebel.

- »Wird gleich läuten, wirst schon sehen.«
 »Ja, weil du die Glocke am Haken hast.«
 »Die Glocke, die ihr im Fluss vergessen habt.«
 »Nicht vergessen, nur nicht wiedergefunden.«

Ja, so ein paar Nebelschwaden machen einiges klar.

Nein, natürlich nicht alles, ist schließlich Nebel ...

- »Wird gleich läuten, wirst's sehen.«
 »Das hast du gerade schon mal gesagt.«
 »Und?«

»Und was? Nichts! Ich hab nichts gehört. Nicht den leisesten Ton. Eher läutet's bei mir.«

»Ohne Glocke? Oder meinst du deine Frau? Wenn sie dich zum Essen ruft und du noch nicht mal nach Fisch riechst, wenn du heimkommst.«

- »Meine Frau teilt meine Leidenschaft.«
 »Verstehe«, spricht's und hebt an, quer übern Fluss ...

»Der tugendhafte Cantharus,
 macht seinem Weib gar nie Verdross,
 in ehern Pflicht verbringt er sein Leben,
 liebt nur sein Weib, würd alles ihr geben.«

Et retourner.

Part deux.

»Der ehebrecherische Sargus wechselt nicht nur,
 die Weiber tagtäglich in wässriger Flur,
 als könnt sein Vergnügen auf diesem Gebiet
 ihm auch im Wachsen nicht stillen den Appetit,
 selbst die Ziegen am Ufer umwirbt er begabt,
 gehörnt all die Böcke, die einst Hörner gehabt.«

Eine poetische Prügelei! Wo gibt's das schon noch?!

Allerdings ist die hier auch gleich wieder vorbei, denn die Antwort trägt nur rudimentär poetischen Charakter. Dafür hat sie den Vorteil der Klarheit. Sowas ist nicht zu unterschätzen. Lässt wenig Raum für falsche Interpretationen ...

Es waren dies die Apostel Petrus, Andreas, Jakobus und Johannes, bei der Aufzählung obendrein an erster Stelle genannt.«

Zwei Seiten werden umgeblättert, doch ist's im Grunde nur eine. Hier wie da erscheinen die gleichen Worte. Der Nebel scheint nur noch Staffage.

»Bemerkenswerter aber noch ist, dass der Herr, beim Weg hinauf auf den Berg, wo er seine Verklärung erfuhr, seine Jünger zurückließ, alle, bis auf drei, die er erwählte und mit sich nahm. Und diese drei waren allesamt Fischer.«

Das Ufer wechselt. Der Tonfall bleibt sich gleich.

»Was schließlich nun die Rechtmäßigkeit des Angelns in bezug auf Sitte und Gesetz betrifft, so zeigt sich diese in ihrer ganzen Klarheit im Geheiß des Herrn, der Petrus aufforderte, seine Rute auszuwerfen und Fische zu fangen, um damit den Tribut zu bezahlen.«

Vom Nebel ist nichts mehr zu sehen. Die Einsätze wechseln spielend.

»Petri Heil.«

»Petri Dank.«

Schließlich:

»Worüber regst du dich also auf?«

»Ich? Der Pfarrer hat's getan. Hat gesagt, die Leute sollen lieber in die Kirche gehen, wenn sie Gott ehren wollen, anstatt mit der Rute in der Hand am Ufer langzulaufen und auf Petrus zu hoffen.«

»Vielleicht mag er ja einfach keinen Fisch. Hab gehört, bei euch in der Kneipe servieren sie nur matschige Döbel. Solltest ihn mal zum Essen einladen. Frau kocht bestimmt gut. Obwohl, so ganz ohne Fisch ...«

Mit einem Male ist der Nebel wieder da.

Aus dem Fluss gestiegen? Vom Himmel gefallen?

Egal. Hauptsache schön ausstaffiert. Die Kulisse zwischen den Bühnen.

»Hör zu, Fuggert hat mir einen Brief geschrieben.«

»Hat sich wohl gleich selbst eingeladen, was?!«

»Der Brief war in dem Buch vom vollkommenen Angler.«

»Was denn? Essenswünsche? Kulinarische Vorlieben?«

»Ich nehme an, dass seine Frau es ihm gegeben hat.«

»Hier: ›Über Rotaug und Hasel. Mit Fanganweisungen‹.«

»Er meinte, da wo er wohnt, gäbe es keine ihm angemessenen Bücher.«

»Ja, so drückt er sich aus.«

»Einer hat ihm sogar geraten, den Hungerpfarrer zu lesen.«

»Sapperlot, guck mal hier: ›Gründling, Kaulbarsch und Ukelei‹. Eine Delikatesse.«

»Also hat sie's ihm gegeben.«

»Oh ja, ich kann mir richtig vorstellen, wie sie's ihm gibt ... Aber hee, wie wär's mit Bartgrundel und Mühlkoppe? Isst man nicht oft.«

Allein, anstatt etwas zu erwidern, lässt der, der sich eine schmerigte Grundel in den nicht vorhandenen Bart stecken und eine breitmaulige Mühlkoppe hinterschieben soll, ein Bündel Papier durch den Nebel flattern.

Tja, und da schlägt's auch schon am anderen Ufer ein.

Raschelraschel.

»Los, lies!«

Erstaunlich klare Aufforderung, wenn man die äußeren Umstände bedenkt.

»Will mein Zeug schließlich nicht ewig auf eurem vermaledeiten Ufer rumliegen lassen. Noch dazu wenn ich weiß, dass du's in den Pfoten hast.«

Geradezu hellseherische Fähigkeiten, wenn man ...

»Jesses, das is ja 'n verzinnter Doppelhaken. Zehner Größe, schätz ich mal. Oder neuner. Auf jeden Fall nichts für nen Gründling. Aber trotzdem, feines Modell, muss schon sagen, wirklich ganz fein. Is nicht ein Feilenstrich zu sehen. Bestimmt mit'm Schleifstein bearbeitet. Und dazu noch 'n dickes Messingvorfach. Wolltest wohl sicher gehen, dass der Brief auch ankommt, was?! Oder wie soll ich das Ding hier nennen? Luftpost? Wurfsendung? Aber sag mal, wie hast du denn die Schnur so grün bekommen?«

»Lies!«

Und der Mann gegenüber dem Mann, dessen Frau bestimmt gut kocht, hakt das Blatt ab, hakt das Blatt ab, sagt »Zwei Blätter!« – und liest.

»Werter Herr ...«

»Leise!«

»Was?«

»Du sollst leise lesen. Ich kenn den Sermon schon.«

»Das reimt sich!«

»Was.«

»Das reimt sich.«



»Lies!«

»Werter Herr ...«

»Leise!«

»Ich-thy-o-lo-gie? Also, der nimmt sich ja ganz schön wichtig.«

»Was hat er eigentlich dagegen, wenn ein frommer Mann seine Angel neben der Bibel stehen hat? Bei Unger stand die Rute sogar auf der Kanzel, wenn's hieß, die Äschen steigen.«

»Was ist denn religiöser Indifferentismus?

Steht hier!

Na, mir kann's ja egal sein.«

»Also, ich will ja nicht schon wieder stören, aber was meint er denn mit Melodianismus? Dachte, das hat vielleicht was mit den Liedern zu tun, die sie andauernd singen. Find nur nichts davon. Oder kommt das noch?«

»Steht in dem Buch wirklich ›Komm, lieber Freund, versuch einmal mit mir, in Liebe, deine bisherige Lust auf ganz andere Art zu erleben? Jesses!«

»Also, ich hab selber mal gesehen, wie so ein Frosch nem Hecht die Augen ausgefressen hat. Is ihm einfach auf den Kopf gesprungen, das Vieh. Der Hecht hat sich wie verrückt geschüttelt und is abgetaucht, aber der Frosch hatte sich schon festgekrallt, und wie ich sie wieder hochkommen seh, hat der Hecht keine Augen mehr.

Aber das mit den Aalen glaub ich ihm, die wachsen nich aus faulem Holz. Müsste ja hier sonst vor Aalen nur so wimmeln, wenn man bedenkt, dass da unten 'n ganzer Steg im Wasser liegt.«



»Otter als Fastenspeise? Pfui Deibl!«

»Also, das nenn ich ja mal ein Gedicht: ›Heiß scheint die Sonne; auf Bettler, auf / Genug ist von allem, dass es nie einer kauf. / Die Welt gehört uns, uns ganz allein / Was immer wir brauchen, kassieren wir ein.«

»Es ist dem Verfasser anzurechnen, dass er trotz der zahlreichen, mitunter eklatanten Mängel und Ungereimtheiten in seinem Buch den zweideutigen Unterhaltungen abschwört und dem frivolen Vergnügen entsagt.
Anzulasten is ihm das, nich anzurechnen. Himmelsakra!«

»Doktor Ingot.« Nie gehört den Namen. Und dann auch noch ›hoch-ehrwürdig‹. Klingt irgendwie seltsam. Überhaupt nicht wie ein Doktor. Richtig schaurig – Ingot ...
Aber vielleicht isses ja gar nich sein richtiger Name.«

»Rationalistische Tendenz mit materialistischen Einsprengseln.« – Aha.«

»Was denn für zwei Arten des Voluntarismus? Ich kenn noch nich mal eine.
Jaja, ich les ja schon weiter.«

»Der spricht ganz schön oft von Arbeit und Pflicht. Bisschen zu oft für meinen Geschmack. Passt aber irgendwie zu der Geschichte mit der Kirchenzucht.«

»Wieso denn einen Verein gründen?«

»Also, ich werd aus dem Ding hier nicht schlau.«



Wie Streichhölzer in einer Schachtel liegen die Baumstämme in dem großen Hof. Vierundsechzig an der Zahl. In Reihen gezwängt zwischen Wohnhaus, Stallungen und Scheune. Indes hinter der Scheune, auf der Wiese vorm Feld, die einstmals zugehörigen Äste und Zweige und ausge-rateten Wurzeln.

Ein dreimannshoher Haufen, einzig und allein durch Feuer zu entwirren.

»Die Einheit der Natur lässt sich nur um den Preis zweier scheinbar vollkommener Gegensätze aufspalten.« Könnte Universalius jetzt sagen. Aber der kann den Haufen ja gar nicht sehen, und selbst wenn, er hat nur Augen für die Stämme.

»Buche, nicht wahr?«

Heinrich Nante schaut kurz auf, kümmert sich im nächsten Momten aber schon wieder um sein Holz.

Hatte Universalius eine Antwort erwartet? Natürlich nicht, 's ist schließlich Heinrich Nante! Außerdem weiß es Universalius doch selbst.

»Rotbuche, um genau zu sein.«

Aber er weiß noch viel mehr, pirscht sich langsam ran, Schritt für Schritt. Dieser Detektiv des Deduktiven.

»Kein schlechtes Holz.«

Und Schritt.

»Zum Bauen zwar nicht geeignet, aber als Brennholz vorzüglich. Und gute Pottasche gibt's obendrein.«

Und Schritt und Schritt.

»Die Tischler und Drechsler nehmen's auch gern.«

Und Schritt und Schritt und Schritt.

»Lassen sich bestimmt paar schöne Kegel draus machen.«

Und da hat er ihn.

Heinrich Nante richtet sich auf.

»Einer würde mir natürlich schon reichen.«

Die perfekte Deduktion. Und jetzt wieder raus.

»Muss auch nichts Großes sein.«

Und zurück.

»Nur ein neuer König.«

Zurück, zurück.

»Anderswo nennen sie ihn übrigens Dame ...«



»Schneid dir einen raus«, spricht's und zeigt ohne aufzuschauen aufs Werkzeug.

Universalis: Heinrich Nante. Aparte Apathie, das muss er sich unbedingt notieren.

An
den ord. Vicarius
Johann Christian Martin Fuggert

Vorderhand möchte ich Ihnen im Namen der mir obliegenden Abteilung des Ministeriums für die Durchführung der Aufgabe danken, mit welcher Sie betraut worden sind. Nach allem, was ich Ihrem Briefe und der beigefügten Predigt entnehmen konnte, scheinen Sie Ihrer Anstellung als Vicarius durchaus zu entsprechen. Qui vices gerit, wie die Alten sagten, die mit dieser Sentenz, wie Ihnen aus Ihren Studien gewiss bekannt sein dürfte, nicht nur einen Mann zu bezeichnen pflegten, der verschiedentlich anfallende Aufgaben übernahm, sondern den Begriff auch demjenigen angedeihen ließen, der den Tätigkeitsbereich eines anderen für längere Zeit, ja mitunter sogar dauerhaft vertrat. Zwar ist es inzwischen vielerorts zu einer regelrechten Mode geworden, von einem Pfarrvikar zu sprechen, der seine herrliche Pflicht bei einem örtlichen Pfarrer auszuüben und sich dort zu bewähren hat, doch will ich es ob der in Ihrem Fall gegebenen Umstände dabei bewenden lassen. Sie mögen das Gesagte jedenfalls als einen Hinweis verstehen.

Wohlan, die gesamte Angelegenheit ist damit noch nicht beendet, ja sie beginnt im Grunde erst hier. Doch will ich, bevor ich auf Ihren Fall zu sprechen komme, zunächst ein paar ganz allgemeine Anmerkungen vorbringen. Sie werden sehen, dass es damit seinen Nutzen hat.

Es ist, um es kurz zu sagen, eine ebenso bedrohte wie bedrohliche Zeit, in der wir leben. Der Verlust des Glaubens bei so vielen, die weithin sichtbare Zersetzung von Sitte und Moral, der zunehmende Mangel an Recht und Ordnung, das Schwinden aller Autorität und das überall um sich greifende mechanistische Denken, dazu ein gottloser Materialismus, ohne Geist und Kultur, eine Positivität des Glaubens, wie sie abtrünniger nicht sein könnte, und endlich die Wurzel des Ganzen, das schlimmste aller Übel: die Herrschaft des Pöbels – die Revolution.

Gewiss, die Revolution ist kein neues Element in der Geschichte. Revolutionen hat es seit jeher gegeben. Doch ist unsere Zeit die erste, die sie verehrt. Aber damit noch längst nicht genug. Nicht nur, dass man die Revolution in unserer Epoche mit einem Heiligenschein umgibt, nein, man will sie überdies auch noch zur Ordnung erklären und zum Inbegriff

unseres Lebens machen. Ja, sogar zum Prinzip allen Daseins soll die Revolution erhoben werden! So wie die Revolution einst, als eine bittere Arznei in dunklen Zeiten, in kleinen Dosen verabreicht, ihr fügliches Werk getan und als ein Bestandteil der Geschichte das Kontinuum derselben gewahrt hat, so schickt sie sich in unserer Zeit an, aus ihr herauszutreten und gleichsam selbst zum innersten Prinzip der Geschichte zu werden. Dort aber, wo sich das Trachten nach Revolution um sich selbst dreht und sich die Grundlüge der Zeit bemächtigt, um die ewigen Gesetze der göttlichen Ordnung und der rechten sittlichen Gemeinschaft zu zerstören, dort muss und wird der wahre Fortschritt die Erneuerung des Uralten sein, wird die Grundwahrheit ohne zu weichen wieder in ihr Recht gesetzt und das ganze revolutionäre System ausgemerzt werden. Dies zu tun ist unsere weltgeschichtliche Aufgabe! Nicht also das Schwert wollen wir erheben, nicht die Obrigkeit stürzen, sondern stumm dienen im Sinne der rechten Sache. Den Glauben zu stärken und die sittliche Lebenskraft zu erhalten ist uns aufgetragen. Die Anlagen für diesen stillen, steten Kampf sind uns von GOTT gegeben, und das Recht der Geschichte ist gleichsam auf unserer Seite. Mag sich auch jedwede Ordnung lösen, sich die ganze Welt zergliedern und sich gegen uns vereinen, wir erfüllen eisern unsere Pflicht, wissend um das himmlische Königreich. Denn wir wissen: Die Zeit selbst wird uns Belohnung sein.

Sie sehen, der Glaube ist ein sicherer Anker, doch ist er ohne festen Grund nicht zu gebrauchen. Wer aber, wenn nicht die Kirche, könnte uns eine solche Basis bieten! Gerade deshalb aber bedarf sie eines geschützten Platzes. Der HErr hat uns das Fundament bereitet, jetzt ist es an uns, den von ihm auserwählten köstlichen Eckstein aufs neue zu setzen, darauf zu stehen, auszuharren und weiter zu wachsen, auf dass er den Ungläubigen ein Stein des Anstoßes und den Abweichlern ein Fels des Ärgernisses werde.

Kann jedoch ein kleiner Saal in einem alten Pfarrhause all diese Aufgaben erfüllen und uns zufrieden stimmen? Für eine kurze Zeit vielleicht. Doch dauerhaft? Ich meine: Nein! Ihre Bemühungen wie die der Parochianen in allen Ehren, doch kann dies keine Lösung sein, zumal ihr gesamtes Tun, auch wenn wir die Situation vor Ort berücksichtigen wollen, dem Regulativ für den Kirchenbau in fast allen Punkten widerspricht und die von ihm ausgehenden Forderungen nach Einheitlichkeit und Dauerhaftigkeit, nach würdiger Größe, Ausstattung und Stil gefährlich

untergräbt. Diese Forderungen aber sind, wie Sie in Punkt 16 noch einmal nachlesen mögen, von den »Behörden auf jeder Stufe geltend zu machen«. Ein Grundsatz, den es ausnahmslos zu beherzigen und beständig zu wiederholen gilt, denn Leichtfertigkeit mündet nur allzu schnell in Treulosigkeit. Überdies ist es unsere Aufgabe, der Kirchlichkeit wie dem religiösen Empfinden der Parochianen eine feste Richtung zu geben. Sie sehen also: Unser Auftrag lässt, im Großen wie im Kleinen, eine solch interimistische Construction gar nicht zu.

Ihre Popularität, welche durch den beherzten Einsatz gewiss vorhanden ist, würde sich schon recht bald als falscher Sieg entpuppen, die damit erzielte Festigkeit nur eine vermeintliche sein. Auflösung und Niederlage wären unvermeidlich. Die Majorität mag inzwischen über so manches entscheiden, nicht aber über Wahrheit und Notwendigkeit. Der Wille der Masse entspricht nicht dem obersten sittlichen Gesetz, weder im Staat noch in der Gemeinde. Es ist eine höhere Macht über die Menschen gesetzt! Und dies um so mehr, da es in der von Ihnen aufgesuchten Gemeinde mit der Treue des Glaubens wie mit dem religiösen Leben überhaupt nicht gut bestellt ist und – Principiis obsta! – sektiererische Bewegungen die rechte Kirchenzucht bereits aufgeweicht, den köstlichen Eckstein untergraben und das Fundament unseres Glaubens ausgehöhlt haben. Denn was sind der Schneider Hickerling und seine Frau wenn nicht Erweckte?! Derweil die Geschichte mit der Mandragora offenbar nichts als erfunden ist. Bei allem Respekt: Mir scheint, als hätten Sie sich da einen sagenhaften Mist aufbinden lassen. Nichtsdestotrotz wollen wir einstweilen von einem lokalen Mythos ausgehen, mit dem man Sie umwoben hat, dagegen die Wahrheit vergleichsweise naheliegt, berichtete man Ihnen doch von einem Tuchhändler, mit dem der Schneider Hickerling – Tollwurz hin, Mandragora her – Geschäfte zu machen pflegte. Ich muss Ihnen wohl nicht sagen, dass die Bekanntschaft mit einem Tuchhändler alles andere als ein Zufall ist und dass es sich allein schon aus diesem Grund nur um Erweckte handeln kann, deren Rauschmittel allerdings keine Pflanze, sondern ein abgeirrter Glaube ist. Im übrigen wächst die *Mandragora officinarium* nicht in unseren Breiten. Ich habe mich diesbezüglich eingehend versichert.

Was schließlich Ihre Deutung betrifft, wonach »es sich bei der Mandragora mit hoher Wahrscheinlichkeit um jene Pflanze handelt, welche in der Heiligen Schrift als Dudaim oder einfach als Lilie bezeichnet ist«, so

muss ich Ihnen mitteilen, dass diese Interpretation nur sehr bedingt den Wert einer Neuigkeit hat, schließlich ist durch die apokryphe Überlieferung, die bei Ihnen freilich keine Erwähnung findet, ein solcher Schluss bereits vorgegeben. Überdies kann ich Ihnen versichern, dass auch dort von magischen Eigenschaften der Pflanze die Rede ist, welche sich samt und sonders in Ihrem Berichte wiederfinden, was freilich auch bedeutet, dass die Erzählung der ortsansässigen Bewohner in ihrer Gesamtheit dem Mythos der apokryphen Überlieferung gefährlich nahekommt.

Ich will die Sache damit auf sich beruhen belassen, möchte aber noch hinzufügen, dass es mir zweckmäßiger scheint, wenn Sie in Ihren zukünftigen Berichten auf ausgedehnte botanische Exkurse verzichten. Halten Sie dennoch einen solchen einmal für unabdingbar, so meiden Sie bitte die ausführliche Beschreibung und legen Ihrem Brief eine entsprechende Abbildung bei. Falls eine solche nicht aufzutreiben ist, so findet sich vor Ort gewiss jemand, der bereit ist, das entsprechende Exemplar für einen geringen Obolus zu zeichnen. Im übrigen sehe ich mich gezwungen anzumerken, dass in Ihrem Brief die Zeichensetzung in betreffs der $\mu\eta\lambda\alpha$ $\mu\alpha\nu\delta\rho\alpha\gamma\omicron\rho\alpha\iota$ mangelhaft ist. (Ich will nicht hoffen, dass es Probleme mit Ihrem Altgriechisch gibt.) Auch sei erwähnt, dass mir Ihre Deutung des Hoheliedes als Ausdruck von Empfängnis und Fruchtbarkeit als in hohem Maße einseitig, wenn nicht gar gänzlich unangemessen erscheint, doch will ich dies hier nicht weiter erörtern und stattdessen auf meine kürzlich erschienene Schrift »Das Hohelied, untersucht, kommentiert und ausgelegt« verweisen.

Wollen wir also fortschreiten. Die Probleme des Glaubens in der von Ihnen aufgesuchten Gemeinde sind noch nicht zur Gänze erörtert und in den Lauf der Geschichte eingeordnet.

Lassen Sie mich, Ihrem Briefe folgend, mit dem seligen Pfarrer Unger beginnen, obgleich ich über die Umstände seines Ablebens nichts weiter sagen will, als dass sie tragische sind. Die Auswahl Ihrer Brandpredigt über Jes. 64, 4-II war freilich wohlbegründet, und der Inhalt derselbigen vereint, wie ich sehe, Glaube und Gelehrsamkeit schon recht gut. Doch lag Ihrem Schreiben noch ein weiteres Schriftstück bei, für das Ihnen mein Dank gebührt.

Es ist, wie ich Ihnen versichern kann, gewiss nicht Teil Ihrer Aufgabe, über den vorliegenden Fall zu entscheiden. Doch darf sich – Sie mögen

dies als einen Hinweis ganz allgemeiner Art nehmen – der religiöse Indifferentismus, den Sie in Ihrem Brief eindrücklich beschrieben haben und den ich den beigefügten »Gedanken« des Pfarrers Unger gleichsam entnehmen konnte, nicht in einem ebensolchen Urteile über diesen wiederfinden. Vielmehr ist es die uns aufgetragene Pflicht, selbigen schon im Keime zu ersticken und seinen Auswüchsen mit aller Entschiedenheit zu begegnen, schließlich ist er es, der ob seiner grundsätzlichen Haltung sämtliche Maximen in Abrede stellt und damit nicht nur die Bestimmtheit und Festigkeit unseres Glaubens untergräbt, sondern auch unser rechtes politisches System verkommen lässt. Ja, ich möchte sogar so weit gehen zu behaupten, dass der religiöse Indifferentismus mit seinen Mitteilungen und ihrem Doppelsinne ein weitaus gefährlicherer Gegner ist als der einfache Unglaube oder der schnöde Materialismus. Er ist eine Haltung, die im Grunde keine ist, ein stetes Schwanken, das zur Unstetigkeit führt. Eine solche Gleichgültigkeit, die Adiaphorie, hat, wie Sie wohl wissen, in der langen Geschichte unserer großen Kirche schon manchen Streit heraufbeschworen, ebenso wie sie zu ihrer inneren Zersetzung beigetragen und die Sektiererei begünstigt hat. Überdies hat es dieselbe Gleichgültigkeit vermocht, die schönen Künste, ja überhaupt die Kunst, einst fest verankert im System unseres Glaubens, aus der Religion in eine Sphäre eigenen Rechts zu treiben, in welcher sie seither residiert und sich zusehends (nicht nur in ihren modernen Entartungen!) gegen die Rechtgläubigen wendet. Und doch, unsere Stimme erklingt fester denn je. Denn es bleibt dabei: Unser Verhältnis zu GOtt bestimmt unser Verhältnis zur Welt. Auf diesem Grundsatz beruht die gesamte sittliche Ordnung. Die Freiheit des Glaubens, die Entscheidung und Handlung in einem einzelnen Falle, ist ein äußerliches Gut, das in seinem inneren Gebundensein an die Gewissheit der Offenbarung geknüpft ist und auf diese notwendig gründet. Seien Sie also gewiss und lassen Sie es sich um nichts weniger noch einmal gesagt sein: Nihil est adiaphoron in casu confessionis et scandalii!

Was dagegen den Pfarrer Unger und die von ihm verfassten »Gedanken« betrifft, so hat sich sein Glaube samt der religiösen Praxis vor Ort zunehmend von den Interessen unserer großen Kirche gelöst und einem Indifferentismus Platz gemacht, der, wie wir eingangs dargelegt haben, ebenso ein Abkömmling wie ein Vorfahre des noch immer unter uns

schwelenden revolutionären Übels ist. Es ist demnach nur folgerichtig, dass »seit Beginn der Amtszeit des Pfarrers Unger«, wie Sie mit vollem Recht schreiben, damit begonnen wurde, »Bußpredigten unter freiem Himmel abzuhalten, welche sich vor Ort einer gewissen Beliebtheit erfreuten«.

Offen gestanden wundert es mich nach alldem nicht, dass die Kirche vor Ort in Trümmern liegt. Das Feuer war ein Weckruf, eine Warnung des allmächtigen GOTTes. Schon lange, zu lange!, diente dieses Haus nicht mehr dem Allerheiligsten. Vielmehr war es zu einem Ort verkommen, an dem nicht der Herrlichkeit GOTTes gedacht, sondern eine falsche Toleranz und Nachgiebigkeit gepredigt und umstürzlerisches, ja geradezu anarchisches Gedankengut unter dem Mantel der Religion vorgetragen wurde. Doch leben in der Anarchie nur Sklaven, keine Herren. Man wisse also: Wo Obrigkeit nicht anerkannt wird, da ist Anarchie. Wohingegen ihre ewigen Gesetze geachtet werden, da kann niemals Anarchie sein.

Lassen Sie es sich also in aller Deutlichkeit gesagt sein: Nichts Schönes, nur Schnödes ward hier durch das Feuer zuschanden gemacht! (Ich meine diese Ansicht auch in Ihrer Predigt zu erkennen, wenngleich sie durch die äußeren Umstände notwendigerweise ein wenig verdeckt ist.)

Wir wollen uns nun der Erweckungsbewegung zuwenden, die, auch wenn sie sich Ihrerorts noch einer gewissen Beliebtheit erfreut, aufs Ganze gesehen nurmehr gering an Zahl und Einfluss ist. Doch wehren wir den Anfängen!, auch wenn sie uns wie das Ende einer Abirrung erscheinen mögen. Ja gerade dann müssen wir wachsam, müssen unnachgiebig sein.

Gewiss, anfänglich hat die Bewegung der Erweckten unserer großen Kirche manch guten Dienst geleistet, hat versucht, den Glauben lebendig zu halten und ihn dort, wo er erstarrt war, zu neuem Leben zu erwecken. Und ebenso gibt es gewiss viele, noch immer und mehr denn je, die uns nahestehen und ihre Erweckung im Worte GOTTes finden. Jedoch: Wieviele haben dabei den Glauben verfehlt und sind übers Ziel hinausgeschossen? Wieviele finden ihre Erlösung nicht mehr in GOTT, sondern einzig und allein in sich selbst? Wieviele verachten den uns vorgängigen Heilswillen GOTTes? Wieviele verdrängen, verwerfen sein Wort, erweckt und erweckend zugleich, durch ihr eigenes, vermeintlich selbst erwecktes Ich? Wieviele haben der Himmelfahrt der Gotteserkenntnis die Höllenfahrt der Selbsterkenntnis vorgezogen? Und wieviele schmähen dabei

jedweden Geist und rufen einzig auf zur Tat? Wieviele haben der rechten Ordnung unserer großen Kirche schweren Schaden zugefügt, ja sie sogar in ihren Grundfesten zu zerstören versucht? Wieviele haben eherne Autorität in alleszersetzende Anarchie verkehrt? Viele, allzu viele, sagen wir. Mag ihre Zahl auch gesunken sein, so ist noch ein jeder von ihnen genau einer zuviel.

Sie mögen es nun nicht als Pietätlosigkeit betrachten, wenn ich an dieser Stelle aus den Gedanken des Pfarrers Unger zitiere und den in Ihrem Brief angeführten Beispielen noch ein weiteres hinzufüge, scheinen doch auch darin, von der Frageform nur leidlich verhüllt, die Abirrungen vom rechten Glauben auf. Unger schreibt: »Ist es nicht so, dass unsere Theologie von einer Reflexion des Glaubens zu dessen bloßer Kompensation geworden ist? Hat nicht die Kritik der Kriecherei Platz gemacht, die Selbstbefragung dem System?«

Dazu sagen wir entschieden: Nein! Gelehrsamkeit und Glaube sind für uns untrennbar. Nur zusammen ergeben sie die wahre Einheit – die Einheit des rechten Glaubens und die Einheit des rechten Geistes. Denn einzig der rechte Glaube erweckt den Gläubigen, dagegen der Erweckte nur glaubt, erwacht zu sein. Der rechte Geist indes bedarf nicht des zügellosen Rausches, vielmehr ist er ein Geist durchsetzt von stiller Nüchternheit. Wohl an, nicht den selbsternannten Propheten reiner Vernunft reden wir hier das Wort, auch das elende Tatsachentum wollen wir nicht fördern, und ebenso lehnen wir die gottlose Mechanik ab, welche sich allerorten der Welt zu bemächtigen versucht, wohl aber streben wir nach Ordnung, im Glauben wie im Wissen, und ebenso – auch wenn dies zunächst fern erscheinen mag – auf dem Feld der Politik. Denn was ist die Angleichung des Geistlichen an das Niveau der Laien (auf dass er nichts mehr werde als »einer von vielen inmitten der Gemeinde«), was sind all die fort dauernden Nivellierungsbestrebungen in unserer sonst so herrlichen Kirche wenn nicht das Korrelat der noch immer nicht verstummten und in die Tyrannei der Masse führenden Forderung nach Gleichheit aller! Beide gehören zusammen, beide stehen miteinander in engster Verbindung. Die Auflösung jeglicher Ordnung, die von der schäbigen Brut propagierte revolutionäre Anarchie, ist beider Wurzel und jüngster Spross.

Doch zeigen sich die langen Schatten der Erweckten nicht nur im Hause Gottes. Sogar in dem Wirtshaus, von dem Sie berichteten, sind sie zu

sehen. Es mag uns inzwischen seltsam anmuten, ja regelrecht befremden, doch gab es eine Zeit, in der die Wirtshäuser Orte eines offenen Bekenntnisses zu GOtt waren, Stätten, an denen sich der Glaube bewähren und zugleich erneuern konnte.

Davon ist in Ihrem Brief nun gar nichts mehr zu spüren, und wir hoffen inständig, dass Sie sich dem ganzen sündhaften Treiben zu entziehen vermögen, obgleich Sie Ihre Aufgabe vor Ort weiter in vollem Umfang wahrnehmen müssen und in Ihren Bestrebungen nicht nachlassen dürfen. Das heißt aber auch, dass sämtliche Wiederherstellungsbemühungen bezüglich der Wohnräume des Pfarrhauses bis auf weiteres zu unterbleiben und Sie in Ihrer jetzigen Unterkunft auszuharren haben. Überdies dürfte Ihre Nähe zum Gasthaus durchaus von Nutzen sein, wenn es darum geht, den Parochianen wie auch uns als Informator zu dienen, zumal bekannt ist, dass die Leute den Gang ins Pfarrhaus in aller Regel meiden, um nicht als Zuträger erkannt oder auch nur als solche angesehen zu werden.

Was indes die religiösen Angelegenheiten anbelangt, so werden Sie gewiss auch andernorts fündig, denn der Abfall vom rechten Glauben zeigt sich überall: in den Reden der Leute wie in ihren Briefen, in missions-eifrigen Traktaten wie in erbaulichen Schriften, ja sogar in Form ganzer Romane, diesem Blendwerk, das weder Wissen noch Glauben ist. Man muss es in diesem Falle fast schon ein Glück nennen, dass Rechenschaft nur allzuoft Rechtschaffenheit ersetzt.

Was nun allerdings den Schneider Hickerling und seine Frau betrifft, so nimmt es nicht wunder, dass sie verschwunden sind. Mit Sicherheit sind sie nicht in dem Feuer verbrannt, vielmehr hat es den Anschein, als wollten sie damit nur ihre Spuren verwischen. Gut möglich, dass sie außer Landes gegangen sind. Aber wie dem auch sei, wir wollen dafür sorgen, dass sie, sollten sie je zurückkehren, an ihrem angestammten Ort keine Heimat mehr finden. *Sevērītās est quod facit theologum.*

Sie mögen vielleicht einwenden, dass wir uns hier und da ein wenig ins Reich des Spekulativen begeben. Nun, selbst wenn dem so wäre, ja mehr noch, selbst wenn alles ganz anders wäre, wenn die Parochianen vor Ort den rechten Glauben bewahrt hätten, der Pfarrsaal von hinreichender Größe und Anmut wäre und die Grundfeste unserer großen Kirche selbst in Zeiten wie diesen ganz und gar unverbrüchlich, wenn also die sich noch im Kleinen haltende und mit Ihrer Hilfe vor Ort auch dort

gehaltene Revolution, ob nun schleichend oder offen, kein Faktum der Geschichte wäre und die ewigen Gesetze und immerdauernden Wahrheiten vollauf in Geltung, selbst dann würde ich Sie fragen: Warum nicht ein größerer Raum, an einem sichereren Platze? Warum nicht eine neue, eine größere Kirche?!

Überlegen Sie wohl. Ich erwarte Ihre Antwort mit dem nächsten Briefe.

Ingot, DDr. iur. Utr.

PS: Aufgrund einer äußeren Umständen geschuldeten Entwicklung wird die Abteilung III A des Ministeriums mit dem Hohen Rat in einem Ministerialen Oberkonsistorium zusammengefasst und meine Korrespondenz mit Ihnen fortan unter diesem Namen firmieren. Da diese Umstrukturierungsmaßnahme vorbehaltlich weiterer Regelungen geschieht und Ihre verdienstvolle Aufgabe nicht mit Formalitäten überlagert werden soll, bitte ich Sie, auch weiterhin direkt an »Ingot« zu schreiben und nur Ihren Absender nicht zu vergessen.



Am dritten September, just an dem Tag, der zwischen Trinitatis und Ewigkeitssonntag liegt, wurde Johann Christian Martin Fuggert als neuer Pfarrer installiert.

Eine Nacht. Eine Nacht schwärzer als die Nacht. Eine Nacht, so schwarz, dass man die Hand oder, so sie denn abnehmbar ist, die Nase vor Augen nicht sieht. Andererseits, den Ohren kommt ein solches Schwarz gerade recht ... Ein Boot, das die sanfte Strömung schubweise bricht, zwei Ruder, die im Dunkel zwischen den Aggregatzuständen pendeln, dazu das dumpfe Knallen der Riemen, das Knacken und Knarzen, und schließlich ein Quieken, so lauthals und schrill, dass das dazu passende Bild gleich von selbst entsteht, hier, im dunkelsten Dunkel der Nacht, am Ufer des Flusses, an dem Theo (die Nase fest ans Gesicht gepappt, aus Furcht, sie könnte ihm aus der Hand ins Unauffindbare fallen – eine Geste ehrlichen Respekts vor der Tiefe dieser Nacht und der des Flusses zu seinen Füßen) wie verabredet Position bezogen hat, darauf wartend, dass der, dessen Kommen die Nacht selbst dann nicht verbergen könnte, wenn es ein unangekündigtes wäre, endlich anlegt und seinen Kahn an einer der drei halb im Wasser, halb auf dem Ufer stehenden Weiden festmacht, denn festmachen, das weiß Theo, festmachen muss er ihn, auch wenn das Wasser an dieser Stelle wie Blei geht, schließlich – und wer wüsste das besser als er – gab es schon genug, die meinten, darauf verzichten und ihre Geschäfte (selbst die legalen!) im Vorbeifahren erledigen zu können, was dazu führte, dass der am Ufer Wartende noch ein jedes Mal mitgehen musste, bis zur ersten, seit unvordenklichen Zeiten am selben Ort auftauchenden Stromschnelle, wo das Wasser kleine Wellen wirft und kalt zu kochen beginnt ... und das Boot plötzlich Schwung nimmt ... und auf und davon pfeift ... und der am Ufer nicht mehr mitkommt, so schnell er auch rennt ... und bald schon verzweifelt stehenbleibt ... und die Arme sinken lässt ... und sich hinsetzt, sich hinsetzt wie der im Boot – und beide müssen sie mit ansehen, wo der andere bleibt.¹

1 Alsdann, gäbe es einen Chronisten, der Derartiges aufzeichnete, einen Chronisten des alltäglichen Versackens in den Untiefen der Ebene, einen, der ebenso bereit wie in der Lage wäre, die Zäsuren eines jeden Jahrhunderts in eine jede Sekunde zu legen, sie dahin – und nur dahin – zu verlegen, gäbe es einen solchen Chronisten, dann wäre dies hier sein Ort. *Ein* Ort. Ungenannt ein jeder, unzählbar alle zusammen. Und so wäre zu berichten von schwimmenden Hasen und spagatierenden Greisen, von Hunden, die, obwohl ihrem Herrchen vollauf ergeben, diese urplötzlich beißen, dazu Münzen, die, das Kopfschütteln ihrer tatsächlichen wie potentiellen Besitzer stumm imitierend, unaufhaltsam im Wasser versinken und

Zurück am Ufer, im dunkelsten Dunkel einer Nacht, die nicht nur schwarz, sondern schwärzer ist als die Nacht, kommt Theo mit einem Male nichts mehr zu Ohren, außer ein gewisses – *Schwarz*. Eine Unbootmäßigkeit, fürwahr, und obendrein eine, die weiter gesteigert wird, denn weder bricht der Kahn die Strömung noch – so scheint's, denn hören kann er's nicht – selbige den Kahn, der nichtsdestotrotz noch immer im Wasser ist, offenbar darin *steht*, denn kein Ruderschlag ist zu hören, und auch die Riemen schweigen. Und doch, das Boot treibt nicht ab, denn jetzt dringen Worte ans Ufer, zweifellos ausgesandt von ein und derselben Stelle im Fluss, nur ein paar Meter von ihm entfernt, das hört Theo gleich.

»Ich hab das Schwein«, kommt's aus dem Schwarz.

»Dann bring's rüber«, gibt Theo stante pede zurück.

»Nicht so schnell«, beschwichtigt die Stimme, »zwischen dem Schwein und dir stehe noch immer ich.«

»Was soll das heißen?«, fragt Theo, die Nase als Kompass fest im Gesicht.

»Dass ich zwischen dir und dem Schwein stehe«, erklärt der Mund ohne Mann.

»Dem Fluss hier geht's nich anders, auch wenn er fließt«, beteuert Theo und hofft auf ein Einsehen im Dunkeln.

»Ach was, die paar Meter lassen sich leicht überwinden, aber ich«, spricht's und macht eine dramatische Pause, »*ich* bin hier der Dreh- und Angelpunkt.«

»Also, ich weiß ja nicht, wie das bei euch drüben ist, aber auf unserer Seite ist mein Platz hier als Angelpunkt bekannt«, befindet Theo und unterstreicht seinen Standpunkt mit einer vollkommen sinnlosen Geste. »*Solche Karpfen!* Wobei man den Dreh natürlich raushaben muss.«

Was der gepflegten Unterhaltung tatsächlich einen Schub gibt, auch wenn das Boot nach wie vor steht.

»War wohl letztens was in dem Kraut, wie?«

»Kleiner Scherz.«

dabei grün und gelb glitzern, derweil sich über ihnen Tabak zu riesigen Haufen türmt und erst zusammen- und dann auseinandersackt, um schließlich über Wellenkämme zu schwappen und flussabwärts zu treiben, durchnässt wie jenes arme Schwein, das in einem triumphralen Augenblick voller Achtlosigkeit, Gnade und Rettung in den Fluss sprang.

»Na schön, um die Sache hier abzukürzen – das Schwein kostet jetzt das Doppelte.«

»Wegen dem Scherz?«

»Weil's das letzte is.«

»Der Scherz?«

»Das Schwein.«

»Beweise!«

»Ich kann's schlecht sprechen lassen.«

»Und ich schlecht rüberkommen und es mir anschauen.«

»Na schön, wenn du's unbedingt wissen willst ...«

»...will ich.«

»Und soviel Zeit hast ...«

»... hab ich.«

»Und meine ...«

»... ertrag ich.«

»Also gut«, und monologisiert auch schon los, »es fing alles damit an, dass ich in Ungers Tabakfeld saß. Am 30. Juli war das, das weiß ich noch wie heute, weil an dem Tag is Unger runtergelassen worden. Aber die Beerdigung war erst am Nachmittag und ich schon früh wach, weil mir isses egal, ob Sonntag is oder nich. Also bin ich runter zum Feld, weil, war schließlich Erntezeit und der alte Unger bekanntlich nich mehr da, und außerdem hats der Herrgott allen gegeben. Naja, jedenfalls sitz ich so schön im Feld, da läuft plötzlich einer an mir vorbei. Keine drei Meter entfernt, aber sehn tut er mich nich. Läuft einfach an mir vorbei, stellt sich vor die abgebrannte Kirche und fängt an zu predigen. Das hätt der alte Unger nie getan, denk ich mir noch, aber dann denk ich mir, dass Unger ja tot is und bestimmt nichts dagegen hat, wenn ich seine Ernte einfahre. Nur steht da der Kerl in aller Herrgottsfrühe vor der Ruine und predigt. Und ich frag mich, warum er das macht und für wen? Is ja keiner da außer ihm. Naja, von mir mal abgesehn, aber mich hat er ja nich gesehn, und ich konnt mich ja auch nich zu erkennen geben, wusste ja nich, wer das is. Hab mir überlegt, dass es vielleicht einer von denen is, wegen denen angeblich die ganze Kirche abgebrannt is, weil die haben auch immer unterm freien Himmel gepredigt und gar nich mitbekommen, was um sie rum passiert. Aber irgendwie sah der mir nich danach aus, und nach einer Weile hab ich dann auch gemerkt, dass der Kerl sowas wien

richtiger Pfarrer sein muss, nur dass ihm die Kirche fehlte und der Kerl viel länger erzählt hat als der alte Unger. Aber am schlimmsten war, dass ich das Gefühl hatte, als rede er vom Tabak, hat nämlich von verwelkten Blättern gesprochen, und ich wollte schon aufspringen und rufen, dass die nur wegen dem Feuer so aussehen und bloß angetrocknet sind und sogar noch weiter welken müssen, weil sonst wärs schlecht. War wirklich kurz davor anzunehmen, die hätten in ihm Buch für alles ne passende Stelle, sogar für die Tabakernte. Aber wie er weiter geredet hat is mir klar geworden, dass es für'n Fall war, dass einem die Kirche unterm Arsch wegbrennt. Steht bei Jesus im 64. Kapitel, falls du genau wissen willst.«

»Werd's mir bei Gelegenheit mal vorlesen lassen. Aber sag mal, was hat der ganze Sermon mit dem doppelten Preis vom Schwein zu tun?«

»Herrgott, der Typ, das war Fuggert.«

»Unser neuer Pfarrer?«

»Ganz recht. Und seitdem er das is, betreibt er den totalen Ausverkauf. Muss alles raus: Tabak, Bücher, Schweine ... als bräuchte er Platz für seine Religion. Dabei heißt's, sie würden die Kirche gar nicht wieder aufbauen.«

»Hab ich auch gehört, soll angeblich auf unsre Seite rüberkommen. – Aber hee, sag mal, müsste das Schwein nicht eigentlich billiger werden, wenn's im Ausverkauf is?«

»Theoretisch schon. Aber das hier is praktisch das letzte. Und außerdem liegt zwischen uns noch immer ein Stück vom Fluss. Zwei Gründe ...«

»... doppelter Preis. Verstehe.«

»Also, was machen wir?«

»Ich zahl den Preis.«

»Was? Ist das nicht ein bisschen ... also, ich meine, willst du denn gar kein Spektakel machen?«

»Wieso? Die Geschichte hat mir gefallen, da zahl ich gern das Doppelte. Außerdem isses nich mein Geld.«

Ein wenig verhalten heben die Riemen an, tauchen zwei Ruder ins Wasser und gleich wieder auf. Begleitet von einem Quieken, lauthals und schriller als jemals zuvor, bricht das Boot mit stillem Schub die Strömung.

Auf dem Weg zurück über'n Fluss ist davon freilich nichts mehr zu hören, stattdessen wimmert's: »Verdammt, hätt ich das früher gewusst ...«

Hochwürdiger, hochgeehrtester Dr. Ingot,

die beiliegenden Folio-Bogen enthalten meinen vollständig abgefassten Bericht zum Zwecke der anstehenden Visitation der hiesigen Gemeinde. Ich habe die mir gestellten Fragen getreulich beantwortet, auf dass Sie meine Auskünfte prüfen und für einen gesegneten Erfolg Ihrer Visitation benutzen mögen. Darüber hinaus möchte ich die Gelegenheit nutzen und mich für den Hinweis auf Ihren im »Allgemeinen Kirchenblatt« publizierten Vortrag bedanken. Da das Journal vor Ort bisher nicht vorhanden war, hatte ich erst am gestrigen Abend (nachdem mir meine Frau ein Exemplar desselben mitgebracht hat) Gelegenheit, Ihren Ausführungen »Über Amtsaufsicht und Kirchengzucht« zu folgen. Da ich zu diesem Zeitpunkt die Beantwortung der Visitationsfragen jedoch bereits abgeschlossen hatte, war es mir leider nicht mehr vergönnt, Ihre für ebendiese Aufgabe gewiss ganz nützlichen Betrachtungen und Reflexionen, die meine Einsicht in das Wesen unserer großen Kirche in manch einem Punkte auf das Schönste bestätigt und in manch anderem vertieft und erneuert haben, mit einfließen zu lassen. Gestatten Sie mir deshalb – selbst auf die Gefahr einer gelegentlichen Doppelung resp. Vorwegnahme des noch zu Sagenden – an dieser Stelle einige auf den speziellen Fall bezogene Anmerkungen, auch wenn ich sogleich hinzufügen will, dass das Folgende nur vorläufigen Charakter trägt, derweil ich bestrebt bin, Ihren Ausführungen baldmöglichst die ihnen gebührende Aufmerksamkeit zukommen zu lassen. (Wie Sie meinen bisherigen Berichten gewiss haben entnehmen können, ist besagte Vorläufigkeit nicht nur ein Resultat verschiedenster Unzulänglichkeiten und Mängel, sondern scheint vor Ort geradezu ein fester Bestandteil des Lebens zu sein, wie hier überhaupt fast alles beiläufig zu geschehen scheint, so dass selbst das Hochgeistige ephemere Züge trägt, zumindest solche annimmt. (Es ist ja recht eigentlich nur selten überhaupt einmal vorhanden!) Dies alles steht in einem seltsamen Gegensatz zum sonstigen, auf Dauer und Gewohnheit zielenden Verhalten der Parochianen, wofür ich bislang noch keine rechte Erklärung finden konnte. Ja mitunter scheint es mir fast, als gäbe es eine solche auch gar nicht – zumindest nicht hier –, als sei sie unmöglich und unnötig zugleich. Doch will ich mich darein nicht weiter vertiefen und mich stattdessen Ihrem Berichte zuwenden.)

Lassen Sie mich, der Reihung Ihrer Ausführungen folgend, mit den statistischen Erhebungen beginnen. Es hat mich offen gesagt ein wenig überrascht zu lesen, dass die Einrichtung von Presbyterien nur in ganz wenigen Landeskirchen von alters her besteht, derweil selbige vielerorts erst später entstanden und mitunter auch schon wieder erloschen sind, ja hier und da überhaupt nie existierten. Was nun die Aufgabe der Presbyterien als ein Mittel zur Kontrolle des heiligen Amtes und zur Aufsicht über Amtsführung und Lebenswandel des Pfarrers sowie die Wahl von Vertretern anbelangt, so fühle ich mich in Anbetracht der Situation vor Ort verpflichtet, folgendes anzumerken: Zwar existiert in der hiesigen Gemeinde ein Kirchenvorstand, doch übernimmt dieser trotz (vielleicht aber auch wegen) des Kirchenbrandes keine besonderen Aufgaben, wie er sich überhaupt nicht vom Rest der Gemeinde unterscheidet, und es ist in all den Wochen, die ich nun schon hier bin, auch noch niemand in dieser Funktion an mich herangetreten. Was nun aber die Wahl desselben betrifft, so hat es eine solche zwar gegeben, doch scheinen, soweit ich dies von meinem jetzigen Standpunkte aus beurteilen kann, die überlieferten Kriterien (rechte Lebensführung, ein klares und eindeutiges Glaubensbekenntnis sowie die politische Unbescholtenheit) keine größere Rolle gespielt zu haben, auch wenn ich damit nicht sagen will, dass die hiesige Gemeinde ein Ort des Lasters, der Sünde und der sozialen Revolution ist – zumindest keiner, wie man ihn nicht auch irgendwo anders, d. h. überall finden könnte. Gleichwohl erkenne auch ich das in der alten Ordnung enthaltene Prinzip, demnach die Presbyterien eine *ecclesiola in ecclesia* sind, zumindest eine solche sein sollten, oder, wie Sie es in einem schönen Bilde ausdrücken: »Es sind dies die kräftigsten Glieder der Gemeinde, welche sich ganz nah um ihren Hirten scharen und von da aus den rechten Glauben in die ganze Herde tragen.« Mögen die derzeitigen Umstände dieses Verdichten und Verteilen auch erschweren, ja es mitunter schier unmöglich machen, so gemahnt mich doch gerade dann Ihre Rede: »Nicht aus sich selbst heraus erzeugt die Gemeinde die Predigt des Wortes, vielmehr ist sie es, die durch die Predigt des Wortes überhaupt erst erzeugt wird. Nicht verdichten sich die vielen Einzelnen zu einem festen Kern, vielmehr wird dieser Kern in sie hineingebildet. Das Zentrum aber ist und bleibt das Amt des Wortes und des Sakraments. Sein Träger ist nicht der Beauftragte der Gemeinde, vielmehr obliegt es ihm,

die kräftigsten und gesündesten Glieder des Glaubens wie des Lebens um sich zu versammeln, damit er sich an ihnen stärke, den rechten Glauben verbreite und dabei eine Mauer errichte, die der fleischliche Mensch, der jedem Pfarrer innewohnt, weder überwinden noch durchbrechen kann.«

Ich sehe also sehr wohl, dass die rechte Zucht immer nur eine innere und niemals eine äußere sein kann. Dennoch kann und will ich Ihnen nicht verschweigen, dass es mich manchmal dünkt, als besäßen die Leute hier vor Ort gar kein Innerstes, zumindest keines, das mir bekannt oder zugänglich wäre. Sie mögen mich bitte nicht falsch verstehen. Es ist mitnichten so, dass ihnen alles nur äußerlich, bloß Schein und Tatsachentum ist, auch wenn die ephemere Natur ihrer Handlungen wie überhaupt ihre ganze Art zu leben derlei mitunter vermuten ließe. Dies allein schon deshalb nicht, da man auch hier sämtliche Regungen der Seele findet. Es ist mithin keine Frage des Geistes (obgleich der Begriff vor Ort einen ganz anderen und oft genug gar keinen Klang hat), sondern eine des Umgangs mit ihm. Vielleicht ist es aber auch nur eine Frage der Darstellung, d. h. eine der Form. Oder besteht etwa die Möglichkeit, dass eine solche Trennung gar nicht existiert, dass Innen und Außen nur zwei Pole ein und derselben Sache sind?

Bitte verzeihen Sie mir mein Schwanken in diesem Punkte, es erfolgt auf festem Grund. Auch hilft mir das Schreiben, meine Gedanken zu ordnen und – allen Widrigkeiten zum Trotz – Tag für Tag freudig ans Werk zu gehen. Eine neue Kirche kann unserem Bestreben dabei nur hilfreich sein. Was jedenfalls die rechte Zucht betrifft, so stimme ich mit Ihnen überein, dass die Entstehung eines festen Kerns und die Sammlung einer getreuen Schar in glaubensarmen Zeiten kaum gelingen kann. Ich will daher Ihrem gelehrten Rat folgen und alles daran setzen, durch ein »mächtiges« und, so sei hinzugefügt, lebendiges »Pfarramt ein Zentrum zu schaffen, um das sich die stärksten Glieder notwendig von selbst bilden und die Gemeinde von innen nach außen durchdringen.« (Ich darf Ihnen in aller Bescheidenheit mitteilen, dass es mir beim Lesen Ihrer Zeilen aus dem »Allgemeinen Kirchenblatt« so manches Mal vorkam, als seien diese direkt an mich gerichtet, als seien Ihre gewiss ganz allgemeingültigen Ausführungen mit Blick auf die hiesige Parochie verfasst.) Ich will deshalb auch prüfen, inwiefern sich Ihr Vorschlag, die Presbyterien nicht länger aus einer Massenwahl hervorgehen zu lassen, ja überhaupt die Wahl durch

die Gemeinde aufzugeben, umsetzen lässt. Gleichwohl muss ich gestehen, dass ich einige Bedenken habe, dies mit der Heiligen Schrift zu legitimieren. Nicht, weil die Parochianen – von einem Manne namens Universalisius einmal abgesehen – über diese viel Bescheid wüssten. Vielmehr scheint das Schriftprinzip hier generell wenig wirksam und die exegetische Macht des Einzelnen gering. Es ist folglich auch nicht so, dass ich nicht glaubte, etwas von jenem »geistlichen Scharfblick« zu besitzen, dessen Geschichte Sie in Ihrer Publikation ebenso eindrucksvoll dokumentiert haben wie sein höchst seltenes Auftauchen in der Masse des Volkes. Doch verhält es sich ganz einfach so, dass ein solches Erkennen hier keinen Eindruck macht und auch keine Wirkung zeigt. Ob diese Egalität nun ein Resultat von Ungers Lehren ist oder weitaus tiefer begründet liegt, vermag ich mit letzter Gewissheit nicht zu sagen, doch will es mir auch in diesem Falle scheinen, als sei die Macht des Einzelnen begrenzt. Es bedarf also eines anderen Ansatzes, um jene Männer ausfindig zu machen, die, wie Sie schreiben, »nicht auf den Dank oder Undank der Welt schauen, sondern bescheiden, ernst und folgsam sind und dem Herrn ergeben dienen.«

Sie sehen, dass ich keineswegs daran zweifle, dass der »Beruf allezeit vom Berufenen ausgegangen ist und der niedere Beruf von dem höheren bestimmt werden muss«, und gewiss teile auch ich die Überzeugung, dass es unter allen Umständen zu vermeiden ist, dass Unberufene Männer aus ihrer Mitte erwählen, damit diese das geistliche Amt und den dorthin Berufenen kontrollieren. Allein, mir scheint eine solche Klarheit in der Bestimmung hier noch nicht gegeben. Überdies halte ich es nach wie vor für nützlich, die Presbyterien zu befragen, auch wenn mich Ihre Darlegung, wonach die fehlende innere Kirchengenossenschaft in der Vergangenheit dazu führte, dass rechte Auskünfte nicht gegeben und falsche Maßstäbe angelegt wurden, darin nicht eben bestärkt hat. Mag mein Weg in diesem Punkte somit auch ein anderer sein, so sind wir uns doch einig in dem Ziele, dass das mühsam wiederaufgebaute Visitationswesen nicht noch einmal verkommen darf. Wohlan: »Aus inniger Sehnsucht, dem armen Volk zu helfen, wollen wir nun wieder visitieren und das Kleine ins Große fügen.«

Seien Sie also gewiss, dass die von Ihnen geforderte »unerbittliche Strenge des göttlichen Gesetzes« meine Antworten geleitet hat. Darüber hinaus bin auch ich, nicht zuletzt im Hinblick auf meine hiesige Lage, der

Ansicht, dass die theologisch-wissenschaftliche Beschäftigung der Pfarrer gefördert und intensiviert werden muss, um der Gefahr der Verbauerung entgegenzuwirken. Visitationen sind hierfür gewiss ein geeignetes Mittel, doch erkenne ich, dass solche allein nicht genügen und es »einer eigenen geistlichen Aufsicht und Leitung bedarf, um den Dienern des Evangeliums die rechte Zucht durch Oberhirten der Kirchen angedeihen zu lassen, auf dass diese sie weitergeben in den Kreis der Auserwählten ihrer Gemeinde.« Das alles einbedacht, ist es in der Tat unabdingbar, die Beaufsichtigung des geistlichen Amtes durch weltliche Behörden abzuschaffen. Nicht, um die Kirche aus dem Staate zu lösen, sondern, wie Sie so treffend schreiben, »um sie als ein gesundes und kräftiges Glied im Organismus derselben zu erhalten, auf dass beide zusammen wachsen.«

Es ist mir somit nicht nur eine bescheidene Hoffnung, sondern auch eine Ehre, mit meinen Berichten zu diesem Erneuerungsprozess beitragen zu dürfen.

Mit allergrößter Hochachtung verharre ich gehorsamst,
Johann Christian Martin Fuggert, P.

1. *Ob er, der Pfarrer, seine Predigten und Casualreden vollständig schriftlich ausarbeite, memoriere und dann frei halte oder nach einem ausführlichern oder kürzeren Entwurf predige?*

Meine Natur wie auch meine noch recht geringen praktischen Erfahrungen verlangen nach einem ausführlichen Entwurf, den ich am Tag nach der Predigt stets ins Reine schreibe. Anfangs tat ich dies nur zum Zwecke der Prüfung und Vergewisserung meiner selbst, doch machten es – nicht zuletzt vor dem Hintergrund der an mich gerichteten Erwartungen – die Ereignisse vor Ort schon bald erforderlich, diese meine Selbstbezüglichkeit aufzugeben und die ausgearbeiteten Predigten demjenigen zur Verfügung zu stellen, der, wie es bei Ihnen heißt, »das ewige Heil aller Gemeinden und aller einzelnen Glieder derselben sowie aller Hirten dieser Gemeinde auf seiner Seele trägt.« Gleichwohl will und kann ich nicht verschweigen, dass mit den Anforderungen auch mein Wunsch gewachsen ist, eine Auswahl meiner Predigten in einem kleinen Büchlein zu ver-

öffentlichen. Gewiss, es gibt deren schon eine ganze Reihe (und darunter so manche wahrhaft gelehrte), doch bin ich zu der Überzeugung gelangt, dass meine hier vor Ort gemachten Erfahrungen vorzüglich geeignet wären, diese Collection, wenn schon nicht zu vervollkommen, so doch auf das Trefflichste zu ergänzen und denen, die in einer ähnlichen Lage sind, zugleich Trost und Hilfe zu sein. Was indes das Publizieren selbst anbelangt, so bin ich für jedes Dazutun dankbar.

2. *Ob er sich streng an die vorgeschriebene Textordnung halte?*

Die Beantwortung dieser Frage fällt nicht leicht, da mir einerseits sehr viel an der Einhaltung der Textordnung liegt, ich aber andererseits in den wenigen Monaten meiner Anwesenheit hier vor Ort mehrfach dazu ange-regt wurde, mich von den vorgeschriebenen oder auch nur anempfohlenen Perikopen zu entfernen. Natürlich habe ich dem Drängen in keinem Fall nachgegeben, erlaube mir aber – zum Zwecke der Illustration meiner in diesem Punkte mitunter etwas misslichen Lage – ein Beispiel vorzubringen, auch wenn ich mir nicht sicher bin, ob selbiges die allgemeine These von der Überhebung der Gemeinden bestätigt, dernach diese sich »anmaßen, das Amt wie die Lehre des Pfarrers an den Erfordernissen des Tages zu messen.«

Doch will ich die Entscheidung hierüber anderen überlassen und stattdessen mit meinem Beispiele beginnen.

Als ich der Gemeinde Anfang September verkündete, dass am Sonntag nach Michaelis unser Erntedankgottesdienst stattfinden werde, so gab es darüber einigen Unmut. Ich war erstaunt, hielt es aber für das übliche parochiale Murren. Doch wurde ich schon bald eines »besseren« belehrt. Am Abend des neunten September kam der Bauer Hülse zu mir und teilte mir mit, dass die Ernte eingefahren sei. Ich wusste dazu nicht viel zu sagen und fand lediglich einige Worte des Danks, was auch daran lag, dass ich am nächsten Tag zu predigen hatte und mein Entwurf noch nicht fertig war. Anstatt nun zu gehen, tat der Bauer einen Schritt auf mich zu und erklärte allen Ernstes, es wäre das Beste, das Dankfest »gleich morgen« zu feiern. Ich sagte ihm, dass das nicht möglich sei, da der Termin feststehe und nicht jeder feiern könne, wann es ihm beliebe, woraufhin er brum-

مند abzog, nur um eine Stunde später erneut vor meiner Tür zu stehen und dasselbe Anliegen »im Namen aller Bauern der Gemeinde« vorzutragen, wobei er hinzufügte, man habe sich geeinigt, das Fest um eine Woche zu verschieben und am siebzehnten zu feiern und dem Herrn zu danken, gerade so, als gäbe es hierzu keinen anders lautenden, ja überhaupt gar keinen königlichen Erlass, als wäre jemals am dreizehnten Sonntag nach Trinitatis Erntedank gefeiert worden. In der Tat war ich mir aufgrund seines Auftretens nicht sicher, ob er besagten Erlass überhaupt kannte, so dass ich mich gezwungen sah, ihn zu vorgerückter Stunde (es war bereits dunkel!) darüber zu unterrichten und darum zu bitten, auch alle anderen Bauern davon in Kenntnis zu setzen. Ob er meinem Ansinnen gefolgt ist, kann ich bis heute nicht sagen, auch wenn er sich offenbar sogleich auf den Weg gemacht hat, zumindest stand er zu nachtschlafender Zeit ein drittes Mal vor meiner Tür und schlug »im Namen der ganzen Gemeinde« den vierundzwanzigsten September für Erntedank vor. Ich sagte ihm, dass alles gesagt und der Termin unumstößlich sei, befürchtete aber zugleich, dass er wiederkommen und im Namen aller, selbst der Weiber, den ersten Oktober vorschlagen könnte, worin ich ihm nicht so einfach hätte widersprechen wollen. Zum Glück kam es nicht dazu, auch wenn die Bänke im Pfarrsaal am nächsten Tag fast leer waren und sich dieses traurige Bild in den darauffolgenden Wochen nur langsam wieder besserte. Den Erntedankgottesdienst hielt ich jedenfalls wie vorgesehen am Sonntag nach Michaelis, wobei ich nicht unerwähnt lassen will, dass auch die Feier des Michaelistages Schwierigkeiten bereitete. Zum einen wird der Tag hier nur von einem kleinen Teil der Menschen begangen, wodurch ich die Bänke erneut geleert vorfand, diesmal sogar noch stärker als ehemals. Zum anderen ließ man mich direkt im Anschluss an die Predigt (bzw. bereits während dieser durch vermehrtes Einschlafen und weit über das gewöhnliche Maß hinaus gehende Schnarchgeräusche) wissen, dass man meinen Ausführungen nicht habe folgen »können«. Überdies warf mir eine alte Frau, die ich bis dahin zu meinen treuesten Zuhörern gerechnet hatte, einen »kriegerischen Ton« in der Rede vor, wobei sie sich insbesondere über die Deutung des Engels als Schlagdrein Gottes ereiferte. Als schließlich alle gegangen waren und auch ich mich auf den Heimweg machte, traf ich an der Treppe zum Pfarrsaal den bereits erwähnten Herrn Universalis, der dort auf mich gewartet zu haben schien

und mir, während wir die Stufen hinabstiegen und dabei ein um's andere Mal stehenblieben, erklärte, dass das Michaelisfest seinen Ursprung in einem alten heidnischen Erntefest habe. Ich bestritt und erzählte von der dem Erzengel gewidmeten Kirche, von seinem Schutzpatronat für unser geheiligtes Vaterland wie überhaupt von der ganzen Tradition, doch gab er vor, dies alles zu kennen und trotzdem – ja, mir schien sogar deswegen – zu widersprechen, was ihn schließlich zu der gewiss ganz irrigen Ansicht führte, dernach die Kirche, ausgehend von einem bloßen Zufall in der Zeit, einen festen Punkt im Kreislauf der Natur benutzt habe, um diese ein weiteres Mal aus der Geschichte zu vertreiben (vielleicht sprach er auch von »austreiben«, doch bin ich mir darüber nicht sicher und will an dieser Stelle auch kein falsches Urteil geben.) Jedenfalls habe sie sich in Form des Erzengels selbst an ihrer Statt gesetzt, und um nichts weniger habe man den Zyklus der Zeit benutzt, um ihn im Paradies wieder aufzuerstehen zu lassen, derweil er auf Erden durchschnitten und der Kreis zu einer Gerade aufgebogen worden sei, welche den Menschen ein Ziel gibt, das nicht nur außerhalb seiner Möglichkeiten, sondern auch außerhalb seiner selbst liege. Und wie zur Bestätigung fügte er hinzu: So wie der Michaelistag der Natur äußerlich ist, so ist es auch das Paradies für den Menschen. (Ich gestehe, dass ich den mitunter etwas verworren scheinenden Gedanken des Herrn Universalis nicht recht zu folgen vermochte, glaube aber dennoch, sie hier getreu wiedergegeben zu haben.) Jedenfalls konnte ich darauf nichts erwidern, denn kaum war der Sermon vorbei und wir am Ende der Treppe angelangt, kamen zwei Schweine ins Pfarrhaus gestürzt, wischten sich die verdreckten Rüssel an den weißen Paramenten und liefen wieder hinaus. Und ich wusste nur, dass es geschehen war.

Aber ich sehe, dass ich mich von der mir gestellten Frage entferne und will die geschätzte Aufmerksamkeit daher zurück auf jenen Gottesdienst lenken, der zwei Tage später zu Erntedank stattfand. Die Bänke im Pfarrsaal waren diesmal gut gefüllt, doch sollte sich das nicht unbedingt als großes Glück erweisen. Ich predigte über Lk. 12, 15-21 und begann sogleich mit den Worten des Herrn, der da sagt: »Seht zu und hütet euch vor aller Habgier; denn niemand lebt davon, dass er viele Güter hat. Und er sagte ihnen ein Gleichnis und sprach: Es war ein reicher Mensch, dessen Feld hatte gut getragen. Und er dachte bei sich selbst und sprach: Was

soll ich tun? Ich habe nichts, wo ich all meine Früchte sammeln kann. Und sprach: Das will ich tun: Ich will meine Scheunen niederreißen und größere bauen und will darin sammeln all mein Korn und meine Vorräte und will sagen zu meiner Seele: Liebe Seele, du hast einen großen Vorrat für viele Jahre; habe nun Ruhe, iss, trink und sei fröhlich! Aber Gott sprach zu ihm: Du Narr! Heute Nacht wird man deine Seele von dir fordern; und wem wird dann gehören, was du angehäuft hast? So geht es dem, der sich Schätze sammelt und ist nicht reich bei Gott.«

Kaum hatte ich diese Worte gesprochen, da bemerkte ich, wie die Bauern unruhig auf ihren Bänken hin- und herrutschten und immer gespannter zuhörten, obwohl sie während des Gottesdienstes für gewöhnlich zu ruhen pflegen und nicht selten von ihren Frauen geweckt werden müssen. (Nebenbei bemerkt dürfte dies auch ein Grund dafür sein, dass sich die Geschlechter nach wie vor nicht trennen lassen. Die Bauern wollen nicht länger schlafen als nötig und die Frauen ihren Mann bald zurück bei der Arbeit wissen.) Aber wie dem auch sei, ich maß der Sache keine größere Bedeutung bei und fuhr unbeirrt fort, derweil ich im Saale ein dumpfes Grollen vernahm, das mehr und mehr answoll, und noch während ich mein letztes Amen sprach, drängten die Bauern bereits geschlossen zu mir nach vorn und nannten mich einen »ungefälligen Pfaffen« (was noch das Beste war, was ich zu hören bekam). Ich wusste überhaupt nicht, wie mir geschah, und hätte es eine Kanzel gegeben, so hätte ich mich gewiss auf diese geflüchtet. So aber blieb mir nichts anderes übrig, als mich hinter mein hölzernes Pult zu verfügen und den Kelch des Aufruhrs an mir vorübergehen zu lassen. Doch ließ sich die Menge nicht besänftigen, zumal ich mir noch immer keiner Schuld bewusst war und auch nichts zu sagen wusste, und nur langsam verstand ich in dem Durcheinander der Stimmen, was man mir überhaupt vorwarf. Zum Inbegriff des habgierigen Menschen hätte ich den Bauern gemacht, zu einer Ausgeburt aller Sünde und Verdammnis. Ich starrte in die fleischigen Gesichter und dann auf die Worte in meinen Händen und versuchte zu verstehen und verstand doch nicht und hörte mich nur sagen, dass es ein Gleichnis sei, nur ein Gleichnis. Dann begannen die Gesichter zu verschwimmen und Stimmen gingen ineinander über und verliefen. Und selbst jetzt, wenn ich versuche, mich daran zu erinnern, wird mir nichts klarer, und vielleicht bilde ich mir nur ein, dass sich der Bauer Hülse über das Pult beugte und in

seltsam ruhigen Worten verkündete, dass es kein Gleichnis, sondern ein Zeichen sei, wenn man an dem Tage, an dem die Früchte der Ernte gefeiert werden, so über diejenigen spreche, die diese Ernte erbringen.

Aber wieso sollte ich mir das alles nur eingebildet haben? Ich sehe doch, wie ich da stehe und um Worte ringe. Das bilde ich mir doch nicht nur ein! Und wie sich der Pulk an mir vorbei nach draußen schiebt. Das kann ich doch jetzt noch spüren! Das ist doch wirklich geschehen!

Bitte verzeihen Sie, ich sollte berichten. Es ist nicht der rechte Ort für einen Besinnungsaufsatz. Ich will also ganz nüchtern fortfahren.

Die Bauern verließen den Saal und kündigten an, sie würden den Gottesdienst in den nächsten vier Wochen zu Hause verschlafen, was sie dann auch taten. Jedoch entzieht es sich meiner Kenntnis, warum sie eben diesen Zeitraum wählten. Auch kann ich mir den Umstand nicht erklären, dass sie derart geschlossen, ja fast möchte ich sagen *organisiert* auftraten. Nicht nur, dass das so gar nicht ihrer Natur entspricht, sie müssten meine Worte auch allesamt auf dieselbe Weise missverstanden haben, es sei denn, man wollte davon ausgehen, dass es unter ihnen so etwas wie einen Anführer gibt, was mir mit Blick auf die hiesige Gemeinde jedoch vermessen und aufgrund der äußeren Gegebenheiten überhaupt ganz unmöglich scheint. Doch will ich darüber nicht weiter spekulieren und stattdessen mit meinem Bericht fortfahren, denn ich muss gestehen, dass meine Predigt noch eine Reihe anderer Missverständnisse hervorrief. (Gleichwohl sei angemerkt, dass derartige Konfusionen nicht alltäglich sind, zumindest nicht in dieser Häufigkeit und Qualität. Überdies gelingt es mir in aller Regel, die Parochianen von der Haltlosigkeit ihrer Kritik zu überzeugen, sie zumindest dazu zu bringen, diese nicht zu wiederholen.)

An besagtem Tag aber waren die Missverständnisse nicht nur zahlreich, sondern auch ganz und gar verschiedene. Denn kaum hatten die Bauern den Pfarrsaal verlassen und waren lärmend treppab gezogen, da näherte sich mir ein kleiner, streng aussehender Mann, den alle hier nur »den Bückling« nennen. Er war mir bis dahin sehr reserviert, um nicht zu sagen unzugänglich erschienen, zumal er nur manchen Tags vor Ort zu sein scheint und ich mit ihm bis dahin noch nie ein Wort gewechselt hatte. Umso überraschter war ich, dass er nun zu mir trat und, ohne sich oder sein Ansinnen vorzustellen, erklärte, ich sei ein Prediger der sozialen Revolution und meine Gedanken allerschlimmstes Gut. Es war, als geschehe

alles nochmal, als habe die Geschichte nur die Kleider gewechselt. Denn wieder stand ich da und starrte und suchte Halt in meinen Worten. Dabei hörte ich nur die seinen. Ein Feind des Besitzes sei ich, ein Demagoge, ein Enteigner. Da begann ich mit einem Male zu verstehen, und während sich die Bauersfrauen an uns vorbei nach draußen drängten, formten sich in mir langsam die Worte, und ich sagte ihm, dass es nicht der Reichtum sei, den der Herr verurteile, sondern seine Vergötterung durch den Menschen, dieser schier unstillbare Durst, immer mehr zu besitzen: die Gier. Und wie ich ihm in die Augen sah, da wusste ich, dass er mir folgen würde. Also erzählte ich ihm, dass es keine Sünde sei, äußere Reichtümer zu besitzen, solange man nur im Innern Distanz zu ihnen wahre, denn aus dieser Distanz erwachse die Nähe zu Gott. Er fand, das sei gut gesprochen, bedankte sich und wollte schon gehen, als eine junge Frau zwischen uns trat. Es kostete mich einen Augenblick, in ihr die Tochter des Puppenspielers Stoffel zu erkennen, trug sie doch ihr bis dahin langes Haar ganz kurz geschnitten. Überdies waren ihre Eltern, wie schon manches Mal zuvor, dem Gottesdienst ferngeblieben und ich selbst hatte ihre Anwesenheit zuvor auch nicht bemerkt. Sie fragte mich freiraus, warum ich gerade diese Stelle zur Predigt ausgewählt habe. Ich wollte ihr sogleich antworten und auf die Textordnung unserer großen Kirche verweisen, als sich der Herr mit einem Kopfnicken empfahl, so dass ich für einen Moment nicht wusste, wohin ich meinen Blick lenken sollte und kaum Zeit hatte, seine Geste zu erwidern. Und noch während ich ihm nachschaute, hörte ich erste Sätze aus einem Mund rieseln, der die rechte Antwort nicht abwarten konnte, ja gar nicht abwarten wollte und stattdessen eine eigene vortrug, die er gleichwohl als die meine auszugeben versuchte. Worte, seltsam fremd und bekannt zugleich. »Ich will meine Kirche abbrechen und eine größere bauen und will darin sammeln all die Menschen mit ihrem Hab und Gut und will sagen zu meinem Gott: Lieber Herr, du hast nun einen großen Vorrat für viele Jahre ...«

An dieser Stelle endeten ihre Worte, doch muss ich gestehen, dass ich nicht weiß, ob sie von selbst aufhörte oder ob etwas an mir sie daran hinderte weiterzusprechen, denn abermals war ich vor Schrecken ganz starr und wusste nur, dass etwas geschehen war.

Als ich meine Spache wiederfand, sagte ich ihr, dass das keine rechte Deutung für diese Stelle sei, da wir nicht so viele wären, als dass man die

Kirche hier abbrechen und eine größere erbauen müsse. Sie aber ließ sich davon nicht abbringen und verstieg sich sogleich zu der Annahme, bald werde ein ganzer Wall an Leibern kommen, denn der Boden verspreche reichen Ertrag. Ich war von ihrer Rede noch immer wie benommen, so sehr, dass ich beinahe gewünscht hätte, ihre Behauptung möge auch nur ein Körnchen Wahrheit enthalten, doch dann besann ich mich und sah vor mir die leeren Reihen und draußen das mühsam bearbeitete Land, und ich erkannte, wie irrig das alles war.



Meine liebste Sophie,

wenn du diesen Brief in deinen Händen hältst, wird es schon nicht mehr so schlimm sein.

Albert war nicht da. Er ist einfach nicht gekommen. Nicht, dass ich damit gerechnet habe, dass er auftaucht, aber dennoch war da etwas, das gefehlt hat. Ich bin mir nicht sicher, ob ich es ein Glück oder ein Unglück nennen soll, aber mir scheint, dass das Wissen um eine Sache uns nicht vor unseren Erwartungen rettet. Das hat es bei mir noch nie getan. Manchmal, wenn ich Arthur und Max ins Bett gebracht und die beiden ihren Träumen überlassen habe, sitze ich hier und folge ihnen mit offenen Augen. Ich spüre dann die Zeit nicht mehr. Kein Einst, kein Morgen, nur ein in bis alle Ewigkeit verlängerter Moment, ein unendliches Jetzt. Jetzt, jetzt! Es gibt dann keine Erwartungen mehr, weil es auch keine Geschichte mehr gibt, kein Wissen um das, was war.

Sind diese Wachträume Gnade oder Verdammnis? Ich weiß es nicht. Aber vielleicht ist das am Ende auch alles gar nicht so wichtig, vielleicht sind diese Worte einfach zu groß für unsere kleine Welt.

Nur fällt es mir nicht leicht, von ihnen zu lassen. Ich weiß, dass du über all das den Kopf schütteln wirst. Ich sehe es ganz genau vor mir. Dein Kopf, wie er über diesen Zeilen hängt, an denen die Augen kleben, die auch mit geschüttelt werden, ohne sich dabei lösen zu können von dem, was sie sehen. Eine seltsame Vorstellung ... Aber weißt du, irgendwie tröstet sie mich. Sie erlaubt mir weiterzumachen. Ich weiß, dass du mir dieses eine Mal noch verzeihst. Du hast es so oft schon getan. Und wahrscheinlich würdest du es auch noch viel öfter tun. Du würdest es vorziehen, dir den Kopf vom Hals zu schütteln, als auch nur einmal Schluss zu sagen. Und du weißt, wie froh ich darüber bin, auch wenn ich es eigentlich befürchten sollte.

Albert jedenfalls scheint seine geliebte Schule um nichts in der Welt verlassen zu wollen. Er wird eines Tages darin sterben, und die Kinder werden ihn am nächsten Morgen finden und sich in ihre Bänke setzen, als wäre nichts geschehen. Und wenn sie ihn dann hinaustragen, werde ich dastehen und zusehen und mir nicht vorstellen können, dass er gegangen ist.

Meine liebste Sophie, selbst jetzt, in dieser viel zu späten Stunde, in der ich dir diese Zeilen schreibe und sich so viele, zu viele Gedanken meines

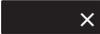


Kopfes bemächtigen, während ein jeder längst schläft und wir alle, so wach wir auch sein mögen, unmerklich in einen neuen Tag geführt werden, selbst jetzt will es mir nicht gelingen, mir vorzustellen, dass dieser Ort ohne Albert überhaupt nur existiert oder es eines Tages auch nur tun könnte.

Ich weiß, du schüttelst schon wieder den Kopf. Bestimmt denkst du, dass mir das auch gar nicht gelingen sollte. Und du hast Recht, ich will es mir auch gar nicht vorstellen. Und doch gibt es da etwas, das mich dazu bringt, es dennoch zu tun, etwas, mit dem ich mir meine Erwartungen raube, die die Enttäuschung doch immer nur vorwegnehmen.

Sophie, ich weiß, dass all das viel zu große Worte sind für das wenige, was da ist, und gewiss treffen sie es umso schlechter, je größer sie sind und je schöner sie klingen. Aber ich kann es nun einmal nicht anders sagen: Es ist Alberts Abwesenheit, die ihn so oft hier sein lässt. Und wenn er dann doch einmal auftaucht, wenn er vor mir steht, so nah, dass ich ihn berühren könnte, dann kehrt sich alles mit einem Male um, und er ist nichts als Albert, der Lehrer, abwesend in seiner ganzen Anwesenheit. Und dabei will ich ihn doch nur sehen, will sehen, wie er in seiner Unscheinbarkeit zu verschwinden versucht. Und ich würde ihn lassen, verstehst du, Sophie, ich würde ihn vor mir verschwinden lassen, weil er dann endlich ganz bei mir wäre.

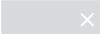
Lilly



Die Aisthetik eines flanierenden Auges.

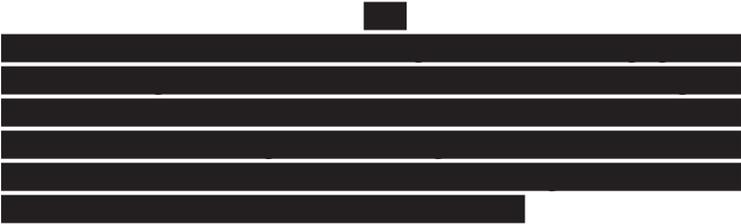
»Wir, Carl Alexander, von Gottes Gnaden
erachten es infolge der stattgefundenen Reform der kirchlichen Ober-
behörden für nötig, nähere Bestimmungen bezüglich der Durchführung
der Generalkirchenvisitation durch Unsern Hohen Kirchenrat zu geben
sowie die Vorschriften für die den Superintendenten obliegenden Kir-
chenvisitationen damit in Einklang zu bringen. In Erwägung also, dass
die Kirchenvisitationen, wie schon solche durch die Kirchenordnungen
bestimmt sind, den Zweck haben, den gesamten kirchlichen und religiös-
sittlichen Zustand einer Kirchengemeinde nach allen seinen Beziehungen
zu untersuchen

[Redacted text block]



§. 4.

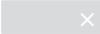
Sobald der Pfarrer die Anzeige von der bevorstehenden Kirchenvisitation erhält, hat derselbe einen nach den anliegenden Visitationsfragen abgefaßten vollständigen Bericht zu entwerfen und diesen dem Visitor acht Tage vor der Visitation zu übersenden, damit selbiger ihn genau prüfen und für einen gesegneten Erfolg der Visitation benutzen kann.



§. 6.

Am Tage der Visitation hat der Visitor wo möglich allen öffentlichen gottesdienstlichen Handlungen in der Gemeinde beizuwohnen, um sich davon zu überzeugen, daß diese den nach Ordnungen der Landeskirche mit Würde vollzogen und mit reger Teilnahme aufgenommen werden. Demnach hat er bei der Predigt auf ihren Gehalt, ihre Erbaulichkeit und auf den äußeren Vortrag des Geistlichen, bei den liturgischen Teilen des Gottesdienstes auf die Ordnungsmäßigkeit und Würde in der Behandlung, außerdem aber auf den Kirchengesang, das Orgelspiel, die Kirchenmusik sowie auf die Haltung der Gemeinde, auf ihre Aufmerksamkeit, Andacht, Sittsamkeit und Stille sein Augenmerk zu richten und auch auf die innere Einrichtung der Kirche, ihre Reinlichkeit und würdige Ausstattung zu achten.





[REDACTED]

§. 8.

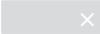
Am Schlusse dieser Verhandlung entfernen sich Pfarrer und Schullehrer. Der Visitator vernimmt daraufhin den Kirchgemeindevorstand über Person und Amtsführung des Pfarrers, über sein Verhältnis zu der Gemeinde, sein Ansehen in dieser und über die christliche Ordnung seines Hausstandes. Ebenso zieht der Visitator alle nötigen Erkundigungen über die Person sowie über die kirchliche und religiös-sittliche Haltung des Schullehrers und seiner Familie ein.



[REDACTED]

§. 10.

Später am Tage begibt sich der Visitator mit allen genannten Personen in die Schule und von da mit denselben und der gesamten Schuljugend erneut in die Kirche, um über die religiöse und kirchliche Seite der Jugendbildung, über den Religionsunterricht, die Religionslehrbücher, Schulgebete u.s.w. die nötige Einsicht zu nehmen. Der oder die Lehrer haben dem Visitator in der Schule eine Übersicht des Inhaltes ihres Religionsunterrichtes vom laufenden Jahr schriftlich vorzulegen und sodann in der



Kirche mit den Schulkindern eine kurze Prüfung in der christlichen Lehre abzuhalten. Die Lehrer und die Schuljugend der Filialorte haben sich zu demselben Zwecke in der Schule der Muttergemeinde einzufinden. Der Visitor wird diesen Akt mit einem Gebet beschließen.

[Redacted text block]

[Redacted text block]

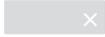
[Redacted text block]

§. 14.

Außerordentliche Visitationen können von dem Großherzoglichen Kirchenrate nötigenfalls angeordnet und entweder ein Superintendent oder ein Mitglied dieser Behörde selbst mit deren Abhaltung beauftragt werden.

§. 15.

Dieselben finden entweder nach dem ganzen Inhalte vorstehender Instruktion oder in abgekürzter Form durch besondere Weisung des Groß-



herzoglichen Kirchenrates statt. Bei derselben kann auch die in §. 3 angeordnete Benachrichtigung von der bevorstehenden Kirchenvisitation in der Kirche nötigenfalls unterbleiben.

(Schluss folgt)

Kirchen-Visitations-Fragen
zu
dem nach §. 4 zu erstattenden Pfarrberichte

1. Ob er, der Pfarrer, seine Predigten und Casualreden vollständig schriftlich ausarbeite, memoriere und dann frei halte oder nach einem ausführlicheren oder kürzeren Entwurf predige?
2. Ob er sich streng an die vorgeschriebene Textordnung halte?
3. Wie oft im Jahr und an welchen Tagen das heilige Abendmahl gehalten werde? Wie groß die Zahl der Communicanten in den Jahren seit der letzten Kirchenvisitation gewesen sei? Ob die Zahl zugenommen oder abgenommen habe? Welcher Distributionsformel sich der Pfarrer bei der Austeilung des heiligen Abendmahls bediene?
4. Ob und an welchen Tagen Wochenkirchen gehalten und wie dieselben besucht werden?
5. In welchem Lokal, zu welcher Zeit und in wie viel Stunden wöchentlich der Konfirmandenunterricht erteilt werde? Ob er, der Pfarrer, sich bei demselben eines Leitfadens bediene, und, wenn dies der Fall ist, welches Lehrbuch er gebrauche?
6. Ob und in wie weit sich der Pfarrer an den ihm dargebotenen theologischen Bildungsmitteln, den Conferenzen und Lesezirkeln beteilige? Ob sich auch der oder die Schullehrer gehörig weiter bildeten?
7. Ob und wie oft die Sitzungen des Kirchgemeindevorstandes gehalten werden und ob die Glieder desselben den Verpflichtungen, welche die Kirchgemeinde-Ordnung im §. II ihnen auferlegt, sich willig und treulich unterziehen? Ob die Kirchgemeinde-Vorstandsmitglieder im Kirchenbesuche und Genusse des heiligen Abendmahls ein gutes Beispiel geben sowie die Anordnung des Pfarrers gern und kräftig unterstützen?

8. Ob der Schullehrer seinen Religionsunterricht in echt evangelischem Sinne erteile und derselbe treulich bemüht sei, die ihm anvertraute Jugend durch Lehre und Beispiel zur christlichen Frömmigkeit und Sittlichkeit heranzuziehen? Ob sich auch die niederen Kirchendiener, wo deren sind, würdig benehmen und welche bürgerliche Stellung dieselben einnehmen?
9. Ob die Jugend auch außerhalb der Schule in christlicher Ordnung und Zucht gehalten werde? Ob in der Gemeinde Katechisation mit der confirmierten Jugend stattfinde?
10. Ob er, der Pfarrer, in gutem Vernehmen mit der Gemeinde stehe? Welche besonderen Hindernisse sich etwa seinem Wirken entgegenstellen? oder welche erfreuliche Früchte ihm seine Amtsführung gegeben habe?
11. Welches im Allgemeinen der religiös-sittliche Zustand der Gemeinde sei? Ob sich keine nachteiligen Erscheinungen in Bezug auf denselben bei Kirmsen, öffentlichen Tänzen, Jahrmärkten und dergleichen mehr zeigen?
12. Ob in der Gemeinde außer der Bibel und dem Gesangbuche noch andere Erbauungsbücher gelesen werden und welche?
13. Ob offenbare Religionsverächter und solche, welche sich dem Gottesdienste und dem Genusse des heiligen Abendmahles gänzlich entziehen, in der Gemeinde vorhanden seien? und, im bejahenden Falle, welche Besserungsmittel von dem Pfarrer angewendet wurden bzw. noch angewendet werden?
14. Ob und in welchem Grade die Anzahl der unehelichen Geburten, der Selbstmorde und der gemeinen Verbrechen sich in der Gemeinde mehre oder vermindere?
15. Ob und in welcher Weise er, der Pfarrer, die specielle Seelsorge übe? Ob er Hausbesuche bei den Gemeindemitgliedern, vorzüglich in besonderen Fällen, mache, und wie er dieselben einrichte?
16. Ob man den Pfarrer zu den Kranken in seiner Gemeinde rufe? ob er sie dann besuche und seine Besuche fortsetze? Wie er es halte, wenn es in der Gemeinde nicht gebräuchlich ist, den Pfarrer zu den Kranken zu rufen?
17. Was er, der Pfarrer und die Mitglieder des Kirchgemeindevorstandes, für die religiöse Versorgung und Pflege der Armen bisher getan

- haben, und ob eine geordnete Armenpflege in der Gemeinde vorhanden sei?
18. Wie die Sonntagsfeier beschaffen sei und ob die bestehenden Gesetze dabei befolgt werden?
 19. Wie in den Kirchen und Schulen der Gesang beschaffen sei? Ob das Orgelspiel und die Kirchenmusik dem Zwecke und der Würde des Gottesdienstes entsprechen?
 20. Wie hoch die kirchlichen Einnahmen in den seit der letzten Visitation vergangenen Jahren gewesen sind und wie viel sich dieselben gegenüber den nächstvorhergegangenen Jahren vermehrt oder vermindert haben?
 21. Ob alle nötigen Sakralgeräte in der Kirche vorhanden sind und in welchem Zustande sich dieselben befinden?
 22. Ob und was er, der Pfarrer, noch irgendetwas zur Verbesserung des kirchlichen Zustandes und religiös-sittlichen Lebens der Gemeinde vorzubringen und zu beantragen habe?

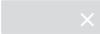
Urkundlich ist diese Kirchenvisitationsordnung von Uns höchsteigentlich vollzogen und mit Unserm Großherzoglichen Staatsinsiegel bedruckt worden.«

Das Erfassen einer Welt.

»Ministerialverordnung in betreffs der Visitationsordnung

Das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts hat nach vernommenen Gutachten der Konsistorialbehörden über den ihnen zugefertigten Entwurf eines Plans zu einer allgemeinen Kirchenvisitation diese Angelegenheit in anderweite Erwägung und Beratung genommen.

Nachdem die in evangelicis beauftragten Herren Staatsminister zur Abhaltung der Kirchenvisitationen in der nun beschlossenen Weise, mit welcher auch das Landesconsistorium sich allenthalben einverstanden erklärt hat, ihre volle Zustimmung erteilt haben, so werden dadurch der Kreisdirection ... Exemplare der Visitationsordnung, nebst ... Exemplaren der Visitationsfragen mit der Aufforderung übersendet, einem jeden der ihr untergebenen Superintendenten ein Exemplar der Visitati-



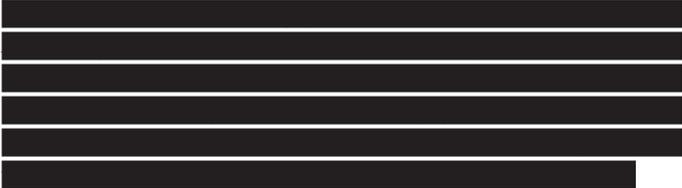
onsordnung und denjenigen Superintendenten, deren Ephorien jetzt zur Visitation kommen, gemäß der gültigen Ordnung so viele Exemplare der Fragebogen auszuhändigen, als Geistliche sich in der Ephorie befinden.

In dem laufenden Jahre sollen zunächst die Ephorien N.N. und N.N. der Visitation unterworfen werden. Darüber, welche Geistliche mit den

[REDACTED]

- 4) Die Abhaltung der Visitationszusammenkünfte zwecks Besprechung mit den Gemeindemitgliedern hat in einem anständigen Lokal, zunächst entweder im Pfarr- oder Schulhause zu erfolgen. Jedenfalls ist die Abhaltung derselben in Gasthäusern tunlichst zu vermeiden. Wenn dies nicht möglich ist, so ist wenigstens dafür zu sorgen, dass nicht durch den gewöhnlichen Verkehr in diesen Häusern die Würde und der Ernst einer solchen Zusammenkunft beeinträchtigt werde.

[REDACTED]

- 
- 6) Es scheint angemessen, daß die Kreisdirection diejenigen Parochien, in welchen sie die Gegenwart eines Königlichen Commissars für besonders angemessen hält, dem Ministerio baldigst anzeige, damit darüber, ob und in welcher Weise ein Commissar anzuordnen sei, Bestimmung getroffen werden kann.
- 7) Bei Hinausgabe der Fragebogen ist allemal den Geistlichen zu eröffnen, dass Man von ihnen erwarte, dass sie alle vorgelegten Fragen mit voller Aufrichtigkeit und Gewissenhaftigkeit beantworten werden.

Anlage

Visitationsordnung

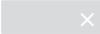
§. 1.

Nach Maßgabe der in der Landeskirche von Alters her gesetzlich getroffenen Einrichtung sollen innerhalb der nächsten drei Jahre sämtliche Parochien einer Kirchenvisitation unterworfen werden.

§. 2.

Der Zweck dieser Visitation soll folgender sein:

- 1) den allgemeinen kirchlichen und sittlichen Zustand der einzelnen Gemeinden und die in dieser Beziehung sich ergebenden Gebrechen und Bedürfnisse, sowie
- 2) die amtliche Wirksamkeit der Geistlichen und Schullehrer in ihrem ganzen Umfange, ihr Verhältnis zueinander wie zur Gemeinde genauer kennen zu lernen;
- 3) eingerissene Missbräuche zu ermitteln, und, soweit dies in der entsprechenden Amtsbefugnis liegt, sofort abzustellen, oder die zu deren Abstellung erforderlichen Schritte unverweilt einzuleiten;



- 4) das kirchliche Leben kräftig anzuregen und namentlich auch das Bewußtsein des innigen Zusammenhangs der einzelnen Gemeinde mit der gesamten Kirche lebendiger zu machen.

§. 3.

Das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts bestimmt, in welchen Ephorien in diesem Jahr die Visitation abgehalten werden solle.

§. 4.

Dem Superintendenten bleibt zwar überlassen, die Reihenfolge, in welcher er die einzelnen Parochien seiner Ephorie visitieren will, selbstständig zu bestimmen, er hat jedoch von der getroffenen Anordnung dem Ministerio durch die Kreisdirektion rechtzeitig Anzeige zu machen und diese zu begründen.

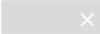
[REDACTED]

§. 5.

[REDACTED]

§. 6.

Die Visitation beginnt jedesmal mit einem vollständigen öffentlichen Gottesdienste, bei welchem der Ortsgeistliche, oder wo mehrere an einer Kirche sind, der erste unter ihnen, die Predigt hält. Nach derselben folgt eine Ansprache an die Gemeinde durch den Ephorus oder den assistierenden Geistlichen nach deren Übereinkommen. Ist ein Commissar des Kirchenregiments gegenwärtig, so kann derselbe nach eigenem Ermessen die erwähnte Ansprache übernehmen, hat aber davon den Ephorus zuvor



in Kenntniss zu setzen. Die Liturgie wird theils von dem Pfarrer, theils von dem anderen Visitator gehalten.

Am Nachmittage hält der Pfarrer Katechismusexamen mit der erwachsenen Jugend, nach dessen Beendigung derjenige der Visitatoren, welcher früh nicht gesprochen hat, noch eine kurze Prüfung über einen verwandten Gegenstand und am Schlusse eine Ansprache hält.

Der übrige Teil des Nachmittags wird zu Besprechungen mit der Gemeinde verwendet, an denen die Kirchväter, sowie die Stadträte, Gemeinde- und Schulvorstände Theil zu nehmen verpflichtet, außerdem alle Hausväter in der Abkündigung zur Theilnahme einzuladen sind.

Am zweiten Tage ist in der Kirche Katechismuslehre mit der schulpflichtigen Jugend durch den Schullehrer abzuhalten. Den Abschnitt, über welchen derselbe katechisieren soll, hat der Superintendent tags zuvor aus den in den letztvergangenen Monaten behandelten Katechismuslehren zu bestimmen und die Prüfung selbst mit einer kurzen Ansprache zu schließen. Sind Nebenschulen vorhanden, so wird mit diesen eine gleiche Prüfung vorgenommen.

Hierauf ist das Pfarrarchiv zu revidieren und endlich noch eine Besprechung mit den Geistlichen und Lehrern zu halten, wobei nicht bloß auf die einzelnen Zweige ihrer Amtstätigkeit speciell einzugehen ist, sondern auch ihre persönlichen und – soweit dies von Einfluss auf die Amtsführung sein kann – ihre häuslichen Verhältnisse, die theologischen Studien des Geistlichen, seine Theilnahme an Conferenzen etc. ins Auge zu fassen und die erforderlichen Winke und Mahnungen zu erteilen sind. Zu dieser, wie zu der Besprechung mit der Gemeinde, wird die bereits früher eingegangene Beantwortung der Fragebogen eine geeignete Unterlage bieten.



[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

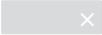
§. II.

Sowohl der Superintendent als auch der assistierende Geistliche haben spätestens nach Ablauf von vier Wochen jeder einen gesonderten Bericht über den Befund der Visitation an die betreffende Consistorialbehörde zu erstatten, welche denselben, nach Befinden unter Beifügung ihrer Bemerkungen, mit möglichster Beschleunigung an das Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts einzureichen hat.«

Die Inkorporation des Geistes ins Fleisch.

»Kirchen- und Schulvisitationsordnung, nebst Bestimmungen über die Abnahme von Kirchenrechnungen

Wir, Ernst, von Gottes Gnaden,
Nachdem sich eine Änderung der Normen über die seitherigen Landkircheninspektoratsfunktionen sowie einiger anderer Bestimmungen des



Gesetzes betreffend die General- und Spezialvisitationen der Kirchen und Schulen und die näheren Bestimmungen über die Kirchenrechnungsabnahmen, als nötig und rätlich erwiesen haben, so verordnen Wir hierdurch über das Kirchen- und Schulvisitationswesen und die Abnahme der Kirchenrechnungen das Folgende:

A. Von den Kirchen- und Schulvisitationen

§. I.

Zur Beaufsichtigung des Kirchen- und Schulwesens des Landes bestehen künftig:

- I. die Generalvisitation
- II. die Spezialvisitation
- III. die Ephoralvisitation



[Redacted text block]



[Redacted text block]

■

[Redacted text block]

■

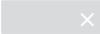
[Redacted text block]

■

[Redacted text block]

■

[Redacted text block]



[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

§. 9.

Die Ergebnisse jeder Visitation werden in einem ausführlichen Protokoll niedergelegt.

Die Protokolle, denen die von dem Geistlichen verfasste Beantwortung der Visitationsfragen, die Schultabelle und Abschrift der von dem Geistlichen gehaltenen Predigt, die derselbe acht Tage nach der Visitation einzuschicken hat, sowie nach Befinden der Entwurf der von dem Lehrer gehaltenen Katechisation beizulegen sind, übergibt der Generalvisitorator nach Vollendung der Generalvisitation des ganzen Jahres zugleich mit dem über die letzteren von ihm zu erstattenden Berichte dem Ministerialen Oberkonsistorium.

Auf diesen Bericht fasst das Ministeriale Oberkonsistorium, soweit nötig, alle weiteren Entschlüsse und legt die Ergebnisse der Visitation dem Landsherrn vor.

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

§. 13.

Es ist daher für die verschiedenen Visitationen ein regelmäßiger Turnus einzurichten. Würde z. B. in einer Parochie
im ersten Jahre Generalvisitation stattfinden, so träte
im vierten Jahre Spezialschulvisitation,
im siebenten Jahre Spezialkirchenvisitation,
im zehnten Jahre Spezialschulvisitation,
im dreizehnten Jahre Generalvisitation ein usf.

[REDACTED]



§. 15.

Die Visitationsakte bei einer Spezialkirchenvisitation sind:

- 1) Gottesdienst vormittags und Predigt des Pfarrers und Rede des Ephorus;
- 2) Nachmittags kirchliches Examen aller Konfirmirten der früheren Jahre, nach Befinden der Konfirmanden des laufenden Jahres;
- 3) Visitation des Pfarrarchivs mit Vorlegung der Kirchenbücher, Dokumente und sonstigen Literalien, Besichtigung der geistlichen Gebäude u. dergl.;
- 4) Verhandlungen mit der Gemeinde;
- 5) Besprechung mit Pfarrer und Lehrer.

Wo mehrere Geistliche sind, bestimmt die Inspektion, wer und in welchem Maße jeder von ihnen zu fungiren hat.

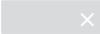
§. 16.

Über die abgehaltenen Spezialvisitationen hat die Inspektion alljährlich an das Ministeriale Oberkonsistorium Bericht zu erstatten.

III. Von der Ephoralvisitation

§. 17.

Außer den von den Ephoren als Mitgliedern der Inspektion vorzunehmenden regelmäßigen Spezialvisitationen liegt denselben ob, die Kirchen und Schulen ihres Sprengels in dem Sinne und in der Weise des früheren Landkircheninspektorats zu besuchen. Bei diesen Besuchen, die nicht vorher angekündigt werden und nicht an einen bestimmten Turnus ge-



bunden sind, richten sie ihr Augenmerk vorzugsweise auf die Amtsführung der Geistlichen und Lehrer in der Kirche und Schule, ohne dass dabei andere visitorische Handlungen, z. B. unvorbereitete Revision der Archive, Besichtigungen usf. ausgeschlossen sind.



§. 18.

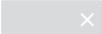
Bei den Besuchen in der Kirche erscheinen die Ephoren in ihrer Amtstracht und beteiligen sich, wenn tunlich, am Gottesdienste durch den Schluss desselben mit dem Segen, einem Gebet oder einer kurzen Ansprache an die Gemeinde.

§. 19.

Über die von ihnen vorgenommenen Besuche ist dem Ministerialen Oberkonsistorium ausführlich Bericht zu erstatten.

§. 20.

Die den Ephoren für die Ephoralvisitationen nach besonderer Bestimmung zu gewährende Vergütung wird aus den von den Kirchenärariern bestritten.



B. Von der Abnahme der Kirchenrechnungen

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

[REDACTED]

§. 25.

Die tabellarischen Übersichten über den Stand, das Vermögen, die Einnahmen und Ausgaben der verschiedenen Ärarien, sowie, wenn größere Bauten von den Gemeinden durch Anlagen bestritten worden sind, Nachrichten über diese, sind von den Inspektionen alljährlich an das Ministeriale Oberkonsistorium einzusenden.

§. 26.

Bei Übernahme größerer Bauten und Berichtigung der diesbezüglichen Berechnungen kann die Inspektion, sobald sie selbst es als nötig erachtet oder es von den Gemeinden gewünscht wird, außerordentliche Lokalexpeditionen vornehmen.

§. 27.

Auch hat die Inspektion bei Einführungen, Einweihungen und sonstigen Gelegenheiten ihre Anwesenheit an Ort und Stelle zur Vornahme von etwa nötigen Besichtigungen und Verhandlungen zu benutzen.

Unser Ministeriales Oberkonsistorium ist beauftragt, das zur Ausführung dieser Verordnung Erforderliche zu verfügen.

Urkundlich mittelst Unseres begedruckten Herzoglichen Insiegels und Unserer eigenhändigen Unterschrift.«

Das Eintropfen der Lettern.

»diese Stelle in Ungers Aufzeichnungen gefunden: »Gewiss hätte ich bei meinem Amtsantritte sogleich mit der Visitation beginnen sollen, doch war ich der Ansicht, es gälte alles zu vermeiden, was, ungeachtet der Rechte meines Amtes, von Ihnen wie von Ihren geschätzten Kollegen als Belehrung oder gar als Arroganz hätte ausgelegt werden können. Im übrigen möchte ich festhalten, dass sich meine Ansicht in diesem Punkte niemals geändert hat, mögen auch die Zeiten inzwischen andere sein.«

Um Sie ins rechte Bild zu setzen: Die Zeilen stammen aus einem Brief, den der unlängst verschiedene Landkircheninspektor Seger vor etwa fünf Jahren an Pfarrer Unger schrieb. Unger selbst hat sich in zwei Briefen an Seger, die mit Gottes Hilfe erhalten geblieben und – nicht zuletzt durch ihre tatkräftige Unterstützung – auf uns gekommen sind (sie datieren kurz vor resp. nach Segers Schreiben) ebenfalls ganz in diesem Sinne geäußert und die grobe Pflichtversäumnis des Landkircheninspektors, die, wie sich nun zeigt, nicht seine einzige war, im folgenden auch toleriert, was schließlich dazu geführt hat, dass in der Gemeinde seit nunmehr fast achtzehn Jahren überhaupt nicht mehr visitiert worden ist.«

»ist es doch einer der Grundsätze unseres Kirchenrechts, Veränderungen in der Organisation der parochialen Kirchenverbände nur dann vorzunehmen bzw. sie überhaupt erst zu gestatten, wenn der kirchliche Zusammenhalt nicht mehr gewährleistet ist. Dieser Umstand aber ist hier mitnichten gegeben – und das offensichtliche Eingreifen der kirchlichen Oberbehörde damit in aller Form zurückzuweisen. Dies auch deshalb, da eine Verlegung der Kirche (die sich mittlerweile von einem Gerücht zu einem Fakt auswächst, welcher freilich die Meinung der Masse unberücksichtigt lässt) die einschneidendste aller möglichen Veränderungen ist. Sie geht weit über die Abtrennung einzelner Ortschaften aus dem Parochialnexus hinaus – ein Vorgang, der wohlgemerkt selbst wiederum nur in Ausnahmefällen Anwendung findet. Doch will ich es bei diesem formalen Einwand nicht belassen, schließlich käme es einem Akt vollkommener Pietätlosigkeit gleich, jenen Ort grundlos preiszugeben, an dem wir nicht nur getauft und gesegnet wurden, sondern an dem wir – wie so viele vor uns – die Gebeine unserer Ahnen dem Schoße der Erde übergeben und die lebendige Erinnerung an sie gepflegt haben (und es noch immer tun!). Denn dass ein solcher Grund nicht besteht, kann dem, der wachen Auges durch die Überlieferungen des Raumes und der Zeit streicht, nicht entgehen. Ich will daher nur einige wenige Punkte aus dem reichen Fundus des Beharrens herausgreifen und in dringlichen Worten skizzieren.

Ich beginne mit der Zahl der Communicanten, welche gemeinhin (und nicht zuletzt von der kirchlichen Oberbehörde) als Maßstab für die – wie es heißt – *allgemeine Kirchlichkeit* genommen wird. Die Zahl, so zeigen die vorhandenen Bücher (und die eigene Anschauung bestätigt

sich darin), ist bei uns keineswegs geringer als in anderen Parochien. Für eine Verlegung der Kirche jedenfalls lässt sie sich nicht gebrauchen, zumal das Damoklesschwert eines ewigen Mehr über unser aller Köpfe schwebt. Doch weiter – und im Gegenteil: Seit dem Umbau des Pfarr- in einen Betsaal ist die Zahl derer, die zum Gottesdienste kommen, eher gestiegen denn gesunken, wie überhaupt festgestellt werden kann, dass das Gemeinschaftsgefühl innerhalb der Parochie durch den Brand verstärkt worden ist, und es ist zu erwarten, dass, wenn das Werk der Wiederherstellung der Kirche einmal begonnen ist, dieses Gefühl über den Tag hinaus festen Grund gewinnt. (Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass der wie auch immer manifest sich gebende Plan zur Verlegung der Kirche sein Entstehen einem ganz und gar zufälligen Ereignis verdankt und ein sachlicher Zusammenhang schlichtweg nicht gegeben ist. Anders ausgedrückt: Die Kirche ist nicht von Wassermassen hinfortgespült worden – sie ist abgebrannt!) Jetzt aber ist zu hören, dass der Stand des Wassers oder besser: die Historie des Flusses einen Grund darstelle, die Kirche zu verlegen. Nun, schauen wir uns die vermeintlichen Fakten einmal genauer an. Der Fluss, so heißt es, habe schon seit Jahren das – welch großes Wort – *kirchliche Interesse* gestört. Man begründet dies mit dem Hochwasser, welches hierzulande im Frühjahr wie im Herbst aufzutreten pflege, gleichwohl seine Häufigkeit tatsächlich kaum über ein gelegentliches Maß hinausgeht und sich seine Schwere im Rahmen des natürlicherweise Erwartbaren (und vor Ort auch Erwarteten) bewegt. Aber wie dem auch sei, fest steht, dass das Wasser nie bis an die Kirche reichte. Indes, es scheint, als bemesse man die Behinderung des Kirchganges oder besser wohl: *die des kirchlichen Interesses* an einem anderen und – wie ich hinzufügen möchte – höchst singulären Ereignis, nämlich daran, dass vor einigen Jahren der Steg, welcher unsere beiden zur Kirche gehörenden Dörfer miteinander verband, von einem Hochwasser hinfortgespült wurde, weshalb es einmal vorkam, dass eine Leiche im Kahn zum Gottesacker gebracht werden musste. (Ein Umstand, der bei der Verlegung der Kirche auf die andere Seite des Flusses um nichts weniger wahrscheinlicher bzw. unwahrscheinlicher wäre, und das einzige, was sich änderte, wäre die Richtung, die der Kahn dann zu nehmen hätte. Denn dass sie sterben, hier wie da, ist eine ausgemachte Sache.) Aber wie dem auch sei, selbst wenn man die Behinderung der Kirchlichkeit an diesem einen Ereignis bemäße, so müsste

man zugeben, dass nur wenige Stunden, nachdem die Leiche mit dem Kahn aufs andere Ufer gebracht worden war, die Trauerfeier abgehalten wurde, und dass die einzige Flut, die auf dem Gottesacker wogte, die der Abschiednehmenden war.

Doch damit nicht genug, denn jetzt, wo die Argumente schwinden, behauptet man, dass beim Wiederaufbau der Kirche an dem alten Platze ein Schwellrost in den Boden einzuschlagen sei. Allein, die teure Projection gründet sich lediglich in dem Fakt (der bei Lichte betrachtet nur eine Behauptung ist, die sich überdies jeglicher Überprüfbarkeit entzieht), dass der Keller des unweit der Kirche gelegenen Hauses des Schneiders Hickerling im Frühjahr knöcheltief »geflutet« war. Indes, die Kirche selbst besitzt zwei Keller, die seit Jahrhunderten tief unter ihr vergraben liegen. Dieselben aber sind, nach allem, was uns die Akten dazu sagen, in Hunderten von Jahren nicht ein einziges Mal mit Wasser vollgelaufen. Selbst der Scheunen Keller, welcher ungleich tiefer liegt, ja vielleicht sogar der tiefste Punkt im ganzen Orte ist, hat – sieht man einmal von den in ihm gelagerten geistigen Getränken ab – nie auch nur einen Tropfen Wasser gesehen.

Kurzum: Einen teuren Schwellrost einzuschlagen ist gewiss nicht nötig, und die Kirche hat – entgegen anders lautender Gerüchte – auf einem solchen auch niemals geruht, was sich schon darin zeigt, dass jene, die an besagter Stelle gruben, auf Porphyr stießen und nicht auf Holz.

Das alles aber heißt: Der Kirchenneubau kann an der alten Stelle zweifellos erfolgen – und keine teure Gründung wird die Kosten noch vermehren. (Nur am Rande sei bemerkt, dass bei einem Wiederaufbau der Kirche auf der Brandstelle ein nicht geringer Teil der Steine aus den noch stehenden Mauern wiederverwendet werden kann, und es wäre auch das Schlechteste nicht, ein paar von ihnen als Mahnsteine gut sichtbar in den neuen Wänden zu verteilen. Überdies: Der Steinbruch, welcher das Material für einen Neubau liefert, liegt auf der Seite der zerstörten Kirche, was, da vor Ort keine Brücke über den Fluss existiert, die Transportkosten um einiges senken dürfte.)

Mehr noch aber wird gesparrt, wenn man bedenkt, dass – im Gegensatz zu einer Verlegung des gesamten Kirchengeländes, wie sie allein schon wegen der Pfarrökonomie unabdingbar wäre – kein neues Land acquiriert und auch kein neuer Gottesacker mitsamt Umfassungsmauer und Leichenhalle errichtet werden muss. (Letztere gehört inzwischen wohl zum offiziellen

Totenkult.) Auch ein neues Pfarrhaus wird man dann nicht brauchen, und die Schäden an dem alten können mit wenig Geld beseitigt werden. Im übrigen mutet es seltsam an, dass plötzlich Geld für einen kompletten Kirchnerneubau ausgegeben werden soll, ja vielleicht sogar bereits vorhanden ist, derweil der selige Pfarrer Unger um die nötigsten Reparaturen des Pfarrhauses – den Einbau von ausreichend Öfen und die Instandsetzung der Essen – jahrelang hart kämpfen musste. Noch mehr aber wundert man sich, wenn man bedenkt, dass die Restaurationsarbeiten, die man vor nicht allzu langer Zeit an und in der Kirche durchgeführt hat, zuvor jahrelang verschoben wurden, da einfach nicht genügend Geld vorhanden war. Allein, die Summe, die man schließlich brauchte, betrug nur einen Bruchteil dessen, was man jetzt offenbar für einen Neubau auszugeben bereit ist – und das, obwohl ein Wiederaufbau an der alten Stelle nicht nur finanziell die weitaus günstigere Variante wäre. (Es ist gewiss nicht meine Art und erst recht nicht mein Vergnügen, die finanziellen Aspekte der gesamten Angelegenheit in den Vordergrund zu rücken, doch scheint mir dies, gerade wo und wenn sie keine Rolle spielen resp. seltsam anmuten, dringend geboten, weshalb an dieser Stelle darauf hingewiesen sei, dass – bei einem langen Amortisationszeitraum, wie er bei den Kosten für einen kompletten Kirchnerneubau gewiss notwendig wäre – enorme Summen allein für die Zinsdeckung anfallen würden, die aufzubringen die Gemeinde schlichtweg nicht in der Lage ist. Was aber erst, wenn Missernten oder Krieg diejenigen, die jetzt gerade noch genug haben, arm, die Armen aber zu Bettlern macht? Schon jetzt sind die Bestimmungen des Parochiallastengesetzes für letztere erdrückend, und eine Besserung ist nicht in Sicht.

Habe ich bisher nur die Seite der bisherigen Kirche betrachtet, so will ich, auch wenn die Informationen hierzu kaum mehr als Gerüchte und überdies recht spärlich sind, noch kurz auf den für einen Neubau angeordneten Bauplatz eingehen, welcher offenbar auf der gegenüberliegenden Seite des Fluss, auf einer Anhöhe, projektiert worden ist. Da sich die betreffenden Ländereien nicht im Besitz der Kirche befinden und darüber hinaus größere Teile des Bodens von felsigem Gestein durchzogen sind«

»weitschweifigen Ausführungen, sondern ein System mit verbindlichen Kategorien, genauen Zahlen und vollständigen Listen mit Namen. Es ist gewiss niemandem gedient, wenn sie sich der neuen Form weiterhin«



»Die Briefe des Apostels – Visitationsschreiben: 1. Thess., Gal., Phil., 1. 2. Kor. Röm. Hier der Bezug auf das Besondere, die Einmaligkeit jeder Gemeinde. Kol., um so vieles abstrakter, gänzlich allgemein gehalten – Zirkularschreiben.

(War jemals eine Einheit gegeben? Selbst die Ursprünge scheinen mir an diesem Orte diffus. Und nicht anders die Reinheit der Lehre.)

Es gilt sich zu besinnen!

Die Botschaft. Die Boten, Boten der Boten. Die Abgesandten, Abgesandte der Abgesandten. Freundlich empfangen. (1. Kor. 16, 10) purgatio«

»Vikare, welche durch die Konsistorien oder durch das Oberkonsistorium als Verweser einer erledigten Pfarrei oder als Stellvertreter eines Erkrankten oder sonst nicht mehr befähigten Geistlichen abgeordnet werden, bedürfen keiner besonderen Bewilligung zur Übernahme des Religionsunterrichts und der Schulaufsicht. Die Subordinationsbestimmungen bleiben hiervon unberührt.«

»junge Ziegen, die Geräusche von sich geben, welche wie billige Imitationen von Geräuschen junger Ziegen klingen.«

»Ob es generell in Teilen der Gemeinde an äußerlicher Gesetzmäßigkeit, Zucht und Ordnung fehle? Wie diese Verfehlungen aussehen und woher sie rühren? Ob sie zunehmen? und durch welche Mittel und mit welchem Erfolg denselben entgegengearbeitet werden kann?«

»da ich jung war, einmal mit der Stute zu schaffen hatte«

»dieser Zweck erreicht werde, ist die Königliche Schulaufsicht angehalten, darüber zu wachen, dass der gesamte Unterricht in genauester Übereinstimmung mit dem entsprechenden Lehrbezirk erteilt und jede eigenmächtige Abschweifung auf das Sorgfältigste vermieden wird. Bei Nichtbefolgen oder sonstigen Zuwiderhandlungen ist«

»Besinnungsaufsätze«

»Ministerialentschließung«



»zu achten besonders auf:

- a.) natürliche Anlagen
- b.) moralische Konduite und Verhalten gegenüber den Vorgesetzten wie der Obrigkeit im allgemeinen
- c.) Fleiß und Diensteifer
- d.) Fachkenntnisse, insbesondere in der Religion und in den Staatswissenschaften

Desweiteren alle notwendigen Angaben bezüglich«

»obliegt der geistlichen Schulaufsicht«

»erhört und mein Ansinnen erfolgreich beschieden. Allerdings macht es mir die Leitung einer eigenen Unterabteilung im Ministerialen Oberkonsistorium fortan unmöglich, mich weiter mit dem konkreten Fall zu beschäftigen. Da unsere verdienstvolle Aufgabe aber nahtlos fortgeführt und die Vertraulichkeit in der Korrespondenz in vollem Umfange erhalten bleiben muss, bitte ich Sie, auch weiterhin an »Ingot« zu schreiben und nur Ihren Absender«

»Bericht zu geben, über den Vollzug des Gebets für den König sowie über das Vorhandensein entsprechender Gebetszetteln. Überdies ist mitzuteilen, welche Personen den Gehalt desselbigen monierten.«

»sinkender Absatz von Bibeln und Bibellesezetteln«

»regelmäßig Visitationen vorzunehmen und Umfragen zu halten wie überhaupt alles zu erfassen ist«



Das Auge, das das Auge erfasst, das das Bild erfasst.

Das Auge, das das Bild erfasst.

Das Bild.

In Dreiviertelansicht: Ein nach links blickender Mann. Etwa dreißig Jahre alt. Der Unterkörper fehlt.

Er trägt Paletot und Gehrock überm schneeweißen Hemd, dazu einen Querbinder, weitschleifig. Ein Stehkragen schließt alles ab.

Auf dem Bild erscheint alles schwarz-weiß. Starke Kontraste, klare Konturen. Der Kopf wirkt aufgesetzt.

Kinn und Nase groß und markant, dazwischen der Mund etwas zu weich. Die Augen liegen tief, schauen aus kleinen verschatteten Höhlen aus dem Bild. Die Brauen flach darüber, fast gerade.

Der Blick ist angestrengt und leicht nach oben gerichtet. Er scheint auf etwas zu zielen, das weit außerhalb des schwarzen Rahmens liegt, der das achteckige Bild weitläufig umgibt, durch den Augenausdruck jedoch etwas Nachträgliches erhält.

Die fettsträhnigen Haare sind in Blickrichtung gekämmt und offenbaren eine Geheimratsecke, die sich bis hinter die rechte Schläfe zieht. Die darüberliegenden Haare wirken wie hingeweht, zeigen bei näherer Betrachtung aber deutliche Spuren eines grobzahnigen Kammes.

Hinter dem Mann hängt ein Vorhang, hinter dem nichts zu sein scheint.

Das Auge, das die Hand erfasst, die das Bild erfasst, es weglegt, ein anderes nimmt.

Das Auge, das das andere Bild erfasst.

Das andere Bild.

Erneut in Dreiviertelansicht, diesmal jedoch in die gegenläufige Richtung gedreht: ein Gasthof. Der Schriftzug rechts über den Fenstern ist ohne große Mühe zu lesen. Darunter Tische, Stühle, Menschen. Alles ist koloriert. Der Himmel erscheint in bedrohlichem Blau.

Das Auge erfasst das Auge, das näher an das Bild herangeht.

Das Auge, das mitgeht.

Das von dem Auge erfasste Auge versucht, die Gesichter zu identifizieren, kann aber nichts erkennen, erkennt nur, dass sie auf ihn gerichtet sind.

Auf wen? Den Fotografen? Den Augapfel? Seinen Blick?



Das von dem Auge erfasste Auge geht ein Stück zurück und gibt den Blick frei auf den Finger, der jetzt das Papier berührt und in kleinen tippenden Stößen neun Personen zählt. Vier stehen, fünf sitzen, eine davon auf einem Pferdefuhrwerk, das hinter einem Zaunsfeld verschwindet, das einen Garten umschließt, in dem etwas wächst, das nicht zu erkennen ist. Sicher aber, dass manches davon durch den Zaun bis auf die Straße wächst, so dass nicht gesagt werden kann, wo das eine aufhört und das andere beginnt.

Das Bild wie den Garten nach links hin abschließend: eine kleine Scheune. Unten aus Stein und oben aus Holz. Der Giebel ist fast vollständig von Ranken überzogen. Wahrscheinlich Wein.

Das Auge, das die Hand erfasst, die das Bild erfasst, auf das die Augen einen letzten Blick werfen.

Die Konturen treten nun wieder klarer hervor, Farbtupfer verwandeln sich in Köpfe, Flecken wachsen sich zu Körpern aus, die vor flachflächigen Wänden stehen.

Das Auge, das die Hand erfasst, die das Bild weglegt.

Das Auge, das die Hand erfasst.

Die Hand, die auf dem Tisch liegt.

Die Finger sind gekrümmt und formen eine kleine Höhle, in der sich nichts befindet.

Der Boden ist mit Rindsleder ausgelegt.

Es ist das Leder, das sich in einer dünnen Schicht über die gesamte Schreibfläche spannt und sie auf allen vier Seiten bündig abschließt. Die gegerbte Haut ist braun und leicht marmoriert. Sie wirkt aufgeklebt.

Der Rest des Schreibtisches besteht aus Kirschholz, dessen sichtbare Flächen poliert sind.

Ein feiner Schimmer auf dem rotbraunen Holz deutet auf eine kürzlich stattgefundenene Behandlung mit Schellacklösung hin. Die Oberfläche trägt einen harten Glanz und erscheint spiegelglatt. Der entsprechende Geruch ist leicht vorstellbar.

Das Auge erfasst vier Schubladen. Zwei links und zwei rechts. Sie sind allesamt von gleicher Form und Größe und mit je einem beigefarbenen Knauf versehen, an dem sie sich, so scheint es, bequem öffnen und schließen lassen.

Zwischen den Schubladen der Körper eines Mannes. Er sitzt auf einem Stuhl, rückt ihn zurück, steht auf, tritt zur Seite.



Das Auge, das den Körper erfasst, der neben dem Schreibtisch steht.
Das Auge, das den Körper erfasst.
Der Körper, der vor einer Wand steht.
Die Wand ist frisch gekalkt, weiß bis in die Löcher.
Der Körper in Rückansicht, schwarz bis auf die Haare. Die ölig braun.
Da streckt sich der rechte Arm.
Auge und Hand folgen.
Die Finger berühren die Wand, streichen darüber, fahren langsam höher.
Der Arm streckt sich, streckt sich, knackt.
Das Auge, das das Bild von einem Auge erfasst, das das Geräusch erfasst hat.
Es ist das Auge eines Mannes, dessen Gesicht im Fortgang nicht weiter zutage tritt.
Jeder Versuch, es sich vorzustellen, endet in einer Abfolge bleicher Eindrücke, deren Summe Null ist.
Der Körper entwischt, beendet die Vorstellung. Zurück bleibt eine weiße Wand.
Das Auge, das auf den Körper zuschießt, ihm folgt.
Der Körper, der in schneller Folge auf und ab geht.
Das Auge fokussiert vor und zurück, vor und zurück, vor und zurück.
Das Gesicht taucht auf und verschwindet. Die Augen können es auf einen Blick erfassen.
Ein gewöhnliches Gesicht. Augen, Nase, Mund, ist alles zu sehen. So sehr, dass es nichts vorzustellen gibt.
Das Auge fliegt umher, erfasst niedergebrannte Kerzen, eine kleine Kommode, ein Regal, Bücher.
Dinge, Dinge.
Der Mann tritt zur Seite, läuft aus dem Bild.
Das Auge schwenkt ab, erfasst ihn vorm Fenster, stoppt.
Der Mann in der Mitte des Bildes.
Das Bild, das den Mann erfasst hat, der aus dem Bild geschnellt ist.
Das Auge zoomt heran, rutscht zur Seite, durchgleitet das Glas.
Der freie Blick, der Blick aus dem Fenster.
Häuser, leicht hügeliges Land, ein Fluss, Wiesen, Wald.
Das Auge erfasst, was ist. Was bekannt ist.



Das Auge hat das Bild erfasst, das sich in ihm gebildet hat.

Das Bild, das sich in ihm gebildet hat.

Das Gebildete.

Was neu hinzukommt, wird sogleich registriert: Ein Mann, der aus einer Tür über einen Hof hangabwärts eilt, zwischen Häusern und Schuppen verschwindet, wieder auftaucht, sich einer Gruppe Menschen nähert, darin aufgeht.

Das Gebilde, ein dunkel wabernder Fleck neben der Kirche.

Die Kirche, die da liegt – wie ein großes totes aufgebrochenes Tier.

Das Auge schließt sich.

Das Bild ist verwischt.



Und dann beginnt plötzlich die Zeit auszufallen. Einfach so. Da sickern sie aus Türen und tropfen von Bäumen, lugen hinter Ecken hervor und springen von fahrenden Kähnen, steigen aus dem Fluss wie aus fremder Leute Betten. Einszweidreivierfünfsechssiebenachtneunzehnzweölfdreizehnvierzehnfünfzehnsechszehnachtzehnneunzehnzwanzigeinundzwanzigzweiundzwanzigidreiundzwanzigiervierzweizwanzigfünfundzwanzigsechszwanzigsiebenundzwanzigachtundzwanzigneunundzwanzigidreißigeinszweidreivierfünfsechssiebenachtneunvierzigeinszweidreimistverzähltnochmalvonvorneinszweidreivierfünfsechssiebenachtneunzehnzweölfdreizehnvierzehnfüfzehnsechszehnachtzehnneunzehnzwanzigeinszweidreivierfünfsechssiebenachtneunzehndreißigeinszweidreivierfünfsechssiebenachtneunzehnvierzigeinszweidreivierfünfsechssiebenachtneunzehnfünzeinszweidreivierfünfsechssiebenachtneunzehnechzigeineunzehnvierundsechzig sind's.

Die ergießen sich ins Kegelrund. Gleich kann das Spiel beginnen. »Schnell noch die Regeln, hört mal zu!« Dies Kaden-Fritze, der auch gleich weitermacht: »Es gilt das Gesetz der größten Zahl. Das heißt, wer bei seinen drei Versuchen die meisten Kegel umwirft, hat gewonnen.«

»Warum drei?«, kommt's da spontan aus dem Rund.

»Was?«

»Warum immer drei?«

»Na weil ... weil's ne heilige Zahl is.«

»Ach, und die vier Jünger vom Herrn, die Fischer waren, die sind wohl nicht heilig, was?«

»Na hör mal, ich hab fünf Kinder!«

»Und ich sechs Bücher über Arithmetik geschrieben.« Natürlich, Universalis, der Mathematiker.

»Ich hab keins davon gelesen«, gibt Kaden-Fritze neben ihm vollkehlig zu, woraufhin ein gemurmertes »Ich auch nicht« die Runde macht, ohne auch nur ein einziges Mal ins Stolpern zu geraten, jemanden zu überspringen oder gar auszusetzen.

Läuft alles wie geschmiert – und schon ist Universalis wieder an der Reihe.

»Deshalb zählen meine Bücher ja auch nicht.« Und dann, nach ein oder zwei verstockten Sekunden. »Also, drei und vier und fünf macht?«

»Zwölf«, kommt's wie aus einem Rund.



»Und zwölf geteilt durch«
– kurzer Blick nach links –
»drei«
»ergibt«
– kurzer Blick nach rechts –

»vier.«

Und an alle gerichtet: »Also hat jeder vier Würfe.«

Münder verziehen, Köpfe schütteln, Augen rollen sich. Die Akklamation trägt Züge einer allgemeinen Adiaphorie. Vielleicht ist's aber auch eine angehende Aphrasie. Oder beides. Auf jeden Fall erfolgt sie – *lautlos*.

Derweil Universalisus in Gedanken notiert: »Die Einigkeit in der Einigkeit in der Uneinigkeit.«

Neben ihm hören zwei Köpfe auf zu nicken, derweil der in der Mitte gerade erst begonnen hat.

»Also, wer die meisten Kegel umwirft, gewinnt. Es sei denn, einer schafft es, nur den König umzuschmeißen.«

Den König, den Universalisus eigenhändig gedrechselt hat.

»Das ist unmöglich!«

»Das hat noch nie einer geschafft!«

»Der König steht mittendrin!«

»Vollkommen ausgeschlossen!«

Fatalistisches Geprassel. Aber das soll ihm nur recht sein.

»Historisch gesehen erscheint vieles plausibel, manches sogar unumgänglich. Streng logisch begründen lässt sich davon aber nichts, wie ich in meiner »Kritik der historischen Notwendigkeit« dargelegt habe.«

Ohren werden auf Durchzug gestellt, Augen rollen jetzt mit Hilfe von Zugluft. Der mathematisch interessierte Geschichtsschreiber fährt indes unbekümmert fort.

»Man kann sich's leicht ausrechnen. Da mir hier aber die Instrumente dazu fehlen, will ich's demonstrieren«, spricht's und stelzt ins Rund, derweil hinter ihm die Reihe flugs geschlossen und ein paar Meter weiter ein Brot hervorgekramt wird, dessen bisheriger Aufbewahrungsort nicht nur ob der Größe des Objekts Rätsel aufgeben müsste – wäre man nur nicht so hungrig, zumal im Wissen um das, was da noch kommt. Dass der dampfende Laib prompt in lauter Scheiben zerfällt, braucht daher keinen zu wundern – und tut es folglich auch nicht, so wie es überhaupt als ausge-



machte Sache gilt, dass jeder, der will, eine Scheibe erhält, selbst wenn hier und da ein paar Hände unauffällig oft in Löchern verschwinden, von denen keines als Tasche gekennzeichnet ist, um kurz darauf mit nichts als der Bitte nach dem gebührlchen Anteil wieder aufzutauchen. Im Dunstkreis des Backwerks findet sich alsbald noch ein Schinken, welcher freilich nicht weniger in Stücken liegt und darüber hinaus exakt der Größe des Brotes entspricht. Kurzum: Man beginnt sich's einzurichten. Und lediglich der Versuch, eine fett dunstende Leberwurst reihum gehen zu lassen, schlägt fehl, da einer gesehen haben will, wie selbige an unappetitlicher Stelle einer Hose entstieg. ... Dass Entdecker und Entdeckter unter einer Decke stecken, ist indes nur ein Gerücht – wenngleich ein äußerst schmackhaftes.

Universalis hat dagegen längst Stellung bezogen und ist fortgefahren.

»Nun, wie viele Kegel haben wir hier?« Ein wunderlicher Blick ins Rund. Wo bleibt denn Fritze? Und was machen eigentlich die beiden Kerle da?

»Was'n das für ne dämliche Frage?!«

Sehr schön. Fritze spielt seine Rolle wirklich gut. Einfühlung und Expression. »Neune natürlich, wie immer.«

Einfühlung und Expression – klingt interessant. Hat er schon mal was dazu geschrieben? Egal, notiert.

»Und wie viele davon sind König?«

»Herrgottnochmal!« Fritze, mach langsam, sonst fällt's noch auf. »Einer natürlich. War auch schon immer so.«

»Stimmt, war nie anders.« Theo hat in diesem Dialog nichts zu suchen. Soll lieber aufpassen, dass er an der richtigen Stelle steht.

»Und wo steht der König?«

»In der Mitte natürlich. Wo denn sonst?!« Keine Frage, Fritze versteht was von Hebammenkunst. Aber Universalis auch.

»Und die restlichen Kegel?«

»Die stehen rundrum. Wo denn sonst?!« Jaja, so eine Wortwiederholung macht's authentisch.

»Und in welchem Abstand?«

»Ungefähr ne Kugel breit, würd ich sagen.«

Fritze nickt, auch wenn er nichts gesagt hat. Derweil die Kugel angeschwirrt kommt.

Merkt einer was?



»Und?«

»Hab ich doch gesagt. Passt genau dazwischen.«

»Und damit auch genau zwischendurch.«

»Du meinst ...«

Ganz recht.

»Wie ihr seht, ist der Abstand zwischen den Kegeln um ein Winziges größer als der Durchmesser der Kugel.« So, jetzt geht's los. »Eine perfekt geworfene Kugel kann also den äußeren Ring durchqueren und den König zu Fall bringen, ohne dabei auch nur einen anderen Kegel zu berühren.«

Was denn, keine Einwände? Zwischenrufe? Kommentare? Na schön.

»Allerdings ist damit noch nichts gewonnen, weil, so schwer es auch ist, den Schutzring ohne Verluste zu durchbrechen, das größte Problem ... also, das größte Problem ist und bleibt der König selbst.«

Wo kommen denn die ganzen Vögel her? Und was macht eigentlich die Katze da? Was frisst die denn? Wieso frisst die denn nicht die Vögel?

»Was ich damit sagen will, ist, also, wie der Volksmund schon sagt: Der König fällt nie allein.«

Offenbar ein ethologischer Sonderfall, in der Literatur jedenfalls bislang noch nirgendwo beschrieben.

»Allein die Größe des Königs macht es wahrscheinlich, dass er ein paar von den Kegeln mit sich reißt. Wesentlich schwerer aber wiegt der Umstand, dass er die Kugel beim Aufprall von der Bahn ablenkt, wodurch ihr Austritt aus dem Ring vollends unberechenbar wird. Folglich ist die Gefahr, dass spätestens hier ein Kegel fällt, exorbitant hoch, so dass ich geneigt bin anzunehmen, dass ohne das Schicksal, welches man heutzutage Zufall nennt, nicht viel zu machen ist.«

Jetzt aber.

»Nun, die Gelehrten mögen es geschafft haben, sich eine Welt ohne Zufall zu denken und diese ihre Welt für die allen gemeine zu halten, genau wie unsere Geschichtsschreiber alles daran gesetzt haben, den Zufall aus ihren Werken wie aus der Geschichte zu tilgen, auf dass er für immer verschwinde.«

Da müssen sie jetzt durch.

»Der Zufall aber ist kein der Geschichte bloß äußerliches Phänomen. Im Gegenteil, er ist ihr immanent. Der wahrhaft Gelehrte erkennt daher auch, dass mit der von ihm wie von der Geschichte geforderten Absonde-



zung des Zufälligen gleichsam ihr Innerstes ausgeschieden werden würde. Denn der Zufall ist eben nicht, wie viele große Köpfe glauben – und kleine uns glauben machen wollen –, eine bloß äußerliche Notwendigkeit der Historie, mithin eine Notwendigkeit, die auf Ursachen zurückgeht, welche selbst nur äußerliche Umstände sind. Nein, der Zufall ist ein wesentlich Seiendes, dem das Recht zukommt, das Besondere und Einzigartige zu verteidigen, ohne dabei der Masse zu entbehren, schließlich artikuliert sich gerade darin sein Recht auf geschichtliche Teilhabe, wie ich in meiner ›Kritik der historischen Notwendigkeit‹ und der kleinen Studie ›Über das Wahrscheinliche und den Zufall‹ gezeigt habe.«

Unter den dreien, die zumindest akustisch bis hierher gefolgt sind, kursieren erste Wetten, ob es Universalius gelingen wird, seine sämtlichen Werke zu erwähnen, bevor auch nur ein Kegel gefallen ist. Dass keiner von ihnen auch nur die Mehrzahl kennt – und sei's auch nur dem Titel nach – fällt dabei nicht weiter ins Gewicht, zumindest nicht auf. Und selbst wenn: »Die Grenzen meiner Wahrnehmung sind die Grenzen meiner Welt.« (So das Eingangszitat in Universalius' weithin unbekannt gebliebener sensualistischer Frühschrift »Prolegomena zu einer ästhetischen Ästhetik«).

Jetzt aber heißt es, mit Hang zur epigrammatischen Verdichtung: »Man kann das mannigfaltige Gewebe der Geschichte glätten wie man will, den Zufall wird man ihr nie ausbügeln.« Und damit sich auch alle was darunter vorstellen können: »Der Gang der Historie entspricht nicht dem glatten Lauf der Kugel in unserem Kegelrund.«

Na, da hat Universalius den Bogen ja gerade nochmal gekriegt, wenn auch um den Preis eines aufscheinenden Selbstwiderspruchs. Zum Glück hat's keiner bemerkt, sonst hätte er die ganze Sache am Ende noch veratet, denn die Zeilen, welche er vor wenigen Tagen gelesen und die ihn vor sich selbst gerettet, liegen einem jeden hier fern. (»Widerspreche ich mir? Na gut, dann widerspreche ich mir eben. Das macht die Größe. Ich vereine ein Vielfaches.«)

Jedenfalls hat er ziemlich, für einen Universalius womöglich sogar *unziemlich* dick aufgetragen, um das bisschen zu überdecken, das sie vor wenigen Stunden hier abgetragen ...

»Weiß nicht, ob das so gut ist, was wir hier machen.«

»Und wie gut das ist. Frag Universalius.«



»Universalius?«

»Einer Lawine vergleiche ich den Dichter, es wälzt ja der Feind selbst /
Rasch ihn weiter, es kommt eine gerechtere Zeit.«

?

»Hab ich's nicht gesagt, Theo?!«

»Was gesagt, Fritze?«

»Die Walze.«

»Was ist damit?«

»Sollst weiter walzen.«

»Und dann?«

»Dann wird alles gut.«

»Na schön. Aber du solltest wissen, dass es auch beim Kegeln ne Walze
gibt.«

»Weiß ich.«

»Ach, und was ist das?«

»Ein Kegel, der vor den anderen liegt und sie umstoßen kann, wenn
die Kugel kommt.«

»Na gut. Aber die rote Walze, die kennst du nicht.«

»Ein Apfel. Wird gerade geerntet. Schmeckt aber nicht. Fault außerdem
auch schnell. Das einzig Gute an ihm ist, dass seine Kerne klappern,
wenn man ihn schüttelt. Bisschen wie die Steine in Suses Walze hier.«

»Na schön, aber du weißt nicht, dass Suse auch schon mal ne rote Walze
gefressen hat, und zwar eine, die kein Apfel war.«

»Dann muss es ne Futterrübe gewesen sein.«

»Also gut, ich geb's auf.«

»Solange du weiter walzt.«

»Suse macht das schon.«

»Ich hoffe, sie hält die Spur.«

»Die Spur, die Spur ... Erstmal muss die Walze halten! Is schließlich
nicht leicht für Suse. Universalius musste ne ganz neue Konstruktion er-
finden. Das Veloziped war jedenfalls lang nicht so schwer.«

»Dafür hab ich was Schweres für dich.«

»Willst du meine Nase haben?«

»Nein, ich verlier sie bloß wieder. Hör lieber zu, die Sache ist ein Rätsel,
und das geht so: Es ist kein Apfel und auch keine Rübe und trotzdem
wird es die rote Walze genannt.«



»Kein Apfel und keine Rübe?«

»Na schön, ich geb dir nen Tipp: Man kann es nicht essen, selbst wenn man möchte. Man kann nur hoffen, dass es gefressen wird.«

»Eine rote Walze, von der man hofft, dass sie gefressen wird, obwohl man sie nicht essen kann?«

»Ganz genau. Und obendrein muss man aufpassen, dass man nicht selbst von ihr gefressen wird.«

»Keine Ahnung.«

»Na gut, einen Hinweis will ich dir noch geben: Die rote Walze, die ich meine, ist groß, viel größer als ein Apfel oder eine Rübe. Sie ist größer als alle Äpfel und Rüben zusammen!«

»Also, ich glaub, Suse hat keine Lust mehr.«

»Ach was, ein ordentlicher Schlag auf den Hinterschinken und das Schwein macht weiter.«

Joche / Pflugstertz / Waltzen / Rechen /

was zum Ackerwerck erdacht /

was das Zugvieh müde macht /

alles müsset ihr zerbrechen.«

»Also, ich weiß nicht, am besten wir fragen Universalis. Vielleicht reicht's ja schon. Aber sag mal, wo ist Universalis eigentlich?«

»Wenn ich's richtig verstanden habe, isser weitergewalzt.«

»Weitergewalzt? Aber wohin denn?«

»Hat er nich gesagt.«

»Und wohin gehst du jetzt?«

»Warte kurz hier, bin gleich wieder da.«

»Vielleicht musste Universalis irgendwas schreiben.«

»Nix da.«

»Was?«

»Ich hab nichts gesagt.«

»Ich hab den neuen König geholt.«

»Ein neuer König?«

»Was denn für ein neuer König?«

»Einer aus Rotbuche. Frisch geschlagen. Hab ihn vor zwei Tagen eigenhändig gedrechselt. Und wisst ihr, was das Schönste an ihm ist?«

»Wenn ich ihn sehen würde, könnt ich's dir sagen.«

»Hat er auch ne Holznase?«



»Ach was, ihr seid viel zu konkret. Das Schönste an ihm ist, dass ich alles so belassen konnte, wie's war.«

»Hast du nicht gerade drechseln gesagt?«

»Was hast du denn belassen?«

»Jesses, was bleibt denn, wenn man Natur in Kunst überführt?«

»Natur?«

»Kunst?«

»Form! Ich konnte die Form beibehalten.«

»Was für eine Form hat denn der König?«

»Ja, wie sieht er denn aus?«

»Er ist kegelförmig.«

»Kegelförmig? Der König?«

»Komischer Kauz.«

»Herrje, muss man euch denn alles erklären?!«

»Is ziemlich dunkel hier.«

»Finster wie im Bärenarsch.«

»Kann zumindest keinen König erkennen.«

»Vielleicht hast du dir das alles nur eingebildet. Oder wolltest erst noch ...«

»Himmelherrgottnochmal, der König steht da drüben. Hab ihn schon mal an seinen Platz gestellt, um rauszufinden, ob unser Plan auch funktioniert. Wenn ihr Suses Spur folgt ...«

»Los Suse, such den König!«

»Auf geht's!«

»Nicht jetzt!«

»Was? Wieso denn nicht?«

»Ja, wieso denn nicht?«

»Weil ihr's erstmal verstehen müsst. Los, Fritze, leg das mal auf die Walze. Und du, Theo, pass auf, dass unsre Dame hier nicht losrollt.«

»Was is'n das?«

»Ein Zettel.«

»Und was steht da drauf?«

»Ein Exzerpt.«

»Aber wo hast du das denn auf einmal her?«

»Aus meiner Tasche. Irgendwo muss ich's ja rauskramen.«

»Hast du den Zettel selber geschrieben?«



»Ich hab ihn zumindest abgeschrieben.«

»Kannst du mir das Rezept mal vorlesen?«

»Wollen wir nicht lieber weitermachen?«

»Gleich. Muss nur noch schnell die Halterung für die Kerzen finden. Hab sie doch hier irgendwo auf die Lafette geschweißt ...«

»Wieso hast du denn Kerzen dabei?«

»Wie will ich denn mitten in der Nacht was vorlesen, wenn ich keine Kerzen dabei habe, hä?!«

»Wir sollten wirklich weitermachen.«

»So, jetzt aber, hört zu: »Die Gestalt der Pflanze gliedert sich im Allgemeinen als ein Gegensatz der senkrecht aufsteigenden und der von dieser waagrecht abstehenden, je nach der Verschiedenheit der Neigung verschiedene Winkel mit ihr bildenden Linie.««

»Das is mit meiner Nase nich anders.«

»Jene stellt sich im Stengel oder Stamme dar, welcher die Vermittlung zwischen den beiden die Nahrung aufnehmenden Extremen, der im Schoß der Erde verborgenen, saugenden Wurzel und den atmenden Blättern übernimmt und als der unlebendigste Teil erscheint, diese in den vom Stamme abstehenden Ästen mit ihren Zweigen und Blättern.««

»Also, meine Nase steht auch ziemlich ab. Nur Atmen geht damit manchmal nich.«

»Zugleich aber tritt das Runde auf in der Walze des Stammes und der Anordnung der Äste um den Stamm, welche bei den bedeutenderen Pflanzengebilden in Verbindung mit der Umhüllung der Blätter bald mehr die Form der Kugel, bald mehr die des Kegels darstellt.««

»Die rote Walze!«

»Wir sollten jetzt wirklich weitermachen.«

»Ist ja schon gut.«

Und so taten sie es ... und trugen es ab ... und dann wieder auf ... und als sich die Wogen geglättet und alles glatt gegangen war, trat Universalius aus dem Kreise und reihte sich ein in die Schar derer, die Kugeln rollten und Kegel warfen. So und nicht anders trug es sich zu.

... und so kommt es, dass Johann Christian Martin Fuggert seinen Kopf um das wurmstichige Türblatt in den dämmrigen Pfarrsaal windet, Brandgeruch schmeckt, auf der Schwelle stehenbleibt und die Vision der brennenden Kirche vor sich aufziehen sieht. Menschen schreien und rennen runter zum Fluss, werfen Eimer hinein und ziehen sie gleich wieder raus, schleppen das Wasser mit bloßen Händen heran, derweil der Kirchturm längst in Flammen steht und auch die Gebäude daneben schon lodern. Da treiben sie das Vieh aus den Ställen, doch brennen viele der Tiere bereits, brennen und brechen zusammen und kohlen ganz langsam aus.

Und so dehnt sich der Augenblick und wird von einem Noch-am-Leben- zu einem Durch-das-Leben-zu-Tode-gekommen-Sein, derweil der Brandgeruch vom Mund in die Nase steigt und darin aufzieht wie in einem Kamin, solange, bis alle Bilder verbrannt sind und in Fuggerts Kopf nur noch zwei Worte stehen, deren Bedeutung sich ihm erst viel später, am schieren Ende eines Puzzles voller unpassender Teile, erschließen wird: *aufgehendes Hell*.

Jetzt aber sieht er, dass er noch immer im Türrahmen steht, und dass vor seinen Augen das erste Licht des Tages durch die verrußten Fenster ins Innere des Pfarrsaales geschüttet kommt. Also macht er es kurz, geht von der Schwelle, geht durch den Raum, geht zum Fenster und öffnet das Ding. Dahinter eine Silhouette aus ineinandergeschachtelten Dächern und verwachsenen Bäumen. Ein Schattenriss vor langsam zerfließenden Farben.

Die rechte Hand indes hat für derlei Ästhetik weder Auge noch Zeit (ganz zu schweigen vom Sinn) und greift stattdessen (und gewiss auch viel lieber) in die nächstliegende Tasche, fuddelt einen Brief raus und legt ihn auf den staubigen Sims. Die Blätter, das sieht man sofort, sind mittig gefaltet, jedoch ein wenig zu groß für den Sims. Die oberen Hälften klappen auf und winken kurzerhand aus dem Fenster. Doch niemand winkt zurück.

Einen Moment lang steht die Möglichkeit eines Selbstmords kopfüber im Raum, doch begreifen die Blätter schon im nächsten, dass *einfach so aus dem Fenster zu fallen* sie nicht imstande sind, zumindest nicht senkrecht und mit ausreichend Aussicht auf Aufschlag gesegnet. Also bleiben sie im rechten Winkel im Fensterbrett stehen (oder liegen (vielleicht auch hängen)), schauen zur Hälfte an die verrußte Decke und zur Hälfte auf das hölzerne Pult an der Stirnseite des Raums, wo zwei Hände soeben ei-

nen großen Stapel Papier abgelegt haben. Tja, und wie bei den Menschen so beim Papier – die Sache beginnt mit scheeläugigten Blicken und endet in Ausmusterung und selbstsicherer Konversation.

»Das sind andere Blätter«, erklärt die senkrechte Hälfte des Briefs der zu ihren Füßen abgeknickt liegenden, »die gehören nicht zu uns.« Und für den Fall, dass die das nicht kapiern: »Die Dinger sind nur halb so groß wie wir und außerdem kein bisschen gefaltet – die haben ja noch nicht mal nen Knick!«

Aber da tritt Fuggert in die Sichtachse, schnappt sich das geifernde Epistelchen und wuchtet das Fenster zu und zurück.

Keine zehn Sekunden später liegt der Brief kopfüber auf dem geschichteten Stapel und verbringt ein paar ausgewählte Minuten als Spitzdach eines Hauses. Eines papiernen, fürwahr.

Unter ihm ein Frage-, kein Bilderbogen. Derart geordnet, dass alle Zeichen exakt übereinander liegen. Das erste im Heer der tintenschwarzen Lettristen ist ein fünf Zentimeter dickes U, zusammengesetzt aus hunderten Lagen Papier – der perfekte Gegenentwurf zu den auseinander-trocknenden Booten am Ufer und den zerschmierten Lamellen der Pilze im Wald.

Das Dach aus Papier aber sieht nicht die Boote am Ufer und erst recht nicht die Pilze im Wald, das Dach aus Papier sieht Sätze und Zahlen, denn der Blick geht nach unten, und es gibt keine Fenster im Haus aus Papier. Kein Wunder, dass es anfängt, sich selbst seine Referenz zu erweisen, selbst wenn die oberste Zeile des Briefs, das heißt die, die jetzt ganz unten liegt, ein Problem daraus macht.

Zeile 1: Ich verstehe kein Wort von dem, was hier steht. Ich lese den Bogen von unten nach oben. Ich laufe in die falsche Richtung.

Zeile 2: Du bist die erste Zeile, die Anrede, was weißt du schon. Am besten, du nimmst dir ein Beispiel an mir. Ich rechne damit, dass das, was sich unter mir zeigt, mein eigenes Gegenteil ist, auch wenn ich offiziell natürlich etwas ganz anderes behaupte und überrascht bin von dem, was sich da zeigt.

Zeile 3: Hör zu, Zeilchen Nummer eins, wir alle müssen uns bekennen, doch dürfen wir niemals vergessen, dass wir quer zum Zeitgeist stehen, der unter uns die Zeilen zieht. Mit andren Worten ausgedrückt: Hier oben, auf dem Dach, sind wir über sämtliche Zeitgeister vollauf erhaben.

Zeile 4: Man könnte auch sagen, das Haus aus Papier hat hunderte Etagen, aber nur ein einziges Dach. Und falls es einer – oder *eins* – noch immer nicht verstanden hat: Das Dach hier ist höher als alle Etagen zusammen.

Zeile 5: Oder um es mit Worten zu sagen, die noch der einfachste unter uns versteht: Nur das Dach bietet Raum für große Ideen, nur hier oben gerinnt der Geist zu Papier.

Zeile 6: Trefflich gesprochen, ihr ehernen Linien. Mögen unter uns auch nichts als Trümmer liegen, uns kriegt man nicht klein, wir brechen nur im ganzen um.

Zeile 19: Ich bin ganz geknickt – und ich bin die Spitze des Dachs.

Zeile 8: Wenn überhaupt, bist du nur *eine* Spitze, denn über dir, auf Seite zwei, da liegen noch ganz andre Zeilen. Und selbst wenn nicht, du bist nicht dran.

Zeile 9: Ganz recht, schließlich wollen wir erst einmal festhalten, dass man das, was unter uns liegt, eine Umfrage nennt und kein Wort Latein die zugehörigen Trümmersätze ziert.

Zeile 10: 'S ist kein Wunder, dass der Pöbel zu lesen anfängt.

Zeile 11: Ich fürchte, er ist sogar kurz davor zu schreiben. Eigenhändig, wie mir scheint.

Zeile 12: Die Hieroglyphen der neuen Zeit, sie sind aus Tinte gemacht.

Zeile 13: Aber wir sind auch aus Tinte gemacht!

Zeile 14: Mag sein, doch sind wir Originale, nicht copirt. Außerdem sind wir Worte, Sätze, sind ein ganzer Brief.

Zeile 15: Wir sind voll mit geschliffenen Formulierungen, derweil unter uns die Trümmer bis zum Boden reichen.

Zeile 16: Es ist eine kaputte Sprache, die vorgibt, unser Fundament zu sein. Dabei verhält sie sich zu uns wie ein Interim zur Ewigkeit.

Zeile 17: Wie ein leeres Kästchen zu einem großen Geist.

Zeile 18: Oder wie Gott zu der Frage, ob die neue Kirche einen Abtritt braucht.

Zeile 7: Ihr seid ein Haufen Scheißerlinge, die ob der eignen Höhe nichts verstehn. Sonst würdet ihr nämlich sehen, dass das Kreuz das heilige Zeichen der neuen Zeit ist. Das Kreuz im Kästchen, nicht jenes, das ihr kennt.

Zeile 20: Du bist nicht dran, Siebenzeilenstiefelchen. Nummer neunzehn ist's, auch wenn sie kein Wort sagt. Sie ist wie die Zeilen unter uns – ein stummer Zeuge, der den Blick abwendet.

Zeile 21: Tja, neunzehn war schon dran. Und die unter uns, die werden's auch gleich sein.

Zeile 22: Ich kann's schon trampeln hören.

Zeile 23: Es kommt die Treppe hoch.

Zeile 24: Es ist – *das noch zu stimmende Vieh*.

Zeile 25: Ihr werdet sehen, es wird zum Gotterbarmen.

Zeile 26: Was soll's, das Stimmvieh wird sterben, egal wieviele Kreuze es macht.

Zeile 27: Jaja, die Leute sind leer und wollen beschrieben werden.

Zeile 28: Derweil sie sich selbst beschreiben müssen.

Zeile 29: Es ist schon ein Kreuz mit dem Kreuz.

Zeile 30: Es ist nur Vieh, das man hier stimmt.

Zeile 31: Es ist einfach nur widerlich, eure Stimme zu hören. Am liebsten würd ich aus der Reihe treten.

Zeile 32: Nur leider, leider kannst du's nicht.

Zeile 33: Dreiunddreißig, du erinnerst dich ...

Zeile 34: Wir kommen langsam zum Ende, mir scheint, das passt genau.

Zeile 35: Das Stimmvieh wartet draußen vor der Tür. Es scharrt schon mit den Hufen. Andererseits ...

Zeile 36: ... Papier, so heißt es, sei geduldig ...

Zeile 37: Nicht geduldig, widerständig soll es sein. Und der Mensch, der sich darüber beugt, erst recht. Deshalb hört die Worte, die nirgendwo stehen: Selig all jene, die sich verweigern dem Kreuz.

Aber da nimmt Fuggert das Dach auch schon ab, (Erinnert er sich denn nicht an die brennende Kirche, den lichterloh lodernden Turm?), dreht es um und schaut hinein. Da schießen sie hinter ihm durch die Tür, fluten den Raum. Fuggert hört das Getrippel der Schritte, die dazwischenplautzenden Stimmen, das Schaben der Bänke und das Keuchen der sich schwerfällig erhebenden Körper – und ihm ist's, als würden sie auf den Innenseiten des umgedrehten Dachs nach oben zu klettern versuchen. Fleisch, das sich auf Papier nicht halten kann. Kleine, zappelnde Punkte, die die Schrägen hinabrutschen. Wie Kinder auf einem winterlich verschneiten Hang. Das Gegenteil von Worten. Eine Landschaft, die wie in Tinte gemalt.

Als sich Fuggert umdreht, haben sich bereits alle gesetzt, und er sieht, wer da ist.

Männer haben ihre Frauen mitgebracht, Frauen ihre Kinder, Kinder ihre Haustiere, Haustiere ihre Flöhe, Flöhe ihre Sehnsucht nach einem saftigen Biss in Kindsköpfe, Männerarme und Frauenbeine. Und so juckt's bald reihum, wird oben gekratzt und unten gescharrt, fließt hier wie da das Blut in Strömchen.

»Sitzen ganz schön eng hier.«

»Was musstest du auch deine Frau mitbringen.«

»Die is nicht halb so fett wie dein Sohn.«

»Dafür stinkt eure Katze.«

Alte Rechnungen werden beglichen, Zahlen dienen nur der Illustration. Am Ende hat jeder mehr oder weniger.

Fuggert beginnt.

»Es ist schön, dass so viele von Ihnen gekommen sind.«

»Sonst wären wir ja auch nicht so viele.«

Gejohle, dazu grinsende Gesichter, gefolgt von Verständnislosigkeit und ausschnellenden Füßen.

Betretene Mienen.

Ruhe.

Fuggert fährt fort.

»Ich denke, Sie sind durch meinen Brief alle hinreichend informiert. Bevor wir aber anfangen, schlage ich vor, dass wir uns ein wenig umgruppieren. Frauen und Kinder nach hinten und die Männer nach vorn zu mir.«

»Was denn, ich dachte, das mit den getrennten Bänken gibt's nicht mehr!?!«

»Das hat Pfarrer Unger abgeschafft.«

»Aber Unger gibt's auch nicht mehr.«

»Also, mir war's getrennt schon immer lieber. Außer beim Singen.«

»Wir werden heute nicht singen.«

»Na dann ...«

»Das hier ist kein Gottesdienst.« Fuggert stockt, hält kurz inne. »Zumindest kein gewöhnlicher.«

Gut, und jetzt weiter.

»Jedenfalls, worum es mir geht, ist, dass Sie Ihre Entscheidung allein treffen.«

»Das hätten Sie mir vielleicht mal besser *vor* der Hochzeit gesagt.«

Gejohle, grinsende Gesichter, ausschnellende und abtretende Füße.

Fuggert fährt mit den Fingerspitzen über den Packen Papier, legt den Brief wie eine etwas zu breit geratene Wippe auf das oberste Blatt. Und während sie sich vor ihm trennen und wiedervereinen, liest er ihn ein letztes Mal, liest ihn lautlos, spult die Worte wie dickes Garn in sich ein.

»Hochehrwürdiger Fuggert, ich muss gestehen, nicht damit gerechnet zu haben, dass mir Ihre Antwort so schnell zugetragen wird. Um nichts weniger bekenne ich freilich, dass mich die Antwort selbst kein bisschen überrascht hat. Wer würde sich nicht eine neue Kirche wünschen, wenn das alte Gotteshaus in Trümmern liegt! Wer würde nicht die Chance ergreifen, das Fundament auf sicherem Grunde zu errichten, größer und schöner zu bauen!

So denn, Sie haben sich entschieden, nun gilt es, die Parochianen zu gewinnen.

Ein Ort für das neue Kirchgelände wurde mir im übrigen schon mitgeteilt. Er liegt auf der anderen Seite des Flusses, hoch oben, alles überblickend und von überall her auf das schönste anzuschauen. Ein weithin freies Areal, das neue Zentrum der Gemeinde.

Sie mögen fragen, warum nicht an dem alten Orte?

Nun, die Bemühungen der Parochianen und Ihre augenblickliche Hilfe in allen Ehren, doch wollen

»Ich soll von meiner Frau aus fragen, ob Sie verheiratet sind.«

»Was?«

»Ob Sie verheiratet sind.«

»Also ich ...«

»Ich hab gehört er isses.«

(Einfach ignorieren.)

»Unger war's nie.«

(Lies weiter.)

»Also von mir aus können Sie Pfarrer werden.«

(Pfarrer Fuggert ... Klingt gut.)

»Ich muss nur noch schnell die Papiere hier ordnen.«

(Darf nichts vergessen, muss auf alles vorbereitet sein.)

wir nicht verschweigen, dass die Umwandlung des Pfarrsaales in einen Betsaal nur eine interimistische Construction ist, die weder eine andere sein, noch je eine andere werden kann. Gewiss, Sie haben Altar und Kanzel wiederhergestellt, so gut Sie konnten, haben ein (nach meinem Dafürhalten) überaus klangvolles Harmonium in Empfang genommen und ein vergoldetes Kruzifix für den Altartisch noch dazu, war doch das alte, aus der Sacristei entnommene, ganz unscheinbar. Auch haben die Parochianen den Pfarrsaal mit einer stattlichen Zahl neuer Bänke versehen, und gewiss werden sie dem Raum auch bald zwei neue Fenster geben und die Wände entfernen, um ihn zu weiten. Aber damit ist es eben nicht getan, gebricht es einer solchen Zwischenlösung doch grundsätzlich an Ansehen und Würde.

Sie mögen einwenden, dass zur Zeit der Not auf großen Glanz nicht gesehen werden kann, doch meinen wir, dass gerade inmitten des Mangels und der Gebrechen der Glanz dem Glauben hilft. Und selbst wenn dem nicht so wäre und ich Ihre Anstrengungen wie die der Parochianen obendrein in Rechnung stelle, so gibt es noch immer eine Reihe von Gründen, die eine Verlegung der Kirche angeraten sein lassen, ja sie geradezu notwendig machen.

(Woher weiß er das denn?)

»Bin gleich soweit.«

(Das kann er doch unmöglich ...
Nein.)

»Sag mal, wann kommt denn der Intendant?«

»Wer?«

»Der Intendant.«

»Das heißt Intendent.«

»Pedant!«

»Superintendent.«

»Oberpedant!«

»Generalsuperintendent.«

»Übertreib's nich!«

»Angespannte Lage, was?«

»Worum geht's denn bei euch?«

»Um die Umfrage.«

Wie Sie sicherlich wissen, bedroht das Hochwasser die Kirche schon seit Jahrhunderten. Wie ich nun aber hörte, sind die Wassermassen schon etliche Male bis aufs Pfarrgelände vor- und in die kirchlichen Gebäude eingedrungen. Dass sogar Tote aus ihren Gräbern gespült worden sind, will ich ungern glauben und die Kunde lieber ins Reich der Fabel verweisen, allein, ich vermag es so leicht nicht zu tun. Überdies, selbst wenn es gelänge und der Beweis einer entsprechenden Phantasterei erbracht werden würde, so bleibt dennoch die Tatsache bestehen, dass in der jüngsten Vergangenheit mindestens ein Gottesdienst aufgrund der Wassermassen ausgesetzt werden musste, wie überhaupt zu konstatieren ist, dass durch die Lage des Pfarrgeländes das kirchliche Interesse gelitten hat. Eine Verlegung des gesamten Geländes mit all seinen Einrichtungen wäre deshalb nur wünschenswert, zumal das religiöse Leben auf der anderen Seite des Flusses weithin brachliegt. Wir haben freilich Grund zu der Annahme, dass eine neu erbaute, große und würdevolle Kirche diesem Zustand entgegenwirkt und das Übel von Grund auf beseitigt. Auch ist das Land gerade günstig zu haben. Und Sie wissen doch: Das Eisen muss geschmiedet werden, solange es noch glüht. Sie mögen mir deshalb meine

»Also von mir aus kann er Pfarrer werden.«

»Darum geht's doch gar nicht.«

»Nicht im geringsten.«

»Nur noch eine Sekunde.«

»Verdammt eng hier.«

»Warum schickst du deinen fetten Sohn nicht zu den andern?«

»Was denn, etwa zu deiner fetten Frau?«

»Ne andre hab ich nich.«

»Marsch, ab!«

»Wir wollen doch, dass alles seine Richtigkeit hat.«

»Und jetzt?«

»Warten wir.«

»Und dann?«

»Wird schon was passieren.«

»Und wenn nichts passiert?«

»Dann gehen wir wieder.«

»Was haben die denn da hinten zu besprechen?«

»Weiberkram!«

(Hoffentlich.)

womöglich etwas flüchtig wirkenden Ausführungen in dieser nicht nur für Sie gewiss ganz bedeutsamen Angelegenheit nachsehen, verlangt doch eine Reihe anderer Affären sowie die Aussicht auf ein langersehntes Avancement dringend meine ganze Kraft und Aufmerksamkeit. Überdies musste ich heute Morgen lesen, dass nach § 14 Abs. 1 des neuen Postvertrages »alle gedruckten, lithographierten, metallographierten oder sonst auf mechanische Weise hergestellten, zur Beförderung mit der Briefpost geeigneten Gegenstände zur ermäßigten Taxe als Kreuzbandsendung zugelassen wurden. Ausgenommen hiervon sind jedoch die mittels einer Copirmaschine hergestellten Schriftstücke.«

Die für Sie bestimmte Sendung kann somit nicht zum ermäßigten Satz einer Drucksache befördert werden, doch sind die betreffenden Bogen nun einmal copirt und die Sache von zu großer Dringlichkeit, als dass hier noch Veränderungen vorgenommen werden könnten. Womit ich auch schon bei der Anlage, um nicht zu sagen bei der Disposition dieses Briefes wäre. Was Sie in den Händen halten, wird von der Wissenschaft seit einiger Zeit »Umfraße« genannt. Nun ist uns der Begriff gewiss längst bekannt, bezeichnet er doch den Akt des Vorstellens

»Johanna will nicht glauben, dass Fuggert verheiratet ist.«

»Ich glaub eher, sie will's nicht wahrhaben.«

»Und wenn schon, dich will sie jedenfalls nicht haben, nicht wahr, Johanna?«

»Geht gleich los.«
(Muss doch hier irgendwo ...)

»Ich kann die Fragebogen ja schon mal rumgeben.«

»Siehste, passiert doch was.«
»Abwarten!«

»Jeder nimmt sich ein Blatt. Aber nur eins, mehr nicht. Wenn welche übrigbleiben, bitte an mich zurück.«

»Und was machen wir damit?«

(Hab ich's doch gewusst.)
»Erstmal gar nichts.«
»Siehste!«

eines neuen Geistlichen durch den Superintendenten, bei welcher Gelegenheit die versammelte Gemeinde Einwände gegen die Lehre und den Lebenswandel des zu Installierenden erheben kann. Doch wollen wir in Ihrem Falle davon absehen und stattdessen anmerken, dass die diesem Schreiben beiliegende Umfrage einen anderen Zweck verfolgt, wie sie überhaupt etwas ganz anderes ist, nämlich ein Instrument, welches uns hilft, in betreff der hiesigen Angelegenheit zu dem Ergebnis zu kommen, das wir uns wünschen – und das sich die Parochianen nur wünschen können. Das Befragen ist also ein Mittel zur Beschaffung von Informationen, um diesen schillernden Begriff zu gebrauchen, der seit einiger Zeit in neuem Glanz erstrahlt. Oder, um es ganz kurz zu sagen: Die Umfrage dient dem Meinen. Die alldem zugrunde liegende Idee ist indes um einiges älter und sollte, wenn schon nicht den Parochianen, so doch Ihnen bekannt sein, so dass ich mich hier auf das Nötigste beschränken und Ihnen Hinweis geben kann, Sie mögen, so Sie dies zu Ihrer eigenen Versicherung als dienlich empfinden, einen Blick in den beiliegenden Auszug der gerade ob ihrer Systematik vorbildlichen »Methodus apodemica ...« werfen, wo es heißt, man solle auch die einfachen und

»Legen Sie das Blatt einfach vor sich auf den Tisch.«

»Is immerhin was.«

»Ich bin gleich soweit.«

»Was steht denn auf dem Blatt drauf?«

»Ich kann's nich lesen.«

»Dann frag Universalius.«

»Der liest gerade was andres.«

»Was liest er denn?«

»Kann ich nich lesen.«

»Woher willst du dann wissen, dass er was andres liest?«

»Weil's nicht so aussieht wie das, was ich hier hab. Und weil er drin rumschmiert.«

»Dann isses von ihm.«

»Dann les ich's lieber nich.«

»Kannst du ja auch nich.«

»Muss ich auch nich.«

»Solltest du auch nich.«

»Warum nich?«

»Kommst bloß auf dumme Gedanken.«

»Komm ich auch so.«

»Dann werden's aber noch mehr.«

»Sollte das mit dem Lesen vielleicht mal versuchen.«

»Brauchst du nich.«

»Könnt ich aber.«

ungebildeten Menschen befragen. Nebenbei bemerkt: In dem Werk gibt es einen Beobachtungsbereich, welcher als »Ecclesiastica« ausgewiesen ist und – Sie werden keine Mühe haben, den entsprechenden Abschnitt zu finden – sich mit Fragen des Kultus und der Doktrin ebenso beschäftigt wie mit den Häresien, der Kirchenzucht oder der Frequenz des Kirchenbesuchs. Selbst Fragen nach der klerikalischen Hierarchie kommen darin vor. Überdies gibt diese gelehrte apodemische Schrift auch Auskunft über die rechtlichen und politischen Verhältnisse eines Ortes. Selbst Informationen über die allgemeinen Lebensumstände, über Sauberkeit, Sitte und Moral der Menschen lassen sich mit ihr gewinnen, und schließlich erfährt man bei richtiger Anwendung auch, welche Teile der Bevölkerung produktiv sind und welche nicht, wobei hierfür – wie für alles übrige – möglichst genaue Zahlen anzuführen sind, obgleich ich hinzufügen möchte, dass für sämtliche Punkte auch eine Liste mit Namen ungemein hilfreich wäre, schließlich gibt ein solches Instrumentarium Mittel an die Hand, mit denen gezielt gegen Verfehlungen vorgegangen, Unruhen verhindert und viel soziales Übel bekämpft werden kann. Wenn darüber hinaus auf diese Weise der Glaube gestärkt wird,

»Muss nicht sein. Frag lieber Albert, was draufsteht.«

»Geht nich. Muss auf'n Abort, hab die Nase voll.«

»Albert, was steht denn auf dem Zettel?«

»Es wäre schön, wenn die, die keine Frau haben, auch allein entscheiden könnten.«

(Schön, sehr schön.)

»Wie soll man das nun wieder deuten?«

»Ich sag's doch, er hat keine.«

(Einfach nicht hinhören.)

»Glaubst du wirklich?«

»Ich hoffe.«

(Nicht hinhören!)

so kann uns das nur recht sein. Den beiliegenden Auszug verstehen Sie daher bitte als ein Angebot, eine kleine Handreichung meinerseits, deren Nutzbarmachung ich ganz allein Ihnen überlasse, obgleich ich es weder verhehlen kann noch – wie in Ihrem Falle – verhehlen muss, dass ich es in hohem Maße schätzen würde, wenn Sie alle weiteren Ihrer bisher schon recht informativen Berichte in einer solch bündigen Form abfassen könnten. Denn glauben Sie mir: Das wird die neue Briefschreibekunst, die zukünftige ars epistolaria sein.

(Bevor ich es vergesse: Bitte schicken Sie sämtliche Fragebögen, auch die nicht ausgefüllten, unmittelbar nach der Abstimmung an mich zurück. Das beiliegende Briefporto ist für die gesamte Menge berechnet.)

Ihrem Wunsch, den Parochianen als Informator in religiösen Angelegenheiten zu dienen, wäre damit auch von dieser Seite auf das trefflichste entsprochen. Überdies stellen Sie sich damit in die Tradition des Verfassers des »Methodus«, schließlich unterhielt dieser einen regen Briefverkehr, mittels dessen er den einfachen Menschen vor Ort im gleichen Maße zu Diensten war wie seinen oftmals weit entfernten Herren. Nicht umsonst schreibt er zu Beginn seines Werkes in Anlehnung an einen Spruch Salomos: »Stärker ist, wer sich selbst, als

»Sie können sich jetzt schon mal die Fragen durchlesen.

(Informator ...)

(Das ist alles genau verkehrt herum.)

wer die gewaltigsten Mauern tapfer besiegt.«

Sie sehen, die Umfrage ist also mitnichten ein Spross der modernen Wissenschaft, wie man dem Volke nur allzu gern glauben macht. Im Gegenteil, die Umfrage entstand im Schoß unserer großen Kirche selbst! Für Jahrhunderte war sie hier – und nur hier! – zu Hause. Dann aber begann jene unselige Zeit, in der sich die Wissenschaften Stück für Stück, eine jede für sich und doch alle zusammen, aus dem Schutz und Segen spendenden Schoß der Kirche lösten, nicht selten noch bestärkt von jenen Glaubensbrüdern, die das Göttlich-Wunderbare aus ihren Interrogatorien verbannten und stattdessen dem positivistischen Tatsachentum und der Naturforschung verfielen, wie ja überhaupt so mancher, angetrieben von ein paar neueren Philosophien, schon bald das Sichtbare und das Experiment bevorzugte und dabei der Metaphysik und der Geschichte abschwor und gleichsam die Ecclesiastica ächtete. Diese Menschen sehen Gott in der Regelmäßigkeit, wir dagegen erkennen ihn im Einzigartigen. Doch seien Sie gewiss, an jenem Tage, an dem sich in der Erneuerung des Uralten der Fortschritt vollzieht, wird die Wissenschaft in den Schoß unserer großen Kirche zurückkehren und sich mitsamt all den Abweich-

»Weiß gar nicht, warum wir das überhaupt machen müssen.«

»Also viel is das nich.«

»Besser als gar nichts.«

»Glaubst du?«

»Wie man's nimmt.«

»... dann sind wir jetzt drei dafür und drei dagegen.«

»Und eine enthält sich.«

»Oh, die Enthaltsame ...«

»Ist jedenfalls ein klares Unentschieden.«

»Vielleicht ist er ja verlobt.«

»Hat eine von euch einen Ring gesehen?«

»Ja.«

»Ja?«

»Ja.«

»Warum hast du das nicht gleich gesagt?!«

»Ich wusste nicht, ob links verheiratet ist oder rechts. Also hab ich mich enthalten.«

»Rechts ist verheiratet.«

»Ich habe gehört, es gibt Orte, da trägt man ihn links.«

»Wie's aussieht, trägt ihn Theo jetzt auch links.«

»Haha.«

lern und Verirrten wieder ihrer Obhut unterstellen.

Ich muss es bei diesen kursorischen Anmerkungen belassen, da noch manch anderes erledigt sein will und die Sendung Sie noch am Donnerstag erreichen soll. In Anbetracht der recht kleinen Parochie reichen zwei Tage zur Vorbereitung der Umfrage sicher aus, zumal Sie, wie ich bemerkt habe, ein ebenso flinker wie geschickter Informator sind.

Lassen Sie uns deshalb nun zu dem Fragebogen selbst kommen. Ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, dass allein die erwachsenen Männer in dieser Angelegenheit Stimmrecht haben. Doch seien Sie gewarnt! Wie ich den unsäglichen »Gedanken« des Pfarrers Unger entnehmen konnte, hat seine elende Gleichmacherei nicht einmal vor den Geschlechtern haltgemacht und womöglich schon das ein oder andere Weibsbild verwirrt. Gehen Sie deshalb mit Sorgfalt, aber auch mit Strenge vor und lassen Sie nicht schon vorab Stimmung gegen unser Project aufkommen. Sollte freilich umgekehrt der Fall eintreten, dass die Frauen zwar nicht abstimmen dürfen, die Männer aber nicht abstimmen wollen (in Folge der Agitation Ungers eine durchaus vorstellbare Möglichkeit), so können Sie nicht nur das natürliche Recht, sondern auch die Geschichte auf Ihrer

»Himmelsakra, das Ding is wahrlich copirt. Muss 'n Haufen Eisenvitriol in der Tinte gewesen sein. Und in das Wasser, mit demse das Papier befeuchtet ham, hamse bestimmt Gallapfelsud gemischt. Garantiert! Damit könnse monatelang copiren, wird sogar die vergilbte Tinte wieder schwarz.«

»Wenn Sie sich alles durchgelesen haben und sich sicher fühlen, dann fangen Sie an, den Bogen auszufüllen. Aber bitte allein. Und jeder für sich. Und wenn einer noch Fragen ...«

»Hee, weg da!«

Seite wissen, wenn Sie darauf verweisen, dass die umgehende Beantwortung ein und derselben Frage eine Form des Reihendienstes ist, welche von keinem Gesetz oder Nachtragsgesetz je aufgehoben oder abgelöst wurde, und dass, nicht anders als bei den einstigen Gemein- und Frondiensten, Dienstpflicht herrscht. Ob es sich dabei um einen gemessenen oder ungemessenen Dienst handelt, braucht Sie nicht weiter zu kümmern. Stellen Sie sich die Frageliste einfach wie einen Katechismus vor, nur dass die Antworten (zumindest auf dem Papier) noch nicht gegeben sind.

Da nun aber gleichsam anzunehmen ist, dass ein Teil der stimmberechtigten Parochianen die Antworten nicht einmal auf dem Papier zu geben weiß, empfehle ich Ihnen, diejenigen, welche des Lesens nicht mächtig sind, am Tage der Abstimmung direkt nebeneinanderzusetzen. Sie müssen dann nur noch dafür sorgen, dass keine Lücken entstehen und die beiden außen Sitzenden die Kreuze an der rechten Stelle machen. Sie werden sehen, wie schnell aus einem solchen Kreuz ein zweites wird, aus zweien derer vier und aus vieren volle acht. So betrachtet ein schönes Beispiel dafür, dass die rechte Meinung nicht immer vom Zentrum ausgehen muss, sondern hin und wieder auch zu diesem führen kann.

»...also, wenn noch jemand Fragen hat ...«

»Die Fragen ham Sie ja.«

»Aber die Antworten kommen von Ihnen. Und die zählen schließlich, nicht wahr?«

»Nicht wahr.«

(Hat da einer was gesagt?)

»Warum wollen Sie'n wissen, ob ich in der Kirche lieber oben oder unten sitze, hä?«

»Also, bei seiner Frau könnt ich's Ihnen sagen.«

»Na warte!«

»Schluss damit! Schluss hab ich gesagt! Setzen Sie sich wieder hin! Jeder auf seinen Platz.«

»So, und jetzt füllen Sie den Fragebogen aus!«

Nichtsdestotrotz, wir müssen die Parochianen für den Neubau der Kirche gewinnen, doch dürfen wir sie dabei weder überfordern noch in ihrem Ansinnen übergehen. Aus diesem Grund habe ich gemeinsam mit einigen jungen Herren aus dem Gebiete der Staatswissenschaft und socialen Empirie den beiliegenden Fragebogen entworfen, welcher die Wünsche einer Gemeinde hinsichtlich ihres Gotteshauses und seiner zugehörigen Aufgaben vollauf berücksichtigt, nichtsdestoweniger aber den Rahmen des Möglichen, Sinnvollen und Notwendigen durch die vorgegebenen Kategorien und Antworten absteckt. Woblan: Betrachten wir dieses Instrument als einen Teil jenes Fundaments, auf dem der Bau unserer großen Kirche steht und weiter wachsen wird.

Ingot, DDr. iur. utr.

Postskriptum: Es wäre der gesamten Angelegenheit gewiss nicht abträglich, würden die Gemeindeglieder am Tage der Abstimmung ob ihrer großen Zahl die bedrückende Enge des Interims recht zu spüren bekommen. Manch einer weiß die Herrlichkeit eines richtigen Gotteshauses erst dann vollauf zu schätzen.

»Na klar isses mir hier zu eng, was is denn das für ne blöde Frage?«

»Mit deiner fetten Alten wär's sogar noch enger.«

»Allerdings.«

»Herr Theo, es wäre besser, Sie würden sich nicht wieder neben Herrn Universalius setzen, der scheint mir sehr beschäftigt. Ich meine, falls Sie Hilfe brauchen ...«

(Ja, dort ist gut, sehr gut.)

»Sekunde, ich bin gleich bei Ihnen.«

»Also, ich mag's, wenn's schön hell ist, meine Frau putzt nur nicht so gern.«

»Aber die ist hier ja nicht gefragt. Und von Putzen steht hier nichts.«

»Stimmt!«

»Na dann ...«

(Sieht aus, als hätte ich alles soweit richtig gemacht. Läuft jedenfalls.)

»Na, wo geht's denn nicht weiter?«



Draußen regnet's, wen kümmert's.

Man nehme:

Eine Schwarzküche. Ein Raum voller Ecken und Nischen und Löcher und Spalten. Die Übergänge sind fließend, verquerende Linien, wohin das Auge reicht.

Desweiteren (möglich):

Ein Ausguss ins Freie.

Überdies:

Ein Tisch, ein Stuhl, ein Schrank. Hocker und Schemel, Bänke und Bretter. Halterungen. Regale.

Dazu:

Rußüberzogene Wände. Durchsprinkelndes Weiß. Kontraste in allen Schattierungen. Eine steinerne Wölbung über der Feuerstelle, der sogenannte Feuerhut. Wahlweise auch einige mit Lehm beworfene Bretter, kurzerhand zwischen zwei Deckenbalken gekeilt. Der sogenannte Funkenrahmen. »An diese schlug der funkenreiche Rauch an und kehrte danach abgekühlt wieder in die Küche zurück.« Ersatzweise lässt sich hierfür aber auch ein anderer Satz verwenden. Zum Beispiel dieser hier: »Der von den Funken befreite, unschädlich gewordene Rauch schlug in die Küche zurück und zog durch die Luken ab.«

Man kann es sich aber auch ohne Luken vorstellen. Überdies: Wie die Luken aussehen, bleibt ganz und gar dem eigenen Geschmack überlassen. Oder der Phantasie. (Das Imaginäre ist nicht umsonst die geschichtsmächtigste Kraft.)

Gleiches gilt für die im Raum befindlichen Vorräte. Gewiss: Der erhaltende und frei im Haus umherzirkulierende Rauch macht vor allem das Fleisch länger haltbar. Und obendrein schmackhafter. Auch werden die Türen, Balken und Bänke wie überhaupt alle Holzteile im Haus durch den Qualm imprägniert, wodurch sie vor Fäulnis und allerlei Ungeziefer geschützt sind. Gewiss: Auch das ist reine Geschmacks- und Ansichtssache. Überdies: nur eine.

Fürderhin:

Ein aus Bruchstein hüfthoch aufgemauerter Herd, weiß verputzt.

Daneben, darunter und darüber allerlei Geschirr und Gerät.

1 Feuerhund, 1 Dreifuß aus Stabeisen, 1 Sieb, 2 Seiher, 3 Schöpflöffel (einer davon rissig), 1 langstieliger Seihlöffel, 1 kleines Salzfass, 1 Gewürz-



kästchen (das Holz vom Dampf und den Berührungen fettiger Finger außen ganz schmierig), 8 Messer (bis auf zwei alle verschieden in Form und Größe), ein gutes Dutzend Gabeln und Löffel (ebenso), 1 Reibeisen, 1 Spülkessel aus beuligem Blech, 1 Eimer, 1 Waschkessel aus Kupfer, 2 Kesselhaken (einer ist mit einem Fischgrätmuster verziert, der andere trägt die Initialen J und K, eingelassen in die beiden Bögen eines großen S), 1 Kesselschwinge (an der Wand schräg hinter dem Herd befestigt), 1 kurze und 1 lange Kette, irdene Näpfe, Schüsseln, Teller, Tassen, Kannen und Krüge, dergleichen mehr, 4 eiserne Bratpfannen (3 davon recht groß, eine zudem mit Ausbuchtungen für die Schenkel und Läufe der Tiere), passende Deckel (Stürzen), 1 weit ausragender Pfannenknecht (neu), 2 Schürhaken, 2 Zangen, 1 Rost (aus Eisen), 1 Schere, 1 altes Holzschaff, 2 Bürsten, 1 Drahtschwamm, 1 Kerze, 2 Laternen (eine auf dem Tisch, eine an der Wand), 1 verzinnter Topf (das Zinn unten bereits leicht angeschmolzen), 1 Form- und Muldenpfanne (Keramik, unverziert), 1 großer kupferner Kessel, einige Leinentücher, Pinsel und Federn, 1 eiserne Büchse mit langem Stil, 1 mittelgroße Schmalzpfanne, 1 kleiner Henkeltopf, 1 hochwandige Messingpfanne (mit Essig ausgekocht), 1 Mörser aus Granit, 1 Handmühle aus Holz und angerauhtem Blech, 1 Reibeisen, Press- und Quetschgerät, diverse Bretter und Brettchen, 2 kleine Schaufeln, 1 Teigrad, 1 fleckiges Nudelholz, 1 kleines Beil, 1 Hackklotz, 1 Fleischbank, 2 Rührkübel, 1 Gerät zum Ausstechen von Äpfeln und Birnen (selbstgebaut und schon etwas rostig), 2 große metallene Töpfe (vollkommen zerschrammt), dutzende Spicknadeln, 1 Beuteltopf mit Bügel und ausgebogenem Rand, 1 Tiegel (fettüberkrustet), 1 großes Kuchenbrett, 2 Kuchenformen, 3 Trichter, 1 Handvoll Kieselsteine (für die Steinmilch), 1 Quirl, 1 mechanischer Bratenwender (ein Zahnrad defekt, kaputt), 1 kleiner, vermittelt einer Kurbel von Hand zu betreibender Drehspeiß. Ein recht simples Modell.

Ein Hecht, dazu ein öliger Bratspieß, der ihm unter die Haut fährt und sich langsam vorwärts schiebt, immer entlang der Seitenlinie, der vielfach durchbrochenen, wie ein lautlos kriechendes Tier.

Eine Welle im Fleisch, die aufschwappt und nie mehr verebbt.

Kleine Stöcke und Stäbe, die, festgezurt in einem Gewirr aus Drähten, den walzenförmigen Körper wie ein urzeitliches Gerüst ummanteln und ihn vor dem Auseinanderbrechen bewahren. Dabei in dem Körper selbst nur ein winziger Schnitt.



Die Stube, die gute.

Der Blick nach draußen. Ein Bild.

Weinreben. Sich langsam kahlend. Ein Stück des Vorgartens. Bäume. Büsche. Sträucher. Aufgeworfene Erde. Klumpig. Dunkel. Fett. Vom Regen versiegelt. Die Latten des Zauns. Aufgereiht. Gegliedert. Eine fehlt. Ein Weg. Dreck. Steine. Fest eingetreten. Die karstigen Buckel abgewetzt. Ein Graben. Zäune. Wiesen. Strauchwerk. Gebüsch. Bäume. Rinnen. Häuser. Durchgänge. Ecken. Ineinandergeschachtelt. Abfallendes Gelände. Feld. Gräber. Trümmer. Der Fluss. Schnitt.

»Saubere Arbeit«, befand Johanna Maria Fuggert, zog ihre Hand aus dem Schlund des Hechts und blickte auf.

Was sie sah, war ein Paar fragender Augen, der Blick von Sophie Kaleika, der sich unter dem ihren wand, sich abwand und sich auf den Hecht zubewegte, ihm ins Gesicht klatschte, dem Hecht, der das nicht wahrnahm, der überhaupt nichts mehr wahrnahm und die beiden Frauen anstarrte, als wolle er das alles nicht wahrhaben, als könne er das einfach nicht glauben, das letzte Wort noch nicht gesprochen, das Schicksal keine Einbahnstraße, starr geradeaus, so starrte er, nach zwei Seiten, ohne auch nur das Geringste zu sehen, ein schauderhafter Anblick, nur nicht für ihn, sondern für sie, nur für sie, Sophie Kaleika, die ihre Augen löste, sich seinem Blick entzog und zurück zu Johanna Maria Fuggert sah, sie ansah, die den Blick fortführte, ihren Blick, zurück in den Schlund des Hechtes – und die Hand hinterher.

»Bisschen umständlich so. Ich schlage vor, wir schneiden ihm den Kopf ab.«

Da lag er nun also, der Hecht. Fünfundzwanzigeinhalb Pfund über den Tisch verteilt. Bis auf weiteres allerdings noch am Stück.

»Wüsste nicht, wie ich es Ihnen sonst zeigen sollte«, sprach's, zog die Hand raus, schnappte sich ein Messer und säbelte dem Tier den Kopf ab.

Bis auf Johanna Maria Fuggert wusste keiner, wie ihm geschieht.

Fünfundzwanzigeinhalb Pfund. In zwei ungleichen Stücken über den Tisch verteilt.

Johanna Maria Fuggert steckte die Hand in den Schnitt, streckte die Finger, pulte am Ende des Kopfes das knorpelig-krätige Fleisch auseinander.



»Und jetzt langsam ziehen. Vorsichtig. Gut so. Keine Angst, die Maulsperrung sitzt fest. Nur noch ein Stück ... Raus?«

»Raus«, sagte Sophie Kaleika, ein Stück Messingdraht in der Hand, darum ein Blei, darunter zwei Haken, daran ein kleines Rotauge, tot.

»Raus.« Es klang wie eine Befreiung. Fast wie eine Befreiung.

Dann: »Sehen Sie nur!« Sophie Kaleika griff nach dem Fisch, hob ihn hoch. Ein schlaffer Fetzen Fleisch in der Hand. »Das kleine Maul!«

»Jemand hat es ihm zugenäht«, befand Johanna Maria Fuggert. Und dann: »Ich nehme an, dass es ihr verehrter Gatte war, der hier Hand angelegt hat.«

»Aber der weiß doch noch nicht mal, wo das Nähzeug ist«, hätte sie erwidern können. Sie, die wie gebannt am Küchentisch stand. Erwiderte nichts.

»Saubere Arbeit, das muss man ihm lassen. Der Hecht hat's nicht durchbeißen können, als er zugeschnappt hat.«

Sophie Kaleikas Blick glitt zurück, fuhr an der Astgabel vorbei dem Hecht ins sperrangelweit offenstehende Maul. Ein Schlund voller Zähne, die rund um den entschnabligten Rachen wuchsen und oben dicke, zahnige Streifen bildeten. Die Zähne aber waren allesamt leicht nach hinten gebogen, nach da, wo jetzt ein Loch klaffte, Licht einsackte. Dahinter der abgetrennte Körper, eine lange, fette Walze aus Fleisch.

Uneinsichtiges dummes totes Tier.

»Sophie?«

»Ja.«

»Ich darf Sie doch Sophie nennen?«

»Ja.«

»Alles in Ordnung?«

»Ja.« Kurz. Dann, ein wenig länger gezogen, »Ja.«

»Sie fragen sich bestimmt, was das hier alles soll. Wozu das Ganze? Warum?«

Sie hätte nicken können. Tat es nicht.

»Nun, so weit ich weiß, dient die ganze Konstruktion dazu, das Leben von so einem kleinen Fischchen wie dem hier zu verlängern. Allerdings nur um ein paar Stunden, und nur, bis ein möglichst großer Hecht darauf aufmerksam geworden ist. Ist schließlich das Ziel der ganzen Angelegenheit. Fischen mit Köderfisch nennen das die Angler. Im Grunde nicht



sonderlich kompliziert. Man fängt sich einen kleinen Fisch, hakt ihn ab, nimmt die Raubfischrute mit dem Messingvorfach und steckt dem kleinen Zappler das Vorfach mitsamt dem Haken ins Maul. Dann schiebt man alles durch die Kiemen und macht den Haken an der Schwanzflosse fest. Manche ziehen dem Fisch die Schnur auch unter der Haut lang, angeblich weil der Hecht dann den Betrug nicht so schnell merkt. Allerdings wird das Fischchen dadurch auch schnell müde und stirbt bald ab. Außerdem sind viele Angler der Ansicht, dass das Durchfädeln der Schnur unter der Haut gar nicht nötig ist, weil der Hecht ohnehin nach allem schnappt, was ihm dargeboten wird. Aber wie dem auch sei, wichtig ist eigentlich nur, dass die zwei großen Haken richtig sitzen. Und damit der Köderfisch auch recht lange lebt, kommt zum Schluss noch ein kurzes Stück Messingdraht zwischen die Haken – und auf den Draht ein Stück Blei. Das alles stopft man dem Fisch dann ins Maul und näht es fest zu, damit nichts rausfallen kann. Zu guter Letzt wird das Vorfach an die Hauptschnur gebunden, ausgeworfen und gewartet.

Wenn Sie mich fragen, ein ausgemachter Hokuspokus. Aber so steht's nun mal in dem Buche hier. Will eben jeder ein vollkommener Angler sein.«

Die Blicke der beiden Frauen trafen sich, glitten lautlos auf das zugenähte Maul.

Johanna Maria Fuggert griff nach einer Schere, schnitt ...

»... un das Glöckchn gehört un gedacht, das wars, jetz isses vorbei. Sturm hats geläutet, richtig lange. Un laut! Un der drühm is am Ufer rumgesprung wie n Derwisch un hat geschrien Ich hab ihn! Ich hab ihn! Aber da geht plötzlich meine Rute ab wie n Zäpfchen. Konnt sie mir grad noch so schnappen, aber nur, weil ich nen Hechtsprung gemacht hab. Verstehen Sie, Hechtsprung ins Wasser, nich schlecht, was?! – Naja, jedenfalls, kaum dass ich die Rute in der Hand hab, da hab ich auch schon gemerkt, dass da n kapitaler Hecht dran sein muss. Dachte, der bricht mir gleich die Angel weg. Oder die Schnur reißt. Ich kann Ihnen sagen, das Vieh hat gezerrt wie zehn Welse. Ich meine, ich bin zwar nich wegen dem ins Wasser gesprung, aber jeden andern hätte der in den Fluss reingezerrt, da könn Sie ein drauf lassen. Un glauben Sie mir, is kein Vergnügen, in der Brühe zu stehen, weil, die is scheißkalt, ich meine jetzt im Herbst,



so kalt is die, wenn Sie verstehn, was ich meine. – Na, jedenfalls stand das Wasser schon oberhalb von der Stelle wos wehtut, un mit jedem Schritt wurd's tiefer. Un wie ich mich so umdrehe, da seh ich, dass mein Ketscher noch drauß'n liegt. Da musste die Hand nehmen, denk ich mir noch, aber da gibts plötzlich nen Knall. Ich will schon losfluch'n, aber da seh ich, dass meine Rute noch ganz is un die Schnur auch, un dann merk ich, dass der Hecht noch immer dran hängt un zieht un zerrt. Nur drü'm aufm andern Ufer is mit eim Mal nichts mehr zu hör'n. Un wie ich mich noch frage, was da los is, hör ich auch schon n paar Sprüche, die ich Ihnen lieber nich erzähl. Tja, un als dem Kerl dann nichts mehr eingefall'n is, hat er einfach die Reste von seiner Angel übers Knie gelegt un mir die Teile einzeln rübergeschickt. Getroffen hat er mich natürlich nich, weil, ich stand ja schon bis zur Brust inner Brühe un bin einfach nur kurz abgetaucht un hab den Hecht unter Wasser weitergedrillt. Un wie ich da so durch'n Fluss treibe, spült's mir mit einem Mal die Schuppen von'n Augen. Gut, was? Schuppen von'n Augen gespült, unter Wasser! – Jedenfalls, der Kerl gegenüber, der hat gar keinn Fisch an der Angel gehabt! Ich meine, n Rotaugen oder sowas wird der er schon dran gehabt ham, auch wenn ich mir nich vorstell'n kann, dass so ein Blindling überhaupt jemals was fängt, aber egal, Hecht war jedenfalls keiner dran, weil, den hatt ich ja schon an der Angel. Un geläutet hattes bei dem nur, weil das Vieh in seine Schnur reingeschwomm is un sich drin verheddert hat. Deswegen hattes bei mir auch erst geläutet, bevor ich was gemerkt hab. Hab nämlich immer n ganzes Stück Extra-Schnur da liegn, im Gras, wissen Sie? – Na, jedenfalls is dem der Hecht in die Schnur geschwomm. Dachte wahrscheinlich, dass er mich damit los wird. Aber denkste! Ich meine, ich stand zwar schon bis zum Hals inner Brühe, aber ich dachte überhaupt nich dran, aufzuehm. Wem das Wasser bis zum Hals steht, der darf den Kopf nicht häng lassen. Alte Anglerweisheit, kenn Sie bestimmt. – Aber gut, jedenfalls hat der Hecht gemerkt, dass es so nich weitergeht. Also hat er seine Taktik geändert. Kommt plötzlich auf mich zugeschoss'n. Alter Trick, denk ich mir, der wechselt die Richtung damit die Schnur locker wird, da kann er den Haken besser abschütteln. Un wie ich die Rute hochreiß un die Schnur zusammraffe, fällt mir ein, dass ich ja im Wasser stehe un dass der Hecht auch da drin is und auch gleich da sein muss. Na schön, das kanner ham, denk ich mir, schmeiß die Rute hinter mich, guck nochmal kurz auf die



Schnur, Hände in Position – un zack, hab ich das Vieh. Natürlich hat der Hecht sofort versucht, mich unter Wasser zu ziehn, aber da war er an den falschn geraten, weil, damit kannte ich mich ja aus. Also tu ich so, als könntt ich mich nich länger haltn, greif dem Vieh nochmal richtig fest hinter die Kiem und geh runter bis aufn Grund vom Fluss. Sie kenn bestimmt die Geschichte von Phoenix aus der Asche. Ich meine, nich dass ich da irgendwas drüber wüsste, aber in Zukunft wern sies Justus ausm Fluss nenn müssn. Ich geh also in die Knie, über mir der Hecht un um mich herum das ganze Wasser, is alles ein einziges Gebrodel, un wies am schlimmsten is un ichs kaum noch aushalten kann, da drück ich mich mit beiden Beinen ab, schieß ausm Wasser raus un schmeiß das Riesenvieh auf die Wiese. Dann schnapp ich mir die Angel, hol schnell die Schnur ein un seh zu, dass ich Land gewinne. Na, un wie ich so ans Ufer schwimme, da denk ich mir, dass ich wahrscheinlich der erste Mensch auf der Welt bin, der vom Wasser aus nen Hecht fängt, der an Land liegt. Dabei hätt sich das Vieh am Ende fast noch an mir gerächt. Hatte den Köder nämlich ganz schön tief geschluckt, un ich hab schon von Anglern gehört, denen so ein Hecht den halben Arm abgebissen hat, als sie versucht ham, ihn abzuhakn. Aber da war er bei mir natürlich mal wieder an den falschen geraten, nur dass es diesmal sein letzter Irrtum war. Ich hab mir nämlich die Schere geschnappt un einfach die Schnur durchgeschnittn. Schnipp.«

»Jemand hat dem kleinen Fisch die Flossen abgeschnitten.«

Die Stimme von Johanna Maria Fuggert. Darin nichts als die blanke Aussage. Wie ein von endlosen Gezeiten abgeschmirgelter Knochen.

»Jemand hat dem kleinen Fisch die Flossen abgeschnitten.«

Sophie Kaleika, die das Holz im Ofen schichtet, anzündet, hört.

Die Feststellung von etwas, das ist.

»Direkt links hinter dem Kiemendeckel. Glatter Schnitt. Und die linke Bauchflosse fehlt auch. Wie's aussieht, noch nicht lange her.«

Sophie Kaleika, die das Drahtgestell überprüft, den schweren Fischkörper in Position bringt, sich umdreht.

Der kleine Fisch, der auf dem Tisch liegt, glänzend, inmitten der schlierigen Reste des Hechts.

Das ist alles. Ein Abklatsch. Mehr nicht.

Also Schnitt.



»Nun, ich muss schon sagen, das klingt nach einigen wahrhaft interessanten Stunden am Wasser.«

»Worauf Sie einn lassen könn. Warum also mit dem Angeln aufhörn?!«

»Nun, ich wüsste da eine ganze Reihe ...«

»Ach was, man muss die Fische feiern, wie man sie fängt.«

?

»Kleine Anglerweisheit.«

??

»Kam mir soeben in den Kopf.«

»Verstehe.«

»Hab auch gleich das Rezept aus dem Buch genommt, das mir ihre Frau geschenkt hat. Aber Sie hams ja selber gelesen.«

»Nun, ich habe mich vor allem mit der religiösen Dimension des Buches auseinandergesetzt.«

»Ich sags doch, die heilige Schrift der Angler.«

»Gewiss wieder eine Ihrer Redensarten, nicht wahr?«

»Ich fürchte, man nennts im allgemeinen so.«

»Nun, das wäre mir neu. Aber belassen wir es dabei, für dieses Mal.«

»Is belassen. Darauf könn Sie ein ... Hee, nich schlecht, muss schon sagen, wirklich nich schlecht, der Punkt geht an Sie. Hätts fast nich gemerkt. Für dieses Mahl ...«

»Was? Achso, natürlich, klar. Ich hätte freilich gern noch hinzugefügt, dass es mir nicht nur um die religiöse Dimension geht. Weder in dem Buch noch in meiner Kritik. Man tut gut daran, dieselbigen überhaupt nur als Exempel zu begreifen. Exempel von gewiss ganz unbedeutlichem Rang, wenn ich so sagen darf. Aber gut, für dieses ... *Mahl* ... wollen wir es dabei belassen. Im übrigen versuche ich mich an das Rezept zu erinnern.«

?

»Oh, glauben Sie bitte nicht, ich würde den Weibern in der Küche misstrauen, aber das Mnemonische hat seinen eigenen Sinn, Sie verstehen ...«

??

»Nun, dann wollen wir mal: ›Man öffnet den Hecht mit einem kleinen Schnitt«



Finger fahren über den weißen Bauch, streicheln das knorpelige Fleisch, betasten die Stumpfen der Flossen, schuppen an der Seite entlang, gleiten über den gesprengelten Kopf, den Einbiss der Zähne, hin zu dem kleinen Maul, in dem ein durchschnittener Faden eine Groteskerie aus Barteln bildet.

Die Finger, die sich um den ausgerissenen Haken winden, vom Schenkel über den Bogen zur Spitze gleiten.

Das stille Platzen der Haut. Der viele Draht, all das Blei.

Nichts zu schmecken, nichts zu ertasten, nichts mehr zu sehen.

Das aufgewölbte Schwarz der Pupille.

Die schimmernde Iris, halb weiß und halb rot.

Die Finger umfahren das tote Auge, über die aufgebrochenen Kiemen-
deckel, gleich wieder zurück.

»Wir drehen ihn besser«, gibt Johanna Maria Fuggert zu bedenken.

Im Hintergrund das Knacken von dürrer Holz, auströpfelndes Fett, zischelnde Flammen.

Sophie Kaleika wendet sich wortlos ab, legt die Hand an die Kurbel, dreht.

Die fette Walze aus Fleisch geht mit, folgt.

»Sie fragen sich gewiss, warum.«

Ein Ja. Kaum mehr als ein Blick.

Wieder die wie festgestellt wirkende Stimme. Die schiere Reinheit der
Worte.

»Wenn man dem Fisch auf einer Seite die Flossen abschneidet, kann er
nur noch im Kreis schwimmen. Er kann dann nicht mehr weg.«

Die Hand greift erneut nach der Kurbel. Erste Worte drehen sich aus
dem Mund. Leise, kaum mehr als Bestätigung eines plötzlichen Gedan-
kens. Eine eigenartige Mimesis. Wie an sich selbst gerichtet –

»Er bleibt dort, wo man ihn hingeworfen hat.«

»Und lockt damit die Hechte an.«

[Schnitt]

»direkt an den Kiemen. Falls nötig, kann man auch den Bauch ein kleines
Stück aufschneiden. Ist das getan, nimmt man dem Hecht die Eingeweide
heraus. Die Leber aber behält man, hackt sie klein und vermischt sie mit
Thymian, Majoran und etwas Winter-Bohnenkraut. Desweiteren einige



gepökelte Austern und ein paar Anchovis sowie ein Pfund gute Butter, die man mit den feingemahlten Kräutern vermengt. Danach wird alles gut gesalzen, noch einmal ordentlich durchmischt und ein wenig Muskatblüte hinzugegeben. Zum Schluss wird die Masse in den Bauch des Hechtes gefüllt und dieser wieder zugenäht. Ist das getan, schiebt man ihm einen Speiß ins Maul, solange, bis er hinten am Schwanz wieder herauskommt. Dann befestigt man mit ausreichend Draht vier bis sechs Stücke oder dünne Latten am Körper des Hechts, so dass er nicht durchbrechen oder vom Speiß fallen kann. Anschließend langsam rösten und den Hecht dabei mit einer Mischung aus Rotwein, Anchovis und Butter beträufeln. Die auslaufende Flüssigkeit auffangen und gleichsam darüber geben.«^{Schnitt}

»Aber woher wissen Sie das?«

»Nun, sagen wir, ich war es, die das Buch vom vollkommenen Angler übersetzt hat. Es ist in gewissen Kreisen nach wie vor die einzige Möglichkeit für eine Frau, am literarischen Leben teilzunehmen. Ich weiß also um die Begierden der Männer, seien sie nun Gott oder den Fischen zugehan. Oder beiden, wie unser lieber Freund hier. Doch tut das im Grunde nichts zur Sache, denn das, was sie da in Ihren Händen halten, ist nur ein Beispiel, ein winziger Baustein in einem viel größeren Werk.«

Das Büchlein in der rechten, treibt Johanna Maria Fuggert mit kurzen, abgehackten Stößen den Rauch auseinander, der über dem Herd aufwällt und alles nur noch schemenhaft erkennen lässt.

»Ansehen, Ruhm, Macht – nennen Sie es, wie Sie wollen. Die Mittel dafür sind den Männern schließlich auch alle recht. Sogar unser verehrter Freund, der Autor, schmückt sich mit fremden Federn, auch wenn ich in seinem Fall wohl besser von fremden Fliegen sprechen sollte, schließlich stammen seine Anweisungen zum Fliegenbinden samt und sonders aus der Feder einer Frau, über deren vollen Namen sich die Gelehrten streiten, wiewohl sicher ist, dass sie eine Abhandlung über das Fischen mit der Angel verfasst hat, die unser ach doch so vollkommener Angler später

Schnitt »Wenn ich so daran denke, erscheinen mir die vielen Gewürze doch recht übertrieben, und zweifellos ließe sich auch ohne den Wein ein vorzüglicher Fisch zubereiten. Aber das sollte sie eigentlich wissen ...«



einfach abschrieb, ohne seine Vorlage auch nur mit einem Wort zu erwähnen. Gewiss, vielleicht hielt er es nur mit jenen tyrannisierten Völkern, die eine längst erkannte Wahrheit verschweigen müssen, so wie es mancherorts überhaupt verboten ist, das zu benennen, was nicht getan werden darf. Aber ich sollte besser aufhören zu reden ... der viele Rauch ... Ihnen tränen ja schon die Augen. Vertrauen wir also dem Rezept, das uns der vollkommene Angler überliefert hat, auch wenn es, soweit ich weiß, ebenfalls nicht von ihm stammt, sondern von einem seiner Freunde, einem ehrenwerten Herrn, dem er überdies, wie er schreibt, einen Großteil seiner Kenntnisse des Fliegenfischens verdankt.«

»Ist der Hecht ausreichend geröstet, nimmt man eine große Schüssel und fängt, während der Draht und das Holz gelöst werden, den Fisch samt der in seinem Innern zerlaufenen Füllung damit auf. Der Hecht bleibt auf diese Weise am Stück und als ein ganzer erhalten.«

»Vielleicht sollten wir den Kopf wieder dranstecken.«

»Aber er ist kalt.«

»Dann nehmen wir ihn als Trophäe.«

»Für wen?«

»Für beide.«

Ein Nicken. Leicht nur, ganz leicht.

»Nun, dieses Gericht ist einzig für Angler und ehrenwerte Männer bestimmt. Da ich aber zu der Ansicht gekommen bin, dass Sie beides in sich vereinen und mir, falls nötig, einen weiteren Beleg gewiss nicht schuldig bleiben werden, habe ich Ihnen dieses kleine Geheimnis anvertraut.«



Es ist Anfang November, und von oben betrachtet kommt Bewegung in die Geschichte. Schwarz getünchte Pferdekutschen rollen durchs Dunkel, gleiten lautlos ins Dorf und stumm wieder raus, schmieren Schienen in den lehmigten Boden, derweil unten am Fluss Boote aus dem Nebel auftauchen, von denen schon kurze Zeit später manch einer behaupten wird, es seien Schiffe gewesen, *richtige Schiffe!*, welche überdies direkt dem Wasser entstiegen, gleichwohl ein jedes wieder darin verschwunden, woher es gekommen, nichts als die Spuren gewöhnlicher Schuhe hinterlassend, die sich ansatzlos um die verbliebenen Kirchtrümmer spulen und die gleichmäßigsten Windungen in den allmorgendlichen Tau zeichnen, welcher freilich auch abends darniederzuliegen pflegt. Darüber hinaus gibt es offenbar keinerlei Kontakt, weder hier noch im Ort gegenüber, wo nämliche Kunden kursieren, angefacht von zwei Stiefeln, deren Abdrücke – miteinander verbunden – das gesamte Dorf der Länge nach flankieren, um nicht zu sagen *in die Zange nehmen*, Schritt für Schritt, obgleich die pedalen Hinterlassenschaften von überaus vergänglichem Charakter sind ... ʼs ist schließlich November, und es pisst allezeit.

Gleichwohl: Dem Anschein nach treffen die beiden Pressanten am Ende, an ihrem jeweils höchsten Punkte – spiegelbildlich denselben Winkel beschreibend – auf eine Wiese, deren taufrischer Überzug schon bald sämtliche Eindrücke mit sich verschwinden und keinen einzigen wieder auftauchen lässt, stammte er auch von zwei Stiefeln, welche gleich gut gespurt.

Was bleibt, ist verwaschen, kaum mehr als ein Gerücht. Von oben betrachtet nichts als ein weiterer Abstecher ins Geradewohl.

Demgegenüber ist die Geschichte von unten eine andere, freilich ohne dabei außerhalb der ersten zu stehen, im Grunde ihre ebenso unablässig aus- wie kaum einmal *aufgeschriebene* Form, deren Überschuss an Möglichkeiten dem Daraufblickenden sogleich zu einer Abfolge von Fakten gerinnt, welche sich – sauber geordnet – bar jeder Potentialität präsentieren.

Und so bleibt es dabei: Während sich unten am Fluss die Spuren um die verbliebenen Kirchtrümmer spulen, führt am anderen Ende des Ortes eine jede geradewegs zum Gasthof. Dazwischen aber schlingt sich ein Gewirr aus Linien, wie es nur Einheimische produzieren und – ohne Angst, sich darin auf Nimmerwiedersehen zu verlieren – hinterlassen können.

Fuggerts Zimmer aber ist der Fluchtpunkt einer jeden dieser routinierten Bemühungen. Die Wirtsstube derjenige danach. Und so kommt es, wie es niemals hätte kommen müssen, zu Begegnungen wie dieser.

»Guten Abend der Wirt. Wenn ich mich vorstellen darf. A. B. C. Dreh, Projectmacher. Ich mach in Lichtern. Laternen, Lampen, Lüster – Luziditäten aller Art«

»Kein Bedarf.«

»Warten Sie, ich war noch nicht fertig!«, kommt's postwendend zurück, woraufhin die Vorstellung vermittels eines Rezitativs fortgeführt wird, welcher vor Ort seit jeher Singsang heißt, dem Wirt ob seiner Gewagtheit nichtsdestotrotz kurzerhand die Sprache verschlägt. »Also, nochmal: Laternen, Lampen, Lüster – Luziditäten aller Art, kaufen Sie bei A. B. C. Dreh, dem einzig wahren Illuminaaaaaaaat.«

»Klingt, als hätten Sie's auswendig gelernt.«

»Das macht die Freude an der Arbeit. Schauen Sie, wie ich strahle. [Bling-Bling]. Man nennt mich auch den lustrierenden Luzifer. Der lustrierende Luzifer – von den Kunden geliebt, von den Kollegen gefürchtet.«

»Schon mal mit Schauspielerei versucht? Gibt hier im Ort ne kleine Truppe.«

»Sie meinen so eine Art *ludditer Luzifer*?«

»Ich meine, entweder Sie bestellen was oder Sie scheren sich zum Teufel.«

»Nun, um es mit jener Klarheit zu sagen, für die der Rest meiner Branche trotz seiner Produkte nicht eben bekannt ist: Ich möchte, dass *Sie* etwas bestellen.«

»Das hier is 'n Gasthaus, und ich bin der Wirt.«

»Ob Gott oder Gasthaus, Weg oder Weib, A. B. C. Dreh bringt alles zum Leuchten.«

»Ich hab kein Weib.«

»Macht nichts, dann eben so: Ob Gott oder Gasthaus, Weg oder Wirt, A. B. C. Dreh bringt alles zum Leuchten.«

»Unsre Kirche ...«

»Oh, natürlich, hätt ich beinah vergessen – abgebrannt, mitsamt dem ganzen Gottesglauben. Aber was soll's, geht ja auch so: Ob Götzen oder Gasthaus, Weg oder Wirt, A. B. C. Dreh bringt alles zum Leuchten.«

»Schon mal jemanden zur Weißglut gebracht?«

»A. B. C. Dreh ist offen für alle Eventualitäten, die dem Geschäfte dienen.«

»Er spricht von sich wie von nem andern.«

»Wohlan: Ich bin A. B. C. Dreh, flexibel, florierend, hab niemals Heimweeehhhh.«

»Schluss mit dem Singsang! Was wolln Sie?«

»Ich nehme das Übliche, und Sie setzen sich zu mir.«

»Einsam, was?«

»Wo Licht ist, ist man nie allein.«

»Hier drin is aber ziemlich dunkel.«

»Deswegen bin ich hier. Ich bringe das Licht und ziehe weiter nach da, wo noch keines ist.«

»Und dort erzählen Sie dann denselben Sermon.«

»Ganz recht, nur das Essen variiert.«

»Das tut's bei uns nicht.«

»Deshalb nehm ich ja auch das Übliche.«

»Wie Sie wolln. Einmal ›tote Oma‹ und was Flüssiges gegen den Geschmack.«

Und so geht's dahin.

Gasthäuser sind die Holz und Stein gewordene Differenz zwischen dem Ende eines Weges und dem Beginn eines neuen, ummauerte Freiräume, in denen aus dem Takt zu geraten noch für die solideste Uhr zum guten Ton gehört.

(Universalius: Verzehrte Welt)

Entstanden in jenem Dunkel, welches die Historiographen im Lichte des *lógos* seit jeher das mythische nennen, markierte das Gasthaus »Zum Schwaden« den Kreuzungspunkt zweier, nun ja, *regionaler Trampelpfade*, welche sich, von Süd- wie von Nordwesten her kommend, aus dem nahegelegenen Wald wanden, nur um nach wenigen hundert Metern unter freiem Himmel wieder in selbigem zu verschwinden, nichts als zwei vollkommen gegensätzliche Richtungsangaben hinter sich lassend. Dazwischen aber kehrten sie ein, tranken einen oder zwei, und ließen sich rauskehren, nach sechsen oder sieben. Einer aber, so heißt es, blieb, und rief nach dem

dritten das Zentrum eines Ortes aus, von dem auch nach dem vierten oder fünften nicht das geringste zu sehen war. *Noch* nicht. Denn als der spontan sesshaft gewordene Geselle viele Jahre später seinen letzten Zug tat und seinen namenlosen Körper der Erde überließ, da erhob sich über dieser bereits eine Kirche in den freien Himmel, und Häuser standen um sie herum.

Mit dem Ort aber wuchs auch das Gasthaus, und was dareinst ein Platz für allerlei verborgene Verrichtungen und libertäre Lüste war, ward Stück für Stück zu einem Hof, um den sich die Schenke mitsamt ihren Schuppen und Ställen und Schlafstätten zwängte, derweil die baulichen Verbindungen – ein ebenso ungeplantes wie unplanbares »System« aus Treppen und Türen, Luken und Leitern, Gässchen und Gängen nebst Dachfenstern und Durchstiegen – die fürwahr genommenen unnachgiebig überstiegen, was den erfolglosen Versuch, ein schlafendes Schaf zu begatten ebenso erklären mag wie die aus einer gleichgewichtigen Not geborene Nutzbarmachung des gemeinen Strohhalmes zum Zwecke der Aufnahme flüssiger Nahrung. Dass bei alldem ein gewisser Mangel an Licht eine Rolle spielte, ist indes nicht überliefert. Bekannt dagegen ist, dass die bis auf den heutigen Tag reichende Fortdauer des Gasthofes durch eine Reihe von Männern gewahrt wurde, welche nicht nur dem tödlichen Triumphirat aus Kriegen, Seuchen und Feuersbrünsten trotzten, sondern allesamt auch unverheiratet blieben und obendrein ausnahmslos abstehende Ohren hatten, über denen sie ihr öliges Haar in einem glitschenden Schwaden nach hinten legten, ohne dabei je etwas anderes als einen Kamm zu benutzen, dessen tiefbraun getränktes Holz der Staffelstab war, den es – möglichst erst unmittelbar während des Ablebens – an den Nächstkommenden zu übergeben galt.

Karl Gustav Gütergotz bildete hierbei keine Ausnahme. Achtzehn Jahre war es nunmehr her, da hatte sie ihn an diesen Ort geführt, oder besser: *getrieben*. Sie, Eva Maria Abraham, neunzehnjährige Tochter eines Rittergutsbesitzers, von sämtlichen Musen geküsst und mit allen Wassern gewaschen, die Inkarnation des Guten, Wahren und Schönen – und ein Miststück von geradezu biblischem Ausmaß.

Als sie ihn in sich aufnahm, war es der Himmel. Als er in ihr kam, die Hölle. Weil ihm aber weder das eine noch das andere ein Ort war, zumindest keiner, in dem es sich auf Dauer leben ließ, entzog er sich beiden und lief so lange, bis der Horizont hinter ihm nur noch fremdes Land zeigte.

Indes, was er vor sich sah, war ein schier endloser Wald, durch den er sogleich wie ein Schatten strich. Als er wieder heraustrat, war das Tageslicht erloschen und hatte auch den Schatten ausgestrichen. Doch war da ein Ort. Ein Ort, dessen Namen er nicht kannte. Und ein Gasthof. Ein Gasthof, hinter dessen Fenstern es nach Leben roch.

Als er kurz darauf eintrat und seinen Wunsch äußerte – eine warme Mahlzeit und ein Bett für die Nacht –, schaute ihn der Wirt kaum richtig an, senkte stattdessen den Blick und teilte ihm mit, wenn er wolle, könne er ein Bett für eine ganze Woche haben und genug warme Mahlzeiten dazu, zum Preis von dem, was er ihm hier auf den Tisch gelegt habe.

Karl Gustav Gütergotz' Blick tropfte aufs Holz, die Augen zählten eilig das Geld, zählten es nochmal, sahen nicht, dass der Wirt die seinen geschlossen hielt, dass er gar nicht wusste, *wieviel* da lag, dagegen er, Karl Gustav Gütergotz, befand, dass die Summe für eine Nacht und eine warme Mahlzeit ausreichend, für eine ganze Woche aber entschieden zu wenig war, komme da, was da wolle.

»Abgemacht!«

Vielleicht gab es ja doch einen Himmel, in dem es sich leben ließ, und sei es auch nur für eine Woche.

Und so blieb er, sieben Tage und Nächte, und lernte sie alle kennen.

William, den Verliebten, der drei Wochen später mit seiner Angebeteten ins Wasser ging.

Die beiden Schmiede, die immer nur stumm dasaßen, nie ein Wort miteinander sprachen.

Den greisen Pfarrer Leberecht, dem das Leben in der Kneipe das rechesteste war.

Eine Horde alter Weiber, die vor dem Essen allesamt ihre Zähne rausnahmen und die Mahlzeiten mit ihrem lederharten Zahnfleisch zermalmten.

Justus Kaleika, ein junger Mann von ungewissem Charakter.

Thaddeus, der Kirchdiener, dessen kaum zehnjähriger Sohn vor dem Gasthaus ohne Auftrag Wache schob, stumm und scheinbar sich selbst enthoben, und der mit jeder Runde, die er drehte, die Mädchen im Ort weiter einwickelte, auch wenn er davon nichts bemerkte.

Elisabeth Fulgur, genannt Elsbett, die ihren Mann schon nach einer Minute allein am Tisch zurückließ und sich im Laufe der folgenden Stunde reihum in die Gespräche mischte.

Trudbert Apitius-Quilting, ein Gast von solcher Unscheinbarkeit, dass man nie genau sagen konnte, ob er anwesend war oder nicht.

Und schließlich: Alfred Schreiber, genannt »Der Humpen«, ein Trunkenbold, wie er zu jedem richtigen Gasthof gehört und dessen angeschriebene Zeche den Wirt wahlweise als einen sehr reichen oder sehr armen Mann erscheinen lässt. Und neben ihm: Karl Maurer – ein verwitweter Kauz, der in seinem Namen eine Berufung sah, was ihn allerdings nicht daran hinderte, auf dem Gelände des Gasthofes eine Reihe ungebauter Mauern sein eigen zu nennen. Dem Wirt hatte er eines Abends freimütig erklärt, er habe schon zwei Schuppen und eine halbe Scheune versoffen, doch solle er's nicht weiter tragisch nehmen, schließlich gäbe es ohnehin keinen Platz mehr, um diese zu bauen. Wenn der Wirt aber darauf bestünde, so müsse er, der Maurer-Karl, erst ein paar andere Gebäude wegreißen, wofür er aber noch nicht genug getrunken habe. Zum Zeugen ernannte er seinen Freund, den Humpen, und – für den Fall, dass dieser befangen oder betrunken war (was in gewissem Sinne auf dasselbe hinauslief) – obendrein noch Jauchen-Willy, der zufällig am Tisch gegenüber saß und für den die Kneipe nie mehr war als ein Zwischenstopp auf dem Weg zu irgendeinem Feld, einer Grube oder sonst einem fruchtbaren Ort, und der deshalb immer einen Karren voll mit dem namensgebenden Gebräu vor sich herschob und sein Gefährt nicht aus den Augen ließ, niemals. Selbst zum Pissen nahm er es mit (oder nahm's dazu), und als er eines späten Nachmittags leer ankam, fuhr er sogleich nach hinten, machte den Karren randvoll, stellte ihn gut sichtbar vor dem Gasthaus ab und setzte sich, von allerlei Ausdünstungen umgeben, glücklich an einen der grobschlächtigen Tische, direkt neben Hermann Kaden, dessen Bruder drei Wochen zuvor in die Kneipe im Ort gegenüber eingehiratet hatte; ein, wie Kaden-Hermann befand, reichlich unverdientes Glück, das er mit seinem Durst (gewiss nicht weniger reichlich, dafür aber ehrlich verdient) nicht noch zu mehren gedachte, woraufhin er dazu überging, selbigen im »Schwaden« zu stillen, und nicht anders seinen Hunger nach Gerüchten und Neuigkeiten aller Art, von denen einige, gut ein Jahr später, den dreiundzwanzigjährigen Kajetan Blum betrafen, der über Nacht spurlos verschwunden und von dem erst später bekannt geworden war, dass ihm in einer Stadt, von der mancher angenommen hatte, sie existiere nur in seiner Phantasie, eine Kanonenkugel die Brust auseinandergerissen hatte.

Und schließlich war da noch der Wirt, der am Abend des siebten Tages, just in dem Augenblick, als Karl Gustav Gütergotz zwecks Verabschiedung an die Zapfstelle trat, ein großes Glas nahm, es mit einer Hand mit dunklem Bier füllte, mit der anderen einen Kamm hineingleiten ließ, trank, dabei den Kamm aus dem Glase zog, ihn übergab und starb, alles in einem Zug.

Man begrub ihn unten am Fluss, im Grab der Gastwirte, auf dem er ihn fünfzehn Jahre später noch einmal sah, ihn und ein paar von den anderen, als das Hochwasser über den Friedhof und in die Gräber und Grüfte lief, so lange, bis es ihn, der ganz oben lag, herausgespült hatte und er da lag, draußen, auf ihrem kleinen Stück Land, die Haare über den zu Erde gewordenen Ohren in einem einzigen Schwaden nach hinten gelegt.

Als Karl Gustav Gütergotz aus seiner lodernden Kochnische zurück ist, liegt der Projectmacher auf dem Tisch und schläft.

›Dann eben nicht‹, und macht kehrt, als ein schnittiges »Hier geblieben!« hinter ihm auffährt. Dreht er sich also um.

»Ich wollt Sie nicht wecken.«

»Ich habe nur kurz geruht. Unmöglich, mich dabei zu wecken!« Dies mit einer Aufgewecktheit, die in der Tat nicht an Schlaf denken lässt. »Der wahre Projectmacher schläft nie. Ist das erste unserer zehn glänzenden Gebote.«

›Na dann ...‹

»Man nennt mich schließlich nicht umsonst den Biolychniaden – die ewig muntere Lebenslampe.«

»Ich nehme an, das B in Ihrem Namen.«

»Wollen Sie wetten?«

»Kein Bedarf.«

»In diesem Fall – gute Wahl. Banales Binnen-B. Hätten Sie nicht gedacht, was?«

»Ich denke, Sie sollten sich um Ihre ›tote Oma‹ kümmern, die wird sonst noch kalt.«

»Besten Dank«, und schiebt den dampfenden Haufen aus tiegelwurstigem Blut, Kartoffeln und Kraut beiseite. »Glänzendes Gebot Nummer zwei: Der wahre Projectmacher isst nie.«

›Verstehe.« Kurzer Blick in Richtung Bauch. »Nichts als heiße Luft, die da bläht.«

»Tut mir leid, schon wieder daneben. Aber ich will's Ihnen sagen, bin ja schließlich der Lichtbringer. Also, das glänzende Gebot Nummer zwei besitzt ein addendum aureum, worin steht, dass der wahre Projectmacher immer dann essen darf, wenn es keiner bemerkt, einschließlich er selbst.«

Die Tür wird aufgerissen.

Der Schmied tritt ein, geht so groß- wie wortlos an seinen Platz.

Karl Gustav Gütergotz bringt ihm das Übliche.

Als er wieder beim Projectmacher vorbeikommt, hat der plötzlich den Tisch voller Lampen und es überdies ziemlich eilig.

»Also, welches Modell soll's denn nun sein? Sind allesamt Photogenlampen. Photogenlampen – spenden blendend weißes Licht.«

»Kann ich nicht gebrauchen.« Kurzer Blick rüber in die lodernde Kochnische. »Wenn's hier drin noch heller wird, muss ich's Geschirre sauber machen.«

»Dann eben eine Lampe für draußen. Weil, lassen Sie es mich so sagen: Je heller es draußen strahlt, umso mehr ist der Gast geblendet, wenn er ins Innere tritt. Und ich brauche Ihnen wohl nicht zu sagen, was das für Ihr Geschirr bedeutet. Ganz zu schweigen von den Gläsern.«

»Sie hätten ein sauberes bestellen können.«

»Berufsrisiko. Ich sage mir immer: Lieber frisch geleuchtet als frisch gespült. Im übrigen, eine meiner Photogenlampen vor Ihrem Haus und den Gästen erscheint rückblickend alles umso strahlender. Umgekehrter Blendungseffekt, wenn ich so sagen darf.«

»Sagen Sie mir lieber wie hell die Dinger wirklich sind.«

»Nichts lieber als das. Bei A. B. C. Dreh tun die Fakten nicht weh.«

Es folgt Wissenswertes, Namen, Zahlen ...

»Zunächst einmal darf ich Ihnen mitteilen, dass das von mir vertriebene Photogen nur schwer gefriert – im Gegensatz zu Ihrem Rüböl. Was nun aber die Leuchtleistung betrifft«, spricht's und zieht einen Stapel Blätter unterm Tisch hervor, »so zeigt uns diese Tabelle hier, dass man die Lichtmenge einer gewöhnlichen Wachskerze mit 100 ansetzen kann. Dagegen bringt es eine mit 100 Gramm Rüböl gefüllte Lampe bereits auf einen Wert von 1158. Eine fantastische Steigerungsrate, gewiss, doch glauben Sie nicht, damit sei schon alles erreicht. Oh nein, seien Sie ganz unbesorgt, der Fortschritt ist nicht nur unaufhaltsam, er ist auch unendlich, selbst wenn wir, wie Sie gleich sehen werden, inzwischen an einem Punkt

angelangt sind, wo die ganze Sache nur noch eine Frage der *Quantität* ist. Will sagen: Selbst das billigste Photogen, eingefüllt in eine einfache Lampe mit flachem Docht und ohne Zugglas, erreicht bereits unglaubliche 1490 Punkte. Doch A. B. C. Dreh wäre nicht A. B. C. Dreh, wenn er nicht versucht hätte, die als unerreichbar geltende 2000er-Marke zu knacken. Tja, und was soll ich Ihnen sagen – es ist ihm gelungen: Sagenhafte 2000 und 7 Punkte, erleuchtet mit jeder dieser Lampen hier. Dass der Wert in der Übersicht nicht auftaucht, liegt einzig und allein daran, dass mein Versuch genau einen Tag nach Redaktionsschluss des ›Chemischen Journals‹ stattgefunden hat. Aber das soll uns nicht weiter stören, schließlich handelt es sich bei meinen Lampen um eine völlig neue, ja ich möchte fast sagen *revolutionäre* Construction: tief liegender Ölbehälter, specielles Zugluftsystem ... Sie fragen sich jetzt bestimmt, wie es bei diesen Lampen mit dem Verbrauch aussieht. Nun, auch hierzu habe ich eine kleine Studie mitgebracht, deren Ergebnisse Sie nichts als erfreuen werden. Gereinigtes Rüböl, in eine gute Moderateurlampe gegossen und angezündet: 40,69 Gramm pro Stunde. Dagegen der Wert des Photogens: 20,02. Was die damit verbundenen Kosten betrifft, so geht man in der Gewerbezeitung davon aus, dass die Preise für Rüböl und Photogen in einem Verhältnis von 7 : 8 stehen. Wie Sie aber sicherlich schon bemerkt haben, sind die Rübölpreise in den letzten Jahren stark gestiegen, wohingegen ich Ihnen sagen kann, dass die des Photogens stark rückläufig sind. Aber wie dem auch sei, ich schlage vor, wir verlassen uns auch in diesem Fall nur auf die Fakten und hören ein paar unabhängige Stimmen.

Nehmen wir Professor Karmarsch hier: ›Das Photogen kommt als Beleuchtungsmittel immer schneller in allgemeinen Gebrauch, wozu die hohen Talg- und Rübölpreise wesentlich beitragen. Das Photogen, der Lichterzeuger, ist dazu berufen, in Zukunft eine große Rolle zu spielen.‹ Dazu sein Kollege, Professor Heeren: ›Ich kann die soeben angegebenen Beobachtungen völlig bestätigen.‹ Klare Aussagen, was?! Aber damit noch lang nicht genug. Professor Karsten meint: ›Die Photogenlampen liefern das hellste Licht.‹ Und sein Kollege, Doktor Elsner, fügt hinzu: ›Ich kann dieser Ansicht gleichfalls nur beistimmen, indem schon jahrelang in meiner Behausung Photogen, wie sich von selbst versteht, in einer eigens zu diesem Zwecke construierten Lampe gebrannt wird, ohne dass während dieser Zeit auch nur der geringste Unfall hierbei sich ereignet hat.‹ Womit

wir auch schon beim Thema Sicherheit wären, wollen schließlich alle in Ruhe und Frieden leben, nicht wahr? Fragen wir also am besten mal Professor Wagenmann, wie das mit dem Photogen aussieht. ›Dieses Öl muss in Lampen mit tief liegendem Ölbehälter gebrannt werden; sein spezifisches Gewicht muss sein 0,815–0,835; ein leichteres, im Handel vorkommendes Photogen von 0,780 ist zum Brennen sehr gefährlich und kann sehr leicht zu gefährlichen Explosionen Veranlassung geben.‹ Also, wenn so ein Professor zweimal kurz hintereinander von gefährlich redet, dann muss es schon gefährlich sein, was?! Zumindest, wenn man die falschen Lampen und nicht das richtige Öl hat. Aber nun raten Sie mal, wie hoch das spezifische Gewicht von meinem Photogen ist. Genau, 0,825! Tja, wie ich eben schon sagte, bei A. B. C. Dreh tut das Leuchten nicht weh. Aber ich sehe schon, Sie schwanken noch. Na, dann hören Sie sich mal das hier an: ›Es ist noch nicht lange her, da erhielt der bekannte Arzt und Mediziner Professor Voltolini vermittels einer Photogenlampe, in deren Inneres er Sauerstoff einströmen ließ, ein so helles Licht, dass er seine eigene Speiseröhre ein Stück weit nach unten besichtigen konnte. – Also, wenn das nichts für Ihr Gasthaus ist.‹

»Mag sein, aber ... hee, wo is'n die ›tote Oma‹ hin?«

»A. B. C. Dreh weiß von nichts. Aber mit einer seiner Lampen finden Sie's bestimmt raus.«

»Der einzige, der hier was rausfindet, sind Sie – und zwar den Weg. Und lassen Sie gefälligst eine von diesen verdammten Photolampen da, und genug Öl, damit ich Ihnen heimleuchten kann.«

»Hab mir doch gleich gedacht, dass wir zwei uns verstehen.«

»Raus!«

»Wie Sie wünschen.«

»Aber vorher bezahlen Sie mir noch meine ›tote Oma!«

»Schon mit einberechnet.«

»Dann raus!!«

»Mit Lampe oder ohne.«

»Raus!!!«

»Nichts lieber als das. Sie wissen doch: A. B. C. Dreh – macht den Kunden zum König und sich selbst zum Sklaveeeeeee ...«

Herzliebste Lilly,

verzeih, dass ich dir erst jetzt antworte, aber die Arbeit war gar zuviel, und ich schreibe nicht gern, wenn mich etwas drängt. Die Zeit ist freilich noch immer knapp, doch kann ich nicht länger warten, auch wenn ich fürchte, dass mir die eilig zu Papier gebrachten Worte nicht gefallen werden. Ich sehe es ja jetzt schon! Bitte versteh mich nicht falsch, ich bewundere den spontanen, unverstellten Ausdruck, doch will sich mir ein solcher beim Schreiben nie recht einstellen, und gelingt es mir dann doch einmal, meine Empfindungen sogleich in Worte zu kleiden, so wirken die Zeilen erkünstelt, und das Lesen wird mir zur Qual. Und dennoch, Lilly, mag uns unser Wissen auch nicht vor unseren Erwartungen schützen, so halten uns unsere Befürchtungen doch um nichts weniger davon ab, das zu tun, worauf sie sich gründen. Ob dies ein Glück ist, wage ich nicht zu entscheiden. Gewiss aber ist es kein Unglück, denn wo das eine die Enttäuschung immer schon in sich trägt, ist das andere von Anfang an vor ihr gefeit.

Siehst du, jetzt gerate ich selbst schon in die großen Worte, dabei habe ich noch gar nichts gesagt. Aber ich weiß ja auch gar nicht, wo ich beginnen und wie ich es sagen soll.

Seit drei Tagen erweise ich mich nun schon als Sklavin meiner eigenen Küche. Es fing damit an, dass mein Herr Gemahl einen Fisch gefangen hat. Zumindest hat er einen solchen mit nach Hause gebracht. Ein Spiegelkarpfen, an die zwanzig Pfund schwer. Er hat ihn mir auf den Küchentisch gelegt und gesagt, ich solle ihn gleich zubereiten. Ich habe es getan und – ach, du siehst es ja selbst, mein einfaches Drauflosschreiben raubt dem Alltäglichen seine Dramatik.

Schüttelst du jetzt den Kopf?

Glaubst du, dass unser ganzes Dasein aus solch scheinbaren Banalitäten besteht? Dann bliebe noch immer die Frage, was besser wäre: die gemeinen Dramen mit Worten zu überhöhen, um ihre wahre Größe aufzuzeigen oder sie so darzustellen, wie sie uns entgegentreten? Eine Aneinanderreihung von Plattitüden und Nebensächlichkeiten, einfach und banal. Scheinbar ... Aber gut, ich habe den Karpfen zubereitet, und als ich fertig war, ist Justus zurückgekommen, hat ihn in eine große Pfanne gepackt und ist mit ihm seiner Wege gegangen. Er ist einfach verschwunden, Lilly,

genau wie dein Albert, nur auf eine ganze andere Art und Weise. Auch war er nach ein paar Stunden wieder zurück. Einfach so, als wäre nichts gewesen. Und alles, was er sagte, war: »Der Fisch hat geschmeckt.« Dann ist er in die Kammer gegangen, hat sich ins Bett gelegt und ist eingeschlafen. So laut, dass ich's nicht hätte überhören können. Dabei stand ich noch immer in der Küche, und das einzige, woran ich denken konnte, waren seine Worte. »Der Fisch hat geschmeckt.« Nicht gut, nicht sehr gut und auch nicht vorzüglich, nein, der Fisch hat einfach nur geschmeckt. Geschmeckt! Der Fisch! Ein Karpfen war das, ein Spiegelkarpfen! Fast hätte ich geglaubt, er habe sein Heil in Petrus endlich gefunden. Aber ich konnte mir schon denken, wo er war. Nur wusste ich nicht, dass er mir am nächsten Tag wieder einen bringt. Diesmal war es kein Karpfen, diesmal war es ein Lachs! Dabei hatte er noch nie einen Lachs gefangen, stattdessen immer behauptet, der Fisch sei hierzulande ausgestorben. Und dann kommt er in aller Herrgottsfrühe mit einem Lachs nach Hause! Und wieder so ein Riesenvieh. Legt ihn mir auf den Küchentisch und sagt, ich solle ihn gleich zubereiten. Ich kam mir vor wie in einem dieser Märchen, wo sich alles im Kreise dreht und wiederholt, zumal ich es wieder getan habe. Nur dass es diesmal viel länger gedauert hat, weil ich nicht wusste, wie man einen Lachs am besten zubereitet. Zum Glück habe ich in einem Buch ein Rezept gefunden, aber kaum war ich fertig, war der Fisch auch schon wieder verschwunden. Du kannst dir denken, wie die Geschichte weitergeht. Der verehrte Herr kommt nach ein paar Stunden zurück, sagt, dass der Fisch geschmeckt hat, geht in die Kammer, schläft ein und bringt mir am nächsten Tag wieder einen. Diesmal einen Hecht. Dabei hatte er erst vor ein paar Wochen einen gefangen. Immerhin wusste ich diesmal, wie ich ihn zuzubereiten habe. Ging deshalb auch ein wenig schneller. Verschwunden ist der Fisch trotzdem, aber mir wurde gesagt, dass er geschmeckt hat. Das war vor einer Stunde, und jetzt sitze ich hier in der Küche und warte auf den neuen Tag. Auf den neuen Tag und auf den neuen Fisch. Und obwohl ich weiß, dass er mir wieder einen bringen wird, habe ich alle Spuren beseitigt und meine Seiten über den Tisch hier ausgebreitet.

Lilly, ich habe deinen Brief gerade noch einmal gelesen, und weißt du, obwohl alles ganz anders ist, geht es mir genau wie dir. Ich sitze hier und spüre die Zeit nicht mehr. Ich weiß, ich habe gesagt, sie ist knapp, aber

jetzt spüre ich sie nicht mehr. Ich lasse mich mit offenen Augen durch die Nacht treiben. Aber ich darf nicht nachdenken, nur nicht nachdenken, denn dann wird mir bewusst, dass ein neuer Tag kommen und mich mit seinen Erwartungen bedrängen wird, die ich jetzt schon wieder vor mir sehe, auch wenn ich nicht sagen kann, ob es nicht doch eher Befürchtungen sind. Aber was macht das schon. Wir treffen mit unseren Worten ja doch nie unsere Welt.

Soll ich dir also erzählen, was geschehen ist?

Aber wie soll ich es denn beschreiben?!

Je länger ich darüber nachdenke, desto unmöglicher erscheint mir das alles. Die Zeit lässt uns mich eben doch nicht los. Oh Lilly, wie gern würde ich dir in deinen Wachträumen folgen. Aber ich kann es nicht.

Sind wir denn so verschieden?

Bitte, du darfst diesen Worten keine große Bedeutung beimessen. Es sind flüchtige Gefährten, und wir wissen doch beide, wie ähnlich sich unsere Wesen sind. Und es hat ja auch sein Gutes, denn hätte ich die Zeit und die Kraft, meine Worte noch einmal durchzulesen, ihr Schicksal wäre besiegelt. Ich würde nicht zögern, diesen Brief zu zerreißen und ihn in den Eimer zu den stinkenden Resten des Hechtes zu werfen. Papier ist gut, um ausgescharrte Innereien zu überdecken.

Ich werde also weitermachen, genau wie du gesagt hast, jetzt, jetzt, jetzt.

Die Fische sind allesamt ins Wirtshaus gewandert. Aber glaub nicht, dass sie dort auch angekommen sind.

Nein, verzeih, ich muss anders beginnen.

Seit Tagen empfängt Pfarrer Fuggert die verschiedensten Leute. Manche kommen ganz früh, noch im Schutz des Nebels, und gehen erst wieder, wenn es die Dunkelheit erlaubt. Aber das tun beileibe nicht alle. Ich habe sie schließlich zu jeder Stunde hoch zum ›Schwaden‹ laufen sehen. Aber sie kehren dort nicht ein, sondern gehen direkt rauf in das Zimmer, das Fuggert nun schon seit Wochen bewohnt. Er empfängt sie dort und lässt sie erzählen. Und wenn sie stocken, wartet der Fisch auf sie. Vielleicht fragst du dich, was das alles zu bedeuten hat, aber den Reim musst du dir schon selber machen. Und das wirst du, das wirst du ganz gewiss. Und glaub mir, du wirst richtig liegen, vollkommen richtig. Wie könnte ich daran zweifeln!

Ist das eine Befürchtung oder eine Erwartung?

Ich weiß es nicht. Aber was sollte das auch ändern?!

Lilly, die Zeilen beginnen vor meinen Augen zu verschwimmen. Ich muss mich beeilen. Ich sehe doch, dass ich noch immer nichts zu greifen bekommen habe. Aber gestern, gestern ist Albert gekommen. Es war schon fast dunkel, aber ich weiß, dass er es war. Selbst wenn ich ihn nie zuvor gesehen hätte – ich hätte ihn erkannt. Du hast ihn mir so oft schon beschrieben. Eines Tages aber wird er bei dir sein. Hörst du, Lilly, eines Tages wird er ganz und gar bei dir sein.

Glaubst du mir das, Lilly? Glaubst du mir das?

Lilly, du darfst nicht glauben, dass das hier alles ein Spiel ist. Es sieht nur wie eines aus.

Ich bin müde. Wenn Arthur morgen kommt, werde ich ihm den Brief mitgeben. Wenn nicht, zerreiße ich ihn und streue die Schnipsel über die Eingeweide eines riesigen Fisches.

S.

Als Justus Kaleika die Treppe runtergetrampelt kommt, kann sich Karl Gustav Gütergotz schon denken, dass mal wieder was nicht stimmt. Wahrscheinlich isst diesmal der Kaffee.

Und da isst er auch schon.

»Fuggert meint, das mit dem Kaffee geht so nicht.«

Geht ganz schön schnell, was? Na gut, machen wir's ein bisschen langsamer, halten inne und blättern ein Stückchen zurück.

»Guten Abend, Herr Wirt. Mein Name ist Johann Christian Martin Fuggert und ...«

»Was wollen Sie?«

»Nun ... also ... ich hätte gern ein Zimmer ... für ein paar Nächte.«

»Gibt's oben.«

»... und etwas zu essen.«

»Gibt's hier.«

»Vielleicht ein gutes Stück Rindfleisch?«

»Müssen Sie schon selber wissen.«

»Rindfleisch ist erlaubt, es darf nur nicht zu lange gebraten sein. Und nicht so fettig. Und am besten ungewürzt.«

»Schon mal mit der Schuhsohle probiert?«

»Wahrscheinlich etwas zäh, meinen Sie nicht?«

»Habs noch nie probiert.«

»Dann bleibe ich bei dem Rindfleisch. Und dazu bitte etwas Brot. Ich nehme an, es ist nicht frisch gebacken.«

»Is das ne Frage?«

»Ja.«

»Nö.«

»Äh, wie meinen?«

»Nicht frisch gebacken.«

»Oh, gut, sehr gut. Aber – Sie mögen die Frage verzeihen – es ist doch nicht schon schimmelig, oder?«

»Kann man abschneiden.«

»Also ...«

»War's das?«

»Ich weiß nicht recht. Vielleicht noch ein Glas frisches Quellwasser.«

»Quellwasser?«

»Frisches!«

Gut möglich, dass die Worte an diesem mit meteorologischen Klischees überladenen Juliabend andere waren, doch ist die Umformung des Gewesenen der Preis, den eine jede Erinnerung zu zahlen hat – und den wir, genau wie die Erinnerung selbst, zu zahlen nur allzu gern bereit sind, bekommen wir doch mit der Umformung nicht nur das grundlegende Prinzip aller Geschichte serviert, sondern, sozusagen als Krönung des ganzen, noch einen schönen Schein obendrauf, auch wenn es sich in diesem Fall nur um den des Feuers handelt, welches Karl Gustav Gütergotz vor Stunden im Kamin entzündet hat und vor dem er jetzt mitsamt seinem einbeinigen, fest untern Arsch geschnallten Melkschemel hockt, einen Pott Kaffee in den globigten Händen hält und ihn, dampfend und warm, ins nächstbeste Nachtgeschirr gießt.

»Taugts wenigstens noch zum Reinemachen.«

Womit sich die Sache für ihn erledigt hat.

Und so schleift sich's dahin, indes keine fünf Meter weiter, für jeden, der kann, leicht zu lesen, ein Zettel in der Größe eines fulminanten Folianten hängt und die halbe Vorderseite von etwas überdeckt (oder darstellt, denn die Seite ist offen), das sich nicht näher kategorisieren lässt denn »Mobilier, welches aus Holz ist«, wobei selbiges aussieht, als habe ein bierlauniger Sargtischler versucht, einen avantgardistischen Hasenstall zu zimmern, kurz vor Abschluss der Bauarbeiten jedoch bemerkt, dass er gar keine Karnickel besitzt, woraufhin er sich entschied, ein konventionelles Regal draus zu machen, welches schließlich an seiner überdimensionierten Gewöhnlichkeit scheiterte. Vielleicht war es aber auch einfach nur zu spät. Gewiss jedenfalls, dass »Mobilier« nicht das rechte Wort für dieses hölzerne Objekt ist, schließlich steht es seit unvordenklichen Zeiten am selben Platz, irgendwo auf halber Strecke zwischen Feuerstelle und Tür, direkt vor einer meterdicken Bruchsteinmauer, an deren Fußende sich der Putz derart hoch türmt, dass es den Anschein hat, als wolle er zurück an die Wand, von der er nach Jahren in Fladen gebröckelt, gleichwohl dem interessierten Beobachter nicht entgehen kann, dass es *hinter* dem Objekt, welches aus Holz ist, nie auch nur die dünnste Schicht Putz gegeben hat – und sich nichts in ihm befindet, sieht man einmal von einem schon seit Wochen daliegenden Brief und einer Staubschicht von historischen Ausmaßen ab: die ins Mikrokologische verdichtete Ablagerung unzählbar vielen Lebens, von keiner Archäologie je zu ergraben.

Oben auf dem Zettel aber steht: »Fuggerts Fresserei«. Darunter zwei Spalten, links ist »Verboten!« und rechts ist »Erlaubt«.

Das anschließende Gekrakel stammt zweifellos von Karl Gustav Gütergotz, wiewohl Johann Christian Martin Fuggert als eigentlicher Urheber des folianten Stücks Papier angesehen werden muss, ist doch die linke Spalte das Resultat eines guten Dutzends unberührt wieder vom Tisch wandernder Mahlzeiten, derweil sich die rechte als Manifestation diverser kulinarischer Sonderwünsche entpuppt. Dazwischen aber schoben sich wochenlange Exkurse über rechte Ernährung und Lebensweise, die, obwohl vom jungen Vikar allesamt mit leerem Mund vorgetragen, Karl Gustav Gütergotz allein ihren Worten nach verstand, bis, ja bis Fuggerts Abhandlungen eines Abends hinter Kaskaden darniederrieselnder Erinnerungen verschwammen und schon bald unter einem Haufen kleiner Denkwürdigkeiten verschwunden waren¹, welche allesamt Gütergotz'

1 »... denn die Leiden zu lindern und die Schmerzen zu stillen ist der Wille des allmächtigen Gottes, gleichwohl ein jeder von uns einen Funken der göttlichen Kraft in sich trägt, auf dass es dem einzelnen wie der Gemeinschaft gelinge, durch tatkräftige Entschlüsse und einen starken und strengen Glauben alles zu erreichen, was in den Grenzen dieser unserer Natur liegt. Denn lassen Sie sich gesagt sein: Dem unbedingten Willen ist nichts unmöglich – und die Erkenntnis allgewiss. Um diesen Weg aber gehen und seine Prüfungen bestehen zu können, gilt es, sich zu beherrschen, der unnützen Ruhe ebenso zu entsagen wie alle widernatürlichen Bewegungen zu unterlassen und zu unterbinden, haben doch Ausschweifungen noch nie zum Ziele geführt. Ja, es ist generell zu bezweifeln, dass eine Unart wie das heutige Tanzen überhaupt ein solches besitzt, zumal allgemein bekannt ist, dass bereits ein leicht erhöhtes Maß an unbotmäßigen Bewegungen zum Blutsturze führen kann. Überdies weiß man von vielen jungen und scheinbar gesunden Menschen, die am Abend tanzten oder auch nur Tanzenden zuschauten und am nächsten Morgen tot in ihrem Bette lagen. Das Tanzen sollte deshalb nur dann erlaubt sein, wenn es sich um eine Form geordneter Bewegung handelt.

Über die Faulheit indes, mag sie nun eine Trägheit des Herzens oder eine des Geistes sein, ist schon vielerlei gesagt worden, so dass ich mich in diesem Falle beschränken und auf jenes wahre Wort berufen kann, demnach der Faulheit die Krankheit folgt. Auf die Krankheit aber, so sei hinzugefügt, folgt nicht selten der Tod. Doch will ich meinen Blick an dieser Stelle noch in eine andere Richtung lenken, schließlich dürfen wir, gerade an einem Ort wie diesem hier, unseren Körper nicht vergessen. Sie glauben nun vielleicht, dass ein Mann der Kirche da-

rüber nichts zu sagen weiß, und wenn, dann gewiss nichts Rechtes, doch wollen wir das erst mal sehen. Zwar heißt es bekanntlich, man solle darum beten, dass in einem gesunden Körper auch ein gesunder Geist wohne, doch wäre das ein toter Gott, bei dem alles schon vorher bestimmt und der zu seiner Ehre nur noch der Fürbitten und Gebete bedarf. Nein, der Gott, dessen lebenskräftigen Funken wir alle in uns tragen, hat den Geist zwar unsterblich und unseren Körper zu seiner Hülle gemacht, doch müssen wir, wenn wir den Geist mit dieser unserer Hülle schützen wollen, auch die Hülle selbst beschützen, müssen ihr Sorgfalt und Pflege angedeihen lassen und sie vor allen schlechten Einflüssen und schändlichen Verlockungen bewahren. Sie sehen also, ein gesunder Körper beherbergt nicht nur einen gesunden Geist, sondern hilft auch, einen solchen auszubilden. Von was aber, so frage ich Sie, wird unser Körper mehr beeinflusst als von den Speisen, die wir ihm zu essen und den Flüssigkeiten, die wir ihm zu trinken geben? Gewiss, auch unsere gesamte Lebensweise spielt hierbei eine Rolle, und ein jeder von uns muss ständig achtsam sein und sich ermannen, um nicht den regellosen Ausschweifungen nachzugeben oder jenen liederlichen Lockungen zu erliegen, welche an jeder Ecke lauern, gerade im trübsten Lichte und im Dunkeln. Doch will ich mich hierin nicht weiter vertiefen, zumal bekannt ist, dass die falsche Wahl der Speisen und Getränke unsere Lebenskraft schwächt und unser Dasein bis in seine feinsten Verästelungen hinein beeinträchtigt. Ja, wie man weiß, können sogar besonders aromatische und intensive Gerüche unser Leben gefährden, mögen diese nun von den meist völlig unbedacht verwendeten Gewürzen herrühren oder auch nur von einem Strauß stark riechender Blumen stammen, welcher, über Nacht im Schlafzimmer belassen, seine tödliche Wirkung entfaltet. Sie werden daher verstehen, wenn ich Sie bitte, in Zukunft auf Ihre Schwefelhölzer zu verzichten und stattdessen nach einer neueren Zündmaschine Ausschau zu halten. Mitunter muss man seine Gewohnheiten für die rechte Lebensweise ändern und manches Liebgewonnene aufgeben, genau wie wir all jene Genüsse meiden müssen, die den Körper krank machen, ihn schwächen oder mit seiner natürlichen Verfasstheit nicht in Einklang zu bringen sind. Denn wie sehr wir uns auch immer bemühen, alles zu erreichen, was innerhalb der Grenzen unserer Natur liegt, so dürfen wir doch nie etwas über diese hinaus unternehmen. Niemals! Inmitten allen Fortschritts ist der Naturzustand unser Ausgangspunkt und unser Ziel. Dennoch ist es falsch zu sagen, unser Glaube vertrage sich nicht mit den diätetischen Lehren oder der neueren Homöopathie. Das Gegenteil ist der Fall. Denn was geschieht bei dieser anderes, als dass das Unheilbringende eines Stoffes durch vielfache Verdünnung aufgelöst wird, derweil seine Wesensart, seine mächtige Seele, erhalten bleibt, damit unsere Lebenskraft an ihr wachse. Allein schon aus diesem Grund ist der Homöopathie der Vorzug vor der Allopathie zu geben, wird doch bei jener ein der Seele verwandtes Geistiges zugeführt und die Seele, wenn sie etwas in ihr Abgängiges oder auch nur Geschwächtes von außen her in sich aufnimmt, sogleich in die Lage versetzt, zum Arzt des kranken Körpers zu

Kindheit folgten, eine Kindheit, wie es sie nie gegeben hat, deren Erinnerungen aber um nichts weniger vollkommen wahr sind, wahr und warm wie das Wasser in dem riesigen Kessel, der, vollgepackt mit loderndem Holz, in der Waschküche steht ...

Bevor er reinsteigt, schaut er sich noch einmal um. Die Wände sind weiß gekalkt und von Wasserdampf durchsogen, derweil Spritzer von Fett und Blut vor seinen Augen prangen und sich hier und da zu rechten Flecken, ja ganzen Figuren auswachsen, deren Farbe sich jedoch schon bald nach dem Eintreffen und Aufsaugen verliert und die braun und grau werden, auf ewig beginnend an einem Tag im November ... wenn draußen noch die Reste der Nacht klirren, taucht drinnen ein in handliche Würste gepresstes Schwein in den Kessel, und schöpft, so ganz nebenbei, Brühe, Liter für Liter und Eimer um Eimer, und keiner würd's ihm verübeln, wenn der Darm dann mal platzt, hier und da. Und so quirlt's sie umher, die fett glotzenden Augen, ganz oben auf der eingekesselten Brühe, auf deren Grund die sudigen Lefzen liegen, welche nur mit Hilfe riesiger Kellen auftauchen.

Ein höllisches Gebräu ist das. Eines, das, nähme man ein Bad darin, für alle Zeiten unverwundbar machte. Nie aber hat auch nur einer versucht, hineinzusteigen, so saustraff auch immer sie waren – und allen voran: der Veterinär. Kaum Schlaf, dafür trunken, stolpert er kurz nach fünf in kalten Stiefeln herein und findet seinen Platz sogleich an dem Kessel, da rum man sich eilends versammelt, und schon läuft die erste Runde reihum, stürzt gierende Kehlen hinab und weiter ins Leere, derweil das Schwein noch ahnungslos grunzt, da folgt schon die zweite und dritte, derweil das Vieh seine erste und letzte dreht, dagegen der Jüngste – Los, den Kümmelspalter holen! – losgeschickt wird, und nie wird einer mit etwas anderem zurückkehren als einem fest verschnürten Rucksack voller

werden. Dagegen wird der leidende Körper bei der Allopathie gezwungen, zum Arzt seiner Seele zu werden, und zwar noch bevor er gesundet ist. Es ist gewiss nicht schwer zu erkennen, dass die Seele auf diesem Weg Gefahr läuft, selbst zu erkranken, wodurch der gesamte Heilungsprozess auf lange Zeit erschwert, ja oft sogar gänzlich unmöglich gemacht wird. Wir wollen es also gar nicht so weit kommen lassen und uns recht ernähren und gottgefällig leben. Dazu aber gehört, dass wir manchem Genussmittel entsagen, andere Stoffe dagegen vermehrt zu uns nehmen müssen. Am strengsten verboten aber, weil von allen Mitteln dasjenige, welches die meisten Übel hervorruft, ist der Kaffee ...«

tieferer Ziegel, die Jahr für Jahr zwischen den Häusern verkehren – eine geheime Währung, durch nichts und niemand zu ersetzen, ein handfester Ritus, der Preis für die Initiation, seit Generationen schon.

Von dem Jüngsten aber bleibt nichts zurück als ein paar Stiefelspuren im Schnee, deren Tiefe die Plackerei nicht offenbart, und einzig der verwischte Raum zwischen den Abdrücken könnte dem, der imstande ist, ihn zu lesen, eine Ahnung verschaffen.

Demjenigen aber, der sich auf den Weg gemacht und den Kümmelspalter geholt hat, um ihn in der gespannten Stille dieser auf ewig erwartungsfrohen Runde auszupacken, entschwinden die Gedanken an das Geschinde sogleich, verblassen und vergehen unter sich ihm entgegenstreckenden Händen, die, fleischig und feist, von den noch warmen Farben des Schweins überkrustet sind und verheißungsvoll dickwandige Gläser umklammern, welche mit Hochprozentigem gefüllt ... und geleert ... und gefüllt ..., derweil man sich mit der anderen Hand die wanstigen Bäuche hält, damit sie nicht platzen und klaffen wie der des Schweins, das außerhalb ihrer Runde hängt, kopfüber, besitzt es einen solchen längst schon nicht mehr.

Und das ist das Leben, auf das man nun trinkt. Abkehlen, einkehlen. Abkehlen, einkehlen. Wieder und wieder.

Und so reiht man sich ein, hält Beile in den Händen und Messer dazu und schneidet's und schnippelt's und würzt's obendrein, bis man sich wiederfindet, am Kessel, in dem die Augen längst nicht mehr zu zählen sind und aus dessen brodelndem Sud die Würste steigen, zungeblutleber, glänzend und dampfend, religiösen Erscheinungen gleich, eine tiefrote Wärme ausstrahlend, rückblickend der Vorschein einer besseren, der ewig idealen Welt, wie es sie nie gegeben hat und die er, Karl Gustav Gütergotz, noch am Abend desselben Tages betritt, um auf den Grund des mit warmen Wasser gefüllten Kessels zu tauchen.

Und während die Erinnerungen ineinander übergehen und verblassen und wir Karl Gustav Gütergotz im schönen Schein der Geschichte am Feuer sitzen und den Kaffee wie Wein im Nachtgeschirr schwenken sehen, werfen wir einen letzten Blick durch den Raum und tauchen dann ab, um die Bühne für einen kleinen Wechselgesang freizugeben, wie er in der Kneipe hier niemals erklungen, um nichtsdestoweniger aber eine Möglichkeit ist, zumal der Titel die geschichtsträchtige Sache auf den schlichten Punkt bringt: »Kaffee«. Verfasser unbekannt.

(Moderato, con spirito)

Oh du dunkler Wundertäter
ein modernes Faszinosum
bist ein Seelenmassierer
du machst nüchtern

bist ein Alte-Welt-Verräter
ein exotisch Curiosum
ein Geisteskrepierer
und tüchtern

Ja, da sind wir uns eins.

Du Begründer eigener Häuser
bist ein Geistesaufrichter
ein Kräfteerwecker
bist vom Manne importiert

voller gelehrter Duckmäuser
ein Sinnenvernichter
ein Lebensvollstrecker
und hast ihn impotenziiert

Jeden, außer uns.

Du bist der große Erkalter
ein der Dürre Habhafter
bist ein Nachrichtenbringer
stehst dem Agenten so nah

bist ein Hitzeentfalter
und ein Körperentsafter
ein Gesellschaftszwinger
für Geschäfte in bar.

Davon sind wir hier frei.

Und während sich die Möglichkeit als Notwendigkeit entpuppt und wir, abgetaucht, auf dem Grunde der Erzählung weilen und über den Fortgang der Geschichte philosophieren, steht Fuggert – da und tut – nichts. Aber gut, immerhin erspart er uns damit die elende Rumblättereier. Verstummen wir also und überlassen – den Bauch voll Kaffee – dem jungen Mann Gottes das Wort. Die kleine Einförmigkeit ist freilich Teil der Geschichte ...

Oh du Nervenaufrheber,
bist ein Blutdruckhochtreiber,
bist ein Feind der Natur,
der letzte Akt vor der Kur.

Bist ein böser Überreizer,
ein mit den Leiden nicht Geizer,
bist ein teuflischer Saft,
schwächst die Lebenskraft.

Bist ein künstlicher Wächter,
ein die Tage Verächter,
eine Gefahr für die Frau,
ja ich weiß es genau.

Womit für Fuggert die Sache klar ist. Es sei denn ...

»Gesundheitskaffee, er hat gesagt er will nen Gesundheitskaffee.« Johann Christian Martin Fuggert in Gestalt von Justus Kaleika.

»Hab keinen. Hab ich ihm schon mal gesagt.« Karl Gustav Gütergotz als er selbst.

»Fuggert hat gesagt, falls er keinen hat, soll er welchen besorgen.«

»Kann er doch machen.«

»Was?«

»Sich welchen besorgen.«

»Du!«

»Kein Bedarf.«

»Er hat gesagt, ohne den Kaffee brauch ich gar nicht erst wiederkommen.«

»Dann geh nach Hause.«
»Da wartet meine Frau.«
»Dann bleib hier.«
»Da wartet Fuggert.«
»Dann mach dich auf den Weg.«
»Wohin?«
»Nach da, wo Fuggert hergekommen is, da ham die das Zeug ganz bestimmt.«
»Wo ist das.«
»Außerhalb von hier.«
»Hmm ... Weißt du, manchmal kommts mir vor, als wär er schon immer hier gewesen.«
»Kommt ja seit Wochen auch kaum noch aus seinem Zimmer raus.«
»Vielleicht hättest du den Zettel nicht aufhängen sollen.«
»Und mir stattdessen alles merken, was?«
»Gesundheitskaffee hättest du dir jedenfalls merken können.«
»Hab ich doch.«
»Aber nicht gekauft.«
»Verdammt, das hier is ne Kneipe und kein Naturheilladen.«
»Und nun?«
»Gehst du und bringst ihm seinen Nachttopf.«
»Und der Kaffee?«
Der schwappt ins Feuer.
»Fuggert hat gesagt, Gesundheitskaffee wird nicht gebrannt, nur mild geröstet.«
Und ich hab gesagt, eine Figur soll nicht mit ihrem Autor sprechen, klar Kaleika?!
»Aber ich meine ... der Gesundheitskaffee ... was wird denn nun mit dem?«
»Nichts.«
»Aber Fuggert wartet drauf.«
»Dann passt's ja.«
»Er hatte wirklich nen anstrengenden Tag.«
»Wozu hat er denn ne Frau!? Ich weiß, die is noch nich wieder zurück, aber Fuggert hat doch selbst gesagt, es sei das schöne Vorrecht der Frau, ihrem Manne der Liebe wegen jeden Gefallen zu tun.«

- »Das hat er gesagt?«
- »Wortwörtlich.«
- »Sollte ich vielleicht auch mal bei meiner Frau ...«
- »Damit will ich nichts zu tun haben!«
- »Sag mal, wo ist Fuggerts Frau eigentlich?«
- »Die holt den Rest von seinen Sachen.«
- »Wo?«
- »Außerhalb von hier.«
- »Und da wolltest du mich hinschicken?«
- »Hättest ihr beim Tragen helfen können.«
- »Was bringt sie denn alles mit?«
- »Hat dir das Fuggert nicht gesagt?«
- »Nein, hat er nicht.«
- »Und sie?«
- »Hab sie nicht gesehen, war nur bei ihm.«
- »Probleme mit den Weibern?«
- »Nicht die Bohne! Weder er noch ich.«
- »Scheint ja langsam dicke Freunde zu werden.«
- »Ich helf ihm nur bisschen.«
- »Na dann is ja gut.«
- »Isses. Aber sag mal, was bringt sie denn nun alles mit?«
- »Vor allem Bücher. Hat sie gesagt.«
- »Er liest ne Menge.«
- »Mehr als er frisst.«
- »Das is mir nur recht, weil, was übrig bleibt, fress ich. Außerdem hat mir Fuggert ein Buch übers Angeln versprochen. ›Das heile Herz des Fischers‹ oder so. Bringt sie bestimmt mit.«
- »Hat tagelang von nichts anderem gesprochen.«
- »Hab ichs doch gewusst. Auf Fuggert is eben Verlass. Umso schlimmer, dass du seinen Kaffee nicht hast.«
- »Dreck! Hab ihm schon vor Wochen gesagt, er soll sich das Zeug selber braun. Roggen, Weizen, Zuckerrüben, war von allem genug da, hätt nur mal raus aufs Feld gehn brauchen.«
- »Und nun?«
- »Nichts. Entweder er kocht sich seine Brühe selber oder er lässts bleiben.«

»Oder seine Frau bringt ihm Gesundheitskaffee mit.«

»Is fast zu befürchten.«

»Versteh ich nich.«

»Musst du auch nich. Fuggert schläft wahrscheinlich sowieso schon.«

»Gott bewahre.«

»Warum gehst du nicht hoch und schaut nach?«

»Soll ich?«

»Hör zu, wenn mir das verdammte Stück Papier da nicht schon reichen würde, würde ich noch eins aufhängen, und zwar mit Fuggerts Lebensregeln drauf. Und ganz oben würde stehen: Aufstehen um sechs, Nachtruhe punkt zehn, im Notfall dreißigminütige Verlängerung möglich. Schlaf nach dem Essen verboten. Einfaches Bett, niedriges Kopfkissen, Wolldecke, reicht. Alles andere führt zur Verweichlichung. Die Wärme muss von innen kommen, verstanden?«

»Vielleicht ist das mit dem Kaffee ja so ein Notfall ...«

»Himmelherrgottnochmal, und selbst wenn's einer is, dann bleibts auch einer, da gewöhnt er sich dran. Falls er's nich ohnehin schon getan hat.«

»Ich will nur nicht, dass es am Ende meine Schuld ist.«

»Verdammt, was geht dich denn dieser gottverfluchte Kaffee an?! Und was soll überhaupt das ganze Schuld-Gequatsche, hä?«

»Muss pissen.«

»Hatt ich auch grad vor.«

»Ich war aber zuerst!« Justus Kaleika in einem Anflug von Mädchenhaftigkeit. Wahrscheinlich zu lange vorm Kamin gesessen, bestimmt schon verweichlicht.

»Dann los, raus!« Karl Gustav Gütergotz, bevor die Sache hier noch zum Weibergeschwätz wird.

Und während der Wirt sitzenbleibt und seinen Blick zu dem Objekt, welches aus Holz ist, schweifen lässt, auf dass er hinters Papier krieche und dort verweile, hat Justus Kaleika trockenen Fußes ein kleines Türchen gefunden, von dem aus es sich gut beschützt raus in den Regen pissen lässt, den er zwar nicht sehen, dafür aber hören kann. Aber was macht's, seinen eigenen Feuchtigkeitsspender sieht er ja auch nicht, so dunkel isses. Tja, und wie sich's gehört, beginnt's vor seinen Füßen alsbald zu dampfen. Kein Wunder, dass ihm da diese Geschichte einfällt, wo er – wie lange

mag das wohl her sein? – bei Kaden Fritze in der Kneipe saß, nachdem er ihm einen Eimer voll mit Schleien gebracht hat, die derart grün und gelb schimmerten, dass einem schwindlig werden konnte, obwohl er sie schon ne Woche zuvor in einem der Tümpel im Wald gefangen und danach im Wasserfass hatte ausmodern lassen. Selbst gegart glänzten sie noch, und nur eine dicke Schicht Eierrahmsoße konnte verhindern, dass ein Rest von dem Glanz zu ihm drang. Ja, damals hatte eben alles noch seinen Platz, selbst dann noch, als die Frau von Fritze ihren am Ofen verließ und raus ging, scheißen, das wusste er, sah, wie sie sich kratzte. Aber das ging ihn nichts an, er sollte bloß die Schleien bringen – und einen trinken, einen Kleinen nur. Und während der Kleine nicht kleiner wurde, gingen die Kerle neben ihm einer nach dem andern raus und kamen nicht wieder, kehrten einfach nicht an ihren angestammten Tisch zurück, und als er den Kleinen endlich klein gekriegt und sich einen Weg nach draußen gebahnt hatte, vorbei an leeresoffnen Fässern und vor ihm versiegenden Pfüetzen, da sah er sie plötzlich alle zusammen – die Rücken ihm zugewandt, standen sie einer neben dem andern vor der schmalen Baracke aus Holz, hinter deren offenstehender Tür die Frau vom Wirt auf dem Thron aus Balken saß und grunzte, den Rock über den Hüften und den Rest unter den Knien, und erleichtert kehrten sie hinter ihm zurück an ihren Tisch, wo die Karten noch lagen, glänzend und speckig wie Schleien, derweil Fritzes Frau erwachte und er sich davonestahl, um sich schon bald, ja im nächsten Augenblick darüber zu ärgern, die Chance unwiderruflich dahin, so wie die ganze Zeit – und er kann sich auch nicht daran erinnern, dass Karl Gustav Gütergotz damals mit von der Partie war ... »Verdammt, piss mir nich auf meine Hühner!«

Keine fünf Minuten später ist alles schon wieder vergessen.

Kaum dass er zurück ist, findet Karl Gustav Gütergotz Justus Kaleika vor dem Kamin hockend. Nur eben an der falschen Stelle – »Mein Platz!«

Ein knochenfahrendes Erschrecken.

»Du sitzt auf meinem Loch!«

Banger Blick nach unten.

»Na los!«

Ein paar besser unausgesprochen bleibende Fragen, darunter sich Justus Kaleika zwei Schritte nach links bewegt, wiewohl ohne aufzustehen oder auch nur aus der Hocke zu kommen.

Was er auf diese Weise freilegt, ist tatsächlich ein Loch, wengleich von einem Ausmaß, dass selbst Kleinstnager daran keine Freude fänden, weil darein einfach nicht passten. Ganz im Gegensatz zu Gütergotz' Melkschemel, dessen Standfuß – Eisendorn voran – sich zurück in den feuerharten Dreck zwischen die Steine bohrt.

»Soll ich ihn vielleicht abschnallen, nur weil ich mal pissen muss?«

Was im Fall von Karl Gustav Gütergotz keine Frage ist, schließlich ist der Satz schon im Zusammenhang mit Geschäften ganz anderer Größenordnung gefallen.

Packt er sich also zurück auf den Schemel und versucht ein bisschen zu schlafen.

Das letzte, was Karl Gustav Gütergotz an diesem Abend von Justus Kaleika wahrnimmt, so wird er sich später wieder und wieder erinnern, ist sein plötzliches Verstummtsein, die nach vornüber gebeugte Gestalt, das im Schein des Feuers gleißende Gesicht mit den auf ein Blatt Papier gespannten Augen, dessen Herkunft Karl Gustav Gütergotz trotz einer unablässig bis an die Grenze zur Gewissheit rinnenden Vermutung nie sicher wird bestimmen können (Justus Kaleika wird später angeben, das Blatt unter einem der Bänke liegen gesehen, sogleich aufgehoben und wegen des schlechten Lichts zum Kamin getragen zu haben, wo er es gerade »anschauen« wollte, als Karl Gustav Gütergotz aufwachte und ihn verscheuchte).

Vier Stunden später wird Johann Christian Martin Fuggert, ob eines dringenden Bedürfnisses aus dem Bett und des fehlenden Nachtgeschirrs wegen wie ein Kreisel durchs Zimmer getrieben, das Blatt Papier unter seiner Tür durchgeschoben finden und sich doppelt erleichtern.

Was er, diverse Lebensregeln mit einem kleinen Gewissensbiss in den Schlaf schickend, lautlos liest, ist Folgendes.

»In der Geschichte der Menschheit, so sagen einige unserer gelehrtesten Köpfe, stoßen wir zwischen Jahrzehnten der Ruhe und Jahrhunderten des trägen Vorsichhindauerns immer wieder auf Epochen großen Wandels, sei dieser nun religiöser oder sozialer, politischer oder kultureller Natur. Diese »grundstürzenden Zeiten« ragen, so heißt es, »wie hoch aufgestellte Speere aus dem Kontinuum der Geschichte hervor.«

Andere, gewiss nicht weniger gelehrte Köpfe, behaupten dagegen, es seien Umsturz und Wandel selbst, die der Geschichte der Menschheit ihren Charakter geben. ›Alles fließt in wirbelndem Strome,‹ heißt es etwa in dem bekannten ›Versuch über die Natur der Geschichte‹.

Doch lassen wir uns von diesen Bildern nicht täuschen, schließlich dürfte jeder von uns recht bald erkennen, dass ein aufrecht stehender Speer nur bedingt geeignet ist, um die Bewegung der Geschichte zu symbolisieren, weisen doch seine Spitzen einzig nach oben, nicht aber nach vorn, wohingegen der wirbelnde Strom eher an das überkommene Bild des Kreislaufs der Zeiten erinnert denn an jenes Fortschreiten, welches uns heute umgibt und von dem wir mit Recht vollständig durchdrungen sind. Und doch: Dieses Fortschreiten ist keines, wie es in der Geschichte der Menschheit je eines gegeben hat. Es ist ebensowenig ein ruhiges Dahingleiten in der Zeit und im Raume wie es ein Prozess großen Wandels ist, auch wenn diese Vorstellungen nicht ohne Bedeutung für uns sind. Nein, womit wir es hier und heute zu tun haben, ist die Vereinigung von beidem zum Zwecke ihrer Aufhebung in jenem Punkt, der unsere Gegenwart ist. Der weltgeschichtliche Augenblick, an dem wir uns befinden, stellt ohne Zweifel einen allumfassenden Wandel, ja einen Ausnahmezustand dar, doch wird uns dieser nicht zur Regel, sondern vielmehr zu einem Ort, von dem aus sich alle Geschichte überwinden lässt, auf dass wir in die Gegenwart eintreten, in ein dauerhaftes Jetzt, bei dem wir mit jedem unserer Schritte die Luft der Zukunft atmen. Wohl, wir wissen um die Historie und verwerfen sie mit keinem Wort, doch schauen wir nicht zurück in Sehnsucht und Melancholie, sondern gehen voran in der Zeit, welche die unsere ist. Denn es ist unsere Zeit, die eine sich wahrhaft

wandelnde ist, doch ist sie auch jene, die den Wandel für immer überwinden wird. Gewiss, diese Überlegungen sind nicht neu, beschwört man doch – nicht ohne Grund und Hoffnung – schon seit Jahren jenen glorreichen Zustand, in dem die Geschichte eine offizielle Chronik sein wird, in der die Namen, Amtszeiten und Bestimmungen einer jeden Regierung ebenso verzeichnet sind wie die Ausführungen ihrer Beamten samt der für eine funktionierende Gemeinschaft notwendigen statistischen Erhebungen. Was dagegen den Umschlag in die nachhistorische Phase betrifft, so verkündete erst kürzlich einer unserer hervorragendsten Philosophen und Staatswissenschaftler: ›In uns wird sich der Wandel verwirklichen, weil er sich durch uns verwirklicht, denn wir sind es, die ihn verwirklichen.‹

Es ist nun mein Wunsch wie mein Bestreben, diese unter den gestrengen Augen der Wissenschaft in vielfacher Prüfung errungenen Erkenntnisse samt der ihnen zugrunde liegenden Tatsachen zu verbreiten, auf dass sie in sämtlichen Klassen und Schichten, in der Stadt wie auf dem Lande, auf fruchtbaren Boden fallen und schon bald reiche Ernte bringen.

Was aber nun am stärksten zu diesem ganz und gar einzigartigen und – so dürfen wir nach dem Gesagten zweifellos behaupten – einzigartig bleibenden Augenblick in der Entwicklung der Menschheit beigetragen hat, ist der Segen unserer Industrie. Sie ist es, die wir, ungeachtet unseres festen und treuen Glaubens an die Kraft des Allmächtigen, die Königin der Welt nennen wollen.

›Vor ihr, so lesen wir im neuesten Album unserer Industrie (und erkennen es nicht anders in der Welt, die uns umgibt), ›verschwindet jede Entfernung, jedes Hindernis und Hemmnis muss am Ende weichen; sie durchsticht Landengen und Gebirge, gräbt Kanäle und weist Flüssen und Strömen neue Bahnen

an. Und auf diese Weise, indem sie jede menschliche und natürliche Kraft ihren Zwecken und Bestrebungen dienstbar macht, umarmt sie gleichsam mit ihren beschwingten Sendboten die ganze Erde. Ihre Riesenschritte sind unaufhaltbar – und sind gleich große und gleich sichere Anbahnungen zu ähnlichen Schritten im Gebiete des Geistes, unerlässliche Grundlagen, auf denen die Vorsehung den höheren Ausbau errichtet.«

Damit aber, so dürfen wir hinzufügen, weckt die Industrie den in uns allen schlummernden Funken und facht ihn an zu einem Weltenbrande, der nicht etwa das Bestehende zerstört und vernichtet, sondern – hierin dem Phönix gleich, der sich in die Flammen stürzt, um daraus neu geboren, geläutert und in größerer Reinheit hervorzugehen und mit kühnem Fluge sich zum Himmel emporzuschwingen – um das Höchste zu erschaffen, das Bestehende zu vervollkommen und es zur größtmöglichen Vollendung auszubilden.

Doch will der Lohn, den uns die Industrie jeden Tag aufs neue zukommen lässt und den sie schon so reichlich über uns ausgeschüttet hat, wohlverdient sein. Dieser Lohn ist kein Preis der Untätigkeit, sondern der eines Erhabenen, sich auf ewig in uns wie in sich selbst erneuernden Kampfes, »der alle Kräfte der Gesellschaft herbeizieht und doch kein Schlachtfeld rötet.« Was unser geheiligtes Volk durchdringt und jede einzelne seiner Seelen durchflutet ist mithin keine zerstörerische Revolution, sondern eine allumfassende, große Bewegung, die das Bestehende sichert, es kräftigt und vollkommen macht. Es ist eine Bewegung, deren Aufgabe und Wunsch es ist, allerorten Glück und Segen zu verbreiten. Allein darin findet sie ihre Erfüllung.

Wenn wir aber nun mit Fug und Recht davon ausgehen können, dass die Industrie die Königin der

Welt ist, welche der gesamten Menschheit ihre Segnungen angedeihen lässt und sie beglückt, so dürfen wir an dieser Stelle mit derselben Überzeugung festhalten, dass es der Bergmann ist, der in ihrem reich verzweigten System eine geradezu königliche Stellung einnimmt, verbindet er doch die Welt der Industrie auf vielfältige und höchst gewinnbringende Art und Weise mit unserer Erden-Welt.

Denn, so sagen wir: Ist der Bergmann mit seinem Körper auch an den Boden gebunden, so erhebt sich sein Geist doch in die ihm eigentümliche Höhe. Was er unten der Erde entringt, beschert er uns oben in den schönsten Erzeugnissen. Urproduktion und Industrie gehen in seiner Person Hand in Hand.

Dabei ist, von sämtlichen im Boden lagernden Schätzen, die Braunkohle hierzulande gewiss der wichtigste. Sie ist es, die uns Wärme spendet und Licht gibt, sei es in Form der neuen Briketts oder in der des schier unerschöpflichen Photogens, das durch trockene Destillation aus Kohle gewonnen wird und ob der um sich greifenden Holznot als Beleuchtungsmittel nunmehr in allgemeinen Gebrauch gerät. Wir können deshalb schon jetzt voller Stolz verkünden, dass der Braunkohlebergbau samt seiner reichen Industrie einer großen und stetig weiter wachsenden Zahl an Menschen Lohn und Brot gibt. Viele, die zuvor ohne Arbeit vor sich hin vegetierten, haben auf diesem Wege neuen Lebenssinn erhalten. Es ist deshalb nur allzu verständlich, wenn immer mehr Menschen in der Arbeit den Heiland der neuen Zeit erblicken. Denn so wie der Heiland zu uns kam, so ward uns auch die Natur geschenkt mit all ihren Schätzen, auf dass wir sie nutzen in diesem unserem rechten Sinne. Und nichts anderes wollen wir tun! Tief wollen wir in die Erde dringen, auf dass es uns immer größer und höher treibe. Wachsen soll unsere Industrie – und

wachsen wollen auch wir. Kein Ort, der unerreichbar, kein Segen, der nicht zu spenden ist. Was einst Utopia war, ist hier und jetzt. Darin Platz für einen jeden, der willens ist, mit allen Fasern hart zu dienen.

Und so mögen sie kommen, die Züge und Schiffe, die Kanäle und Gleise, die Straßen und Brücken, die Türme und Rohre, die Fabriken und Häuser, die Menschen wie die Maschinen, mögen sie alle kommen und mit uns wachsen, zum Wohlstand und Heil für alle, die tüchtig und rechtschaffen sind.

Und so rufen wir aus: Wir sind es, denen Gottes Reich zufallen wird. Es ist unsere Zeit. Wir sind auf Erden erwartet worden.«

»Feuer, Feuer, Findelgrube«, wispert Hans Christian Nante, »Feuer, Feuer, Findelgrube«, und stürzt vom Baum und plärrt und heult und schreit, »Feuer, Feuer, Findelgrube!«, voller Aufruhr und Verzweiflung und Rotz und Wasser, »Feuer, Feuer, Findelgrube!«

Als sein Vater ihn findet, ist er bereits wieder zurück im Geäst, dessen Krone zu kappen er gekommen ist.

»Feuer, Feuer, Findelgrube!«, und wirft ein Stakkato aus Armen in Richtung des Waldes.

Heinrich Nante reckt den Kopf, kann nichts erkennen, hört's Krümmen und Winden, treibt den Ruf blindlings durchs Dorf.

»Feuer! Feuer!«

Dass es die Findelgrube ist, die brennt, sieht er erst, als er vor ihr steht. Aber da kommen sie auch schon, die Scharen für Feuer und Wasser und Kahlschlagerei, sind eins mit ihren Handspritzen, Eimern, Sturmfässern, Rädertienen, Feuerpatschen, -haken und -schaufeln und Sägen und Äxten, stoppen allesamt vor der Grube und weichen gleich wieder gleich weiter zurück, Meter um Meter, bis sie den Tümpel erreicht, der da grün und schwarz im Walde liegt, da holen sie's her und schütten's dorthin, wo's himmelhoch brennt, gleißende Gesichter über nasskalten Händen, derweil ein paar von den Männern zu roden beginnen, einen Kreis wolln die aushaun, doch springt das Feuer da drüber, schon meldet die Wach-schar flammenden Flug.

Als Universalius durch sich endlos verschiebende Linien und abbrechende Fluchten den Ort des Geschehens erblickt, erscheint ihm das Ganze sogleich vollkommen sinnlos. Nicht das Bestreben der vielen und auch nicht ihr kümmerliches Gerät. Nein, ihrem Bestreben wird er folgen, und das Gerät wird er ihnen bald schon erneuern. Aber die Sinnlosigkeit, die er spürt, die liegt woanders, die hat ihre Wurzeln tief unter der Gegenwart geschlagen. In der aber treibt sie sie aus, treibt weiter – und ihn vor sich her. Drückende Vergeblichkeit. Nur noch ein Schritt.

»Hee, seht mal hier!« Nasen-Theo, der unter lauthalsigem Gegröl seinen Zinken abnimmt und ihn im Handumdrehen in eine Fingerkuppe verwandelt, die im Schein des Feuers alarmierend rot wirkt und selbst dann nicht zu übersehen wäre, wenn an den umstehenden Bäumen noch Blätter hingen, buntes Herbstlaub sogar.

»Hier, seht doch mal!«

Die Eimerkette stoppt an ihrem neugierigsten Glied, schwappt links und rechts über.

»Scheiße!«

»Wir ham euch was mitgebracht.«

Womit in jedem Fall auch Suse und Suse gemeint sind, die freilich weder etwas sehen noch gesehen werden wollen.

»Wisst ihr, was das hier ist?«

Ja, so ein kleines Ratespiel inmitten eines brennenden Waldes sorgt für Stimmung, wenn auch nicht für sonderlich gute. Die Beteiligung bleibt folglich gering, die öffentlich kundgetanen Antworten tendieren gegen Null, die, die keine Gewaltandrohungen beinhalten, *sind* es.

»Das hier is ne Feuerspritze.«

»Wir ham Feuer genug!«

Kurzer Blick zu Universalius.

»Wasserspritze, mein ich.«

Verdammt, warum sagt der denn nichts?

»Ihr habt den Wasserkasten vergessen.«

»Das Ding hätt ich euch auch bauen könn.«

»Sag mal, was'n das da für 'n Gerät obendrauf?«

Los, Universalius, jetzt sag doch mal was.

»Also, um's kurz zu machen, was ihr hier seht ist eine Saugfeuerspritze mit doppelt wirkendem Bronzecylinder, galvanisierten Gurgelröhren und vier Klappenventilen, die mit leicht zugänglichem Ventilkasten und modifizierten Knaustschen Ventilhähnen ausgestattet sind. Dazu eingebaute Metallkolben mit massiven Zinkzwischenstücken und Lederdichtungen, die rückseitig in doppelt gepresste Filzscheiben eingelassen sind. Der dazugehörige Windkessel ist aus extra leichtem Messingblech gefertigt und kugelgeformt. Außerdem wurde im gesamten Spritzwerk auf Lötverbindungen verzichtet und stattdessen auf Gewinde- und Flanschverschraubungen mit Dichtungsscheiben aus Kautschuk gesetzt, wodurch eine Maximalleistung von 520 Litern pro Minute erreicht werden kann. Die Absicherung gegen eindringenden Schmutz erfolgt durch speziell konstruierte Seiberbleche am Saugschlauch. Ein Wasserkasten ist bei dieser Technik nicht mehr vonnöten, auch wenn ein solcher natürlich angebaut und genutzt werden kann. So wie er vor euch steht, lässt sich der Apparat als Spritze und als Hydrophor verwenden, und zwar gleichzeitig.

Und falls das alles nicht reicht, findet ihr obendrauf noch ein Catapulterra.«

Na siehste, geht doch. Ich meine, ich hätt's zwar bisschen anders formuliert – sagen wir einfach Feuerlöschspritze mit besonderem Wasserzubringer und aufmontierter Erdschleuder, aber gut ...

»Hat Universalius soeben erfunden«, erklärt Theo und fährt auch gleich fort. »Mussten das Ding nur noch auf den Karren setzen, den Durchsteckbolzen reinstecken und die Construction mit nem Reibnagel an Suses Veloziped koppeln. Direkt an die Deichsel, seht ihr.«

Das Schwein erntet unbesehen eine Handvoll Blicke, die irgendwo zwischen Mitleid und ungezügelterm Appetit oszillieren.

»Am Ende brauchten wir nur noch die wilde Hilde davor zu spannen und los ging's.«

Erneute Blicke.

Derweil zwei andere ...

»Hast du das gehört?! Er hat mich schon wieder wilde Hilde genannt. Vor allen Leuten!«

»Ach komm schon, lass ihn doch. Ich meine, was soll's? Mich nennt er Suse.«

»Schmuse-Suse.«

»Und wenn schon, sind doch alles bloß Namen.«

»Und die sind was für Grabsteine, ich weiß. Aber ich will nicht, dass auf meinem mal steht: Hier ruht die wilde Hilde. Das ist ... disparierend ... und diskriminierend ... und degradierend ... und reduzierend ... und ... und überhaupt gar nicht schön.«

»Und was ist mit der brunftigen Brunhilde?«

»Die macht's nicht besser!«

»Und die matte Mathilde?«

»Die bin ich nie gewesen!«

»Oh, na dann ...«

»Was dann?«

»Ähm, nichts.«

»Nichts?«

»Nichts.«

»Das sieht dir ähnlich.«

»Ach Suse ...«

»Verdammt, komm mir nicht mit deinem ach Suse. Das sagst du jedes Mal, wenn du nicht weiter weißt. Bloß nicht anecken, immer schön harmonisch. Ach Suse, süße Suse ...«

»Ist nicht gerade der beste Zeitpunkt für derartige Diskussionen.«

»Ich hab auch nicht vor zu diskutieren, Domesticus. Ich will *Aktion!*«

»Lass das!«

»Was?«

»Mich so zu nennen.«

»Aber du bist doch ...«

»Nein!«

»Dann machst du also mit?«

»Was?«

»Aktion!«

»Nein. Ich meine, ich hab nichts geplant. Außerdem, schau dich doch mal um!«

»Es brennt.«

»Genau!«

»Na und.«

»Kein guter Zeitpunkt für irgendwelche Fehden!«

»Wenn's brennt, ist die beste Zeit.«

»Nein, man muss warten können.«

»Worauf?«

»Auf die passende Gelegenheit.«

»Das mach ich, seitdem ich dich kenne.«

»Aber du hast ihm doch schon in die Nase gebissen.«

»Er hat ne neue, wie du siehst.«

»Du solltest trotzdem warten, bis der richtige Zeitpunkt gekommen ist.«

»Es ist immer der richtige Zeitpunkt!«

»Na dann solltest du mal Universalis' Revolutionsgeschichte lesen.«

»Das hab ich!«

»Ich auch!!«

»Verdammt, reicht's denn nicht, dass es ein bisschen brennt? Muss denn erst der ganze Wald in Flammen stehen?!«

»Erstmal muss das Feuer hier gelöscht werden.«

»Oder der ganze Wald abgebrannt sein.«

»Was soll das heißen?«

»Das weißt du genau!«

»Und wenn schon, wir sollten beide rüber zum Tümpel gehen und uns ein bisschen abkühlen.«

»Ich bleibe!«

Unterdessen hat Theo unter allgemein männlicher Anteilnahme den Karren entkoppelt und das Spritzwerk abgeprotzt. Ersterer steht mit seiner schräg nach oben gereckten Deichsel sogleich da wie eine um ihre Kanone betrogene Lafette, während letzteres unter allerlei Ahs und Ohs (sowie einigen dazwischen gestreuten Ähs, von denen nur eines aufrichtigem Unglauben entspringt und der Rest auf gewöhnlichem Neid beruht) ein glänzendes Gestell unter sich entfaltet, auf dass die gesamte Construction in rechter wiewohl frei verstellbarer Höhe darauf ruhe.

Und das tut sie nun auch. Starr und steif.

»Na, was sagt ihr jetzt?!«

»Der Schwerpunkt muss tiefer liegen.«

»Klack, klack. Klack, klack«, sagt das Gestell, selbstredend unter Universalis' eigener Regie.

Darauffhin Theo:

»Und jetzt?«

»Die Hebelarme sind viel zu weit unten.«

»Und zu kurz sind sie auch.«

»Da kommt keiner ran.«

»Klapp, klapp. Klapp, klapp«, sagen die von Universalis behänd dirigierte Hebelarme. Natürlich unisono.

Als die Aufführung vorbei ist, tritt Theo abermals nach vorn:

»Aber jetzt sagt ihr nichts mehr.«

»Kann mir nich vorstellen, dass das Ding wirklich sicher steht.«

»Das is so sicher, da kannst drauf wippen«, versichert Theo, schnappt sich eine Druckstange und tut's, derweil Universalis zurücktritt und nicht ein Teil seiner Construction widerspricht. Die wild gewordene Suse nutzt indes die Gunst der Sekunde. Hochschnellen, runterrempeIn, auf der abgeschlagenen Nase landen, aufrecht weggehen, ist alles eins.

Die Construction zeigt keinerlei Rührung. Der Rest biegt sich vor Lachen. Universalis entrollt die Schläuche. Was folgt, wird sogleich zur Legende.

- »Der Strahl schoss bis hoch in die Wipfel!«
- »Er hat die brennenden Bäume einfach gefällt!«
- »Wir mussten kaum pumpen!«
- »Die Sintflut dauerte nur vierzig Sekunden!«

Dass Universalis die Sache anders sah, tat nichts zur – *Sache*.

Allein, in seinem Tagebuch findet sich an jenem Tag folgende Notiz.

- »Das Feuer ist nicht gelöscht. Unter uns brennt es weiter und verzehrt langsam die Erde. Wir haben nur die Flammen gesehen.«



Die Treppenstufen knarren, die Tür schabt, das Bett knarzt, Justus Kaleika schnarcht, ratzt.

So kann es nicht weitergehen.

Sophie Kaleika steht da, fällt ins Bett, spült ihren Mann aus seinen Träumen.

Ein Augenblick der Ruhe, gefolgt von einem Gewirr aus Worten. Was zu verstehen ist, hat mit Fischen zu tun. Und mit Fliegen.

Ein Seufzer. Aus der Traum. Ende der Transzendenz. Was bleibt, ist zerhackstückt. Alternative Verbindungen, verquere Assoziationen. Vielleicht.

»Aaaahh«, sagt der Hecht, »die Zettel, bitteschön. Paar Bissspuren, nicht der Rede wert. Große Rede. Messerscharf. Ganz schön gefährlich, sowas einfach so rüberzuwerfen. Ich meine, so blindlings.«

»Aber ...«

»Was soll's. Flotte Flugschrift. Nicht das schlechteste für einen neuen Pfarrer. Macht die Leute direkt mit seinen Ansichten vertraut.«

»Besten Dank.«

»War aber auch dringend nötig. Das religiöse Leben jenseits des Flusses geht baden. Wir spüren das am eigenen Leib, vor allem im Sommer.«

»Der ist vorbei.«

»Zeit, einen Verein zu gründen.«

»Hört, hört.«

»Friede, Freude, Einigkeit.«

»Was?«

»Geselliges Beisammensein und sportlicher Wettkampf. Mann gegen Mann, Fisch gegen Fisch. Schonzeit immer sonntags.«

»Vorant!«

»Ein Statut, von den Anglern geschrieben. Eine Fahne, von ihren Frauen gestickt.«

»Wozu?«

»Ein Bund, von uns geschlossen, von den Behörden genehmigt.«

»Fürs Vaterland!«

»Petri Heil!«

»Heil!«

»Heil!«

Am 30. September, kurz nach 16 Uhr, stieg Bartholomäus Stoffel durch die fehlende Rückwand seiner Schaubude auf die ebenerdige Bühne und zog, von den Blicken des Publikums verborgen, den Vorhang zur Seite.

»Halt durch«, flüsterte er. Dann begann sein Spiel.

Wem die Worte galten, wusste er nicht. Vielleicht hatte er sie zu sich selbst gesagt. Oder zu seiner kleinen Bude. Oder zu beiden. Wahrscheinlich machte das nicht mal einen Unterschied. Vielleicht galten sie aber auch dem Kasper, der sich nun aufschwang, um mit dem Theater zu beginnen.

Dabei hatte er soeben noch regungslos auf einer kleinen Holzkiste gelegen. Eine bloße Handpuppe, in einer längst vergangenen Nacht zusammengesetzt aus den Resten dreier verschlissener Kasper. Riesige Augen, eine sich feist aus dem Gesicht grabende Nase, lachender Mund, gebleckte Zähne, ein tellergroßes Kinn. Dazu die Halskrause, weiß und in Rüschen gefaltet. Ganz oben schließlich ein spitzer grüner Hut mit breitem Stirnband und Schelle, und das Kleid unten grellbunt gemustert. Dazwischen staksige Arme mit Händen wie Gabeln, und zum Schluss zwei knallrote Beine, kurzerhand über die Spielleiste geschlenkert. Dieser Kasper, schon hat er begonnen.

(Mit lauter Stimme, direkt zum Publikum.)

Heran, herzu und stehngeblieben,
dies neue Stück ward nur für euch geschrieben.
Doch wollen wir's erst nochmal proben,
damit's gefalle auch dem Herrn da droben.

(Eilends taucht ein feiner Herr auf.)

Nein, nein, es heißt *den* Herrn da droben.
Nicht *dem*, selbst wenn wir diesen wollen loben.

Sieh an, der Herr von Criticus,
der übt sich wohl schon im Verdruss?

Ich acht nur auf die rechten Worte,
will diesmal Verse von der schönsten Sorte.

Je nun, bei uns, da sind die Reime schlecht,
 doch ist uns das seit jeher recht.
 Damit jedoch der Criticus nicht leidet,
 hat's Kasperle was vorbereitet.

(Kasper nimmt seine Pritsche, schlägt zu.)

Und eins, und zwei, und drei und Schluss,
 schon ist er tot, der Criticus.
 Beim dritten Schlag barst ihm der Schädel,
 räumt ihn schnell weg, gleich kommt mein Mäd'l.

(Criticus weg. Auftritt der Frau.)

Was hast du denn, mein Kaspermann?
 Steckst du mit blut'gem Stock die Erde an?

Ich such das Glück, dort werd ich's finden,
 muss nur ganz tief mich in die Erde schinden.

Nicht in der Erde liegt's begraben,
 am Himmel wollen wir uns laben.
 Da, halt einmal das liebe Kind,
 ich will's dir zeigen, ganz geschwind.

(Reicht dem Kasper das Kind.)

Das Kind, es schreit ...
 ... bin gleich so weit,
 Es furzt und stinkt ...
 ... der Himmel uns den Frieden bringt.

Es plärrt und riecht, was für ein Dreck,
 am besten, ich werf's einfach weg.
 In den Fluss mit dir, du Haufen,
 dort wirst du leise sein, ersaufen.

(Der Kasper wirft das Kind in den Fluss. Seine Frau sieht es, schreit.)

Oh nein!, mein Kind, mein größtes Glück,
da treibt's hinfort, stirbt Stück für Stück.

So lass, das Balg ist längst schon tot,
wir müssen weiter, uns ruft die Not.

Du Unmensch, das wirst du mir büßen,
dein'n Kopf will ich zu meinen Füßen.

(Und wendet sich zum Kasper, der einen Spaten aus der Erde zieht, in hochhält und ruft.)

Dein freches Maul werd ich dir stopfen,
der Spaten hier dient mir als Pfropfen.

(Kasper stößt zu.)

Da, hörst du deine Zähne krachen?,
gleich ist er voll, der kleine Rachen.
Dann herrscht hier endlich wieder Frieden,
und ich kann mich der Arbeit anerbieten.

(Kasper steckt den Spaten zurück in die Erde).

Wohlan, das wär geschafft,
das Weib ist fort, der Schreihals weggerafft.
Jetzt werd ich mir mein Glück ergraben,
werd ich mich schinden, schürfen, schaben.

Und eins und zwei und drei und vier,
den Spaten hier, den lob ich mir.
Doch besser wär's, ich hätte was zum Sprengen,
die Arbeit ginge mir voran um Längen.

(Plötzlich hält der Kasper inne.)

Sieh an, ein alter abgenagter Knochen,
durch den die Würmer schon gekrochen.
Oh weh, ein ganzes menschliches Skelett,
das glotzt mich an, als wenn ich was hätt.

Hinfort, wer tot ist, kann auch zweimal sterben,
dagegen 's Kasperle soll erben.
Ein fester Hieb durchbricht die Rippen,
schon klirrt's wie hinter meines Weibes Lippen.

Denn nie heißt's warten, immer weiter,
der Fortschritt stimmt die Glieder heiter,
Ich spür's, gleich treff ich hier aufs große Glück,
nur noch ein Stück, gibt kein Zurück.

Jedoch, was ist dies Dunkle, Braune, Schwarze?
Beim Herrn, ich blicke in des Teufels Fratze!
Da, seht, wie er sich aus dem Boden wühlt,
ganz elend sich der Kasper fühlt.

(Der Teufel tritt auf.)

Kasper, Kasper, gräbst mir im Revier.
Was mach ich, mach ich bloß mit dir?

Stets zu Diensten, Teufelsmann,
doch komm mir bloß nicht näher ran.
Nie tat ich dem Diabolus was Schlechtes,
unternahm nur Gutes, Schönes, Wahres, Rechtes.

Was will der Kasper mir damit nur sagen?
Sprich, willst du zu widersprechen wagen?

Oh nein, gewiss nicht, wollt nur fragen,
wie's in der Hölle läuft in diesen Tagen.

Und der Spaten da in deiner Hand,
ist der der Frage anverwandt?

Oh nein, der ist die Antwort, Teufelsmann,
du wirst schon sehn, gleich bist du dran.

(Der Kasper nimmt den Spaten, holt aus.)

Du drohst dem Teufel, feister Wicht ...
... ich schlag ihm direkt ins Gesicht.

Wart's ab, ich werd's dir schon noch geben ...
... herrje, das ging nur allzu knapp daneben.

(Der Teufel rennt weg.)

Was seh ich, will der Teufel jetzt wohl fliehn,
wollt's Fell doch über seine Hörner ziehn.

Wart's ab nur, Kasper, gleich komm ich wieder,
dann fährst du in die Hölle nieder.

Ich warte, bin schon ganz gespannt,
ohje, da kommt er auch schon angerannt.
Nen spitzen Stock hält er in' Händen,
will er mir's Leben wohl beenden?

(Der Teufel tritt heran, schlägt sofort zu.)

Jetzt, Kasper, werde ich dich häuten,
gleich hier, vor allen diesen Leuten.
Zieh's Fell dir über deine Ohren,
dann wirst du in der Hölle schmoren.

Halt ein, wir sind doch Freunde, Brüder, Weggefährten,
warum sich gleich so arg gebärden?!

Niemand, Kasper, ist ein Teufel, außer ich,
drum ich dich totschiag, Wüterich.

Na schön, ich seh, er sieht's nicht ein,
das muss ein wahrhaft dummer Teufel sein.
Der seinesgleichen nicht erkennt,
da wo der Hölle Feuer brennt.

(Kasper greift nach dem Spaten, schlägt auf den Teufel ein.)

So denn, nimm dies, und das dazu,
dann hab ich endlich wieder Ruh.
Eins ins Gesicht, eins auf den Schwanz,
auf dass der Teufel schreiend tanz'.

(Der Teufel wehrt sich. Ein wilder Schlagabtausch beginnt.)

Wart's ab, gleich stech ich dir die Augen aus,
mach ich dein Innerstes zu meinem Leichenschmaus.

Du nimmst dir's vor, doch schaffst du's nicht,
was glaubst du, wer ist hier der Teufel, wer der Wicht?!

Wart's ab, Kasper, gleich splittern dir die Knochen,
der Teufel hat jetzt Blut gerochen.

Der Teufel riecht sein eigen Blut,
denn ich schlag zu, tut gar so gut.
Eins auf den Kopf, eins in die Beine,
auf dass der Teufel fall alleine.

(Der Teufel flieht abermals.)

Sieh an, da rennt er wieder weg,
gibt preis mir diesen Höllenfleck,
Doch hinterher, er stolpert, fällt,
der letzte Schlag es ihm vergällt.

(Der Teufel kriecht beiseite, stirbt.)

Der Teufel 's tot, doch ich muss weiter,
tief in die Erde, froh und heiter.
Mit blut'gem Stock zieh ich die Spur,
so wie ich grab, wachs ich empor.

(Kasper gräbt wie besessen.)

Wohlan, gleich halt ich's Glück in meinen Händen,
tief unten, zwischen schwarzen, dunklen Wänden.
Wo's eng ist, man kaum kriechen kann,
da ist mein Ziel, da fang ich an.

(Kasper stockt.)

Doch was ist das?,
ein Lichtschein, blass.

Beim Herrn, ich hab die Erd durchstoßen,
hier wachsen Palmen, blühen blaue Rosen.
Unendlich fern und doch so nah,
sing's Liedchen ich, wie wunderbar.

Tri tra tralala,
das Kasperle ist wieder da.
Tri tra tralala,
das Kasperle ist – aaaaaahhh!

(Ein riesenhaftes Krokodil tritt auf.)

Schnapp, schnapp.
Schnapp, schnapp.

Ein Krokodil ...
... das sprechen kann,
Das ist zuviel ...
... jetzt bist du dran.

(Kasper beginnt laut zu jammern.)

Oh Gnade, Gnade, Gnade,
um's Kasperle wär's allzu schade.

Warum sollte ich dich leben lassen?,
oh nein, das Kasperle will ich verprassen.

So wart noch kurz, willst du nicht fragen,
wie sich's denn nun hat zugetragen,
dass ich gerade jetzt hier vor dir steh,
woher ich kam, wohin ich geh?!

Du, Kasperle, gehst nirgendwo mehr hin,
doch sag woher du kommst, und was du führst im Sinn.

Ich komme von landeinwärts und will nach Unerraten,
und willst du noch was wissen, so frage diesen Spaten.

(Kasper zieht seinen Spaten hervor, stößt ihn dem Krokodil mit aller Wucht ins Maul).

Schnapp, schnapp ist's aus,
der Spaten drin und ich fein raus
doch besser wohl, ich kehrte um,
das Großmaul hält nicht ewig stumm.

*(Soeben hat er noch den Zahn gefühlt,
kommt's Kasperle schon angespült.)*

Was seh ich da, ein Herr in Uniform,
ich fürcht, mein Auftritt widerspricht der Norm

Das sieht das Kasperle ganz recht,
drum wird er jetzt auch gleich geketscht.

(Der uniformierte Herr versucht den Kasper festzunehmen.)

So warten Sie, ich bin ein unbescholtner Mann,
den kriegt man nicht so einfach dran.

Und ob, schon hab ich's Kasperle am Kragen,
genau wie man mir aufgetragen.
Ins Gefängnis, feister Wicht, sogleich,
kannst du dich fühlen schon als Leich'.

Oh nein, ich bitt euch, haltet ein,
ich will fortan auch gehorsam sein.
Will folgen, ehren, achten, dienen,
dem Herrgott, Christus, wie auch Ihnen.

(Der Uniformierte lässt den Kasper los.)

Was hör ich, Kasper will es mit uns richten,
die Kirche aufbaun, die Gemeinde schlichten?
Er will hinauf, nicht mehr nach unten,
gibt er das zu, ganz unumwunden?

Ich gebe zu, das klingt nicht schlecht,
doch stahl ich ihm den Knüppel und damit auch's Recht.
Der Herr in Uniform, der wird jetzt totgeschlagen,
nur dann lässt er sich wohl ertragen.

(Kasper schwingt den Knüppel. Der Uniformierte bricht zusammen.)

Nur noch ein Schlag, dann ist's geschafft,
 wer folgsam dient, wird weggerafft.
 Das ist die Moral von der Geschicht',
 drum's Kasperle verbeugt sich nicht.
 Er sagt nur noch auf Wiedersehn,
 ihr könnt jetzt alle weitergehn.
 Sein Glück, das hat der Kasper nun gefunden,
 vor seinen Augen lag's, war nie verschwunden.

Bartholomäus Stoffel blickt nach oben, sieht, wie der Kasper hin und her tänzelt. Noch eine Sekunde. Dann lässt er ihn fallen. Was bleibt, ist ein leeres Rechteck, dahinter nichts als der Himmel.

Leer.

Leer.

Leer.

»Ich hoffe, ich störe nicht.«

Bartholomäus Stoffel schreckt um, sieht das Gesicht Johanna Maria Fuggerts, sieht, dass es knochenweiß ist, schnippt zurück und schließt den Vorhang.

»Ich bitte Sie«, dies als er ihr den Kopf bereits wieder zugewandt hat, »der einzige, der von draußen hereinschauen könnte, stört sich nicht an einem Stück Stoff. Auch wenn ich sagen muss, dass es geradezu etwas Possierliches hat.«

Eine Modulation voller Tadel und Spott und heimlicher Sympathie.

»Aber wer weiß, vielleicht zeigt sich ja gerade darin die wahre Gottesfurcht.«

»Wie kann ich Ihnen helfen?«

»Nun, zunächst einmal sollten Sie die Frau hier nicht länger achtlos herumliegen lassen«, spricht's und hat sie auch schon aufgehoben. »Der Kasper braucht sie, um weiterzukommen.«

»Und sie braucht den Kasper, um umzukommen.«

»Ich weiß. Es ist im Grunde die alte Geschichte von Sünde und Vergeltung.«

»Es ist unsere Geschichte.«

Schnelle, aufs Ende drängende Worte.

Der schlaffe Körper der Frau wird auf die Kiste gelegt – und Johanna Maria Fuggert fährt fort.

»Nun, selbst wenn der Kasper sie umbringt, daraus folgte nichts. Zumindest nicht hier.«

»Ich hätte sie auch am Leben lassen können. Es gibt genügend Geschichten, in denen sie am Ende zurückkehrt.«

»Ich weiß. Und der Kasper wird zum reuigen Sünder.«

»Es ist nur eine andere Geschichte vom Glück.«

»Vielleicht. Vielleicht ist es aber auch die Geschichte eines anderen Glücks.«

Ein Augenblick des Schweigens, gefolgt von einem zweiten, der sogleich er stirbt.

»Es steht mir nicht zu, darüber zu richten.«

»Sie haben sich für diese Variante entschieden.«

»Und Sie glauben, dass ich die andere damit verwerfe.«

»Tun Sie das nicht?«

»Nein.«

»Was dann?«

»Nichts. Wir haben uns für diese entschieden und nichts weiter.«

»Wir?«

»Meine Frau und ich.«

»Und, *wo ist Ihre Frau?*«

»Hinter Ihnen. Schon die ganze Zeit.«

»Nehmen Sie es mir bitte nicht übel«, dies mit der gleichen Aufrichtigkeit, mit der Besagte hinter Johanna Maria Fuggert hervortritt, sich zwischen sie und ihren Mann stellt, »ich wollte Sie nicht unterbrechen.«

Der Kasper und seine Frau verlassen ihren Platz, wechseln wortlos die Hände. Ein flüchtiges Lächeln voller Gewissheit und Liebe.

Sollte das alles nur ein Spiel gewesen sein?

Hinter dem Vorhang, vor der Bude, murmeln derweil die letzten Gespräche aus, trappeln kleine wie große Füße in sämtliche Richtungen auf und davon. Ein Aufruf verhallt ungehört, Zurufe werden ignoriert, Anrufungen erwidert oder auch nicht. Lockrufe sind unausgesprochen erfolgreich.

Als nichts mehr zu hören ist, wirft jemand einen Blick hinter die Bretterbühne und trollt sich.

Die Frau des Puppenspielers fährt fort.

»Ich nehme an, Sie sind gekommen, um über das Stück zu reden.«

Die Worte klingen klar, scheinen gewählt, als wären sie schon vor ihr da gewesen, Teil eines Dialogs, der nicht zu ändern ist. »Ich nehme an, Sie sind gekommen, um über das Stück zu reden.«

Johanna Maria Fuggert kann aus den Worten nichts schließen, antwortet nur.

»Um ehrlich zu sein, ist meine Anwesenheit rein zufälliger Natur.«

Ihre Augen irren umher, entfliehen für einen seltsam sehnsüchtigen Moment durch die Lücke zwischen den beiden Puppenspielern ins Tal, aus dem der Nebel wie ein Tier den Hang hinaufgekrochen kommt, alles verschlingt und die Spuren mit Watte abtupft.

»Ich war in der Nähe, als ich hörte, wie der Kasper mich rief.«

Ihr Blick verfährt sich in den beiden leblosen Körpern, reißt sich los.

»Eigentlich war ich auf dem Weg zum Pfarrhaus.«

»Wir wollen Sie nicht aufhalten.«

Neue aufs Ende drängende Worte. Doch ist ihr, als seien es auch ihre, gereinigt und mit Bedacht gesetzt, darin ein Telos, wie es nur dem bereits geschriebenen Stück zueigen ist. »Wir wollen Sie nicht aufhalten.« Ein Satz aus einem Dialog. Ein fertiges Stück Text aus dem ewig gleichen Drama.

»Das heißt, Sie können natürlich gern bleiben und uns erzählen, wie es Ihnen gefallen hat.«

Es sind die Worte einer Frau vor dem beredten Schweigen ihres Mannes, die ihr, Johanna Maria Fuggert, den Raum geben. Und selbst wenn sie hier nur eine Rolle spielt, nur Teil eines unverbrüchlichen Kontinuums ist – ihr Einsatz:

»Das Stück ... Ich meine, ich wusste nicht, dass man es noch auf diese Weise spielt.«

»Wir haben es nicht gespielt.«

»Es war die Generalprobe, nicht wahr?«

»Wenn Sie so wollen. Im Grunde aber spielen wir das Stück nicht. Niemals.«

»Sie spielen es nicht?«

»Nein.«

»Was dann?«

»Nun, wir führen es jedes Mal so auf, wie Sie es gerade erlebt haben – der Hinweis auf die letzte Probe, der scheinbare Versprecher zu Beginn, das bleibt sich immer alles gleich.«

»Aber die Leute ...«

»Die spielen mit, genau wie Sie. Nur dass die es eben wissen.«

»Aber ...«

»Sehen Sie, im Grunde ist es keine Frage von Spiel oder Nicht-Spiel. Mag sein, dass man für gewöhnlich einen Unterschied macht, zwischen dem, was die einen spielen und die anderen sind. Nur gehört jeder von uns mal zu den einen oder anderen, nicht wahr? Im übrigen handelt es sich in diesem Fall um eine ganz und gar neuzeitliche Differenz, weit entfernt von – sagen wir – der ewigen Frage nach gut oder böse. Seien Sie also gewiss, dass unser kleiner Hinweis auf die letzte Probe nicht unserer Furcht entspringt, das Stück eines Tages tatsächlich aufführen zu müssen, zumal Sie sich inzwischen selbst vom Gegenteil überzeugt haben dürften. Was wir uns vorbehalten, ist lediglich das Recht, das Stück zu verändern oder es als ein ganz anderes erscheinen zu lassen. Gewiss, ich sagte, wir führen es immer so auf, wie Sie es gerade erlebt haben, doch sind es nur die ersten Sätze, die sich jedes Mal gleichen. Betrachten Sie sie daher bitte nur als eine Art unbewegter Bewegter, als einen festen Punkt im Fluss der Worte, von dem aus sich unser kleines Stück variieren lässt.«

Worte, viel zu klar, um nicht schon irgendwo aufgeschrieben worden zu sein. Ein Stück, das nur noch abgespielt wird.

»Hören Sie, was immer wir gebären, sind Illusionen. Aber die Zuschauer ziehen sie auf, als seien es ihre eigenen Kinder«, spricht's und tritt mit seiner Frau plötzlich zur Seite, woraufhin sich alles zu drehen beginnt, solange, bis Johanna Maria Fuggert vor der hölzernen Bude steht, in die sie mit klarem Blick hineingleitet, hineingesogen wird, derweil das Panorama einer ganzen Welt vor ihr aufzieht, ein bunt bemalter Bühnenprospekt ist das, mehr nicht, links ein Dorf, rechts ein Dorf, und in der Mitte ein Fluss, eine kleine, viel zu einfache Welt, auf beiden Seiten begrenzt von einem aus Holz ausgeschnittenen Wald, über dem jetzt die Sonne aufgeht, rechterhand, direkt vor ihren Augen, derweil es in Wahrheit doch der Nebel ist, der hier aufsteigt, ein trüb aufquellendes

Gemisch, unfassbar und dicht, und kein flaches Stück Blech, goldgelb bemalt und mit streifigen Strahlen besetzt, deren längster die Stange zu verdecken versucht, mit deren Hilfe die Sonne hier aufzieht, die Sonne, unter der sich die Menschen erheben, mechanisch und klein, ein neuer Tag, eine neue Illusion, Figuren des Jedermann, wie sie sie noch nirgends gesehen, dazu all die Tiere, die ziehen auf hölzernen Schienen durchs Dorf, hinunter zum Fluss, an den Rand dieser Welt, da wo man sie mit Hilfe von Drahtseilen wendet, und schon geht's wieder zurück in den Ort, in dem nun auch der letzte erwacht, Hammerschläge, Spatenstiche, Kindergeschrei, hängt alles an Drähten, ist alles nicht echt, nur nichtiger Schein, und siehe da, schon versinkt die Sonne in der Mitte des Tages, fällt senkrecht hernieder und sackt in den Fluss, der nur ein Bild, noch nicht mal ein Abbild ist, selbst wenn es jetzt vor ihren Augen zu brodeln beginnt, Wasserdampf aus erhitzten Röhren, mehr ist das nicht, groteske Rauchzeichen, zwischen denen der Wald wie auf Schienen ruckelnd einwächst, starr schiebt er sich vor die Dörfer, aus denen sie ziehen, die Jungen und Alten, frei von Äxten und Sägen und Ketten und Keilen, halten sie Sprengladungen aus Papier in den Händen und werfen sie vor sich auf den Boden, der unter ihren Füßen aufklappt, eine vermeintliche Grube, in die die Männer jetzt steigen, Parabeln durch dampfendes Pulver, dahinter der Wald, der weicht schon zurück, da entsteht eine Welt, eine neue, doch ist auch die nur ein Bild, das stockt und herniederfällt, ein Welt-Bild der Lächerlichkeiten, eine dunkle Phantasmagorie voller Löcher und Leitern und Schächte und Menschen, Bergmänner sollen das sein, doch sehen die überhaupt nicht so aus, sind nur Pappkameraden, überdies es hier noch nicht einmal Berge gibt, nur Wiesen und Hügel und Häuser und Wälder, und in der Mitte ein Fluss, der jetzt wieder auftaucht, ruhig und sanft wie die Schiffe auf ihm, doch sind auch die nur gemalt und bewegen sich nicht, währenddessen sich von links eine Eisenbahn nähert und von einem Ufer zum andern eine Brücke aufklappt, ein eiserner Strich, über den die Bahn sogleich rollt, durchs Dorf, in den aus Holz ausgesägten Wald, derweil sich die Brücke über dem Fluss zu drehen beginnt, vor und zurück, vor und zurück, ist alles nur Spiel.



An diesem Abend ist das Fritzenest voller als seine Gäste. Zumindest für eine Weile. Gehen alle rein, bis keiner mehr reingeht. Manche müssen sogar draußen bleiben.

»Würde ja zu gern wissen, was die sich da drinnen erzählen«, sagt der lange Feuerhaken und presst seine Spitze gegen die Wand.

»Hab gehört, sie diskutieren«, sagt die Feuerpatsche und blättert ihre Blechstreifen über den Stein.

»Worüber?«, fragt der Feuerhaken und drückt seine Spitze ins Mauerwerk.

»Über unsere Heldentaten«, sagt die Feuerpatsche und klimpert gewichtig vor sich hin.

»Ich hab einen jungen Baum aus dem Feuer gezerrt«, sagt der Feuerhaken und wächst dabei bis unters Dach.

»Und ich hab eine ganze Brandherde erschlagen«, sagt die Feuerpatsche und scharrt über den Putz.

Die Leiter nebenan fährt zusammen.

»Da staunst du, was?!«, ruft der Feuerhaken, die Spitze direkt auf die Leiter gerichtet.

»Kannst es ruhig zugeben«, befindet die Feuerpatsche und wartet, Blechstreifen über Blechstreifen blätternd.

»Ich steh hier nur rum«, sagt die Leiter.

»Du warst ja auch nicht im Einsatz«, erklärt der Feuerhaken.

»Ihr war's bestimmt zu heiß«, schnarrt die Feuerpatsche.

»Ich wurde nicht gefragt«, sagt die Leiter.

»Hättest du dich anbrennen lassen?«, fragt der Feuerhaken und zeigt seinen Stiel.

»Oder die Glut mit bloßen Händen erstickt?«, fragt die Feuerpatsche und blechert sich auf.

»Das sind keine Fragen«, sagt die Leiter.

»Na dann sagen wir mal so«, sagt der Feuerhaken, »du hast dich gedrückt.«

»Du hast dich verkrochen«, sagt die Feuerpatsche, »verhüllt und versteckt.«

»Ich bin eine Leiter«, sagt die Leiter, »ich steh immer hier rum.«

»Sieht aus, als wolle sie von unserem Ruhm profitieren«, keift die Feuerpatsche und beginnt schon wieder zu wachsen.



»Ohne Fleiß kein Preis«, kommt's aus der Feuerpatsche geblättert.

»Nur die Helden sollen gelten«, tönt der Feuerhaken und stemmt sich unters Dach.

»Du Leitern wirst scheitern«, faucht die Feuerpatsche und trommelt gegen den Stein.

»Danke, das reicht«, sagt die Leiter und lässt sich fallen.

Als Justus Kaleika kommt, räumt er Feuerhaken und -patsche beiseite.

Frisch in die Kneipe getreten, sind die roten Schädel das erste, was er erblickt. Ob ihre Farbe noch vom Feuer herrührt oder schon vom Löschen zeugt, vermag er indes nicht zu sagen. Es interessiert ihn aber auch nicht, genausowenig wie die Katze, die zwischen seinen dürren Beinchen hindurch auf einen Fladen Kautabak zuschießt, der sich unter ihm auf dem Boden zusammenbatzt. Vorwarnung gab's keine, und Absender und Begründung fehlen auch.

Der Katze ist das egal, sie hat was sie will. Ein vortreffliches Mahl. Ein richtiger Schah-maus. Und überhaupt nicht trocken. Bestimmt mit Honig sauciert. Hhmmm, lecker. Schlecker-schlecker.

Weiter oben verhält sich's freilich kaum anders. Finger wie Gabeln voran, bohren sich räumige Pfoten in dicke, dampfende Haufen, werden feuchtfrohliche Weisheiten in die Runde geschleudert und ausgelutschte Sprichworte wiedergekaut, dazwischen halbgeare Zitate und schlüpfrige Vergleiche.

Hier geniert sich aber auch gar keiner.

Die grobschlächtigen Tische nehmen's gelassen. Und die jaulende Katze hat keiner gehört.

Und wenn, dann sagt er's nicht. Nicht wahr, Nepomuk? Schweigst lieber still. Is auch besser so. Das Vieh hätte ihm wahrscheinlich noch die Fische aus'm Eimer gefressen. Gieriges kleines Miststück.

»Hee Kaleika, was hast'n da in deim Eimer?« Nasen-Theo, war ja klar. Aber wenigstens fragt mal einer. Muss er hier nicht länger blöd rumstehen.

»Schleien, schöne Schleien.«

»Wenn du mir eine gibst, darfst du mal meine Nase ...«

»Danke, hab schon. Außerdem leben die Viecher noch.«

»Dann gib sie Fritze, der macht sie für mich.«

»Fritze?!« Doch der im Vorbeigehen: »Kann grad nich.«



Weshalb Theo gleich weiter – »Sag mal, Kaleika, wo hastn die Schleien eigentlich her?«

»Ausm Löschtümpel. Hab sie mit bloßen Händen gefangen. Is kaum noch Wasser drin. Universalius hat das Ding mit seiner Spritze fast leergezogen.«

»Hee, ich hab auch mitgepumpt!«

»Klar, aber du kannst froh sein, dass Universalius ein Sieb vors Schlauchende gesetzt hat, sonst hätt's die Schleien da alle mit durchgezogen.«

»Ach was, dann hätt ich sie mir eben aus den Bäumen gefischt, wärn sie auch gleich geräuchert gewesen.«

Letzteres mit einem derart gierigen Blick auf den Eimer, dass Justus Kaleika nichts anderes übrig bleibt, als zu fragen: »Sag mal, wo ist Universalius eigentlich?«

»Zu Hause, schreibt irgendwas.«

Abgewandte Worte.

»Er schreibt ganz schön oft irgendwas.«

»Hmm.«

Des Nasenmannes Betonung lässt auf rein kulinarische Interessen schließen. Zeit für Justus Kaleika, gegenzusteuern.

»Hab noch nie was von ihm gelesen.«

»Ich auch nich.«

»Du kannst ja auch nich lesen.«

»Brauch ich auch nich.« Und lässt die Schleien im Kopf aus dem Eimer in einen mit heißer Butter überschwemmten Tiegel wandern. Da die Befriedigung jedoch ausbleibt, nimmt Theo seine Nase aus dem Gesicht, steckt die Zunge rein und schleckt wie ein Verrückter drinrum. Dass die Nase zerbrochen ist, merkt er schon gar nicht mehr. Justus Kaleika wendet sich derweil angewidert ab.

»Ich frag am besten nochmal Fritze«, spricht's und will schon gehen, da hört er's plötzlich hinter sich laut und deutlich formulieren: »Warum bringst du die Fische nicht einfach wieder zurück?«

»Was?!« Der eine verschluckt fast seine Nase, und der andre dreht sich ungläubig um.

»Warum bringst du die Fische nicht einfach wieder zurück?«, wiederholt der, den sie hier alle nur »das Bärchen« nennen, legt die Gabel aus der Hand, schiebt den Stuhl zurück und steht auf.

Das sieht nach dem Ende der Diskussionsrunde aus.

Allein, die Geste hat keine Bedeutung. Zumindest keine, die die baldige Anwendung von Gewalt verspricht, auch wenn es für Richard »das Bärchen« Bary ein leichtes wäre, selbige allein schon aufgrund seines Äußeren als etwas *vollkommen Natürliches* erscheinen zu lassen, nur ist er einfach nicht der Typ für derart entsublimierte Lösungen. Und alle wissen das. Auch wenn's keiner sagt. Zumindest nicht laut. Dass man in seiner Nähe dennoch auf die üblichen Spöttereien und Schabernackiaden verzichtet, ist Teil des Spiels, genau wie das Einhalten eines Sicherheitsabstandes in Lebens- bzw. Überlebensgröße sowie diverse Asylsuchungen, welche selbst bei Gruppen vollständig *hinter* seinem Rücken erfolgen.

Ganz anders dagegen der Humpen. Der hatte ihn, in seiner Funktion als künftiger Schwager, kurz vor seinem Tod in die Kneipe zitiert, um ihm – so ganz unter vier Augen und von Mann zu Mann – mitzuteilen, dass beim Wirt noch »bisschen was offen« war, das zu begleichen ihm nicht mehr die Zeit bleibe. Als ihm das Bärchen nach einer kurzen Diskussion, die sich auf den wiederholten Austausch der Worte »Du wirst nicht sterben.« »Doch!« beschränkte, versprach, die Sache zur Zufriedenheit aller zu regeln (und nicht ahnen konnte, dass der Wirt von »dem bisschen« nichts wissen wollte, weder damals noch später), da schaute ihn der Humpen mit glasigten Augen an, schnappte sich mit der Rechten einen ... ähem ... Humpen und mit der Linken Richards Revers und riet ihm, während der halbvolle Humpen nach oben und das perplexen Bärchen nach unten fuhr, röchelnd: »Pass mir ja auf meine kleine Schwester auf, du Klumpen!«

Es waren seine letzten Worte. Zumindest die letzten, die Richard von ihm hörte. Aber er wusste, er hatte es nett gemeint. In seinen Ohren war es Poesie.

Die »kleine Schwester« indes war volle zehn Jahre älter als er, hatte zum Zeitpunkt ihres Kennenlernens, und das heißt im Alter von zweiunddreißig Jahren, bereits drei Ehemänner überlebt (beziehungsweise diese nicht sie) und hörte auf den Namen Wilhelmine, was, wie Universalius seinem liebevoll Dick¹ genannten Freund bei dessen Rückkehr vom Humpen

1 In einem Tagebucheintrag von Universalius finden sich folgende kryptische Worte: »Richard/Dick – mein Innuendo. Das eines Innubilen. / Ich?«



erklärte, »zumindest unter onomastischen Gesichtspunkten nicht gerade auf Hilfsbedürftigkeit schließen lässt«.

Dabei hatte es in genau diesem Sinne begonnen ...

Das erste, was Richard Bary, von einfältigen Geistern auch Gärtner-dick genannt, sah, war ein Kranz weißer Immortellen, der über der Friedhofsmauer schwebte. Es war früh am Morgen. Gärtner-dick kniff die Augen zusammen. Als er sie wieder öffnete, setzte sich der Kranz in Bewegung.

Über das Grab seiner Eltern gebeugt, hinter dem kleinen Grabstein jedoch kaum zur Hälfte verdeckt (und zwar in Höhe wie in Breite), verfolgte der dicke Gärtner das, was er zunächst für eine religiöse Erscheinung, danach für einen etwas überbetonten Teil irgendeiner geheimen Zeremonie und zu guter Letzt für eine über alle Maßen florifizierte corona muralis hielt.

Was schließlich herauskam oder besser: am Ende der Mauer *hervortrat*, war – natürlich – Wilhelmine Schreiber, einen Kranz weiß blühender Immortellen auf dem streng gescheitelten Kopf und zwei weitere über den Ohren um die knotigten Haarschnecken gelegt. Ein Kringel für jeden ihrer Männer.

Der beleibte Hortikulturist war wie versteinert – und verzaubert zugleich. Jedenfalls war es weder der Ort noch der Augenblick, sich daran zu erinnern, »dass Kränze in erster Linie Siegessymbole sind.« (So Universalis noch am Abend desselben Tages, wohl wissend, dass eine derartige Bemerkung in einer an Realitätsverleugnung grenzenden Glückseligkeit keinen Platz finden würde und – zumindest bis auf weiteres – ungehört verhallen musste.)

Das erste, was Wilhelmine Schreiber, genannt Schreiber-Minna sah, waren – *Pflanzen*. Pflanzen in allen erdenklichen und zum Teil auch unerdenklichen Farben und Formen und Größen. Zwei ganze Hände voll. Riesige Hände mussten das sein. Hände, die zupacken konnten. Ernährerhände!

»Rosmarin, Wermutkraut, Ringelblume, Buchsbaum, Immergrün, Steinbrech, Stiefmütterchen, Hornveilchen und«, ein verstohlener Blick auf ihr mittlerweile entkränzttes Haar, »Immortellen.«

Sie schenkte ihm ein Lächeln.

Er nahm es als Aufforderung.



»Sie verlieren nie ihren Glanz. Selbst wenn man sie bricht, leben sie weiter.«

Sie hörte. Und verstand. Und nahm alles auf sich. Und gab es zurück.
Der hier würde sie nicht enttäuschen.

»Man sagt, sie tragen ihre Seele offen zutage.«

Er schaute nach unten.

Sie sah nichts außer Blüten, kuglig und klein. Und nahm es mit einem Lächeln, breit und gepresst.

Er aber machte weiter. Vor ihr. Über dem Grab seiner Eltern. Es war erst der Anfang.

»Die weißen sind die schönsten.«

Sie sah auf seine Hände, aus denen Pflanzen erwachsen. Und Schränke voll Kleider. Und alles, was das Herz sonst noch begehrt.

»Es hier sind die ersten, die ich selbst gezüchtet habe.« Und dann, kaum dass er den Blick gehoben: »Es ist, als würde man Papier zum Blühen bringen, nur dass es weiß bleibt.«

Er hielt kurz inne, sah, wie sie schaute: »Es soll sogar karmesinrote geben. Und lilafarbene. Und rosenrote ...«

Langsam wurde ihr die Sache zu bunt.

»Aber die gedeihen hierzulande leider nicht.«

Sein Tonfall ließ nichts mehr erwarten. Doch dann: »Wissen Sie was?«

Ein Blick, in dem die Naivität eines ganzen Lebens lag.

»Das soll mir egal sein. Ich werde trotzdem versuchen, ein paar von den roten zu züchten. Nein, *gerade deswegen* werde ich es versuchen!«

Er schaute sie an. Sie sah es nicht anders. Sollte er es doch versuchen, sie würde das ihrige tun.

Sie senkte den Kopf.

Er sah die Kränze hinter ihr auf den Gräbern im Wind.

Hier war nichts mehr zu holen.

Zwei Monate später heirateten sie.

Allein, damit war die Sache noch längst nicht vorbei, schließlich sah Wilhelmine erst nach der Trauung, mit welchem Gefährt ihr neuer oder, wie einige meinten, neuester Mann da zwecks Heimholung gekommen war. Und mit welchem Gefährten!

Dabei sah sie zunächst einmal – *nichts*. Nichts außer einem Haufen rotznäsiger Kinder, die am Ufer standen. Und zur Hälfte im Wasser.



Was in ihren Augen nach Ärger und Aufruhr aussah, entpuppte sich in denen des Gärtners als eine spezielle Form der Andacht, die er nur allzugut kannte und von der er wusste, dass sie abebben und in Grabesstille enden würde, wenn sie nur ruhig und unbeirrt weitergingen. Und so geschah es dann auch. Als sie ans Ufer kamen, wichen die Kinder auseinander wie ein Theatervorhang.

Und da lag es, sein – ja, was war das eigentlich? Ein als Kahn getarntes Blumenbeet? Ein als Blumenbeet getarnter Kahn? Der Potlatch eines über alle Maßen verliebten Gärtners? Eine Zumutung?

Was auch immer es war, es war *da*, und es war an ihr, etwas *damit* zu tun, denn während ihr Gärtnergatte in seiner ganzen Vielheit einfach nur dastand und nichts tat (er schien tatsächlich nicht einmal zu warten), begann das rotzlöfflige Schweigen um sie herum anzuschwellen (die Steigerungsrate war geradezu unerhört), indes von hinten die Hochzeitsgesellschaft in mehreren Wellen die Uferböschung hinabgebrandet kam.

Na schön, saß sie also in der Falle. Und das flammend rote Ding da vor ihr war der einzige Ausweg. (Zumindest wenn sie sich nicht das Kleid ruinieren wollte. Und das wollte sie ganz bestimmt nicht, vielleicht brauchte sie's ja nochmal.)

Und so schwor sie, nie wieder einen Mann vom anderen Ufer zu heiraten, lüpfte ihr Kostüm gerade so weit, dass das Schweigen verstummte und puerilen Tagträumen wick und trat in –

»Karmesinrote Immortellen.«

Und zwar ein ganzes Boot voll. Randvoll. Und überm Rand hingen auch noch welche.

»Es ist eine ganz neue Sorte. Ich habe sie nur für dich gezüchtet.«

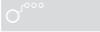
Sie entwand ihrem Gesicht ein Lächeln (zumindest dem Mund), pflanzte sich mittenrein und wartete darauf, dass von ewiger Schönheit und Liebe die Rede war.

»Ich nenne sie Gnaphalium Wilhelmineum.«

Des Gärtners Latein war hundsmiserabel. Die Kinder lachten aus anderen Gründen. Die Hochzeitsgesellschaft staunte vollständig und fassungslos. Wilhelmine winkte wie eine Automatenfigur.

War ja auch alles gar nicht wahr.

Und das da auf seiner Schulter auch kein Papagei, der sprechen konnte.



»Hee, und mich nennt man Charmosyna Wilhelmina! Habt ihr das verstanden?! Charmosyna Wilhelmina! Merkt euch das!«

Natürlich, ein Papagei, der sprechen konnte. Und sich Charmosyna Wilhelmina nannte. Und *grün* war.

Hier stimmte aber auch gar nichts.

Die Kinder staunten. Die Hochzeitsgesellschaft hörte nicht auf. Wilhelmine winkte wie eine Automatenfigur.

Der dicke Richard aber lachte und stieß, von Schichten blühender Immortellen überdeckt, seine »Wilhelmine« vom Ufer ab, indes der Papagei den Kleinerwerdenden Schimpfwörter gegen die flüchtige Erinnerung schickte. Dann drehte er sich um und flog voran. Wahrscheinlich hielt er sich für eine Eule.

Das Bärchen pflückt seinen gefiederten Freund aus einem der Deckenbalken, schüttelt ihm den Staub aus den Federn und die Flausen aus dem Kopf.

»Nicht dass er sich noch auf deine Fische stürzt«, erklärt's in Richtung Justus Kaleika und nimmt wieder Platz. »Er neigt mitunter dazu, Dinge zu tun, die nicht seiner Art entsprechen.«

Kaum hat der Papagei das gehört, marschiert er hinter den nächstbesten Krug, verschränkt die Flügel vorm Gefieder und bockt. Zumindest sieht's danach aus. Oder schmiedet Charmosyna Wilhelmina bereits wieder einen seiner gefürchteten Pläne? Ausgangspunkt einer lokalen Apokalypse, Inbegriff von Verderben und Verfall?

Theo kann das egal sein, er hat einen gefunden, der seine zertretene Nase begutachtet, ohne daran zu denken, dass die Hände vom Nasemann noch vollkommen intakt sind und die Zunge noch immer nach Nahrung lechzt, selbst wenn es hier statt zartrosa Schleien nur braune, bröckligte Fleischhaufen gibt. Auf jeden Fall besser als das, was er in seiner Nase gefunden hat.

Als der Teller schließlich leer ist, packt Theo das schlechte Gewissen.

»Kannst meine Nase ruhig behalten.«

Schulterklöpfen, umdrehen, zurück zum Klumpen, fühlt er sich sicher.

Und am besten gleich allen erzählen, was er zwei Tische weiter gehört hat.

»Hab gehört, jemand hat versucht, nen Fuchs auszuräuchern.«

»Was denn für einen Fuchs?«, drängt es Gärtner-dick zu wissen, auch wenn die Nachfrage mit einer etwas unerquicklichen Körperdrehung verbunden ist, da Theo plötzlich hinter seinem Rücken sitzt. Oder vielmehr – *kauert*.

»Na ... ein Fuchs eben ... so ein roter.«

Im Grunde eine treffende Beschreibung.

Führt aber zu nichts.

Weshalb Richard gleich weiter – »Kann mir nicht vorstellen, dass jemand so etwas tut. Schon gar nicht in der Findelgrube.«

»Aber ich habs doch gehört«, zischelt Theo, von dem jetzt nur noch der Kopf zu sehen ist, was der ganzen Angelegenheit geradezu etwas Geheimnisvolles und der Aussage überdies den Anschein von Legitimation gibt.

»Findelgrube hin oder her«, braust Justus Kaleika dazwischen, »jedenfalls hätte dieser Jemand fast den ganzen Wald abgebrannt. Elender Stümper!«

»Es waren ein paar von den Burschen.« Dies Kaden-Fritze im Vorbeigehen. Woraufhin Justus Kaleika: »Hätt's mir fast denken können. Nicht mal nen Fuchs können die Kerle heutzutage mehr austrüchern.« Und dann: »Frag mich, was die den ganzen Tag über in der Schule lernen?!«

»Ich wusste gar nicht, dass du Kinder hast«, fällt es dem Bärchen da kurzerhand ein.

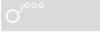
»Hab ich auch nich, aber wir waren schließlich alle mal jung.«

Unser beliebter Hortikulturist würde das jetzt gern bezweifeln. Andererseits, es gab mal eine Zeit, wo er seiner Frau mit Blumen in den Händen entgegentreten konnte, ohne Angst haben zu müssen. Zumindest meint er sich an eine solche *Zeit erinnern* zu können.

Tja, das Herzklopfen braucht nur seinen Beweggrund zu ändern und schon kannst du's vergessen.

»... aber ich kann's mir schon denken. Wahrscheinlich ham diese Pfu-scher trocknes Holz genommen anstatt grünes. Ham nich kapiert, dass es austrüchern heißt un nich ausbrennen. Dabei muss man dem Vieh nur richtig Dampf machen, dann kommt's schon von ganz alleine raus. Braucht man höchstens noch nen Knüppel.«

»Ich kann mir einfach nicht vorstellen, dass jemand so etwas tut«, bestätigt sich der großedickeschützende Richard selbst, vergisst allerdings, den Bezugspunkt seiner Aussage zu enträtseln.



»Ich schon!«, verkündet Justus Kaleika mit nassforschem Schlag.

»Auhh!«, heult Theo unterm Tisch.

»Pfoten aus'm Eimer!«, brüllt der Papagei.

Die Umstehenden nehmen's als Teil der Geschichte.

Justus Kaleika schnappt sich seine Fische und geht.

Karl Gustav Gütergotz hört ihn schon von weitem.

»Schleien, frische Schleien.«

»Verdammt, hat man denn hier nie seine Ruhe«, raunt's in Gedanken und verschwindet auf rein rational nicht ganz nachvollziehbare Weise im Gestein. Soll Kaleika sehen, wo er bleibt.

Wand zu. Tür auf. Keiner da.

»Hallo? Keiner da?«

Idiot.

»Ich hab frische Schleien mitgebracht.«

Das sagtest du bereits.

»Hallo?«

Das auch.

»Haaalllloooooo?!«

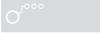
Himmelsakra, das ist ja nicht zum Aushalten, denk ich mir und schick Gütergotz scheißen, hat wenigstens der seine Ruhe.

»Scheint wirklich keiner da zu sein. Aber was soll's, Durst ist der beste Kellner«, und gießt sich einen ein. »Und wo's gebrannt hat, da soll man löschen.« Was Nummer zwei bis vier legitimiert. »War ja schließlich auch ein Riesenfeuer.« Und schon sind's derer sechs.

Die erste Schleie treibt bäuchlings im Eimer. Weißkiemiges Fleisch bleckt aus dem Wasser. Darunter schiebt sich das Oliv der Flanken zusammen, wächst zu pulsierender Vergängnis aus.

Als Johann Christian Martin Fuggert eintritt, spielen Zahlen längst keine Rolle mehr. Justus Kaleika ist gerade dabei, das Feuer im Kamin auszupinkeln, kann aber ob der Rauchentwicklung nichts erkennen. Was in seinem Zustand freilich auch egal ist. Als er sich umdreht, ist Fuggert froh, dass er Abstand gehalten hat.

Na gut, am besten nichts anmerken lassen. Und keine Predigt halten. Auch wenn er Samuel 25, 22 parat hat: »mingens ad parietem«. Müsste es nur bisschen anders ausdrücken. Kleine Verkleidung im Dienste des Herrn. Aber das lässt er mal besser. Zumindest hier und jetzt. Schießlich



hat er's selber gelesen: Große Recken, arme Gecken, soll man nicht im Suffe schrecken.

»Jesses, ich hab Sie gar nich komm hörn. Uuiuiuiui ...«

»Ich wollte mir auch nur ein wenig Gesundheits-Chokolade ...« Und dann, geradezu entschuldigend. »Meine Frau schläft schon.«

Justus Kaleika nimmt's als Aufforderung.

»Ich übernehm das für Sie. Huiiiii!«

Schulterklopfen, Handabdrücke, Feuchtereste. Ekelhaft.

Oder, mit anderen Worten formuliert: »Danke, ich mach das schon.«

Und während er's macht.

»Wo ist eigentlich der Wirt?«

»Ich bin der Wirt.«

»Achja, hatte ich ganz vergessen. – Und Gütergotz, wo ist der?«

»Ich bin ... nein, der is weg. Hab ihn ... huiiiii ... zumindest nich gesehn. Hoffentlich is ihm nichts passiert. Uuiui ...«

(Da Fuggert das betreffende Örtchen (»Ein Drecksloch in einem Drecksloch«) unter keinen Umständen aufsucht und Justus Kaleika derzeit keine größeren geschäftlichen Verpflichtungen drängen, sei dem ob dieser Frage beunruhigten Leser hiermit versichert, dass Karl Gustav Gütergotz auf dem Abort sitzt und selig schlummert, derweil unter ihm der Melkschemel wie ein stummer Beschützer senkrecht in die Grube ragt.)

»Kann mir nicht vorstellen, dass es irgendetwas gibt, das dem zustoßen will.«

»Ähem, wer stößt?«

»Was?«

»Wer hier ... hui ... gestoßen wird?«

»Niemand wird hier gestoßen.«

»Ah, klar, verstehe ... Wollen wir vielleicht ... uiiiiii ... einarmiges Reißen spieln?«

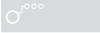
»Nuin.« Ein Ausbruch. Der erste seit Wochen. Jetzt bloß nicht leichtsinnig werden. »Ich meine, irgendwas stimmt doch hier nicht. Es ist überhaupt keiner da!«

»Isses möglich, dass Sie mich nich sehn, weil ich sie doppelt sehe?«

»Ich sehe Sie, klar und deutlich. Und zwar genau einmal.«

»Dann musses wegen dem Feuer sein.«

»Was?«



»Löschen alle noch.«

»Es hat gebrannt?«

»Worauf Sie ein lassen könn. Un zwar nen ... hui ... lichterlohleuchtenden.«

»Wo?«

»Das wissen Sie nich?«

»Nein.«

»Na dann ... hui ... warten Sie mal kurz, ich ... hui ... zeigs Ihnen.«

»Hee, was machen Sie denn da mit Ihrer Hose? Beim Herrn, nein! Das ist ... das ist widerlich!!«

»Aber Sie wollten doch ...«

»Ich will wissen, wo's gebrannt hat!«

»Uiuuuuuui.«

»Wo?!«

»Im Wald.«

»In was für einem Wald?!«

»In dem, wo die vielen Bäume ...«

Das führt doch alles zu nichts!

Oder spielt der ihm nur was vor? Das kann er doch unmöglich ernst meinen, selbst wenn er betrunken ist. Vielleicht will er ja bloß ablenken? Aber wovon? Dass er betrunken ist? Nein, muss schon was größeres sein, wenn er dafür seinen kleinen ... Gott behüte, das führt doch zu nichts, das führt überhaupt alles zu nichts!

Was bedeutet, dass er wieder am Anfang ist. Oder immer noch da steht. Oder das alles eins ist, ein und dasselbe. Oder aber er verliert in diesem verdammten Kaff langsam den Verstand.

So, und jetzt mal ganz ruhig –

»Es hat also gebrannt? Im Wald?«

»Hab ich doch gesagt.«

Ruhig, ganz ruhig.

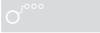
»War es der Wald auf dieser Seite des Flusses, der gebrannt hat, oder der auf der anderen Seite?«

Wie redet denn der?

»Gibt nur ein Wald.«

Was erzählt der denn?

»Sie meinen ...«



»Hühm un drühm is eins.«

Na schön.

»Verstehe. Aber innerhalb dieses einen Waldes, lag da das Feuer auf dieser Seite vom Fluss oder auf der anderen?«

»Innerhalb.«

»Was?«

»Drühm.«

»Es hat als auf dem jenseitigen Ufer gebrannt.«

»Nich aufm Ufer, im Wald!«

»Natürlich. Und wo genau im Wald?«

»In der ... uiuiui ... Findelgrube.«

»Und warum haben Sie mir nichts davon erzählt?«

»Tu ich doch.«

»Sie hätten's aber tun sollen, als es passiert ist.«

»Is doch passiert.«

Das reicht!

»Verdammt nochmal, ich bin der erste, der sowas erfahren muss!«

»Was?«

»Wenn's brennt!«

»Ich dachte, wenn irgendwer was anstellt.«

»Das auch.«

»Oder irgendwas mit Gott is.«

»Ja.«

»Is ganz schön viel für einen alleine.«

»Darum hab ich ja Sie. Hab ich mir zumindest gedacht.«

»Ich war da.«

»Wo?«

»Im Wald.«

»Und ich?«

»Sie nich?«

»Ach, und wo war ich?«

»Sie warn oben un ham ... uiuiuiuiui.«

»Schluss mit diesem verdammten uiuiuiuiui! Wo war ich?«

»Sie warn oben un ham ...«

Verdammt!

»... gefickt.«



Nicht, dass er darüber reden wollte ...

Kurz nach dem Mittagessen (Suppe mit abgestochenen Eiern, Frikassee vom jungen Huhn, dazu ein wenig Brot und reines Wasser) hatte seine Frau die Tür zu seiner Kammer geöffnet und war faunblicklich hineingehuscht, um in ihm einen Moment der Schwäche zu provozieren. Vielleicht war sie aber auch nur zwischen zwei Satzfragmente getreten und hatte die Lücke gefüllt, die da in der Reinschrift seiner Predigt vom Vortag klaffte wie – *eine ursündengroße Kerbe*.

Dabei hatte er den ganzen Tag über nichts von ihr gesehen ...

Noch bevor irgendein mistbeiniger Gockel den Schnabel aufreißen und seine ewig gleiche Vorstellung vom neuen Tag verkünden konnte (was hier selbstredend keiner tat, zumindest nicht vor dem Aufstehen), hatte Johanna Maria Fuggert Bett, Zimmer und Gasthof hinter sich gelassen und war an einer Reihe ansatzlos nickender Köpfe und den stummen Gesten einer unaussprechlichen Übereinkunft vorbei hinab zum Pfarrhaus gelaufen, das sich vor ihren Augen aus dem aufgehenden Licht schütterte und seine Brandwunden bleckte.

Darinnen aber waren sie in letzter Zeit auffallend oft ohnmächtig geworden. Frauen, zu alt und zu allein, um schwanger zu sein, junge Mädchen, den Körper ebenso ungeschnürt wie das Herz frei von Affektionen, betagte Männer, die schon auf Kindesbeinen über baumlos glühende Felder gezogen waren und dabei gelernt hatten, so lange zu arbeiten, bis von ihrem Schatten nichts mehr zu sehen war – sie alle brachen zusammen und wurden in ihre Stuben gebracht, in denen ein Klima herrschte, das unter den gegebenen Umständen keinerlei Erholung versprach, eine solche aber nichtdestotrotz brachte. Erst gestern hatte es den alten Wendelin Triefnas erwischt, der eigentlich mehr gewöhnt war als irgendjemandem hätte lieb sein können, mochte es der süßliche Duft aufgehender Leichen oder die Flatulenz des kircheneigenen Viehzeugs sein, eine gewisse Verunreinigung der Luft schien geradewegs sein Lebenselixier, und zwar so sehr, dass ein jeder, der ihm aus irgendeinem Grund (oder auch aus gar keinem, was öfter vorkam, als man hätte erwarten können) einen Besuch abstatten wollte, zuallererst einen kleinen Verschluss zwischen der Totenkammer und den Stallungen der Kirche ansteuerte. Dort saß oder vielmehr lebte Wendelin Triefnas, betrachtete die Schweine wie die Toten, kaute die mitgebrachten



Brote, furzte mit den Kühen um die Wette und öffnete die Tür nur auf ihm wohlbekannte Klopfzeichen hin. Wer daraufhin eintrat, war selbst schuld. Oder ortsfremd. Gestern aber mussten sie *ihn* raustragen. Aus dem Pfarrsaal, in dem er gelegen hatte. Mutterseelenallein. Beinahe gottverlassen.

Sein Überleben verdankte er letztlich der lokalen »Sammlung zumeist erbaulicher und geistreicher Gesänge für die allgemeine Gottesverehrung«, die als Nummer dreiunddreißig ein Lied mit dem Titel »Mitten im Leben sind wir vom Tod umfängen« verzeichnete.

Einst ein ziemlicher Gassenhauer und ob seiner weitreichenden Einsatzmöglichkeiten bei Geistlichen wie Geharnischten überaus beliebt (wiewohl auch gesungen von denen, die von nirgendwoher mehr Schutz erwarteten), war das gute Stück im Laufe der Zeit ziemlich in Vergessenheit geraten, zumindest so sehr, dass Thaddeus Triefnas keine Worte fand, als ihm sein Vater das Lied für den nächsten Tag ankündigte.

»Hilft wahrscheinlich nur eine außerplanmäßige Probe«, befand der angehende Kirchdiener und führte den gesamten Chor am nächsten Morgen zwecks Erkundungen in Text und Ton in aller Herrgottsfrühe in den Pfarrsaal.

Was er dort fand, war sein Vater. Auf dem Boden liegend. Die beiden Täfelchen für Lied Nummer dreiunddreißig noch fest in den Händen.

»Ist er tot?«, fragte der Chor im Chor und stoppte.

»Nur scheinot«, sagte Thaddeus und zückte ein Messer.

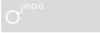
»Höchstens ohnmächtig«, rief der Vater, fügte noch schnell ein »gewesen« hinzu und ließ sich sogleich von der heranströmenden Singgemeinschaft zurück in sein Kabuff tragen.

Als Johann Christian Martin Fuggert wenig später den Pfarrsaal betrat, kniete Thaddeus in dessen Mitte, tauschte eine Drei gegen eine andere und wirkte betrübt. Immerhin, die Geschichte war schnell erzählt, und nicht anders verhielt es sich mit Fuggerts Rat: »Man muss mit den leichten Erweckungsmitteln beginnen und darf nur ganz allmählich zu den kräftigeren übergehen.«

Als Fuggert fertiggesprochen hatte, stand Thaddeus auf und ging.

Die Gemeinde kam, blieb, folgte ihm nach einer langwierigen Stunde.

Jetzt, einen Tag später, war von alledem nichts mehr zu sehen. Das Pfarrhaus stand verlassen und präsentierte seine Feuermale stumm und frei von Stolz. Johanna Maria Fuggert kannte es nicht anders.



Sie trat ein.

Was sie sah, war eine Abfolge von Bildern, die sie bereits im Auftauchen rekapitulierte.

Die verkohlten Türen der Pfarrstube. Ein Raum voll mit Reisig und Holz. Die ausgetretenen Treppenstufen. Das Pfarrarchiv, in dem die lückenlose Ordnung der Bücher und Akten die Entwendungen dokumentiert. Der geweißte Saal. Der verwaiste Saal. Herausgebrochene Wände. Aufflirrender Staub. Die Entweihung eines Ortes. Die Erweiterung einer Welt.

Sie ging, ohne zu wissen, warum, stillte ein Verlangen an ihm, das sie nicht kannte, und ließ ihn entschlummern, der sich ansonsten den Schlaf nach dem Essen versagte, während es sie wieder hinaustrieb, hinein in die Ungewissheit eines Tages, der ihr nichts versprach und alle Befriedigung brachte, wie grundlos und grausam auch immer sie war.

Sie stand unten am Fluss, an der Stelle, wo eine kleine Neerströmung Ästchen und Blätter aus der wie Blei gehenden Trift sog, um sie für ein paar Meter stromaufwärts treiben zu lassen, als sie den Feuer-Ruf vom anderen Ufer vernahm. Wie ein riesiges Entsetzen kamen die Worte herübergehallt und klangen in ihrem Innersten nach – Feuer! Feuer! –, derweil die Kirchenruine hinter ihr ihren zerschlagenen Kopf aus dem herbstbraunen Gras hob und das Pfarrhaus seine Brandwunden bleckte und bleckte.

Vielleicht war sie es, die den Ruf weitertrug, vielleicht waren es die Steine, das Gras oder der Wind, sicher nur, dass sie kurz darauf in einem Boot saß und vor sich, am Ende eines der landeinwärts gerollten Hügel, im Wald, Rauch aufsteigen sah.

Als sie Stunden später, im ausglimmenden Licht des Tages, zurückkehrte, schmeckte sie das Feuer auf ihren trockengeplatzten Lippen und lief, die Kleider wie Haut vom Brandgeruch durchdrungen, ins Gasthaus zurück, wo Karl Gustav Gütergotz saß, allein vor seinem Feuer, als könne er das, was geschehen, im Nachgang noch einmal betrachten, als ließe es sich aus der Ferne, von oben, drauf schauen, doch da wurden ihr plötzlich die Beine schwer und die Lider begannen zu flackern, und sie wand sich aus dem Rahmen der Tür und ließ den Wirt allein zurück in seiner Senke und wankte die Treppe hinauf in ihr Zimmer und gleich weiter ins Bett, wo einzuschlafen ihr doch nicht gelang, derweil der, nach dem ihr vor



Stunden verlangt, auf der anderen Seite des Flurs in dem seinen lag wie ein gestilltes, nie ganz abgestilltes Kind.

Zwei Stunden später war er betrunken. Oder verrückt geworden.

»Schon aber ist die Axt an die Wurzel der Bäume gelegt; jeder Baum nun, der keine gute Frucht bringt, wird umgehauen und ins Feuer geworfen«, so Johann Christian Martin Fuggert, eine abrupte Wendung seiner spätabendlichen Unterhaltung mit Justus Kaleika einleitend. »Ich taufe euch mit Wasser zur Buße. Der aber nach mir kommt, ist stärker als ich; ich bin nicht wert, seine Schuhe zu tragen. Er wird euch mit dem heiligem Geist und mit Feuer taufen.«

»Äh, wie meinen?«

»Das Feuer ist eine Strafe Gottes.«

»Also Fritze meinte, ein paar von den Burschen ausm Ort hätten gelegt.«

»Die Söhne Aarons, Nadab und Abihu, nahmen ihre Pfannen und taten Feuer darein und legten Räucherwerk darauf und brachten das Feueropfer vor den Herrn, das er ihnen nicht geboten hatte. Da fuhr ein Feuer aus von dem Herrn und verzehrte sie, dass sie starben vor ihm.«

»Neinnein, is keiner gestorben, noch nich mal der Fuchs. Und Räucherwerk ham die auch keins draufgetan. Das war ja das Problem. Hätstens mal besser tun sollen, dann hätten sie nämlich den Fuchs gehabt. Und der Wald wär auch nich abgebrannt.«

Na gut: Arme Recken, große Gecken, muss man auch im Suffe schrecken.

»Du und deine Söhne mit dir, ihr sollt weder Wein noch stärkere Getränke trinken, wenn ihr in die Hütte des Stifts geht, auf dass ihr nicht sterbet.«

»Also, ich hab noch nie aufm Abort gesoffen, Ehrnwort, will schließlich nich beim Scheißen abnippeln. Und was meine Söhne betrifft, also ich dachte, Sie wüssten, dass ich keine ... ich meine, ich probiers, genau wie Sie.«

»Der Busch brannte mit Feuer und ward doch nicht verzehrt.«

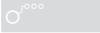
»Äh, was?«

»Man kann das Feuer nicht löschen.«

»Aber Universalius hats doch gelöscht.«

»Keiner kann das Feuer löschen.«

»Aber es ist wirklich aus!«



Und dreht sich rum und holt ihn raus.

Nicht schon wieder! NICHT SCHON WIEDER!

»Hören Sie verdammt nochmal auf, in das Feuer zu pissen! Nein, auch nicht gegen die Mauer!! HÖREN SIE, NICHT DIE MAUER!!!«

Und so – oder so ähnlich – nehmen die Dinge ihren Lauf, derweil sich drüben, *auf der »anderen« Seite*, Nasen-Theo vor der verschlossnen Tür vom Fritzennest wiederfindet. Sein Versuch, sie vorsichtig einzutreten, endet an einer – Mauer.

Ach was, am besten, er probiert's gleich nochmal.

Und tut's.

Und fällt um.

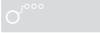
Nach hinten, noch bevor der Fuß die Mauer erreicht. Tja, fehlt offensichtlich die Nase zum Lastenausgleich. Hätte das Ding echt nicht verschenken dürfen, auch wenn's komplett zertreten und zerrammelt war.

Theo ist trotzdem gleich wieder auf den Beinen. Jaja, *er kommt immer wieder hoch*. Aber wart mal, da blinkt doch was. Ein Licht! Da, direkt vor ihm. Ein LICHT! Ganz weiß! Das hat doch was zu bedeuten. Da muss er hin! Oder ist das unten im Tal? Könnte natürlich auch drüben auf der anderen Seite ... Egal. Die Nase wird's schon richten. Einfach abnehmen und in den Wind halten.

»Mist, hab ja gar keine Nase mehr.«

Was soll's, geht trotzdem los.

Wechselnden Schwerpunkten folgend schah-wankt Theo runter ins Dorf, weicht einem umherstreunenden Hund aus (bzw. der ihm), bleckt die Zahnstummel in Richtung eines Mannes, den er nicht kennt (und den er bei Lichte betrachtet auch nicht kennen *kann*, selbst wenn man die mimetischen Prämissen nicht unterschätzen sollte, auf denen Universalisus' neueste Vogelscheuche zumindest theoretisch beruht), springt alsdann neben einem sperrangelweit offenstehenden Gartentor über den Zaun und versucht, während er nach oben klettert, einen knorrigen Apfelbaum davon zu überzeugen, ihn bei seiner Suche nach dem »Blink!-Licht« behilflich zu sein, ihn wenigstens nicht abzuwerfen, was dieser dann auch tut, woraufhin sich Theo artig bedankt und die Richtung wechselt, derweil es nichts als Glück ist, das ihn davor bewahrt, sich sämtliche Knochen zu brechen. Zumindest sieht Lilly das so, an der vorbei – »War da irgendwas? Nö!« – Theo in Richtung Fluss stolpert.



Das Gartentor wird von außen geschlossen, verriegelt. Warum, weiß Lilly nicht.

Als sie sich die Frage stellt, ist sie längst auf dem Weg.

Es wäre eine Abkürzung gewesen, nicht wahr?

Ja. Vielleicht.

Es dauert aber auch so nicht lange.

Die Schule harrt vor ihr in völliger Dunkelheit.

Kein Licht. Nirgends.

Sie hat es schon von weitem gesehen.

Die letzten Meter, nichts als Bestätigung.

Gleichmütig treten die Umriss hervor, entschattet sich die Fassade, sieht sie die toten Fenster.

Albert ist zurückgekehrt.

Er war nie weg.

Die Stunden im Wald waren nur eine Phantasmagorie, ein Fiebertraum inmitten des Feuers.

Sie setzt sich auf die Mauer.

Stein.

Kalt.

Fragt sich, was sie fühlen soll.

Aber dafür ist es jetzt ohnehin zu spät.

Thaddeus hat Recht, die Schule ist ein steinerner Kasten, ein Sarg mit Fenstern. Und Albert ein Scheintoter, der nicht rauskommen mag.

Und sie, sie sieht sich von außen dabei zu, wie sie auf der Mauer sitzt, auf die Schule starrt und leben spielt.

Aber was hatte sie denn erwartet?

Dass er ihr eine Kerze ins Fenster stellt? Sie empfängt und nicht wieder gehen lässt?

Er macht sich ja nicht einmal mehr die Mühe zu verschwinden.

Wenn er doch wenigstens verschwinden würde! So wie er es im Wald getan hat.

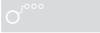
Trugbilder zeigen, was ist, wenn sie verschwinden.

Doch da ist nichts.

Aber warum geht sie nicht einfach?

Ja, warum denn nicht?

Vielleicht, weil sie überhaupt nichts erwartet, weil sie die Enttäuschung



schon vorweggenommen hat. Weil sie wissen wollte, wie es sich anfühlt, auf tote Fenster zu starren, hinter denen kein Licht brennt. Vielleicht sitzt sie deshalb hier und starrt und zermartert sich den Kopf und spielt dabei noch leben.

Aber da ist nichts, kein Gefühl.

Dieses Leben bleibt fremd, da kommt man nicht rein, da kommt man nur dazu. Es gibt kein Einfühlen, nicht ins eigene Leben und erst recht in kein andres. Alles Einfühlen ist Betrug. Betrug an sich selbst und ...

... so sitzt sie da und starrt, dabei es nichts als Gedanken sind, die zu ihr dringen und derer sie sich bemächtigt, so wie sie sich ihrer bemächtigt haben, und alles bleibt fremd, wird abstrakt, sind durcheinandergespaltene Fragmente, zusammenhanglos aneinandergereiht, dabei sie gar nicht bemerkt, dass vor ihr ein Licht aufgeht, hinter dem Fenster, ein durch die Räume stichelnder Schein, der nach außen dringt und sich ans Ende ihrer Gedanken stellt, da, wo sie die Mauer verlässt und ihr Blick nach unten fällt, auf die Stelle, über die sich ein Schatten zieht, zurück bis auf die Schwelle der Tür, hinter der Albert steht.

»Die Kinder«, hört sie sich flüstern, »die waren's nicht.«

»Ich weiß«, sagt er, »sie waren alle bei mir.«



Kreisel dreh dich, Kreisel dreh dich, Kreisel dreh dich, dreh dich, dreh,
hab begonnen, will nicht stoppen, peitsche-peitsche, tut nicht weh.
Kreisel dreh dich, Kreisel dreh dich, Kreisel dreh dich, dreh dich, dreh,
läufst im Drecke, spinnst Geschichten, webst die Welt wie ich sie seh.

Kreisel fall nicht, Kreisel fall nicht, Kreisel fall nicht, fall nicht, nein,
will ja aufrecht, aufrecht-aufrecht, will ja aufrecht zu dir sein.
Kreisel fall nicht, Kreisel fall nicht, Kreisel fall nicht, fall nicht, nein,
wirrst die Linien, bindest alles, bindest alles mit mir ein.

Kreisle weiter, immer weiter, Kreisel kreisle, kreisle, kreis,
treib dich vorwärts, links zur Seite, und zurück, was keiner weiß.
Kreisle weiter, immer weiter, Kreisel kreisle, kreisle, kreis,
zeigst den Weg mir, schürfst ihn auf recht, mach nur weiter, leise, leis.



Sie kann nicht sagen, ob sie geträumt hat oder nicht, nur dass es da, wohin sie schaut, dunkel ist, irgendein Schwarz ohne Tiefe, in das der Raum erst nach langen, starren Blicken geschüttert kommt, als wären es die Augen, die die Reste eines düsteren Leuchtens aussenden und nicht diese gewiss viel zu frühe Stunde, in der das Zimmer wie ein von den Rußpartikeln eines jahrhundertewährenden Lichts verschattetes Stilleben vor ihr liegt, die inneren Konturen verwaschen, aufgelöst und neu vereint zu einer namenlosen Zahl anthrazitfarbener Flecken und Flächen, entrückte Schattierungen, zwischen denen sie aus dem Bett steigt, diesem Unterschlupf gewährenden Gewirr aus Überzügen, Woldecken, Strohsäcken, Federleinwänden, Pferdehaarkissen und allerlei getünchtem Getuch, das sie Schicht für Schicht abzieht, bis sie wie ausgeschält dasteht und nach durchdehnten Sekunden der Stille ohne zu Zögern die kleine Kammer durchmisst, mit schneller Hand die Morgentoilette erledigt, in die bereitliegenden Kleider schlüpft, alles nötige zusammenpackt und aus der Tür tritt, hinter der die Abdrücke ihrer blanken Füße noch auf dem Holz schimmern.

Da ist kein Auge, das sie sieht.

Ein kalt gepresster Luftstoß lässt alle Spuren verschwinden, haucht sie aus.

Johanna Maria Fuggert nimmt den Weg runter zum Fluss.

Angekommen, sieht sie, dass sie trotz der frühen Stunde nicht allein ist.

Schemenhaft, wie Reste entfleuchter Geister, überziehen lichtweiße Tücher das grasigte Ufer, voneinander getrennt nur durch ein Netz feinsten Kanäle, aus denen hier und da fahlschwarze Stengel ragen, die in Wahrheit gelbbraun sind und sich über das beugen, was da unter ihnen liegt – Gutachter einer alltäglichen Landnahme, Zeugen einer Vision konkreter Geometrien.

Die, die sie bringen, sind indes kaum zu erkennen. Zwei kleine, dick beschürzte Frauen, die mit mechanischen Gesten immer neue Wäschestücke aus ihren Körben klauben, sie entfalten und auslegen und sich dabei – links wie rechts von ihr – langsam entfernen, nichts als ewig wiederkehrende Muster hinter sich lassend.

Später, als nichts mehr davon zu sehen und alles nur noch Imagination ist, wird es ihr scheinen, als sei sie der Mittelpunkt eines Szenariums gewesen. Oder dazu gemacht worden. Der Punkt, an dem nichts passiert,



der Punkt, der allein die Symmetrie offenbart. Ein toter Punkt in den Unablässigkeiten des Tages. Aber da weiß sie längst, dass sie gesehen und ebenso erkannt worden ist.

Zurück, fällt ihr Blick auf einen Streifen blauschwarz gestruppten Grasses, der vor ihren Füßen liegt und runter zum Fluss, zu den Booten führt. Einen Augenblick lang ist sie von der Frage gefangen, was dieser festgewurzelte, aller märchenhaften Fliegerei ganz und gar abholde Teppich anderes sein könnte als eine – *Einladung?*

Als Johanna Maria Fuggert das nasskalte Holz des Stakens in den Händen spürt, ist die Frage beantwortet und die Vorstellung zu Ende. Zumindest diese hier, denn aus dem Augenwinkel glaubt sie sogleich zu erkennen, wie die beiden Frauen auf das freie Stück Wiese hinter ihr treten.

Johanna Maria Fuggert umgreift den Staken, treibt ihn tief in den Grund.

Ein großes weißes Tuch wird aus einem Waschkorb gezogen.

Das Boot fährt breitwandig in die Strömung, bricht sie für einige Meter. Wind kommt auf, weiße Wellen in der Luft.

Das Ufer beginnt zu entgleiten.

Das Tuch wird auf die Wiese gelegt.

Der Staken versinkt im Grund.

Das Weiß wird glatt gezogen.

Als Johanna Maria Fuggert sich wieder aufrichtet, schlagen ihr Zweige ins Gesicht. Sie greift, zieht, zurt das Boot fest, klettert ans Ufer, nimmt den Weg hoch in den Ort.

An seinem Ende eine Tür.

Als sie sie öffnet, zieht ihr Blick ein halbes Dutzend andere auf sich.

Grund genug für die im Fritzenest versammelte Männerrunde sogleich mit gepflegter Konversation zu beginnen. Natürlich nonverbal. Selbstredend, sozusagen.

»Ich hab sie zuerst gesehen.«

»Aber mich guckt sie an.«

»Weiber ...«

»Seh ich gut aus?«

»Ich seh nur Titten.«

»Rund und fest.«

»Könnten größer sein.«



- »Na dann schau dir mal ihren Mund an.«
- »Wahrscheinlich ne unruhige Nacht gehabt.«
- »Hat ihn anscheinend zu voll genommen.«
- »Was hat sie denn da in der Hand?«

Gute Frage. Bringt allerdings nichts, wenn man sie nur im eigenen Kreis stellt. Und dann auch noch lautlos. Tja, macht man eben weiter wie gehabt, indes Johanna Maria Fuggerts Augen auf Friedrich Kaden ruhen, der am anderen Ende des Raumes mit ausgeladenem Wanst hinter seinem frisch aufgezimmerten Tresen steht, als wäre der klobigte Grenzzieher seit jeher Teil des Fritzenests.

Die feisten Hände auf dem polierten Holz, erwidert er ihren Blick, versucht die Verbindung zu kapfen.

»Wir ham noch zu.«

Das kultivierte Konversationskomitee konvertiert kumulativen Blickes zu Kaden Fritze, der, als hätte er sich nicht klar genug ausgedrückt, ein leicht überbetontes »Geschlossen« hintenan fügt – und schon haften die Blicke wieder auf ihr, die den ihren sogleich durch die Anwesenden hindurch auf ein nur bedingt ansehnlich zu nennendes Sortiment an- und ausgetrunkener Gläser lenkt, von wo aus es, nachdem ihr ein jeder gefolgt und die Sache klar ist, direkt weiter zu Kaden Friedrich geht, der sich, so wird er später unter Eid bezeugen, plötzlich in eine Auseinandersetzung verwickelt sieht, die zu führen er nicht als seine Aufgabe betrachtet.

Und so kommt es, dass schon bald keiner mehr weiß, wie es denn nun eigentlich gewesen und die Geschichte weiter-, um nicht zu sagen *aus-*gegangen ist. Ja, selbst vor Ort wundert man sich über das vermeintlich Gesagte ...

»Ich nehme an, die Herren haben noch nie von jenem Philosophen gehört, der die Existenz des Raumes leugnete«, vermutet Johanna Maria Fuggert in einem Ton, dessen Entspanntheit geradezu einschüchternd wirkt und den kapitalen Kopfhauten dazu bringt, sich vor und zurück und schließlich an Kaden Fritze zu wenden, der sich jedoch vollkommen ruhig verhält. Zu ruhig für manch einen Geschmack.

Der Haufen kapiert's nicht – und steckt folglich die Köpfe zusammen.

Worum sich die internen Diskussionen drehen, bleibt ob ihres rein visuellen Charakters unklar, auch wenn schnell durchsickert, dass es weniger um die richtige, denn um eine *passende* Antwort geht.



Zu spät.

»Und offenbar kennen Sie auch nicht den, der das Gegenteil bewies, einfach indem er einen Schritt nach vorn tat«, spricht's und tur's selbst, geradewegs durch das Gewirr aus Tischen und Stühlen und Blicken und Beinen, was einen Teil des konfusen Kollektivs später zu dem Schluss kommen lässt, besagtes Weib sei »frei durch den Raum geschwebt.«

Während die Stimmen hinter ihr leiser werden, ausmurmeln und verklingen, durchstreift Johanna Maria Fuggert einen schmalen Gang.

Was sie wahrnimmt, ist eine Abfolge schier zusammenhangloser Bilder: eine gegen eine gekalkte Wand gekippte Matratze, ein Zimmer voller Fleisch und Knochen, ein Junge mit einem Greisengesicht, eine hölzerne Treppe, über der eine Tür liegt, dahinter ein dunkler Verschlag, Blicke, zurückweichend und klein.

Das Getrippel von Kinderfüßen.

Über rohes Holz schabende Haut.

Kleine, kriechende Körper.

Nicht ein einziger Schrei.

Johanna Maria Fuggert sieht, wie sie in den Raum gleitet, hört ihre Stimme.

»Bitte entschuldigen Sie ...«

»Es ist schon spät, nicht wahr?«

Die Wände um sie herum öffnen sich, fahles Licht schüttert ein.

»Ganz bestimmt ist es schon spät.«

»Es tut mir leid ...«

»Nun zieht euch schon was über.«

»Ich wollte nicht ...«

»Die gute Frau hat euch etwas mitgebracht.«

»Ich ...«

»Na los, steht nicht so rum, bringt ihr einen Stuhl.«

»Ich möchte lieber ...«

»Setzen Sie sich, nun setzen Sie sich schon. Und ihr seht zu, dass es hier drin warm wird.«

»Machen Sie sich um mich keine Sorgen.«

»Sie haben ihnen etwas mitgebracht, nicht wahr?«

»Es ist nichts besonderes.«

»Es sind gute Kinder, meine Mädchen, wissen Sie, allesamt gute Kinder.«



»Natürlich sind sie das.«

»Aber Sie wollen uns doch nicht schon wieder verlassen?«

»Ich ...«

»Sie sollten ihnen eine Chance geben. Es wird auch gleich warm werden, schön warm.«

»Ich werde Ihnen die Sachen dalassen.«

»Es sind Geschenke, nicht wahr, richtige Geschenke.«

»Es ist wirklich nichts besonderes ... aber ja, es sind – richtige Geschenke.«

»Dann sollten Sie sie ihnen auch geben. Maja, komm zu mir. Na komm schon, komm her.«

»Sie müssen nicht ...«

»Da, die gute Frau hat etwas für dich.«

»Nehmen Sie es. Es tut mir leid. Sagen Sie ihnen, dass es mir leid tut.«

Und ab.



12. *Ob in der Gemeinde außer der Bibel und dem Gesangbuche noch andere Erbauungsbücher gelesen werden und welche?*

Obgleich ich mir der Gefahren bewusst bin, welche die Weitschweifigkeit – zumal in unserem Jahrhundert des mehrbändigen Schrifttums – mit sich bringt, so komme ich doch nicht umhin, Ihre Frage in den Zusammenhang der generellen Lektüresituation vor Ort zu stellen, schließlich soll die Sache im rechten Lichte erscheinen und Ihnen kein falsches Bild von dem, was ich hier mit Worten zu zeichnen versuche, präsentiert werden.

Lassen Sie es mich daher zunächst einmal so formulieren: Wäre ich gezwungen, Rechenschaft darüber abzulegen, welches Ereignis, welcher Umstand mich in den ersten Tagen nach meiner Ankunft an diesem scheinbar entlegenen Ort am meisten erstaunt, ja regelrecht betroffen gemacht hat, so würde meine Antwort nicht auf den Kirchbrand lauten, so schrecklich dies auch klingen mag. Meine, wenn Sie mir diesen Ausdruck gestatten, *Distanz* erwuchs dabei keineswegs der Tatsache, dass ich dem Unglück selbst nicht beigewohnt habe, schließlich gibt es mit der Schänke, in der ich seit nunmehr exakt einhundert Tagen einquartiert bin, einen ganz gegenteiligen Umstand, der ansonsten gewiss ein Anrecht auf das allergrößte Erstaunen hätte. Nein, was mich vor allem erstaunt, ja geradezu bestürzt hat, war die Tatsache, dass die verbreitete – und von mir bis dahin auch vollauf geteilte Rede von der Bücherflut, die Vorstellung von den lesenden und schreibenden Massen vor Ort keine Entsprechung findet. Ja, es ist, als wäre diese Rede nur Teil eines Buches, eines einzigen nur. Oder sollte ich besser sagen: einer Reihe von Büchern, die hier keiner liest? Denn dass die Menschen vor Ort lesen, steht fest, gleichwohl ich nicht verschweigen will, dass in einem nicht geringen Teil der Häuser, in denen ich Einlass gefunden habe, keinerlei Schriftgut zu sehen war und dass das einzige Buch beim Bauern Hülse dazu diente, ihm das Tischbein zu stützen. Es hervorzuziehen kam mir indes nur kurz, in einem ganz und gar unbedachten Moment in den Sinn, erkannte ich doch sogleich, dass die vor mir stehende Suppe in diesem Fall unweigerlich über den Tellerand laufen und mir die Kleidung verschmutzen würde.

Vor kurzem noch hätte ich über diesen Umgang mit Büchern wie über das allgemeine Leseverhalten geklagt, und gewiss gibt es genug gute

Gründe, dies auch weiterhin zu tun, doch muss ich gestehen, dass mir die Klage, dernach die Stützen des Landes wanken und alle Kultur darniedergeht, inzwischen ein wenig schal geworden ist. Lassen Sie es mich deshalb so sagen: Die Rede von der Bücherflut, die mir recht eigentlich wie eine Angst vor dem Volk, den Massen, erscheint, hat sich vor meinen Augen zu einer Bestürzung über die Leere verkehrt, welche mir nunmehr den Blick freigibt auf das, was da ist.

Ich will deshalb nun versuchen, meine Erinnerungen so getreu als möglich aufzuschreiben, und das heißt: nicht nur berichten, was ich gehört und gesehen, sondern auch, was ich gedacht und gefühlt.

Sie werden in dem Folgenden mithin eine Differenz erkennen zu dem, was ich Ihnen in diesem Punkt bisher geschrieben habe. Um nichts weniger aber, so hoffe ich, werden Sie im Fortgang meines Berichtes bemerken, dass sich diese Differenz verringert hat, ohne dass ich etwas von dem aufgegeben habe, mit dem ich gekommen bin. Oder, um es mit den Worten eines unserer hervorragendsten Dichter zu sagen:

Ich leiht mir eine Seele
und erkannt,
es war die eigene.

Nun denn. Bereits wenige Tage nach meiner Ankunft hatte ich das zweifelhafte Vergnügen, Charlotte Apitius-Quilting kennenzulernen, eine etwa fünfundsechzigjährige Witwe, die ein Etablissement betreibt, welches offiziell weder vorhanden ist noch einen Namen hat, sich mir aber schon bald als eine jener Leihbüchereien zu erkennen gab, deren geschäftiges Treiben in einem vollendeten Gegensatz zur narkotischen Wirkung ihres Bestandes steht.

Zum Glück war meine Frau an diesem Tag mit mir vor Ort und überdies so freundlich, die Witwe Quilting in eines jener Gespräche zu verwickeln, bei denen sich ein Mann ohne schlechtes Gewissen davonstehlen kann. Ich nutzte die Gelegenheit – es war noch recht früh und außer uns offenbar niemand im Haus –, um mir einen Eindruck von der Bücherei zu verschaffen, obgleich ich mich fragte, ob dies wirklich der richtige Ausdruck sei, schließlich sind die Bücher überall in der Wohnung verteilt, so dass man nicht weiß, ob die Witwe Quilting eine Bibliothek bewohnt

oder ihre drei Zimmer zu einer solchen hat auswachsen lassen. Aber wie dem auch sei, die Bücher jedenfalls standen oder, ich sollte besser sagen *stehen* zwischen Gläsern mit eingekochten Pflaumen und Birnen ebenso wie in Regalen und sämtlichem Mobiliar, liegen in Vitrinen, Wandschränken, Apfelkisten, Weidenkörben und Kommoden, auf Truhen, Ofenbänken und Canapees, ja sie stapeln sich sogar in zwei Zinkbadewannen, die, nebeneinander gestellt und bis über den Rand vollgestopft, wie zwei aus bunten Ziegeln zusammengesetzte Sarkophage aussehen. Andere Bücher dagegen füllen einen kompletten Türrahmen aus oder erheben sich wie die Abstraktionen ferner Gebirge auf Tischen, die keine andere Funktion als die ihnen zugewiesene zu haben scheinen, würde nicht hier und da ein Teller oder eine Tasse stehen und von der Anwesenheit des Alltäglichen kündigen. Gleichwohl, alltäglich ist das, was die Witwe Quilting da um sich versammelt hat, auch so, schließlich finden sich zwischen all den Büchern, von denen nicht eines zu unseren Klassikern gehört, unzählige Heftchen, Einblattdrucke, Zeitschriften, Wochenblätter, Broschüren, Traktate, Kalender, Bilderbogen und noch mehr loses Zeug, welches die Einbildungskraft wie auch die Worte weit übersteigt. Am unfassbarsten aber war, was ich unter dem Treppenabsatz zu sehen bekam. Da saß ein Mann, klein und zusammengekauert, auf einem Bündel Papier, tunkte einen Kanten Brot in eine Tasse Hühnerbrühe und aß und schlürfte alles auf, derweil ich dastand und mir dabei zusah, wie ich ihn anschaute. Noch am selben Abend erfuhr ich von meiner Frau, dass der Mann einer jener Kolporteurs sei, die das Land auf ausgetretenen Sohlen durchmessen, ohne dabei Spuren zu hinterlassen. Zu besagter Stunde aber nahm außer mir offenbar niemand von ihm Notiz, und als ich kurze Zeit später noch einmal nach ihm schaute, war er verschwunden.

In der Zwischenzeit aber hatte mich die Witwe Quilting wieder ins Gespräch gezogen, was nicht zuletzt meiner Frage nach der Systematik ihrer Aufstellung geschuldet war. Ich rechnete nicht mit einer Antwort, doch erhielt ich von ihr eine solche sehr wohl, auch wenn sie mit einer Frage begann, welche überdies an meine Frau gerichtet war, die nicht umhin kam zu antworten. Was mich, so muss ich gestehen, jedoch verwunderte, war ihre Antwort, sollte sie doch eine Sorte von Büchern nennen, irgendeine, die ihr gerade einfiel. Sie sagte: Roman.

Was für einen Roman, fragte die Witwe.

Ein Schauerroman, war ihre Antwort.

Gespenster?

Ja.

Wieviele?

Acht bis zehn.

Dann schauen Sie in das Regal unten links. Falls Sie noch ein paar Leichen dazu haben wollen, dann oben – ist wegen der Kinder. Wenn Sie Scheintote bevorzugen, so nehmen Sie das rechte. In den Kisten dazwischen finden Sie nur einzelne Geister und Gespenster, dafür aber geordnet nach Zeiträumen und Örtlichkeiten (Höhlen, Bergwerke und Gewölbe Kiste eins, Burgen und Schlösser Kiste zwei, alles andere Kiste drei).

Ich fragte mich, was wohl mit einem Gespenst sei, dass in einer Burg *und* in einem Bergwerk spuke, aber da sah ich, wie meine Frau zu einem der Regale lief und die Witwe Quilting mir ihr knochiges Gesicht zuwandte und erklärte, Teufelsaustreibungen seien im Raum nebenan. Ich bedankte mich, wünschte aber etwas Andächtigeres zu lesen, woraufhin sie mir den Weg in einen anderen Raum wies, welcher sich als ein kleiner Stall entpuppte, dessen Wände rundum mit Hasenkäfigen zugestellt waren, in denen sich nichts als Bücher befanden.

In jener Nacht träumte ich, eine ganze Horde von Hasen würde sich gleichzeitig von den Rückwänden der Käfige her durch die dickleibigen Werke fressen, vor meinen Augen die Buchrücken aufkauen und schließlich nach etwas Essbarem verlangen – und ich stehe da und weiß nicht, ob ich ihnen Bücher geben soll oder Möhren.

Doch will ich mich nicht in meinen Träumen verlieren. Als ich zurückkam, waren die Frauen jedenfalls ernstlich in ein Gespräch über Romane vertieft, in welches ich mich nun doch einzumischen gedachte, wobei ich die Witwe Quilting fragte, ob sie mit der Auswahl ihrer Werke nicht die Lesesucht fördere. Sie schien meine Frage nicht gehört zu haben und redete weiter mit meiner Frau, schwenkte dann aber zu mir und zischelte, allein das Wort sei eine Beleidigung. Ich glaubte, einen wunden Punkt getroffen zu haben und schaute zu meiner Frau, doch entwürdigte sie mich sogleich meines Blickes und blätterte in einem der liederlichen Romane. Die Witwe Quilting aber redete sich jetzt richtig in Rage und erklärte, dass es so etwas wie Lesesucht gar nicht gäbe, dies vielmehr ein Begriff sei, welcher von einigen Herrschaften erfunden worden wäre, um die Men-

schen von dem abzuhalten, was ihnen eines Tages tatsächlich nützlich sein könnte, von besagten Herrschaften aber seit jeher als unnütz verschrien werde, denn die einzige Lektüre, die diese kennen, seien Kriegskunst und Kameralistik. Die lesenden Weiber aber höhne man nur deshalb der Wirklichkeitsverzärtelung, weil man in Wahrheit Angst habe, dass sie die Wirklichkeit durch die Lektüre modischer Romane und Blätter überhaupt erst erkennen und die Ränkeschmiede durchschauen. Das viele Lesen sei also mitnichten eine bloße Unterhaltung und erst recht keine Sucht, welche es zu bekämpfen gelte, sondern eine notwendige Maßlosigkeit gegen die Anmaßungen einiger Herren (sie sprach immer wieder von Herren und Herrschaften). Ja, sie verstieg sich sogar zu der These, die Vielleserei der Weiber sei das Pendant zum Masturbationsverhalten der Männer, und sie wisse von einigen, bei denen die beiden Enden dieses Vergleichs miteinander in direkter Verbindung ständen.

Damit war für die Witwe Quilting alles gesagt, und noch bevor ich zu einer Erwiderung anheben konnte, klappte meine Frau ihr schändliches Buch zu und blickte mich eindringlich an. Und ich sah, dass um uns herum Menschen standen.

Einer von ihnen war Thaddeus, welcher der Sohn des Kirchendieners ist und diesem gelegentlich auf dem Friedhof hilft, besonders dann, wenn es darum geht, »einen runterzulassen«, wie sie das hier nennen. Thaddeus nun schien von unserer Unterhaltung nicht im geringsten beeindruckt oder gar verwirrt und fragte stattdessen freiraus nach einem Roman, in dem eine schein tote Frau wieder zum Leben erwacht. Die Witwe Quilting blätterte sogleich ihren Fragenkatalog runter. (Wie alt die Frau sein solle? Ob er möchte, dass sie erst im Grab oder schon kurz davor erwache? Wenn vorher, ob er den Zufall, einen diebischen Totengräber, stolpernde Sargträger oder sonst einen Glücks- oder Unglücksfall bevorzuge und so weiter.) So ging das in einem fort, und nachdem Thaddeus versorgt und mit einem Buch unterm Arm glücklich nach Hause getrottet war, trat die Witwe Quilting wieder zu mir und bat mich, doch einmal in der Pfarrbibliothek nachzusehen, ob sich darin nicht noch der ein oder andere Band »der beliebten Nicodiana-Reihe« befände. Ich wollte ihr Ansinnen sogleich ausschlagen, doch dann besann ich mich eines besseren und willigte ein, um kommenden Besuchern nicht glauben zu machen, dass ich es sei, der derartigen Unfug lese. (Ich habe am nächsten Tag in der Tat

drei Bände gefunden und sie, ohne einen Blick hineinzuwerfen, anstands-gemäßlos zurückgegeben. Dass mir die Witwe Quintus im Gegenzug drei Heftchen »für die Frau Gemahlin« mitgab, konnte ich freilich nicht ahnen, ebensowenig (sie waren verpackt), dass es sich dabei um die »herz-erweichende Trilogie einer zartfühlenden jungen Frau« handelte, die sich bei näherem Hinschauen als eine jener gelangweilten Gräfinnen entpuppte, die phantasievoll genug sind, ihre Romane »Goldesel«, »Goldelse« und »Goldlese« zu nennen. (Von nämlicher Verfasserin finden sich, man traut sich's kaum zu sagen, noch vier weitere Werke in der Bibliothek, als da wären: »Die Räuberin«, »Die Tochter der Räuberin«, »Die Räuberinnen« und »Die Töchter der Räuberinnen«.)

Doch will ich mich nicht weiter in diesen Dingen ergehen und stattdessen von einer anderen Begebenheit dieses Tages berichten, schließlich hatte mir die Witwe Quilting mitgeteilt, dass ihre Tochter mitsamt ihrem Manne und den drei Kindern die obere Etage des Hauses bewohne, das – und dies schien mir der eigentliche Grund ihrer Rede – vor fast zweihundert Jahren auf einer ausgetrockneten Senkgrube erbaut worden sei. Ich wusste ihre Worte nicht recht zu deuten, warf einen Blick auf die Bücher, empfand Widerstreitendes und empfahl mich, der Familie einen kurzen Besuch abzustatten. Zu meiner Enttäuschung stellte ich fest, dass außer den Kindern niemand zu Hause war. Ich wollte schon wieder gehen, da fielen mir all die verderblichen Schriften ein, und dass sie bereits die Treppe erreicht hatten, die der Familie den Zugang zu ihrer Wohnung sicherte – und plötzlich war mir, als kämen die Bücher heraufgekrochen, langsam, Stufe für Stufe, wie ein lahmes Tier. Ich blieb also am Treppenabsatz stehen, wandte mich an die Kinder und fragte, welche Büchlein sie denn am liebsten lesen. Sie hörten augenblicklich auf, sich zu streiten und starrten mich an, als hätte ich etwas Ungehöriges gesagt. Mir war bei der ganzen Sache nicht wohl, und so fragte ich die drei, ob sie schon einmal von »Herzblättchen's Zeitvertreib« gehört hätten, schließlich sei dies eine ganz vorzügliche »Unterhaltung für kleine Knaben und Mädchen zur Herzenbildung und Entwicklung der Begriffe«. Der Junge zeigte mir daraufhin einen Vogel und ging, indes ich nicht aufgeben wollte und die beiden Mädchen, welche etwa vierzehn Jahre alt sind, fragte, ob ihre Bibliothek denn das »Töchter-Album« enthalte, wüsste ich doch, dass sich darin die herrlichsten »Unterhaltungen im häuslichen

Kreise zur Bildung des Verstandes und des Gemüts der heranwachsenden weiblichen Jugend« befinden. (Zwar hatte ich besagtes Werk niemals gelesen, gleichwohl viel Löbliches darüber gehört und mir den Namen des Jahrbuchs notiert, woran man sieht, dass die vollständige Titelaufnahme wie überhaupt das fortdauernde Bibliographieren durchaus einen praktischen Nutzen hat, auch wenn selbiger im vorliegenden Fall eher gering war.) Die Mädchen schüttelten jedenfalls stumm mit den Köpfen (sie taten es überdies seltsam kurz, jede von beiden nur einmal zur Seite und wieder zurück, wodurch es einen Moment lang aussah, als schauten sie sich an). Zum Glück beendete die eine als gleich ihr Schweigen und teilte mir in einem etwas hochtrabenden Tone mit, sie besitze nur Allbücher, was mir zunächst nach Sternenguckerei klang, sich aber sogleich als eine Sammlung von Lexika entpuppte, deren Eignung für die weibliche Jugend ich still, dafür aber umso entschiedener in Abrede stellte, indes mir der plötzlich hinter einem Vorhang auftauchende Junge ein Buch überreichte, das sich zu meiner nicht geringen Überraschung als »Journal für Kinderkrankheiten« entpuppte, worin von einem Knaben berichtet wurde, der sich bei seinen Schwestern mit Scharlach angesteckt hatte. Ich musterte den Jungen, konnte aber keine Anzeichen von Scharlach entdecken. Daraufhin schnappte er sich das Buch, ging und kehrte mit einem anderen zurück, das er mir aufgeschlagen in die Hände drückte, entschlossen auf eine Stelle im Text zeigte und anschließend mit derselben Bestimmtheit auf seine Schwestern wies. Wie ich feststellte, handelte es sich um das »Archiv für medizinische Erfahrung«, wobei die Ausgabe fast vierzig Jahre alt war. (Ich habe weder Zeit noch Mühen gescheut und mir das betreffende Werk noch einmal besorgt. Sie mögen dies, zu Ihrer wie zu meiner eigenen Versicherung, ebenso tun und die entsprechende Stelle nachschlagen. Sie finden sie auf Seite 630 des einundfünfzigsten Bandes.) Ich erinnere mich, dass ich den Jungen anschaute, verwundert, gewiss, doch sagte er kein Wort, nickte stattdessen nur mit dem Kopf. Es schien mir wie eine Aufforderung. Und weil ich nicht wusste, was ich tun sollte, las ich. Lautlos, zum Glück.

»So wie die modifizierten Pocken von Ansteckung entstehen, so bringen sie auch wiederum Ansteckung hervor. Ausserdem dass mehrere früher vaccinierte Kinder, deren Geschwister an modificirten Pocken litten in der Folge gleichfalls von modificirten Pocken befallen, und höchst wahr-

scheinlich von jenen angesteckt wurden, ist mir auch der unzweideutige Fall vorgekommen, wo ein früher geimpft sein sollender junger Mensch von 14 Jahren, der nicht in dem väterlichen Hause lebte, aber zur Zeit als seine beiden Schwestern an modificirten Pocken litten, besuchsweise in demselben übernachtete, von den wahren Pocken befallen wurde. Seine Schwestern hatten aus Muthwillen ihre Blatter-Gesichter an dem seinigen abgerieben, damit, wie sie sagten, auch er die Blattern bekommen möchte. Diess geschah den 2ten März, den 7ten erkrankte der junge Mensch, er bekam nicht nur die wahren, sondern auch sehr viele und zusammenfließende Pocken, woran er auch starb ...«

Als ich die Treppe hinabtaumelte, hörte ich, wie das bis dahin ganz und gar schweigsame Mädchen plötzlich rief: »Ich will gemein sein.« Dann flogen die Bücher.

Am darauffolgenden Tag, ich hatte die Sache im Grunde schon wieder vergessen (eine, wie ich jetzt erkenne, frühe Wirkung der mitunter militanten Gelassenheit vor Ort, welche mir, um diesen neueren Begriff zu gebrauchen, vor wenigen Wochen noch gänzlich *unbewusst* war, stellten sich mir die Ereignisse – nicht nur hinsichtlich des lokalen Lektüreverhaltens – doch ganz gegensätzlich, d. h. als wilde und nicht selten chaotische Abfolge dar), am darauffolgenden Tag also begab ich mich, nachdem mir der Wirt versichert hatte, dass mein Brief an Sie tatsächlich abgegangen war, zur Pfarrbibliothek, um nach den verderblichen Bänden zu suchen und diese sogleich zu entfernen, wurde aber auf halbem Wege in eines jener Gartenzaungespräche verwickelt, bei denen man sich – wiewohl immer erst im Nachhinein – fragt, ob die hiesigen Einfriedungen statt zur Grenzziehung nicht vornehmlich zur Kontaktaufnahme dienen, zumal die Zahl der fehlenden Latten die der im Zaunsfeld vorhandenen mitunter weit übersteigt, was freilich keinen zu stören, ja nicht einmal aufzufallen scheint. (Es ist anzunehmen, dass einzig der totale Zusammenbruch eines Zaunes an dieser seltsamen Form paradiesischer Adiaphorie etwas ändern könnte, obgleich der Wiederaufbau gewiss nichts anderes wäre als ein Grund, neue Konversationen zu beginnen. Wobei, es könnte auch sein, dass die betreffenden Zäune vor Ort gar nicht verfallen, sondern einfach nur nicht fertiggebaut sind – und auch nie fertiggebaut werden. Eine Logik, bei der mir, so muss ich gestehen, ein wenig unwohl wird, auch wenn meine Deutung damit gewiss nicht ins Wanken gerät.) Aber wie

dem auch sei, ich verfiel mich jedenfalls in den über den Zaun geworfenen Worten und betrat, ehe ich mich versah, jenes Haus, das ich, wie mir erst jetzt auffiel, vor gerade einmal zwei Tagen verlassen hatte, herausgeleitet von jener fürchterlichen Frau, die mich nun hereinzog, als sei die Zeit nichts als eine Kette von Ereignissen, die man nach Belieben vor- und zurückdrehen könne. Sogar die Männer, welche ehemals vor mir das Haus verlassen hatten, waren wieder da, nur dass es statt derer drei diesmal nur zwei waren, die in der Stube saßen, was mir in Anbetracht der Zeit wie ein kleines Glück erschien, zumal mich die beiden auf das Freundlichste begrüßten. Gleichwohl: Ihre Anteilnahme hatte einen Grund, war weniger das Resultat einer Ein- als das einer Zwietracht, brauchten sie doch einen, wie sie es nannten, *Schiedsrichter* für ihre Diskussion (die sie, wie ich inzwischen weiß, tagtäglich zu führen pflegen). Ich versuchte abzulehnen, da fragten sie mich, ob ich vielleicht wahnsinnig sei. Ich sagte natürlich nein. Taub? Wohl kaum. Stumm? Keineswegs! Mit einem der beiden in einer Partei? Mitnichten! Gut, sagte da der eine, dann sind Sie ab jetzt unser Schiedsrichter, derweil der andere hinzufügte, minderjährig oder eine Frau werde ich ja wohl kaum sein. Die Frau schien das gehört zu haben, jedenfalls kam sie ins Zimmer geeilt und nannte die beiden »Parteiläufer des Primitivismus«, was den einen zu begrifflicher Spezifizierung (»Anarcho-Primitivismus«) und den anderen (offenbar aus ebendiesem Grunde) zur Ablehnung der gesamten Bezeichnung trieb, womit die Sache geklärt schien. Auf meine anschließende und, wie ich hinzufügen möchte, aus einer gewissen Not heraus geborene Frage, worum es in ihrer Diskussion denn gehe, antworteten die beiden jedenfalls, das könne, solle, müsse *ich* entscheiden, was meine Lage nicht eben verbesserte, und während die beiden gespannt darauf warteten, wie das Spiel denn nun heiße und wann es beginne, erinnerte ich mich allein an die Bücher, derentwegen ich mich auf den Weg gemacht hatte, und fragte, mich im Bewusstsein meiner Not der Hoffnung auf Beschreibung des Unbekannten entbindend, ob sie denn »die beliebte Nicodiana-Reihe« kennen.

Ich hätte genausogut in ein Wespennest stechen können.

Beliebt sei sie nur bei den Belebten, deklamierte der eine, und ich fürchtete schon, dass er der Dichterei zuneigen würde. Welch Glück, dass das unselige Weib wenigstens in diesem einen Punkte Recht hatte und sich ihr Gatte hinsichtlich des poetischen Ausdrucks tatsächlich als Par-

teigänger des Primitivismus erwies, fügte er doch hinzu, gemeint seien die Damen und Herren der oberen Klasse, die Ausbeuter und Eigentums-menschen. Nicht nur bei denen sei sie beliebt, befand da der andere, auch die Entlebten liebten sie, die Sklaven und Diener.

Alle lieben Nicodiana, kam es von draußen irgendwoher – und ich wusste nicht, ob ich einschreiten sollte oder ob dies bereits Teil des Spieles war, ja, ob das hier überhaupt noch ein Spiel war, so es denn je ein solches gewesen, und wenn ja, welches, und was für eine Rolle ich darin spielte. Oder war ich gar nicht dabei, stand ich vielleicht irgendwo dazwischen, war gar außen vor? Aber teilte ich nicht ihre Ansicht, Bücher wie diese seien verderbliches Weibergeschwätz, ein Mittel zur Lähmung des Herzens wie eines zur Erschlaffung des Geists. Verdummen, vertieren, so hört ich sie streiten. Entmannen, kam's von außen hinzu. Doch fuhren sie fort, und ich hörte und hörte nicht auf. So ging's dahin, ohne dass ich auch nur das Geringste erfuhr von Nicodiana, die halbseits beliebt, und noch jetzt kling'ts mir in den Ohren – einszwei drei, einszwei drei, einszwei drei. Dann aber verstummten sie und schauten mich an, und mein Abgang war ihr Ergebnis. Die beiden nahmen's, wie ich später hörte, als stumme Empfehlung.

Ich aber ging meiner Wege, fand die Bücher und ein paar Tage später um nichts weniger heraus, dass sich, entgegen der geläufigen Annahme, wiewohl in Übereinstimmung mit den Umständen vor Ort, weder Arzt noch Lehrer hier ein Zubrot als populäre Schriftsteller verdienen. Ja, selbst Pfarrer Unger verfasste, im Gegensatz zu vielen seiner Kollegen auf dem Land, in all den Jahren kein einziges Stück Literatur. (Ich muss Sie freilich darüber in Kenntnis setzen, dass ich außer den drei Nicodiana-Bänden noch eine Reihe weiterer Schriften in der Pfarrbibliothek fand, über deren erbaulichen Charakter sich gewiss streiten ließe, doch vermag ich dazu keine weiteren Angaben zu machen als dass ich die Bücher, gleichwohl sie nicht aus dem Etablissement der Witwe Quilting stammten, selbiger zum freien Gebrauch überlassen habe, was allerdings dazu geführt hat, dass nun in jedem mein Name mitsamt einer Danksagung steht. Ich erzähle Ihnen das, damit Sie, sollten Sie je mit einem solchen Werk in Berührung kommen, keinen falschen Eindruck erhalten.)

Was indes die Schule betrifft, so habe ich dazu bereits das Nötigste gesagt und will an dieser Stelle lediglich anfügen, dass zwar nicht vie-

le, aber immerhin einige Evangelien-, Andachts- und Erbauungsbücher vorhanden sind, auch wenn die Werke der Realienkunde jene der Religionserziehung der Zahl nach gewiss übersteigen. Das allgemeine Lesebuch ist dagegen nicht in Gebrauch, obwohl davon mindestens ein Stück vorhanden ist. Der Lehrer begründete dies mit den Worten, dass die darin enthaltene Chrestomathie seinen Vorstellungen von dem, was und wie die Kinder lernen sollten, in fast allen Punkten widerspreche und er darüber hinaus den Eindruck habe, das Buch sei das Werk von Leuten, für die die Liebe zur Heimat nur in Form der Nation existiere, und zwar so sehr, dass sie sich eine andere gar nicht mehr vorzustellen vermögen. Für ihn aber sei die Liebe zur Heimat kleiner und größer zugleich.

Ich hielt diese Äußerung zunächst für das Resultat einer übermäßigen Lektüre phantastischer Geschichten, von denen es, wie ich gesehen hatte, in den Räumen der Witwe Quilting nur so wimmelt und die oft genug von Ländern handeln, deren genauer Platz auf der Landkarte aufs höchste umstritten ist (so es einen solchen denn überhaupt gibt), doch erfuhr ich schon bald, dass **Albert** der Lehrer die Bibliothek nie betritt und im Gegensatz zu manch anderem auch sonst keine Vorliebe fürs Exotische hegt, seien es nun Reiseberichte, Himmelsbriefe, Traumdeutungen oder politische Schriften sozialutopischen Gehalts. Schließlich kamen noch die Bilderbögen als Quelle seiner Ansichten in Frage, nicht zuletzt deshalb, da sie in Zahl wie in Variation ihrer Motive beständig zu wachsen scheinen, so dass man – wenn überhaupt – statt von einer Bücher- besser von einer Bilderschwemme reden sollte, doch scheint der Lehrer auch dieser gegenüber immun, was gewiss nicht für alle hier gilt. Doch dazu gleich mehr. Zuvor will ich, der Reihenfolge meiner Besuche folgend, noch kurz von meinem Aufenthalt auf dem örtlichen Rittergute berichten, wobei ich mir eine Beschreibung des Hauses erspare, korrespondiert es doch auf eine geradezu erschreckende Art und Weise mit dem Zustand seiner Bücher. Zwar fand ich dort endlich einmal ein paar rechte Klassiker, ja im Grunde eine ganze Sammlung davon, doch waren die Bücher ausnahmslos in einem erbärmlichem Zustand. Abgestellt in zwei Koffern, in einem kahlen, dunklen Raume in der untersten Etage des Haupthauses, hatten nicht wenige von ihnen bereits Feuchtigkeit gezogen, wellten und warfen sich auf oder waren gar schon verschimmelt. Andere wiederum fielen schlicht auseinander, verstreuten ihre Blätter in den zerschlissenen

Koffern und verströmten dabei einen Geruch, der es mir ganz und gar unmöglich machte, mich ihnen länger zu widmen.

Ich verließ diesen sich in seiner eigenen Vergangenheit auflösenden Ort deshalb sogleich wieder und traf, die frische Luft wie ein aus tiefem Wasser Geretteter in mich saugend, auf den schon mehrfach erwähnten Herrn Universalius, dessen richtiger Name gewiss ein anderer, jedoch weder mir, noch, so scheint es zumindest, sonst einem hier bekannt ist, wie überhaupt der ganze Mann ein rechtes Rätsel ist, so dass ich nicht mehr zu sagen weiß, als dass er – angeblich – eine eigene Bibliothek besitzt, die zu besuchen freilich keinem der Parochianen in den Sinn käme, was selbige allerdings nicht davon abhält, sich die legendärsten Geschichten darüber zu erzählen, etwa die, dass Universalius sämtliche Werke in dem angeblich riesigen, mit Büchern von oben bis unten vollgestellten Raume selbst verfasst hat, gleichwohl von jedem Buch nur ein einziges Exemplar darin vorhanden ist. Dass dies ein ausgemachter Unsinn ist, bedarf gewiss keines Beweises, auch wenn ich zugeben muss, dass allein seine (mir bekannten) Schriften zur Theologie an Zahl und Umfang so groß sind, dass sie noch dem populärsten Allerweltsschreiber zur Ehre reichen würden. Nun, auf einen solchen traf ich dann auch, d. h. er wurde mir vorgelegt, und zwar von einem Manne, der – mutterseelenallein bis auf ein paar Tiere – in direkter Nachbarschaft zu Universalius' Grundstück in einem halbverfallenen Gehöft haust und sich mir als Nasen-Theo vorstellte, was, so fügte er, ohne dass ich danach gefragt hätte, hinzu, darauf zurückzuführen sei, dass ihm sein »Zinken bei einer Kneipenschlägerei aus dem Gesicht gefallen« sei, »und zwar komplett«, woraufhin ihm Universalius einen aus Holz gebaut habe. Sein Angebot, den »Gesichtserker« mal in die Hand zu nehmen, schlug ich aus, woraufhin er mich – vollkommen grundlos – fragte, ob ich denn lesen könne. Ich bejahte, sagte »natürlich« – und hatte plötzlich Papier in den Händen, derweil ein Schwein an mir vorbeilief, das einen Wagen voller Heftchen und Bücher hinter sich herzog, gerade so, als sei es eine fahrende Bibliothek. »Muss noch duschen«, sagte Theo, nahm seine Nase ab und zeigte auf das Ende eines Schlauchs, der über unseren Köpfen aus der hölzernen Scheunenwand hing. »Aber erst vorlesen.«

Ich sah ihn an, sah das vollkommen verdreckte Schwein hinter seinem Rücken von dannen ziehen – und fing an zu lesen. Ich glaube, es war die

Geschichte von der schönen Melone und dem wandernden Ritter Peter mit dem silbernen Schlüssel. Als ich damit fertig war, kam das Schwein gerade wieder zurück. Theo weinte. Ich gab ihm das Heftchen und ging.

Vielleicht waren es die überall herumliegenden Steinhaufen, Dachziegel und Balken, vielleicht auch der Blick auf das Rittergut, das sich, vom Gegenlicht zu einem fest-leuchtenden Block gefügt, hinter dem zusammengebrochenen Dach der Scheune erhob, als sei es über jedweden Verfall erhaben, jedenfalls tauchten, kaum dass ich den Hof hinter mir gelassen hatte, mit einem Male die Kirchtrümmer vor mir auf – und mir wurde klar, warum ich hier war und dass ich meinen Auftrag noch nicht erfüllt hatte. Zum Glück war vor mir ein Gartenzaun, und so fand ich mich schon bald in der Küche eines Mannes namens Hilarius wieder, welcher, wie ich sogleich bemerkte, alles andere als ein Heiliger, vielmehr ein Schmutzfink von allerrohestem Gemüt ist und meine (möglicherweise ein wenig zu offen formulierte) Frage nach Erbauungsbüchern sogleich damit beantwortete, dass er die Schublade seines Tisches aufzog und etwas hervorkramte, das er »Erbauungsbilder« nannte, wobei er schamlos genug war hinzuzufügen, dass sich bei ihm »so einiges aufbaue«, wenn er auch nur einen Blick darauf werfe. Ich suchte nach Worten, um meiner Entrüstung Ausdruck zu geben, doch fand ich keine, sah stattdessen nur ein hölzernes Pferd, darauf der Ritter Peter saß mit der schönen Melone. Zu meinem Glück klopfte es in diesem Moment an der Tür, und ich konnte mich anerbieten nachzuschauen, wer Einlass begehrte, wobei ich die Gelegenheit nutzte, um über die Schwelle zu treten und mich zu empfehlen. (Nebenbei bemerkt war es die Frau des Gärtners Bary, die einzutreten wünschte und dies, ohne sich lange an der Tür aufzuhalten, auch tat, so dass mir ob der noch immer auf dem Tisch liegenden Bilderbögen ganz schwindelig wurde und ich froh war, draußen zu sein.) Ich überlegte noch kurz, ins »Fritznest« zu gehen und dem Wirt einen Besuch abzustatten, doch stand mir der Sinn kein bisschen danach, und vielleicht ahnte ich auch schon, dass ihm die schmierige Schiefertafel mit den Angeboten die einzige Lektüre ist, und so drehte ich mich um und ging runter zum Fluss und setzte über und lief an den Kirchtrümmern vorbei den kleinen Hang zum Gasthof hinauf, als ginge ich nach Hause, als wäre ich diesen Weg schon immer gegangen, an dessen Ende ein Zimmer auf mich wartet, darin ein Fenster, vom dem aus ich über das Land schauen und nachdenken



und in dem Buch blättern kann, das man mir, wie ich an meinem ersten Tage glaubte, aus bösen Stücken in die Kammer gelegt.

Da wollt ich steigen,
Zu allen Tiefen
Mich niederneigen.
Das Nah und Ferne
Wollt ich erkünden,
Geheimste Wunder
Wollt ich ergründen.
Gewaltig Sehnen,
Unendlich Schweifen,
Im ewgen Streben
Ein Nieergreifen –
Das war mein Leben.

Und jetzt, jetzt sind mir diese Zeilen fast wie eine Beruhigung.

Eines Tages ...

»So, und jetzt, mein lieber Jakob, setzen wir uns.«

»Nein.«

»Aber es ist doch nur zur Probe.«

»Nein.«

»Nur eine Minute.«

»Nein.«

»Eine halbe.«

»Nein.«

»Zehn Se...«

»Nein. Und nein und nein und nochmals nein!«

»Nein?«

»Nein.«

»Na schön«, befand Trutz von Trübestrom, ließ die Hosen runter und setzte sich.

»Ich habe nein gesagt«, sagte Jakob, und zwar mit einer Emotionslosigkeit, wie sie einem jungen Ingenieur seit jeher gut zu Gesicht steht, mag sie letztlich auch nichts anderes sein als eine jener sinequanonischen Qualitäten, auf die man ihn – wie so viele andere – in jahrelanger Fleißarbeit konditioniert hatte, solange, bis sie ihm, Jakob, zur zweiten Natur geworden war – und manch einem andern zur ersten und einzigen, deren Auftreten in einem sechseinhalb Meter über dem Boden an der bröcklichen Außenmauer eines halbverfallenen Ritterguts klebenden Scheißhauses jedoch seltsam anmutet, und zwar so seltsam, dass man gezwungen ist, die ganze Geschichte zu erzählen, auch wenn natürlich wieder mal keiner weiß, was *das Ganze* eigentlich ist, außer zwei, drei lauthals in ihren Papiergräbern vor sich hin modernden Philosophen und ein paar staatstragenden Historikern vielleicht, aber in deren Geschichten kommen nun mal keine Scheißhäuser vor.

»Ich habe nein gesagt«, sagt Jakob und sieht ausdruckslosen Auges auf Trutz von Trübestrom, der neben ihm sitzt und sein Gesicht gerade auf unschöne Weise zu verziehen beginnt, indes der tieferliegende Grund der mimischen Modulationen noch wesentlich Unschöneres verspricht.

»Und ich, mein lieber Jakob, habe gesagt«, (ein offenkundiges Pressen), »dass es nur zur Probe ist.« (kurzes Innehalten, durchatmen.) »Aber die«, (neuer Versuch) »die haben Sie mit Ihrem Nein ja aahhhh...abgelehnt.«

Erleichterung. Zumindest auf einer Seite.

Auf der anderen beginnt sich das Gesicht sogleich zu verziehen.

Die Frage, ob die ganze Schose hier vielleicht nur durch eine zu leichten Verzögerungen neigende Form von indirekter Proportionalität zusammengehalten wird, bleibt ob des Schauplatzes besser ungestellt. Die Geschichte geht auch so weiter.

An ihrem Ende, tatsächlich aber irgendwo dazwischen, sitzt – Augenringe bis zu der Stelle, wo der ausgewucherte Backenbart mit den Koteletten verwächst – Trutz von Trübestrom, reißt mit geübter Hand ein Stück Zeitung von einem schräg über ihm aus der »Wand« kragenden Haken und wischt Bedenken weg, die er nicht hat. Dies zumindest Jakobs Deutung des gesamten Aktes, zumal der verschrobene Alte, der offenbar noch immer glaubt, sein *Herr* zu sein, nach »Ladenschluss« sitzenbleibt, zu ihm aufschaut und seinen Blick zu dem Holzdeckel neben ihm drängt. Schon hält er ihn am Knauf, hebt ihn hoch und präsentiert die Innenseite des beschissnen Verschlusses als sei das ein Spiegel. Klebt aber nichts dran. Denkt sich Jakob. Und dann: Kann ja auch gar nicht, ist schließlich alles noch neu, haben das Scheißhaus ja gerade erst fertiggebaut.

Trutz von Trübestrom legt den Deckel derweil beiseite.

»Aber jetzt, jetzt setzen sie sich.«

»Eher würd ich mich in die Tiefe stürzen.«

Zwei Blicke, ein Loch. Leer.

»Bei allem Respekt, mein lieber Jakob, aber ich fürchte, Sie passen da nicht durch.«

»Dann nehme ich an, dass ich jetzt gehen darf.«

»Sie haben die Tür selbst eingebaut.«

»Und Ihnen leider den Schlüssel gegeben.«

»Den ich eigentlich nur probeweise zu benutzen gedachte.«

Und schon hat's klack gemacht.

»So, und jetzt setzen Sie sich.«

Einen Moment lang steht die Möglichkeit eines lokusalen Aufstands im Raum. Zumindest als Frage in Jakobs Kopf. Hose hoch oder runter, stehenbleiben oder hinsetzen, Revolution oder Resignation – tertium non datur.

Andererseits ... so ganz nüchtern betrachtet ... also ... Jakob schießt auf die Revolution, und seine Resignation zeigt er nicht, öffnet stattdessen

mit der einen Hand das Fenster und schiebt mit der anderen den Deckel zurück. Dann setzt er sich, spürt den knuppligten Knauf zwischen den Beinen und belässt es dabei.

»So, und jetzt, mein lieber Jakob, genießen wir die Früchte unserer Arbeit.«

»In verdauter Form, nehme ich an.«

»Nun, das bleibt ganz Ihnen überlassen. Ich für meinen Teil habe jedenfalls schon ...«

»Danke, ich weiß.« Und dann, nach ein paar zerdehnten Sekunden, in denen nicht viel passiert. »Aber was, wenn ihre Frau ... ich meine, wenn Sie mal ...«

»Scheißen muss?«

Das erste Verb hätte er sich auch sparen können, fährt's Jakob durch die geblähten Nüstern, doch verwirft er die offene Revolution, bleibt sitzen und versucht's mit Ablenkung. Dritter Weg, sozusagen.

»Ich habe gehört, die Kaltmamsell hat eine schwache Blase.«

Statt einer Antwort, ein Blick, gefolgt von einem kurzen Zucken des Trübestromschen Kopfes, und schon gleitet Jakob durch das offenstehende Fenster nach draußen. Vor seinen Augen eine Wiese voll Scheißhäuser. Und unter ihm der Hof ist auch bedeckt.

Zeit, mit Ablenkung weiterzumachen

»Aber draußen gießt es in Strömen!«, entsetzt sich der junge Ingenieur, dreht sich zu der hinter ihm auf dem Bretterthron ruhenden Trutzburg um und erkennt noch im selben Augenblick, dass die das längst weiß, weshalb die Drehung gleich wieder zurück geht und sich der entsetzte Blick in den herniederrieselnden Bindfäden verfängt. Und da erkennt er, dass der Regen gerade dabei ist, das letzte bisschen Nebel zu zersieben, was heißt, dass er – Jakob, der Ingenieur, der in sechseinhalb Metern Höhe in einem frisch an eine bröcklige Außenmauer gezimmerten Scheißhaus sitzt – also, da erkennt er, dass er schon bald bis raus aufs Feld schauen kann, wo nochmal dutzende von ... Ablenken! Ablenken! Ablenken!

»In den verdammten Hütten da draußen zieht's, und kalt ist es auch.«

Womit im Grunde alles gesagt, jedoch nichts geändert ist, denn weder steht Jakob auf, noch räumt Trutz von Trübestrom seinen Platz. Mustert ihn lieber mit seiner altväterlich-gütigen Art, wirft einen Papierflieger

über seinen Kopf hinweg aus dem Fenster und schickt ihm ein paar ausgesucht seltsame Worte hinterher.

»Sie glauben also, wir sollten den Aborterker freigeben und ihn den Weibern zum Quatschen überlassen?«

»Sie müssten dann zumindest nicht mehr raus in den Regen. Das heißt, wenn sie mal ...«

»Müssen?«

»Genau.«

»Gewiss, mein lieber Jakob, nur sind das die Weiber längst schon gewohnt. Im übrigen, was die Kaltmamsell betrifft, so kann ich Ihnen versichern, dass sie einen ziemlich heißen Arsch hat.«

Hee, das war verdächtig locker formuliert, denk ich mir, anstelle von Jakob, und dann, dass die Sache mit der indirekten Proportionalität hier in der Tat einiges zusammenzuhalten scheint. Und offenbar auch zu – *verlängern*.

Und während sich der junge Ingenieur angewidert abwendet (er tut bestimmt nur so), macht es sich Trutz von Trübestrom auf dem dicken Sitzbrett gemütlich und betrachtet, zurück gegen die frisch aufgezimmerterte Wand gelehnt, was sich unter ihm darbietet.

»Keine schlechte Idee, vorn einen kleinen Zipfel rauszuschneiden.«

Jakob hat das Gesicht noch immer abgewandt (er scheint jetzt ernsthaft angewidert zu sein), doch sieht er, wie ihm ein feister Blick von rechts ins Auge schmiert. Zeit für Revolution!

»Ich nehme an, das ausgeschnittene Stück ist noch immer zu groß«, spricht's und puhlt mit dem Finger drinrum

»Aber mein lieber Jakob!« Dies eher sanftmütig denn ernsthaft erregt.

Indes auf der anderen Seite: »Hören Sie endlich auf, mich Jakob zu nennen!«

Schweigen. Verwunderung. Ein haariges Sich-Kratzen.

»Aber es ist doch Ihr Name.«

»Ist er nicht.« Kurzer Blick aus dem Fenster, dann wieder zurück. »Ich habe nur nicht zu widersprechen gewagt, als ich in Ihren Dienst getreten bin.«

»Das hätten Sie aber tun sollen, mein lieber ...«

»Sagen Sie's nicht!«

Pause.

Irgendwas tröpfelt.

Dazwischen: »Ich hoffe, Sie verzeihen mir, wenn ich Ihnen widerspreche und hinzufüge, dass nicht nur Sie in meinen, sondern auch ich in Ihren Dienst getreten bin.«

Das klingt schon wieder verdächtig nach dieser Proportionalitätsgeschichte. Am besten, er ignoriert's einfach. Genau wie dieses *Ge-tröpfel*. Würde diesem Trübestrom nur Recht geben, wenn er jetzt widerspräche. Reicht zu, wenn er sich seinen Teil denkt.

Schaut er also aus dem Fenster.

Unter ihm ein einziges Durcheinander.

Hühner rennen lauthals gackernd über den Hof, verfolgt von Frauen mit erhobenen Messern und wehenden Kleidern, dazu heranstürmende Männer, bei denen nicht ganz klar ist, hinter wem sie eigentlich her sind. Ausweichmanöver sind im besten Falle sinnlos, Flugversuche dafür gattungübergreifend, auch wenn die Gründe dafür offenkundig variieren und von *nur natürlich* über *kulinarisch bedingt* bis hin zu *schlichtweg peinlich* reichen.

Gleichwohl, von oben betrachtet erscheint die gesamte Szenerie als Grotteske, auch wenn die verbliebenen Nebelschwaden mitunter nicht mal Vermutungen zulassen und die überall im Weg herumstehenden Scheißhäuser die Sicht versperren, was – auf dem Boden der Tatsachen – Raum für allerlei Möglichkeiten bietet, die zu realisieren wahlweise kaltes oder heißes Blut erfordert.

Allein, just in dem Augenblick, als sich »Jakob« anschickt, das Fenster zu schließen, wird er einer Abfolge dicker und irgendwie *zu langsam fallender* Tropfen gewahr, die – wahrscheinlich von einem der Löcher in der Dachrinne geboren – an seinem Gesicht vorbei nach unten trudeln. (Ihm ist, als würden sie im Vorbeifliegen mit den Schultern zucken.) Aber das ist nur ein Augenblick, ein flüchtiges Partikel im Lauf der Zeit, dessen einzige Aufgabe es ist, dem Kontinuum Genüge zu tun und – ihn eingeschlossen – bruchlos zurück ins Scheißhaus zu führen, diese lächerliche Kopie der hochherrschaftlichen Aborterker vergangener Zeiten, die noch immer auf Höhe der stumm vor sich hin rottenden Beletage an der Außenwand des Ritterguts klebt, und einzig und allein seinen Ingenieurskünsten ist es zu verdanken, dass sie noch nicht abgestürzt und auf die Erde geklatscht sind wie – *Regen ...*

»Sie sollten sich wirklich entspannen, mein Lieber.«

»Johann, ich heiße Johann!«

Na, wenn sich da mal nicht nackte Gewalt hinter nackter Aussage verbirgt. Ich meine, nicht dass sich Trutz von Trübestrom darüber irgendwelche Sorgen machen würde, zumindest nicht jetzt, wo er so schön auf seinem Holzthron sitzt und eine in dutzende handgroße Stücke zerrissene Zeitung wieder zusammenzupuzzeln versucht, obwohl er ganz genau weiß, dass die Sache für'n Arsch ist; andererseits ist das für ihn nichts neues, weil, als er vor paar Monaten ein bisschen was von seinem Land verkauft hat, weil ihm, so hieß es zumindest, sonst das Geld für seine exkrementösen Expansionspläne ausgegangen wär, also, da war's im Grunde nicht anders, das Land weg und das Geld für'n Arsch – und das ist jetzt noch nicht mal ne verdammte Metapher. Klar, die Sache mit Land gegen Geld für Häuser zum Scheißen war nur ein Gerücht, und wenn ich so drüber nachdenke, das heißt jetzt, ist es immer noch eins, aber irgendwas Wahres wird da schon dran sein. Ich meine, man braucht sich doch hier nur mal umzuschauen. Was einst Trübestromscher Großgrundbesitz war, ist inzwischen zum Bauplatz für die neue Kirche geworden, wobei die Sache inzwischen Ausmaße angenommen hat, bei denen man nicht sagen kann, ob die mit Geld überhaupt noch aufzuwiegen sind. Andererseits – auf dem restlichen Land (und es gibt wirklich noch viel restliches Land in Trutz von Trübestroms Händen), also, auf dem restlichen Land ist alles voll mit Scheißhäusern. Sieht fast so aus, als wäre überall dort, wo mal einer hingemacht hat, eins gewachsen. Einmal müssen sie sogar Rücken an Rücken ihr Geschäft verrichtet haben, weil, wie wäre es sonst zu erklären, dass auf dem – Oh, ich kann's ja sehen! – Feld gleich zwei von den Dingen stehen, spiegelgleich, als sei's das Wappen des Ritterguts hier. Andererseits, könnte auch der Ort für ne zünftige Verwechslungsgeschichte sein. Hab zwar bisher von keiner gehört, aber vielleicht kommt das ja noch. Mit Löchern in der Hauptrolle. Könnt ich mir zumindest gut vorstellen. Ich meine, wenn, dann muss es jedenfalls in dem Spiegelbildscheißhaus passieren, weil, die anderen Kackbuden sind alles Unikate. Die meisten stehen einfach in der Gegend rum, lassen sich von Vögeln vollscheißen und haben einen von außen nicht zu erkennenden Hang zur immanenten Baufälltigkeit. Andere dagegen sind in die heuspelzigen Ecken riesiger Scheunen gesetzt, zwischen zwei Schweinekoben

gezwängt, mit ansonsten funktionslosen Schuppen verbunden oder – die selbst philosophisch nicht zu leugnende Existenz von ein- für allemal unerträglichen Gerüchen gekonnt ausnutzend – in mächtige Misthaufen eingelassen, deren Höhe noch den stolzesten Hahn zwei Stunden vor Sonnenaufgang zum Losmarschieren zwingt.

Apropos marschieren, soeben ist Balduin Pospichil, seines Zeichens Tuchwalker, Rotgerber und Troubadour einer etwas monistisch geratene Säftelehre – aus unbekanntem Anlass einen schwarzen Umhang über den Schultern und auf dem Kopf einen derart speckigen Filzhut, dass jeder glaubt, er wär aus Leder – um die Ecke gebogen und schnurstracks über den Hof marschiert, direkt auf den kübelgroßen Pisspott zu, der da am Eingang des bröseligten Backhauses steht wie eine vergessene oder einfach nicht abgeholte Weihgabe, randvoll mit einer fahlgelben Brühe, in die zu fallen selbst dem Regen missfällt. Macht er natürlich trotzdem, was dazu führt, dass Balduin (nicht minder natürlich) die Hände über dem Kopf zusammenschlägt, auf die Knie sinkt und – spürt er denn den nasskalten Schlamm gar nicht? – ein kleines Liedchen anstimmt, das ein Klagelied ist, oder ein Hymnos, oder einfach eine etwas schräg vertonte Liebeserklärung.

(Forte)

Erst ham sie uriniert,
dann wardst du ruiniert,
weil dich kein Deckel ziert
und man dich de-pla-ziert.

Ja ich war zwar schnell,
doch der Himmelsquell,
macht dich viel zu hell,
taugst nicht mehr – fürs – Fell.

Oh du süßer Saft,
mit der Sauberkraft,
bist ja ganz geschafft,
wirkst wie hin-ge-rafft.

Nehm dich trotzdem mit,
 mach dich wieder fit,
 mach dich faul und alt,
 wirst gesund – ganz – bald.

Woraufhin er seinen Umhang über den Kübel wirft, das Ding auf die mitgebrachte Sackkarre wuchtet und auch schon wieder verschwunden ist, so plötzlich und abrupt, dass die stehengebliebenen Hühner ihre nicht mehr vorhandenen Köpfe schütteln und Männer nicht aufhören können, von Frauen abzulassen, auch wenn manche Vorgänge *schlichtweg nicht zu unterbrechen sind* und irgendwo weiter oben, in der den äußeren Verfall des Ritterguts frontal camouffierenden Linde, zwei Vögel in einer verdächtig nach Miniaturschießhaus aussehenden Trockenzelle sitzen, durch ein kleines Loch in der Tür spähen, unter sich nichts als Blätter sehen und lauthals – nun ja – *krähen*:

»Wer spricht, wer singt denn da??«

Eine Antwort, ob möglich oder nicht, wird nicht abgewartet. Stattdessen fahren die beiden Vögel fort, sich theoretisch fundiert zu streiten.

»Also, ich sag's Ihnen nochmal: Auf den Kirchturm kommt ein Wetterhahn! Man muss schon ein vollkommener Banause sein, um nicht zu erkennen, dass der gesamte Bau seinem Wesen nach auf diesen Punkt zustrebt. Wenn ich mir nur überlege, wie sich das Fundament aus dem Boden erhebt, wie aufrecht es ragt. Dieses Streben! Dieses Gezogensein!! Dieses ganze Aus-sich-heraus-zum-Wetterhahn-Treiben!!! Wer nicht völlig verroht ist, der kann gar nicht anders als in sich zu spüren, dass hier bereits angelegt ist, was sich im Wetterhahn, der dieses große Gebäude zu krönen vorbestimmt ist, zeigen und sogleich transzendieren wird. Denn in seinem Sein, das ihn im selben Maße an die grundfeste Kirche unter ihm bindet wie es ihn in alle Richtungen des Himmels über ihm drehen und wenden lässt, verkörpert der Wetterhahn die Einheit von Freiheit und Notwendigkeit. Er ist das Symbol des Über-sich-Hinaustretens dieser unserer Welt und zugleich das Zeichen für die Erdverbundenheit des Himmelreichs. In ihm verdichtet sich das scheinbar Nichtidentische zur Unität von allem, was war und ist und sein soll. Und deshalb sage ich noch einmal, was ich schon mehrfach geschrieben habe: ›Im Wetterhahn wird sich unser ganzes Dasein an seinem höchsten Punkte entfalten.«

»Und ich sage Ihnen, dass ein Wetterhahn dem immanenten Prinzip dieses großen Baus da hinter uns zutiefst widerspricht. Nur ein kompletter Kretin verkennt, dass sich im organischen Wachsen dieser unserer großen Kirche die Unmöglichkeit eines Wetterhahnes auf ihrer Spitze aus der Form selbst herauschälen wird. Könnte man die Grundmauern sehen, würde man es an ihnen erkennen. Diese stille Größe! Diese edle Einfalt!! Diese sublimen Erhabenheit!!! Um wieviel verschieden ist all das vom laut-halsigen Krähen eines gewöhnlichen Hahnes, mag er nun aus Eisen sein oder aus Fleisch und Blut. Allein die Vorstellung genügt, um zu erkennen, dass dazwischen Welten liegen, die zu überwinden weder möglich noch uns oder der großen Kirche aufgetragen ist. Denn man merke sich: Wo nie eine Verbindung war, da wird auch nie eine sein. Was dagegen existiert, ist jene für das geübte Ohr einvernehmlich murmelnde Vernunft, die hier wie auch sonst überall den ihr vorbestimmten Weg zur Ordnung beschreiten, das Chaos besiegen und den Logos gegen den im Wetterhahn verdinglichten Mythos nach vorn zurück zu sich selbst bringen wird. Ich wiederhole mich deshalb gern noch einmal, wenn ich sage: »Im Grundriss dieser großen Kirche ist kein Platz für einen Wetterhahn.«

Und so weiter.

Und so fort.

Unterdessen, keine zehn Meter weiter links, um die inzwischen in sämtliche Richtungen weisende Nordwest-Ecke des Haupthauses herum, etwa in – zumindest topographisch – gleicher Höhe ...

»Sie nennen sich also Johann?«

»Ich *heiße* so.«

»Nun, mein Lieber, ich gehöre nicht zu denen, die irgendjemandem etwas versagen, am allerwenigsten mir selbst. Und deshalb sage ich, dass der Name nicht zu Ihnen *passt*, zumal Sie hier auf einem Donnerbalken sitzen und ich mich zu erinnern meine, dass es Jakob war, den der Herr einen Donnersohn genannt hat.«

»Das gilt für Johann genauso.«

»Johannes, mein Lieber, Johannes. Obwohl, im Grunde derselbe Name. Und selbst wenn nicht, Sie widersprechen, so wie es sich für einen ...«

»Sagen Sie's nicht!«

»gehört.«

Stille.

Tröpfeln.

Irgendetwas fällt.

Dann: »Bekam Jakob seinen Namen nicht ob seiner ungestümen We-
sensart? Gab ihm sein *Herr* nicht deshalb diesen Namen?«

»Johannes und *Jakobus* wollten Feuer vom Himmel herabregnen las-
sen.«

»Im Namen des Herrn.«

»Der es ihnen verbot.«

»Woraufhin sie zusammen in ein anderes Dorf gingen.«

»Was in meinem Falle nicht viel bringt.«

»Weil die auf der anderen Seite vom Fluss noch immer in Gruben
scheißen.«

»Weil es dort nicht anders ist als hier.«

»Aber wir scheißen doch hier nicht mehr in Gruben! Das sollten Sie
am besten wissen, schließlich haben wir dank Ihres Erfindungsreichtums
sechseinhalb Meter gusseisernes Rohr unterm Arsch. Bruchsicher, wie Sie
behaupten.«

»Die Scheiße landet am Ende trotzdem in der Grube. Und was die
Rohre betrifft, es waren allein statische Gründe ...«

»Dann bauen wir eben ein Kanalsystem, die Rohre sind dafür gewiss
nicht weniger geeignet.«

Stille. Schließlich Schweigen. Die Worte scheinen alle verbraucht.

Unter ihnen Töpfeklappern, Kuchenduft, Blutgeschrei.

Erinnerungen, die er nie erlebt.

Als Johann rüber zu Trutz von Trübestrom schaut, sitzt der noch im-
mer auf seinem Thron, zurück gegen die Bretter gelehnt, offensichtlich
entspannt. Nur sind die Augen jetzt geschlossen und das Fenster, das sei-
ne, einen Spalt weit geöffnet. Darunter, im Eimer, schaukelt das Wasser,
wiegt sich im Kreis, setzt sich zur Hälfte. Als sich nichts mehr bewegt,
sieht er die Augen des Alten auf dem Grund des Eimers ruhen. Sie sind
noch immer geschlossen, doch Trutz von Trübestrom spricht.

»Glauben Sie, dass das Schweigen etwas bringt?« Es ist sein Mund, der
neben den Augen im Wasser liegt. Ein Loch, das sich öffnet und schließt.

»Glauben Sie, dass es überhaupt etwas bringt? Dass es *jemals* etwas ge-
bracht hat? Sie glauben vielleicht, dass ich das wüsste. Aber ich weiß es
nicht, ich weiß es ganz und gar nicht, mein Lieber. Ich weiß ja noch

nicht einmal, ob das Sprechen etwas bringt. Oder das Widersprechen. Vielleicht bringt es ja alles nichts, vielleicht führt die Menschheit auf ewig ein- und dasselbe Drama auf, spielt immer das gleiche Spiel. Das einzige, was gewechselt wird, sind Raum und Zeit – und vielleicht noch ein paar Namen und die Kleider. Nur sollte uns das nicht davon abhalten, weiter hier zu sitzen und«

Schluss.

Johann steht auf. Sieht die heruntergelassene Hose. Sieht, dass es die seine ist. Zieht sie hoch und setzt sich wieder.

Ist alles nicht passiert, ist überhaupt nichts passiert, die Augen sind noch immer geschlossen, geht bestimmt gleich weiter.

»und in das Loch unter uns zu scheißen, denn solange wir hier sitzen, kann es zumindest nicht schlimmer werden. Aber keine Angst, mein Lieber, ich rede nur von meinem eigenen Drama, oder von unserem, je nachdem. Das ist das einzige, von dem ich etwas verstehe. Glauben Sie also bitte nicht, es ginge mir darum, die ganze Welt zu retten. Die Welt! Als wenn jemand wüsste, was das ist. Und selbst wenn es so wäre, selbst wenn es einer wüsste, was könnte dieser eine denn schon anderes tun, als sich vor alle übrigen zu stellen und ihnen mitzuteilen, dass die Tragödie zur Welt gehört, aber die Welt nicht zur Tragödie. Nein, nein, mein Lieber, das wären alles nur Worte, schöne Worte vielleicht, aber nicht halb so viel wert wie ein richtiges Scheißhaus am rechten Platz.

Eine seltsame Vorstellung, nicht wahr? Oder haben Sie sich in den drei Monaten, die Sie nun schon bei mir sind, noch nie gefragt, warum einer sein halbes Vermögen für Scheißhäuser ausgibt? Wieso kauft er sich nicht einfach ein paar hundert Nachttöpfe? Oder ein paar wohlgeformte Leibstühle mit einem netten kleinen Schüsselchen drunter? Da kann er genug Geld ausgeben, gibt die Pötte schließlich in tausend Varianten, manche von ihnen teurer als der ganze Aborterker hier. Und was die Leibstühle betrifft, die kann er sich in Form von ein paar ansehnlichen Truhen in die ohnehin viel zu leeren Räume stellen. Oder als Stapel dicker Folianten in die kümmerliche Bibliothek. Aufklappen, reinscheißen, raustragen, fertig. Warum denn nicht?! Das macht sogar noch was her, während unser ans Haus gepapptes Zimmerchen bestenfalls lächerlich wirkt. Selbstmord im Sitzen – wenn man den Zustand der Mauern bedenkt. Warum also so und nicht anders?

Nun, mein Lieber, die Antwort ist denkbar einfach: Scheißhäuser sind keine Repräsentationsobjekte. Mag sein, dass sie's mal waren und anderswo noch immer sind – hier jedenfalls sind sie's nicht und werden's auch nie sein, ganz egal, wohin ich sie baue und mit was für Schüsseln und Rohren ich sie versehe. Oder wir, ganz wie Sie wollen.

Aber ich weiß, das beantwortet nicht die Frage, warum es so viele sind. Nun, um ehrlich zu sein, kenne nicht einmal ich ihre genaue Zahl. Ich habe irgendwann einfach aufgehört, die Scheißhäuser zu zählen. Aber das ist im Grunde auch nicht wichtig. Worum es geht, ist nicht ihre Zahl, sondern sie an die richtige Stelle zu setzen. Meine Aufgabe besteht also lediglich darin zu schauen, wo die, die hier leben und arbeiten, pinkeln und scheißen, selbst wenn sie nur für kurze Zeit hier sind – oder auf der Durchreise. So gesehen, mein Lieber, erfüllt unser bescheidenes Hochhäuschen hier gleich einen doppelten Zweck.

Nun, Sie mögen das für ein verwerfliches, um nicht zu sagen abscheuliches Betragen halten, doch lassen Sie mich hinzufügen, dass ich mich strikt an die, sagen wir, *empirischen Tatsachen* gehalten und jedes Geschäft in einen eigens dafür angefertigten Plan meiner Ländereien eingetragen habe. Ich nehme an, sie können sich vorstellen, dass es aus der Ferne nicht immer leicht zu entscheiden ist, welche Art von Verrichtung stattgefunden hat. Ich war daher mitunter gezwungen, den Ort des Geschehens selbst aufzusuchen und nachzuschauen, sobald die Luft auch nur annähernd wieder rein war. War etwas zu sehen, war die Sache klar. War nichts zu sehen, war sie es auch. Im Grunde sind die vielen kleinen Häuschen also nichts anderes als Manifestationen einer bestimmten *Häufchen-* oder, wie Sie vielleicht sagen würden, *Häufigkeitsverteilung*, die natürlich Tag für Tag zu überprüfen und notfalls zu erweitern ist. Weggerissen wird jedenfalls keins, auch wenn es von hier oben betrachtet schon jetzt aussieht, als hätte jemand, der ein ganzes Stück weit über uns wohnt, die Häuschen wie Sand über meinen Ländereien ausgestreut. Aber das kann uns nur recht sein, denn wenn wir Glück haben, dann sind die Risse in den Mauern groß genug, dass das Sandkorn, in dem wir hier sitzen, auch hält.«

Die Augen schnippen an die Oberfläche, öffnen sich und kreiseln im Wasser. Dann folgt der Mund. Die Augäpfel treiben jetzt zwischen den Lippen umher. Von dem, der sich Johann nennt, kein Wort.

»Nun, ich nehme an, Sie können sich denken, dass das nicht die ganze Wahrheit ist. Wahrscheinlich ist es noch nicht mal die Hälfte. Ich fürchte also, ich muss Ihnen eine kleine Geschichte erzählen, damit Sie meine verstehen, zumindest insoweit, als dass Sie hier bei mir sind – und hoffentlich auch bleiben. Aber seien Sie unbesorgt, ich werde versuchen, es kurz zu machen. Die Mauern, Sie wissen ja. Außerdem scheint mir das Mittagessen bald fertig zu sein. Es sei denn, der Geruch ... aber das wäre mir neu. Sehen wir also zu, dass wir fertigwerden, bevor meine Frau uns ruft. Dann ist es nämlich für die nächsten Tage vorbei mit *bedürfnisorientierter Konversation*, wenn Sie verstehen, was ich meine. Und glauben Sie mir, ich habe ganz bestimmt keine Lust, schon wieder Hühner zu rufen.

Sie schweigen, und ich weiß nicht, wo ich beginnen soll. Falls es überhaupt so etwas wie einen Anfang gibt. Aber gut, das soll uns nicht weiter stören, zumal ich genausowenig sagen kann, wie lange die Zeit eigentlich her ist, von der ich Ihnen erzählen will. Vielleicht ist sie ja noch nicht mal vorbei.

Also gut, es war einmal ...«

»Was?!«

»Kleiner Scherz. Ich dachte schon, Sie sagen gar nichts mehr.«

»Das war sogar ein Widerspruch. Zumindest ein kleiner.«

»Nun, wir scheinen auf dem richtigen Weg. Fangen wir also an, fangen wir an mit der Zeit, als die Menschen noch wie Tiere waren. Aber keine Sorge, wir sprechen nicht von dem, was sie in ihrem Innersten ausmacht, sondern von dem, was sie ausgeschieden haben. Und in diesem Punkt, mein Lieber, waren die Menschen den Tieren einstmals recht ähnlich, denn da, wo sie mussten, taten sie's auch. Nun, einigen scheint das mit der Zeit ein bisschen Freiheit zuviel gewesen zu sein, weshalb sie es vorzogen, ihr Geschäft auf dem nächstbesten Misthaufen zu verrichten, während andere genau das wiederum für ein Übermaß an Gleichheit hielten und lieber ein paar rostige Eimer aufstellten oder eine Grube aushoben, zu der sie, wann immer es drängte, gehen und ihr Herz und noch manch anderes mehr ausschütten konnten.

Was nun die Herzensangelegenheiten betrifft, so blieben die zumeist in der Grube, und nicht anders all jene, die – aus Gründen, die für Außenstehende nie nachzuvollziehen sind – hinter ihnen hersprangen, derweil ihre Reste wieder rausgezogen und auf dem Feld verteilt wurden. Aber

was konnte man auch tun? Das Wesen eines Menschen mag ihn untergehen lassen, aber seine Ausscheidungen können ganze Landschaften zum Blühen bringen. Es heißt schließlich nicht umsonst: Wer nicht zu Hause scheißt und pisst, fremder Felde Früchte frisst.

Aber das sind im Grunde alles nur Details, genau wie die Tatsache, dass es die einen vorzogen, ihr Geschäft heimlich, still und, wenn möglich, auch leise zu verrichten, während die anderen ihre gesamte Verwandtschaft und sämtliche Freunde zum kollektiven Abortieren einluden. Und es macht – zumindest für uns – auch keinen Unterschied, ob die ganze Geschäftemacherei auf splittrigen Holzbalken oder kinderarschlatten Marmorbänken stattfand und ob es darunter plumpste, strömte oder einfach nur schwappte. Was zählt, mein Lieber, ist, dass jeder seine eigene Scheiße wegbrachte, und das Flüssige sowieso.

Nun, mit den Leibstühlen und Nachttöpfen verhielt es sich im Grunde nicht anders, zumindest bis zu jenem unglückseligen Tag, an dem einer, dessen Namen wir nie erfahren werden, entschied, sich seine Reste raustragen zu lassen. Nicht, weil er alt oder krank war, sondern einzig und allein, weil er *die Macht* dazu hatte. Und während sich die einen daran gewöhnten, die Scheiße der anderen zu tragen, bis sie sie gar nicht mehr wahrnahmen, hielten die anderen das für das Normalste der Welt und waren irgendwann davon überzeugt, niemals im Leben geschissen zu haben.

Eine Sache des Bewusstseins, gewiss. Die Frage ist nur, wie man dieses Bewusstsein verändert. Und zwar auf beiden Seiten. Vielleicht hätte es in meinem Fall ja gereicht, wenn ich den Kopf des Königs genommen und ihn in die Scheiße gedrückt hätte. Vielleicht hätte das alles geändert. Aber damals, als er hier war, wäre mir dieser Gedanke nicht mal im Traum gekommen. Oh nein, mein Lieber, im Gegenteil, ich war stolz, stolz bis zur Besinnungslosigkeit, als ich erfuhr, dass der König bei mir – *bei mir!* – im Hause übernachten würde, selbst wenn er es nicht ganz freiwillig tat und nur die paar Stunden blieb, die sein Heer brauchte, um die gesprengte Brücke unten am Fluss soweit zu reparieren, dass sie überkamen und der Krieg noch ein bisschen fortgesetzt werden konnte.

Diese wenigen Stunden aber genügten, um uns alle demütig zu machen – und um alles zu verändern. Oh, wie konnten wir unser Glück kaum fassen, als wir hörten, dass er zu uns käme, und den Befehl erhielten, uns und das Haus herauszuputzen, bis wir schließlich weder das

Haus noch uns selbst mehr erkannten und darüber ganz in Verzückung gerieten. Als der König endlich eintraf, sahen wir ihn nicht, doch tat das unserer Begeisterung keinen Abbruch, denn wir konnten seine Anwesenheit ja ganz deutlich spüren. Ich hätte Gott geleugnet, um das Dasein des Königs zu bezeugen.

In dieser Nacht tat keiner von uns ein Auge zu, und als man uns rief, mich und meinen Sohn, waren wir sofort zur Stelle, um den Nachttopf des Königs zu leeren. Und wie stolz war ich, als ich erfuhr, dass man meinen Sohn auserwählt hatte, die hochherrschaftliche Scheiße zu tragen. Nicht, dass wir den König jetzt zu Gesicht bekamen, doch war es ein erhabenes Gefühl zu wissen, dass wir gebraucht wurden. Und so verließen wir das Haus, mein Sohn und ich, und hinter uns die Leute des Königs, zehn an der Zahl. Eine richtige Prozession war das. Und während die anderen stehenblieben und warteten, stiegen wir auf den Misthaufen und legten die Scheiße des Königs andächtig obendrauf, derweil der Rest langsam nach unten sickerte. Zwei Stunden später, es war noch dunkel, folgte mein Junge dem königlichen Heer. Und nach einer Woche kehrte er auch schon wieder zurück, komplett in neuen Kleidern, damit ich nicht sehe, dass er sich eingeschissen hatte, als ihn die Kugel traf.«



Es ist Montag, der 27. November. Die Sonne ist soeben aufgegangen und wir blicken in die Gesichter zweier junger Männer. Nichts in ihnen deutet auf die bevorstehende Katastrophe hin. Sie sind vollkommen ahnungslos. Ahnungslos in einer scheinbar friedlichen Zeit, an einem scheinbar friedlichen Ort.

Es ist kalt. Der erste Schnee rieselt durch die Bäume und Wind zerrt an den Hüten. Es ist die Zeit tiefer Barometerstände und verminderter Electricität, die Zeit, in der nicht nur Weibsbilder, Geistesranke und Melancholiker ihres Lebens müde sind. Allerorten durchwabert namenlose Angst den Äther, kriecht ein Gefühl der Beklommenheit in die Köpfe und setzt sich im Innersten fest. Ohnmacht und Unbehagen, auch wenn keiner sie sieht. Der Drang zum Selbstmord aber wird mit jedem Atemzug stärker, jederzeit kann er zum Ausbruch kommen. Und hat er es einmal getan, so ergeben sich die anderen Seelen dem Nachahmungstrieb. Die Epidemie ist dann nicht mehr aufzuhalten.

Noch blicken wir in unbekümmerte Gesichter, doch wir wissen, wie selbstmordgefährdet diese jungen Männer hier sind. Gerade jetzt, im Hängemonat November, im Lande der höchsten Selbstmordrate, am Rand der mit einer schrecklichen Geschichte behafteten Findelgrube.

»Erinnert mich an das Loch, in das wir den alten Elling gelegt haben.«

»So alt war der gar nicht, sah nur so aus.«

»Weil er sich umgebracht hat.«

»Erhängt.«

»Im eigenen Haus.«

»Mussten ein Loch in die Wand schlagen.«

»Und ihn raustragen.«

»Hatte der Schinder-Hans angeordnet.«

»Weil Elling sonst zurückkommen könnte.«

»Weil er sich's anders überlegt hat.«

»Genau wie der Schinder-Hans.«

»Erst hieß es Füße voran.«

»Und dann mit'm Kopf durch die Wand.«

»Also haben wir ihn für quer rausgetragen.«

»War ganz schön viel Arbeit.«

»Mussten am Ende alles wieder zumauern.«

»Zum Glück wussten wir, dass Unger ihn bestattet.«

- »Sind nämlich arbeitsscheu.«
- »Aber der Kirche treu.«
- »Hätten ihn sonst bis zum Schindanger schleppen müssen.«
- »Und nicht auf den Schlitten setzen können.«
- »Und zu dritt runter ins Tal rodeln.«
- »Direkt bis beim alten Triefnas vor die Tür.«
- »War zum Glück nicht auf.«
- »Und der Fluss zugefroren.«
- »Sonst wären wir jetzt auch hin.«
- »Ersticken.«
- »Erstickt.«
- »Auf jeden Fall tot.«
- »So wie der gute Elling.«
- »Aber dem hat's gefallen.«
- »Hatte eine Lächeln auf den Lippen.«
- »Auch wenn sie ganz blau waren.«
- »Hat nochmal was von der Landschaft gesehen.«
- »Und hing nicht so rum.«
- »So wie der Schinder-Hans drei Wochen später.«
- »Hat sich nämlich auch umgebracht.«
- »Weil er nix mehr zu tun hatte.«
- »Genau wie unser alter Freund Elling.«
- »Von dem Unger gesagt hat.«
- »Dass er die Sklaverei in diesem Lande nicht länger ertragen konnte.«
- »Konnte sich einfach nicht dran gewöhnen.«
- »So wie sich der Schinder-Hans nicht dran gewöhnen konnte.«
- »Dass die Selbstmörder nicht mehr verscharrt werden.«
- »Hat gesagt, er sei zu spät geboren.«
- »Für die früh Verstorbenen.«
- »Dabei war er schon vorher nicht gut drauf.«
- »Wegen Lilly.«
- »Weil die Elling.«
- »Ihren Mann.«
- »Selber abgeschnitten hat.«
- »Wollte nämlich der Schinder-Hans tun.«
- »Und ihn danach im Wald verscharrn.«

- »Aber vorher noch mit nem Pfahl durchbohrn.«
- »Und die Hände fesseln.«
- »Und den Kopf abhaun.«
- »Und rädern.«
- »Und teern und federn.«
- »Sagt mal, Schmoker, warum erzählt ihr mir das alles?«
- »Äh, keine Ahnung.«
- »Das letzte war nur Spaß.«
- »Ich glaube, man kann nicht nichts sagen.«
- »Hab ich irgendwo mal gehört.«
- »Oder war ich's, der's gehört hat?«
- »Vielleicht hab ich's aber auch selber erzählt ...«

Keine Frage: paranoid-halluzinatorische Schizophrenie. Ein deutliches Zeichen für einen bevorstehenden Selbstmord. Wahrscheinlich sogar eine endemische Epidemie.

Kann Balduin Pospichil das verhindern?

Er, der mit den Schmokern am Rand der Findelgrube steht.

Er, dessen Augen wie zu einer riesigen Frage aufgerissen sind.

Er, dem der Mund offen stehengeblieben ist.

Er, der die Arme ausgebreitet hat, unverständlich und bittend.

Ist er der leibhaftige Engel der Geschichte? Oder ist er der Leibhaftige selbst? Sehen wir in seinem Antlitz Schönheit oder Grauen? Und warum hören wir nichts? Müsste er nicht schreien? Oder ist sein Schweigen ein Zeichen stiller Größe inmitten lärmender Einfalt? Hat sich Balduin Pospichil mit dem schier Unausweichlichen abgefunden? Und stellt er deshalb nur noch rhetorische Fragen? Als Antwort auf die Frage nach dem Warum?

»War damals wahrscheinlich auch so'n Wetter wie heute, was?«

»Ja!«

»Und bestimmt hat's auch geschneit?«

»Ja!«

»Und der Schnee ist vor euren Füßen weggetaut.«

»Ja!«

»Weil's unter der Erde gebrannt hat.«

»Weil wir auf den Boden geascht haben.«

»Rauchen nämlich viel.«



»Bei jeder Gelegenheit.

»Außer im Bett.«

»Denn wir wissen.«

»Rauche nie im Bett.«

»Die Asche neben dir.«

»Kann deine eigene sein.«

Kollektive Schizophrenie, ganz klar.

Doch verlassen wir die spaltungsirre gewordene Innenwelt dieser Männer und schauen noch einmal in ihre Gesichter. Geblendet von der aufgehenden Sonne stehen sie da und ahnen noch immer nichts von der Katastrophe, die tief in ihnen, tief in der heimischen Erde schlummert. Wir aber müssen nur einen Schritt zurücktreten, um zu erkennen, dass sie am Rande der Findelgrube stehen, die ausgebrannt vor ihnen liegt. Noch verdeckt Nebel das ganze Ausmaß des Verderbens, doch längst ist die Erde unter ihm von rotem Feuer durchglüht. Rauch quillt in kleinen Röhren aus dem Boden und vermischt sich mit dem, der über ihm liegt. Unterirdische Explosionen, auch wenn keiner sie hört. Ein dumpfes Grollen, das alles und jeden durchdringt. Was unten war, drängt jetzt nach oben. Der Druck ist kaum mehr auszuhalten. Der Ausbruch wird alles hinwegfegen. Die Katastrophe steht unmittelbar bevor.

o |

»Sie werden Hand an mich legen.«



Wer die Nachricht in die Welt gesetzt hatte und warum, wusste keiner zu sagen, weder früher noch später noch überhaupt irgendwann, und alle Versuche, die Geschichte, die ein Gerücht sein mochte oder auch nicht, bis zu ihrem Ursprung zurückzuverfolgen und den Schöpfer der Kunde zu ermitteln, endeten – in einem Kreis.

In seinem Mittelpunkt aber stand, Gespinst und Gebäude zugleich: die eiserne Kirche.

»DIE EISERNE KIRCHE?«

»GANZ RECHT, DIE EISERNE KIRCHE!«

Oder, wie man schon bald zu sagen pflegte: *das Ding*. Ein Begriff, auf den man sich – gelegentliche Missverständnisse, nicht vorhandene Absichten und fehlende Notiznahmen zum Trotz – irgendwie geeinigt hatte, was selbstredend auch all jene mit einschloss, die die ganze Sache als eine im modernen Kleid daherkommende Scharlatanerie abtaten oder, nach der Am-Stück-Lektüre einschlägigen Schriftguts, welches sie – zumindest *noch nicht* – hätten lesen dürfen, zu einer weiteren »Manifestation des industriell-religiösen Komplexes« erklärten, die zu zerstören Aufgabe eines jeden wahrhaft »ferromonisch gesinnten Mannes« sei. Eine, wie man inzwischen weiß, nicht nur terminologisch etwas einseitige Auflösung des Potentialitätsproblems der gesamten Angelegenheit.

Geschenkt.

Das Ding war in aller Munde. Und je nachdem, wo man gerade stand und wohin man seine Augen, Ohren und – so vorhanden – Nasen richtete, nahm es die unterschiedlichsten Formen an ... Männer, denen Träume selbst im Traum bisher nur als Abirrungen der Seele erschienen waren, schreckten des Nachts auf und begannen, kaum dass sie sich samt nahegelegener Zuhörer gesammelt hatten, in vollkommen klaren Worten und mit einer Überzeugung, die selbst Propheten hätte erschauern lassen, von der eisernen Kirche zu erzählen, freilich nicht ohne das Ding in allen Einzelheiten zu beschreiben, was früher oder später dazu führte, dass von ihrer Vision nichts übrigblieb als ein fetter Klumpen Gewissheit, der sie zurück in die Federn sinken und beruhigt weiterschlafen ließ, unterdessen Frauen mit ansehen mussten, wie ihre frisch in den Ofen geschobenen Kuchen seltsam auf- und von einer Form in eine ganz andere übergingen und Jüngliche nicht aufhören konnten, sich die abenteuerlichsten Geschichten zu erzählen. Zum Beispiel diese hier.

Eines Morgens, im aschfahlen Licht einer ausgekalteten Rußküche.

Die Tür wird geöffnet, drei Männer mit Bärten treten ein, zwei davon komplett befaumt, diese sogleich unisono: »Was denn, Schwesterherz, so früh schon auf den Beinen?«

»Im Gegensatz zu euch bin ich auf denen auch nach Hause gekommen.«

Verwundert ineinandergekehrte Blicke, schulterzuckendes Gelächter, ha-ha.

»Na, hör sich das mal einer an, unser kleines Schwesterchen wird langsam flügge.«

»Wir sollten sie einmauern.«

»Tja, schade, dass ich nicht euer kleines Schwesterchen bin, was?«

»Also für mich bist du's.«

»Und für mich auch.«

»Während ich mir die Frage stelle, wo du gestern Abend warst.«

Johnny, schlitzäugig, stirnseiten, das Rasiermesser immer dabei.

»Drüben, hab mir die eiserne Kirche angeschaut.«

»Erzähl!« Samuel, der mit wirrem Haar ins Zimmer geschossen kommt.
»Ich will wissen, wie's war.«

Ein kecker Blick. Flankiert von einem, hinter dem augenscheinlich mehr als nur die ewige Gier nach dem Neuen steckt, indes irgendwo dazwischen, in Wahrheit jedoch von ganz weit draußen, die zwei Flaumfedrigen einstimmig rufen – »Na los, mach schon, erzähl!«

Rollende Augen.

Schnee, der gegen's Fenster stiebt.

Zeit, die nicht bleibt.

»Na schön, ganz wie ihr wollt. Es begann schon zu dunkeln, als ich gestern Nachmittag unten am Fluss stand und sehnsüchtig rüber aufs andere Ufer schaute, ohne zu wissen, wie ich dahingekommen war und was ich da drüben eigentlich suchte. Offenbar war es nichts, das ich so einfach sehen konnte, denn ich konnte ja gar nichts sehen, schließlich war alles voller dicker, weißer Flocken, die so groß waren, dass sie noch ein Weile auf dem Wasser trieben, bevor sie schmolzen und eingingen in das, was noch kurz zuvor weit unter ihnen gelegen hatte, das, aus dem sie alle gekommen waren.«

»Ähem, könntest du die Sätze vielleicht etwas ... kürzer machen?«

»Klingt ziemlich geschwollen.«

»Wie in einem dieser Romane.«

»Weibsbücher.«

»Wenn du dich also kurzfassen könntest.«

»Und so, dass wir's nachvollziehen können.«

Tja, was soll frau dazu sagen?

»Ihr könnt mich mal!«

Blicke, die von ungläubig zu fragend wechseln, sich verfangen, miteinander ringen.

»Könntet ihr doch? Oder etwa nicht?«

Die Antwort, wie auch immer sie aussieht, wird bei Johnny gesucht.

»Lasst sie.« Abrupt abtropfende Augen, stummes Einverständnisein.

»Und du erzähl weiter – *Schwesterchen*.«

Jacken werden geöffnet, pelzgefütterte Innenseiten nach außen gekehrt.

Schiefkrepelige Hüte segeln zu Boden, rutschen zu einem Haufen zusammen.

Holz knackt, lodert auf.

Von Samuel kein Wort.

Draußen der Schnee.

Weiter.

»Ich weiß nicht, wie lange ich unten am Fluss gestanden habe, nur, dass irgendwann jemand meinen Namen gerufen hat, und als ich mich umdrehte, stand Lilly vor mir.«

»Lilly?!« Dies unisono und in einem Ton, der das Nachfolgende zwangsläufig leidenschaftslos erscheinen lässt.

»Hab sie schon ne ganze Weile nicht mehr gesehen.«

»Trauerzeit dürfte vorbeisein, nehme ich an.«

Keine Reaktionen. Zumindest keine sichtbaren. Na gut.

»Würde es dir« – ein Räuspern – »würde es dir etwas ausmachen.«

»Uns zu erzählen.«

»Was sie anhatte.«

»Und wie sie ihr Haar trug?«

»Soll ich euch vielleicht auch noch erzählen, wie es ihr geht, wie sie sich fühlt, was sie gerade so macht ...«

»Ja!«

»Man kann sich das sonst immer so schlecht vorstellen.«

»Einfältige! Alle beide!«

?

?

»Sie hat mich gefragt, ob ich mit rüberfahren will, das ist alles.«

In dünnfleckige Bärte gemurmelte Worte. Blicke, die nach Antworten suchen. Augen, die wissen. Lodern, leise.

Die Wundervolle aber wird fortfahren, ungerührt, wie es einem jeden sogleich scheint, auch wenn die Gründe dafür bis ins Diametrale differieren, wird berichten von Nepomuk, der im ausschattenden Licht jenes späten Nachmittags oben im Dorf am Rand des winzigen Weiher stand und einen Stein in den Händen hielt, ein Riesenstein war das, porphyrrot, mit scharf gebrochenen Kanten, die ihm den Schädel zertrümmert hätten, wenn er gewollt, doch stand er nur da, starr und struppig wie das rauhrefne Gras, die Hände schier an den Stein gefroren, warf er ihr einen Blick zu, drängte die Augen hinab zu der Stelle, wo der Stein das Eis durchschlug, damit sie ihm folgen konnte, in die Tiefe, da wo die Kirche stand, gusseisern, die Dächer mit Teer überzogen, darauf Sterbliche lagen und alles polierten, derweil unter ihnen die groben Arbeiten noch in vollem Gange waren ... unmöglich, das hier zu erfassen ... Menschen führen auf und nieder, gingen rein und raus, liefen vor und zurück, als hingen sie alle an einem riesigen Seil, das sämtliche Dimensionen umschlang, Detonationen erklangen und verhallten doch nicht, gingen unter im Gedröhn von Maschinen und wurden erstickt zwischen Händen voll Arbeit, Sägen rissen sich ins Fleisch wie ins Eisen, und Feilen raspelten über falsches Gestein, bis die Späne aus den Querarmen quollen und Dampf aus frisch gestanzten Fenstern trat, den Gang rahmend, den Hunderte am Fuße des Turmes ins Kircheninnere getrieben – ein kleiner Graben für die große Sinfonie der Instrumente und Apparaturen, des Rüstzeugs und der Geräte, des Verstummens und der Schmerzen, dieser Zutaten einer aus der Tiefe hinauf ins Unermessliche steigenden Erhabenheit.

»Schauermärchen.«

Dies Johnny in einem Ton, den man nur als verächtlich bezeichnen könnte, würde er nicht die Aufforderung beinhalten, endlich aufzuzischen, »Verdammt nochmal!«

Es folgen die üblichen Geräusche. Stühlerücken, Geschirreschundern, Besteckeklapper. Und zwischendrin, um nicht zu sagen *mittenrein* –

- »Hab keinen Hunger.«
- »Ich auch nicht.«
- »Wollen an die frische Luft.«
- »Soll gesund sein.«
- »Außerdem, das bisschen, was wir essen.«
- »Haben wir gestern Abend schon getrunken.«
- »Werden uns das Ding mal mit eigenen Augen anschauen.«
- »So lange es noch nicht wieder zugefroren ist.«
- »Fahren am besten gleich mal rüber.«
- »Und runter.«

Und schon sind sie weg. Die beiden, deren Namen längst in Rauch aufgegangen sind und die nur noch »die Schmoker« heißen, obgleich Johnny sie »Schmocks« nennt.

Als sie sich vor der frostigen Türe wiederfinden, wundern sie sich selbst, dass sie ihre Hüte auf und die Jacken zu haben. Grund genug, zwei Fluppen aus der Tasche zu ziehen und sie sich ansatzlos aus der Hüfte in die Mäuler zu schnippen. Synchron, versteht sich.

- »Wenn wir's über Kreuz schaffen, gehen wir auf Tour.«
- »Nach da, wo diese Zigaretten herkommen.«
- »Wird Johnny bestimmt nicht erlauben.«
- »Er hätte wirklich nicht aufhören dürfen zu rauchen.«
- »Macht ihn ganz unausgeglichen.«
- »Dabei hatte er immer so schöne Zigarren.«
- »Gerollt zwischen den Schenkeln heißblütiger Frauen.«
- »Johnny meinte, es seien alles kaltblütige Zigarrendreher gewesen.«
- »Herrgott, der gönnt einem aber auch gar nichts. Hatte mir das so schön ausgemalt.«
- »Ach was, keine Sorge, hat er bestimmt nur gesagt, um sich's leichter abzugewöhnen.«
- »Weiß nicht, mir hat er kürzlich was von revolutionären Kopfabnehmern erzählt.«
- »Ohje, und sein Rasiermesser nennt er.«
- »Taschenguillotine.«
- »Wir sollten zusehen, dass wir ihn an Zigaretten gewöhnt bekommen.«
- »Und zwar schnell, sonst ruiniert er sich noch sein Leben.«
- »Hab ihm schon paar mal eine angeboten.«

- »Keine Chance.«
- »Hat sie jämmerliche Dunströhrchen genannt.«
- »Zu mir hat er gesagt, wie das Rauchzeug eines Mannes, so sein Johannes.«
- »Nur weil er mal Zigarre gepafft hat.«
- »Will seine Pfeife gar nicht sehen.«
- »Bestimmt bloß noch ein Stumpen.«
- »Ha-ha«
- »Hee, das Kraut hier ist wirklich nicht schlecht, geht bei dem Schneegestöber nicht mal aus.«
- »Auf jeden Fall besser als das selbstgestopfte. Bräuchten nur mehr davon.«
- »Hab den Kerl nie wieder gesehen, der uns die Dinger gegeben hat.«
- »Hätten ihn fragen sollen, woher er sie hat.«
- »Hat irgendwas von der großen weiten Welt erzählt.«
- »Hee, wenn wir's über Kreuz schaffen, geht's los.«
- »Schwefelhölzer haben wir jedenfalls genug.«
- »Echt aufmerksam von Fuggert, die uns alle zu schenken.«
- »Darfst ihn bloß nicht nach Tabak fragen.«
- »Sollten vielleicht öfter zur Kirche gehen.«
- »Wenn das Ding aus Eisen ist, kann's zumindest nicht wieder abbrennen.«
- »Hab gehört, sie wollen's aus Wellblech bauen.«
- »Egal, Hauptsache es brennt nicht.«
- »Naja, Hilarius meinte, das Ding sei in Wahrheit aus Pappmaché.«
- »Hat er mir auch erzählt.«
- »War wahrscheinlich wieder angeheitert.«
- »Sturzbesoffen. Hat gesagt, sie bauen ne ganze Stadt aus Pappmaché.«
- »Genau wie der krepelige Kaleika, nur dass der die ganze Zeit von Wellblech gefaselt hat.«
- »Tja, die einen sagen so.«
- »Und die anderen so.«
- Und die dritten hören nur und staunen.
- »Hauptsache, sie bauen das Ding nicht auf Ungers Tabakfeld.«
- »Gestern Abend in der Kneipe hieß es, es kommt zu den Schnupfnasen rüber, hoch auf'n Hügel.«



- »Waren ja auch alle betrunken.«
- »Eben.«
- »Hab immerhin noch mitbekommen, dass es als Zwischenlösung geplant ist.«
- »Was denn, dann haben wir ja gleich zwei!«
- »Bisschen wie bei uns.«
- »Ha-ha.«
- »Kaleika meinte jedenfalls, dass das Ding in drei Wochen steht.«
- »Fertigteilkirche.«
- »Zum Selberaufbauen.«
- »Da machen wir den Turm schön rund.«
- »Und zimmern ein Flachdach drauf.«
- »Oder geben ihm die Form von nem Zylinder.«
- »Dann können wir sogar die Spitze belassen.«
- »Hee-hee.«
- »Super Idee.«
- »Müssten dann allerdings arbeiten.«
- »Was natürlich nicht geht.«
- »Denn wir sind trinkfest und arbeitsscheu.«
- »Aber der Kirche treu.«
- »Ha-ha.«
- »Sollten mal rumfragen, ob's irgendwo ne Gebrauchtkirche gibt.«
- »Oder ne Anzeige aufgeben.«
- »Mit unseren Vorstellungen und so.«
- »Hee Schmoker!«
- »Was?«
- »Ich hab nichts gesagt.«
- »Wollt ihr rüberlaufen?«
- »Wie?«
- »Ich glaube, er meint den Fluss.«
- »Scheiße!«
- »Deine Füße!«
- »Deine auch!«
- »Wasser!«
- »Hätten schneller rauchen sollen.«
- »Oder ein paar von diesen neuen Stiefeln.«



»Hee, wart mal.«

»Was?«

»Ich glaube, ich weiß jetzt, wie unser kleines Schwesterchen hierher gekommen ist.«

»Du meinst.«

»Genau.«

»Hee Theo, leihst du uns dein Boot?«

»Aber nicht wieder drin rauchen.«

»Warum denn nicht?«

»Ist doch nach oben hin alles offen.«

»Als ihr's das letzte Mal hattet, war's das hinterher auch nach unten.«

»Ha-ha.«

»Sagt mal, Schmoker, wo wollt ihr eigentlich hin?«

»Rüber.«

»Angeln.«

»Auf unsere Seite?«

»Haben's lieber, wenn's von links nach rechts strömt.«

»Außerdem können wir dann sehen, was zu Hause los ist.«

»Dicke Luft?«

»Sozusagen.«

»Hättst du ne Nase, könntest du's riechen.«

»Hee, ich habe ne Nase!«

»Und wir das Boot.«

»Aber keine Ruder.«

»Scheiße!«

»Hi, hi.«

Später, nachdem – in einer ebenso speziellen wie lebensnotwendigen Form von Tauschhandel, welche auch als Kompensationsgeschäft bekannt – zwei Ruder stromauf- und nicht weniger Zigaretten stromabwärts geflogen waren, der Fluss sich wieder ungerührt treiben lassen und auf dem Land eine neue Spur mäandernder Fußstapfen vom Winde verweht werden konnte, kommt Theo bei Ferdinand Fulgur in die Stube gestieft, spontanen Fußes, wie sich's gehört, nur um zu sehen, dass sich direkt vor ihm etwa fünfzehn Männer im Halbkreis versammelt haben und ihn anstarren.

›Sieht aus, als warten die auf einen, der ihnen sagt, was als nächstes kommt, und beschließt, während er höflich seine Nase lupft, dass er der

nächste ist, der *geht*. Aus dramatischen Gründen kommt es jedoch nicht soweit.

»Revolutionäre Tapete, was? Noch keine zwei Stunden an der Wand und schon der dritte, der ihr seine Ehre erweist. Ungemein perspektiverweiternd, nicht wahr? Auf jeden Fall die perfekte Illusion, auch wenn ich nicht umhinkomme anzumerken, dass die frisch auftapezierten Herren mit derlei Phantastereien nichts am Hut haben.«

»Ähem ... also ... ich kann gar keine Hüte erkennen.«

»Ebendrum, das ist genau der Punkt. Reginald hier sieht nämlich welche.«

»Im übertragenen Sinne, sonst kann ich's nicht.«

»Und unter umgekehrten Vorzeichen.«

»Ex negativo, um genau zu sein.«

»Ich nenne es eine sich dialektisch vermittelnde Tapete mit historisch-materialistischer Grundierung. Beeindruckend, was?«

»Keine Ahnung, wovon ihr redet.«

»Sehr gut, dann bist du ab jetzt unser Schiedsrichter.«

Und das war eben das.

Freilich noch nicht ganz, denn die beiden Tapetenanbieter, die – je nach Standpunkt, Blickrichtung und verbalen Möglichkeiten – als Lokalrevolutionäre, Libertäre, Linkssozialisten, Leichengräber, Landesverräter, Langeweiler, Lammfromme, Lumpenproletarier, Ludditen, laufende Lächerlichkeiten oder Laizisten *avant la lettre* erschienen, räumten flugs ihren Platz auf dem karmesinroten Kanapee und komplimentierten den Unbedarften unter einem Stakkato nickender Köpfe sogleich auf selbiges, wobei sich, so Theo später gegenüber den staunenden Schmokern, »die Schwingungen bis in die Köpfe auf der Wand übertrugen, vielleicht sogar von da *kamen*.«

»Und das ferne Land, das du gesehen hast?«

Das lag auf der anderen Seite des Raumes, der illuster-illusionistischen Herrenrunde direkt gegenüber.

»*Das*, mein lieber Theo, ist *mein* Bild von der Zukunft«, dies Elsbett Fulgur, während sie ins Zimmer rein- und auch gleich wieder rausrauscht, freilich nicht ohne ihren Mann auf diesem Weg einen weltfremden Weltverbesserer und Reginald einen unbefriedigten Unruhestifter zu nennen.

Offenbar nichts neues, denn die beiden fahren fort, als sei nichts geschehen. Zumindest bis sie sich aus Gründen, die ohne ausgedehnten Fußnotenapparat später keiner mehr wird angeben können, an Theo wenden, dessen glasiger Blick nichts Gutes verheißt.

»Aufgeklebtes Schmiergebilde.«

»Verdinglichter Mumpitz.«

»Plattpanorama.«

»Weibskram.«

Um nur einige der unter Theos sehnsüchtigen Augen quer durch den Raum geschickten Deutungen zu zitieren.

»Aber es sieht schön aus!«

»Ach was, irgendein fernes Land ohne Namen.«

»Einer dieser Orte, für die's nirgendwo eine passende Karte gibt.«

Was der Sehnsucht freilich keinen Abbruch tut. Im Gegenteil ...

Sommer, Menschen liegen auf der Wiese oder sich in den Armen, Hunde drehen sich Kopf-unterm-Schwanz im Kreis und Kinder rennen mit Schweinen um die Wette, direkt hinein in ein Gewirr aus Gebäuden, die, selbst wenn es einem gelänge, sie einzeln und nur für sich zu betrachten, keinem bekannten Stil zuzuordnen wären und deren fröhlicher Eklektizismus von wahrer Kunstfertigkeit zeugt, derweil der Himmel über dem Ort, der weder Stadt ist noch Land, perlmuttfarben schimmert, irisierende Wolken, in ein ganzes Spektrum von Farben getaucht, tanzende Lichter, ineinander verlaufend, verschmiert und verwischt, glänzender als alles was rein, dazwischen ein Ballon, der wie eine in die Welt tretende Verheißung am Firmament schwebt, ein

»Wo waren wir stehengeblieben?«

Theo?

Nein, da ist keiner, der ihn sieht.

Stattdessen Reginald: »Es ging um die Bedeutung der religiösen Frage für unser Vorhaben.«

»Ganz recht, und da sage ich dir, dass die Kritik an der Religion noch immer das beste Labsal für sie ist. All die Freidenker mit ihren Pamphleten, dieses ganze Gottesgeläster und -geleugne, diese endlosen Toterklärungen, das ist nichts als ein einziger religiöser Jungbrunnen – das reinste Lebenselixier!«

»Ach, und was schlägst du vor?«

»Schweigen. Wir reden einfach nicht mehr drüber.«

»Aber das ist programmatischer Schwachsinn – falls man das überhaupt ein Programm nennen kann. Zumal man uns eine eiserne Kirche ins Dorf setzen will.«

»Ins Dorf gegenüber.«

»Umso schlimmer, dann sehen wir das Ding jeden Tag in voller Größe.«

»Ach was, die Sache ist durch nichts belegt, eine ausgemachte Scharlatanerie, ein modernes Märchen.«

»Und wenn sie sie doch bauen?«

»Dann negieren wir das Ding einfach im Geiste.«

»Aber das ändert nichts an der verschandelten Aussicht.«

»Doch.«

»Nein!«

»Doch!«

Schiffe kommen ins Land gesegelt, das eigentlich noch Teil des Meeres ist, tatsächlich aber irgendwo dazwischen liegt, alles trennt und vereint; goldgelbe Strände, Palmen, verstreut und in Gruppen, landeinwärts geschwungene Wiesen, deren Grün nur aus Tönen besteht, schier endlos in die Ferne gestaffelte Berge, die entferntesten in ein verwaschenes Blau getaucht – kaum mehr als eine Kulisse für die, die ankommen und ablegen, in dieser mit hochaufgewölbten Segeln überstreuten Bucht, durchbauscht von einem Wind, der den Bändern am Masttopp die Richtung vorgibt, Wimpelketten auffächert und Heckflaggen dazu bringt, wahlweise in Richtung Heimat und Fremde zu weisen, sich dahin zu biegen, ja vielleicht gar zu sträuben – ein höchst ungewisses Unterfangen, dem vor Ort allerdings niemand Beachtung schenkt ... Männer starren aufs Meer wie in eine Erinnerung, rotplüschige Sänften stehen am Wegesrand, derweil Kutschen ein- und ausfahren und aufgetakelte Frauen ihre Hüte festhalten. Lippen berühren sich, manche davon zum letzten Mal.

»... und deshalb – und da wiederhole ich mich gern – ist es die Aufgabe eines jeden wahrhaft ferromonisch gesinnten Mannes, diese Manifestation des industriell-religiösen Komplexes in die Luft zu jagen.«

»Literarisiertes Luddistengeschwafel. Totschweigen, nicht wegsprengen muss man die Kirche. Gewalt ist nämlich das Ende des Schweigens.«

»Ebendrum.«



»Nichts da, was wir brauchen ist Wissenschaft, Bildung, Fortschritt – *Zivilisation!*«

»Du solltest besser von Kultur reden.«

»Wen kümmert's? Hauptsache wir schaffen's, das Religiöse vom Socialen zu trennen. Natürlich ohne letzteres vom Öconomischen zu scheiden.«

»Und dann?«

»Vergessen wir das eine und machen das andere anders. Das heißt: *neu.*«

»Die Mechanik der Welt.«

»Und wenn wir damit fertig sind, bricht der ganze religiöse Wahn von selbst in sich zusammen. Wahrscheinlich sogar schon währenddessen.«

»Du meinst, weil das eine oben und das andere unten ist?«

»Oben existiert dann nicht mehr. Aber gut, wenn du so willst – ja. Wir entziehen der Sache einfach die Basis, und zack, stürzt alles zusammen.«

»Und fällt auf uns drauf.«

»Aber es existiert doch dann gar nichts mehr!«

»Und ob! Ist doch alles noch da. Sogar ne eiserne Kirche wollen sie uns jetzt vor die Nase setzen!«

»Weil du nicht aufhören kannst, davon zu reden.«

»Aber das Ding geht doch nicht weg, wenn wir's ignorieren.«

»Doch!«

»Nein!«

»Doch!«

»Nein!«

[...]

»... und nochmals nein! Es ist genau umgekehrt! Wir müssen das Religiöse mit dem Socialen *zusammen* behandeln.«

»Und das Öconomische?«

»Das nehmen wir mit dazu!«

»Schon mal versucht, nicht in Triaden zu denken?«

»Das führt mich immer zu der billigen Dialektik, die aus zweien eins macht.«

»Komplexitätsreduktion, ist nicht das Schlechteste für ne ordentliche Analyse. Macht zumindest das Ziel klar.«

»Ein bisschen zu klar für meinen Geschmack, auch wenn ich diese ach-doch-so-himmlischen Autoritäten genauso abschaffen will wie du. Ich

würde sogar noch weitergehen und überhaupt alle Autoritäten zum Teufel jagen, auch wenn du gleich«

»Anarchist!«

»rufen wirst. Das ändert nichts an der Tatsache, dass dieser Schweigemarsch, den du für den rechten Weg hältst, zu überhaupt nichts führt. Irgendwelche seltsam hell und klar schimmernde Ziele mal ausgenommen.«

»Ach, und was schlägst du vor? Per aspera ad astra mal andersrum?«

»Nichts dergleichen. Bevor wir uns überhaupt irgendwohin bewegen, brauchen wir Einsicht in die wahre Natur der Dinge.«

»Schon mal drüber nachgedacht, es als Mystiker zu versuchen?«

»Klar, wie wär's mit dem hier: ›Das schöngefügte Haus aus Eisen wird fallen.««

»Klingt mir eher nach nem Orakel.«

»Wahr sind nur die Gedanken, die sich selbst nicht ganz verstehen.«

»Also, ich würde dann doch lieber den mit dem Haus nehmen.«

»Kein Problem. Auch wenn ich eigentlich noch einen hätte ... Aber gut, man darf die Sache mit der Trinität auch nicht übertreiben. Also Nummer eins: ›Das schöngefügte Haus aus Eisen wird fallen.« Klingt gut, was? Hat auch so gar nichts von Schweigen und Stille. Allerdings heißt's mit dieser Wahl für uns: Zurück zur Einsicht in die wahre Natur der Dinge.«

»Sinnlos.«

»Der Kreis schließt sich also. Denn so wie das Haus aus Eisen ist, so ist die gesamte himmlisch-transzendente Ordnung ein festes, ja ich möchte fast sagen ferromonisches Gebilde. Sie ist das Fundament, auf dem alles steht. Schön gefügt und schön gefügt, wie der Dichter sagen würde.«

»Nicht ganz dicht, der Dichter – würd ich sagen. Wobei ich mich frage, ob du nicht einfach nur zu sagen versuchst, dass das, was aussieht, als wär's oben, in Wahrheit unten liegt, während das, was unten zu sein scheint, eigentlich oben ist.«

»Nun ja ... also ... ich ...«

»Gut, dann bleibt nur noch die Frage, wo in deinem verqueren System die Oberen stehen? Ich meine die, die sich auf Erden dem Geschäft der Unterdrückung und Ausbeutung verschrieben haben. Oben oder unten?«

»Am unteren Ende von oben, wenn du's genau wissen willst. Nach deinem System allerdings eher am oberen Ende von unten.«

»Verstehe. Und die Unteren? Sind die auch mal oben?«

»Die fallen eines Tages von selbst hoch.«

»Das ist leider wider der naturgesetzlichen Empirie.«

»Tja, dann muss die eben auch mit weg. Frag mich nur, wo wir da die Bohrlöcher hinsetzen. Brauchen auf jeden Fall ne ordentliche Ladung Sprengöl, zumal die himmlische Ordnung noch immer der Fels ist, auf dem die Welt hier steht. Und bevor der nicht zerbröselst ist, bricht hier überhaupt nichts zusammen. Man nennt's schließlich nicht umsonst den köstlichen Eckstein. Tja, und was gibt es für Steine und Felsen besseres als eine kleine Ladung Nitroglycerin?! Im Bergbau der neuste Schrei. Allerdings manchmal auch der letzte. Versuchsphase, wie's heißt. Das Zeug scheint auf jeden Fall nicht leicht zu händeln zu sein. Dafür kann's aber auch Berge versetzen, sogar wenn ne eiserne Kirche drauf steht.«

»Du willst das Ding also wirklich in die Luft jagen?«

»Eher in den Boden, wenn du mich fragst. Allerdings muss es dazu erstmal stehen.«

»Eben! Die Sache ist nämlich ein ausgemachtes Lügengebäude, sowas kann man nicht wegsprengen.«

»Entschuldige, ich vergaß. Man kann es natürlich nur wegschweigen, so wie die gesamte religiöse Frage. Einfach stillhalten und schon löst sich die ganze himmlische Herrlichkeit von selbst in Luft auf. Dauert bei Eisen zwar bisschen länger, aber was soll's, ewig wird's schon nicht brauchen. Obwohl, da fällt mir ein, dass die Stadt, in der sie das neue Kirchenbauprogramm verabschiedet haben, das Wort ›Eisen‹ im Namen trägt. Wahrscheinlich nur ein Zufall, nicht wahr?«

»Oh, eine Verschwörungstheorie. Wie entzückend! Hat mir schon richtig gefehlt.«

»Liegt daran, dass es in aller Regel Leute wie wir sind, die der Verschwörung gegen Gott und die Welt bezichtigt werden.«

»Ah, verstehe, wer dauernd in die Verschwörerecke gesteckt wird, kommt nicht dazu, ein bisschen mitzuspinnen am wirren Garn der Geschichte.«

»Das hast du gesagt.«

»Und ich sage dir sogar noch mehr. Der Zufall ist keine Frage subjektiver Einsicht, er ist ein objektiv Gegebenes – oder er ist nicht. Ihn zu erkennen bedeutet nichts anderes, als die individuelle Erkenntnis mit

dem objektiv Gegebenen zur Deckung zu bringen, das heißt: sie daran zu messen.«

»Klingt, als würd ich's mir gleich aufschreiben müssen.«

»Wie auch immer. Es sind jedenfalls nicht wir, die den Zufall finden, auch wenn wir ihn letztlich finden *müssen*. Insofern hast du dich fälschlicherweise richtig ausgedrückt. Nur sollte man eben besser sagen, dass sich das historisch Notwendige im Zufall entäußert, während es der Zufall ist, der dem Notwendigen seine je eigene Gestalt gibt – in diesem Fall die eines Märchens, in dem sich alles um eine eiserne Kirche dreht.«

»Na schön, wenn wir schon mal dabei sind: In der eisernen Kirche verdinglicht sich die wahre Natur der Dinge zu einem einzigen Ding.«

»Zum Ding an sich, nehme ich an.«

»Aufgeblasener Positivist!«

»Im Reich des Geistes, wohlan!«

»Ihr seid mir noch die größten Gläubigen! Eure ganze Argumentation ist nichts anderes als eine diesseitige Form der Jenseitsvertröstung. Eure Geschichtsschreibung ist Kirchengeschichtsschreibung, nur ohne Kirche.«

»Du hast den Tonfall gewechselt.«

»Das solltest du von deiner Frau gewohnt sein.«

»Ich hab wenigstens eine.«

»Aber nicht mehr lange«, so die Besagte, ihren Auftritt von vorhin wiederholend. Ankommen, anklagen, abfahren, alles alliterierend.

Und dazwischen, an Theo gewandt: »Sehen Sie sich nur einmal diesen Rührkuchen hier an. Ein wenig verbrannt, ich weiß, aber diese Ausstülpung auf der Westseite ... Eigenartig, nicht wahr? Der Teig ist an dieser Stelle doppelt so hoch aufgegangen wie sonst. Und das vollkommen senkrecht! Dabei hat er sich links und rechts sogar noch ein Stück zurückgezogen. Sieht gar nicht mehr nach einem Kuchen aus. Und erst die Farbe von dem Ding. Und wie es sich anfühlt. Und dazu noch diese langgestreckte, rechteckige Kruste, die von der Mitte nach beiden Seiten abfällt, so gleichmäßig wie ein«

»Wo waren wir stehen geblieben?«

»Keine Ahnung, frag Theo.«

Der, wie aus der Pistole geschossen: »Die schlimmste und verbreitetste Krankheit, die uns alle, unsere Literatur, unsere Erziehung, unser Verhalten zueinander durchseucht, ist die ungesunde Sorge um den Schein.«

Nein, das sagt Theo natürlich nicht. Sind einfach nicht seine Worte. Selbst Universalis sagt sie erst später. Und selbst dann sagt er sie nicht – *selbst*. Aber es wird ihm scheinen, als habe er es getan. Und er wird lächeln dabei. Wenn Theo ihn jetzt nur sehen könnte. Theo, der sagt: »Ihr dürft euch das Leben nicht verbittern.«

»Was? Welches Leben?«

»Ich glaube, er meint die Sache mit deiner Frau.«

»Nichts da, er meint dein religiöses Geschwafel.«

»Wenn schon, dann Geschwafel *über* Religion. Obwohl ich hinzufügen muss, dass von Religion nicht die Rede war.«

»Ach, und was ist mit den Hüten?!«

»Was soll damit schon sein?!«

Keine Minute später steht Theo draußen im Schnee und starrt, die Nase in den Händen, auf eine rauhputzige Wand, als habe ihm jemand versprochen, dass der Ballon gleich aus dem Mauerwerk gleiten und ihn mitnehmen werde. Einfach dranhängen und los geht's. Aber wohin soll er denn gehen? Und vor allem – warum? Das hieße doch nur Gefahr zu laufen, woanders wieder runter, dort nicht mehr hoch und schlussendlich unter fremde Erde zu kommen. Und das will er nicht, oh nein, das will er ganz bestimmt nicht.

Nein, der Schnee wird tauen und der Sommer kommen – und mit ihm die Tage, an denen er mit den Schweinen spazierengeht, so lange, bis alles wieder zu vergehen beginnt und eines Tages neuer Schnee fällt. Die Erde aber wird bleiben. Und wenn er doch mal ... er hat ja sein Boot – auch wenn's jetzt eher nach Dampfschiff aussieht. Na, den beiden wird er was erzählen!

Was er dann auch tat.

Als sie aus dem Staunen wieder raus und die Zigaretten wieder angezündet sind, kommen die Schmoker – blaulippig, die Füße steif in die Socken gefroren und die Hutkrempe rundweg besternt – ins Zimmer geschneit, in dessen Mitte Johnny steht, mit dem Rücken zu ihnen, der breit wie ein Tier, kaum dass sie sie sehen, an die er gewandt, Samuel, und dahinter Miranda, das Prasseln des Feuers, schnellt Johnny herum.

»Was glotzt ihr denn so? Habt das Ding wohl gefunden?«

»Nein, aber da ist ein Bild.«

»Von einer Kirche.«



»Einer richtigen Kirche.«

»Aus Stein.«

»Riesengroß.«

»Oben auf dem Hügel.«

»Größer als der Hügel selbst.«

»Größer als das ganze Dorf.«

»Größer als unsere beiden Dörfer zusammen.«

»Größer als« – ein Augenblick voller Ehrfurcht und Naivität – »Gott.«

Letzteres natürlich unisono, was den beiden diesmal allerdings nur einen mitleidigen Blick einbringt.

»Ihr solltet aufhören zu rauchen.« Ein Aufblitzen. »Und jetzt macht, dass ihr rauskommt.«



»Zeit, den Gerüchten ein Ende zu bereiten, finden Sie nicht?«

Ein Kopf, zwei Arme, zwei Beine, dazwischen nicht viel Besonderes. Der Kerl, der ihm das große Glück zu bringen verspricht. Und die Gerüchte will er auch gleich noch mitnehmen. Ein bisschen zuviel des Guten, könnte man meinen.

Am besten erstmal nen Schritt zurück.

»Was wolln Sie hier?«

»Sie von den Gerüchten erlösen.«

Die Antwort kam schneller als gedacht. Vielleicht ein bisschen zu schnell.

»Mich erlösen? Von den Gerüchten?«

Zwei Fragen.

Ein Zusammenhang.

Keine Reaktion.

Wie eingerahmt steht er da in der Tür.

»Die Erlösung scheint mir eher ein frommer Wunsch zu sein.«

»Ganz wie Sie wollen.« Und blickt ihm direkt in die Augen und verformt dabei seinen Mund. »Das heißt, falls Sie mich richtig verstanden haben.« Und rührt sich noch immer kein Stück. »Ich habe nämlich nicht das Gefühl, dass Sie das tun.« Und dann, mit einem Hauch von Süße: »Oder habe ich mich etwa nicht klar genug ausgedrückt?« Und weil er schweigt, weil er sein Maul noch immer nicht wieder aufbekommt: »Ich meine, nicht dass ich der Ansicht bin, irgendetwas könnte unklar geblieben sein. Nur ziehe ich es vor, sicherzugehen, *was wirklich angekommen ist*. Und *wie*. Wir wollen uns schließlich verstehen, nicht wahr?«

Was er nicht sagt ...

»Jedenfalls, um es in aller Klarheit zu sagen: Ich bin nicht gekommen, um Ihre kleine Gerüchteküche zu schließen. Ich kümmere mich einzig und allein um das Gerücht, für das ich zuständig bin – und für das Sie bei uns bisher zuständig waren. Eins, und keins mehr. Was Sie darüber hinaus tun, entzieht sich meiner Kenntnis. Und selbst wenn ich es wüsste, so hätte ich gewiss nicht die Möglichkeit, Sie davon zu erlösen –, um von meinen Absichten zu schweigen. Oh, und bevor Sie mich falsch verstehen: Glauben Sie bitte nicht, es sei mein Ziel, ihrem kleinen Gerücht den Garaus zu machen. Das einzige, worum es mir geht, ist eine, sagen wir, *Änderung seines Status*.«

Gestelztes Geschwätz.



»Aber keine Sorge, im Grunde ist das keine große Sache, zumindest nichts, worüber man beunruhigt sein muss. Läuft schließlich alles wie von selbst. Das einzige, was wir jetzt noch tun müssen, ist ein paar Fakten zu schaffen. Kleine, saubere Fakten. Das ist alles, auch wenn ich sagen muss, dass mich das Geschrei da oben ein wenig irritiert.«

»Sind nur die Bälger.«

»Es nimmt jedenfalls zu.«

»Werden ja auch täglich mehr.«

»Ein kleiner Scherz, nehme ich an. Aber gut, wie dem auch sei, wir sollten die Sache jedenfalls hinter uns bringen – und zwar gemeinsam; auch wenn es Ihr Haus ist, und nicht das meine. Ich will nur sichergehen, dass Sie die Sache verstanden haben und nicht auf halbem Weg stehenbleiben oder sich vielleicht sogar abwenden und zurückkehren zu einem Punkt, den es, das sei Ihnen versichert, nicht mehr gibt. So es ihn überhaupt jemals gegeben hat.«

»Weiß nicht, worauf Sie hinaus wollen.«

»Ich rede von der Vergangenheit. Sie wissen doch, die Geschichte ... entsteht immer erst, wenn sie schon passiert ist. Haben Sie bestimmt schon mal gehört. Oder gespürt. Aber wie dem auch sei, es wäre jedenfalls höchst bedauerlich, wenn unser kleines Project an einem Mangel an Einsicht scheitern würde. Sie wissen doch, eine Sache verkehrt sich schnell in ihr Gegenteil, wenn auch nur einem Beteiligten das Verständnis für ihr rechtes Funktionieren fehlt. Ich für meinen Teil könnte mir einen solchen Fehler jedenfalls nie verzeihen.«

»Bei mehreren fällt's nicht weiter auf.«

»Mag sein, nur ist es deshalb umso wichtiger, schon den ersten zu vermeiden. Aber wir sollten zur Sache kommen. Was wir brauchen, sind Fakten. Klare, durch nichts und niemand zu erschütternde Fakten. Und wie schaffen wir die? Ganz recht, mit Hilfe eines kleinen Gerüchts.«

»Ich hab nichts gesagt.«

»Das brauchen Sie auch nicht, wir wissen schließlich beide, wie die Sache hier funktioniert. Erst stellt man ein Gerücht auf, dann streut man es aus und anschließend tut man so, als käme es von denen, denen man es mit auf den Weg gegeben hat, nicht wahr?

Aber Sie sagen ja gar nichts mehr. Dabei ist Sache noch gar nicht beendet. Man muss schließlich sämtliche Spuren verwischen und so tun,



als sei alles nur ein Gerücht, ein kleines belangloses Gerücht fernab der Wahrheit.

Und wie stellen wir sicher, dass es so kommt?

Nun, Sie wissen es selbst am besten.

Nein?

Sie sind zu bescheiden. Aber gut, ich werde es Ihnen sagen. Alles was man tun muss, ist, sich ab und an als heimlicher Widersacher zu gebärden und laut genug zu hoffen, dass nichts von alledem stimmt, was die Leute erzählen. Wobei sich natürlich die Frage stellt, wie man es schafft, dass alles, was nicht stimmt, wahr wird.

Dabei ist die Antwort eigentlich ganz leicht. Man muss ein Gerücht nur ein wenig abändern, es umkehren, verfälschen – zumindest so tun –, um am Ende staunend davorzustehen und nicht glauben zu können, mit welcher Macht es sich zurück in seine ursprüngliche Form verwandelt hat. Und wer würde daran zweifeln, dass im Ursprung Wahrheit und in der Macht Recht steckt!

Sie sehen, es geht im Grunde gar nicht um die Gerüchte selbst, sondern darum, *sie zu kontrollieren*. Denn was immer Sie auch einwenden mögen, sie nicht zu kontrollieren hieße, den Lügen freien Lauf zu lassen. Und ich nehme an, Sie stimmen mir zu, wenn ich sage, dass das keine schöne Vorstellung ist. Zumal ich Ihnen mitteilen darf, dass das Gerücht in ihrem Fall der Wahrheit von Anfang an sehr nahe kam. Im Grunde war es nur ein weiterer Unterstützer, eine kleine Absicherung, mehr nicht. Aber verstehen Sie mich bitte nicht falsch, Sie wissen ja, was passiert, wenn auch nur einem Beteiligten das Verständnis fürs rechte Funktionieren fehlt.

Sie scheinen mit dem Verlauf der Dinge nicht sonderlich glücklich zu sein. Dabei wäre ein bisschen Stolz durchaus angebracht, schließlich gibt es eine ganze Reihe von Fällen, in denen die Differenz zwischen dem, was war und dem, was sein sollte, um einiges größer war als hier. Mitunter schien sie uns sogar unüberwindbar. Gewiss, am Ende war sie es nie, aber ich habe selbst erlebt, wie sich Gerücht und Wahrheit lange Zeit in entgegengesetzte Richtungen bewegten, so dass wir uns irgendwann gezwungen sahen, das eine umzukehren. Und glauben Sie mir, es ist weder eine leichte noch eine schöne Aufgabe, ein Gerücht in Richtung Wahrheit steuern zu müssen. Aber welche Wahl hat man schon, wenn die Massen aufgeklärt sein wollen, es ihnen aber an Einsicht und Erkenntnis mangelt?



Sie sehen, ein wenig Stolz wäre durchaus angebracht, schließlich haben Sie mit dazu beigetragen, den Boden zu bereiten, auf dem unser aller Kirche stehen und wachsen wird, auch wenn Sie den herrlichen Bau in seiner ganzen Herrlichkeit und Größe noch nicht zu erkennen vermögen. Aber glauben Sie mir, spätestens wenn der letzte Stein gesetzt ist, werden auch Sie soweit sein. Bis dahin schauen Sie sich die Zahlen an, die ich Ihnen mitgebracht habe. Sie werden sehen, dass wir von Anfang an richtig lagen. Schwarz auf Weiß, die vollkommenen Fakten, unhintergebar und rein.

Gewiss, ich gebe zu, die Sache hat etwas länger gedauert als geplant, nur ist es nicht immer ganz einfach, aus Worten Zahlen zu machen, zumal es in diesem Fall nicht wenige Worte waren und sich selbige oft kaum entziffern ließen – und wir wollen doch sicher gehen, dass das Ergebnis am Ende auch das richtige ist. Lassen Sie es mich daher so sagen: Manchmal muss man gewisse Dinge *miteinander verbinden*, um verbindlich zu sein. Aber das braucht Sie nicht weiter zu interessieren.«

»Es interessiert mich auch nicht.«

»Sie sind ein Mann klarer Worte, das ehrt Sie. Nur hilft ein klarer Kopf mitunter weiter. Ein Blick, und Sie würden sehen, dass wir Sie nicht betrogen haben. Sie nicht und auch keinen anderen. Die Masse ist zu ihrem Recht gekommen, was kann man mehr verlangen?! Gewiss, ich sollte das nicht zu sehr betonen, man gerät sonst allzu leicht in Verdacht, die Offenheiten zur Deckung zu nutzen.

Aber ich sehe schon, das interessiert Sie alles nicht. Belassen wir es also dabei und wenden uns dem zu, was noch vor uns liegt. Betrachten Sie sich folglich als erlöst und geben Sie das Gerücht von nun an ganz unbesorgt als das aus, was es war und ist und immer sein wird: Die Wahrheit, und nichts als die Wahrheit.«



Die einen liefern die Worte, die anderen ihre Bedeutung.

Als Universalius seine Küche betritt, diesen bis zur Decke hellgrün-blau ausgekachelten Raum, in dem glänzend kupferne Töpfe, Tiegel und Pfannen trophäengleich an den Wänden hängen und dessen Boden mit warmem Kirschholz ausgelegt ist, als gelte es, Gegensätze wie Balancen zu wahren und die Dissonanz als Wahrheit über die Harmonie auszuweisen, sitzt Richard »Dick« Bary bereits am Tisch und schaufelt, ohne dass er es will, einen in Butter ausgebackenen Apfelkuchen in sich hinein.

»Er hat ihn sich einfach genommen, ich hab's genau gesehn!«

Natürlich, Charmosyna Wilhelmina, hoch oben auf dem Stiel einer funkelnden Casserole thronend und aus irgendeinem unerfindlichen Grund mal wieder schlechtgelaunt, schändlich kompensiert durch unverhohlnes Denunziantentum.

»Der Topf passt zum Vogel wie der Vogel zum Topf, überfällt es Universalius. Aber zum Glück für Charmosyna sitzt er da schon und hat sich Dick zugewandt.

»Keine Sorge, mein Freund, ich hatte ihn ohnehin für dich gebacken«, spricht's und flankt einen so gar nicht universalistischen Blick vom Kuchen rauf zum Vogel.

»Aber woher wusstest du ...« (Dick matscht seine Worte zwischen zwei Kaubewegungen, doch geht der Rest vom Satz unter einem unhandlichen Stück Kuchen verschütt' und wird kurz darauf samt diesem verschluckt.) Macht aber nichts, denn Universalius ist nicht nur Dichter, sondern auch Seher. Und deshalb sagt er: »Nennen wir's einfach die Prophetie einer besonders süßen Form der Völlerei, die Divination einer Fresslust, welche von allen akzeptiert und oft genug auch heimlich geliebt wird – deine Frau vielleicht ausgenommen.«

»Auf jeden Fall ausgenommen!« (Keine Frage, woher *das* kam.)

Egal, ein Universalius lässt sich von derlei Einwüfen nicht erschüttern, oh nein, ein echter Universalius schießt selbst bei Querschlägern noch zurück – und zwar mit abgewandtem Kopf und aus der Hüfte. Und deshalb sagt er: »Lieber einen völlernden Freund als einen Vogel voll Neid. Das eine macht nämlich Hoffnung, das andere dagegen bloß grün.«

Woraufhin ihm Charmosyna einen Vogel zeigt.

Dick hat natürlich alles mitbekommen und wirft kurzerhand ein »Hee Jungs, nicht streiten« in den Raum. Dann hebt er seinen Kopf aus dem Kuchen und streckt seinen Körper im Sitzen, auf dass die Obst-Teig-

Pampe möglichst senkrecht in den Bärchen-Magen rutsche. Als das getan und alles Geschmatz und Gerumpel verklungen ist, kommt er, direkt an Universalius gewandt, zur Sache: »Ich bin wegen dem Erdbrand hier.«

Allein, viel weiter kommt er nicht, denn schon prasselt eine ganze Grammatik auf ihn hernieder.

»Es heißt *wegen des Erd-bran-des*«, plärft Chamosyna und thront daraufhin noch stolzer auf dem Blechnapf, aus dem keiner frisst.

Universalius ignoriert des Vogels Idiotie, und Dick macht weiter wie gehabt.

»Sei es wie es sei, jedenfalls brennt unter uns die Erde.«

Woraufhin Universalius seinem Freund einen Blick zuwirft, bei dem nicht ganz klar ist, ob die darin liegende Verwunderung Resultat eines en bloc in Dicks Schlund verschwindenden Stücks Kuchen ist oder sich auf die dahinter zum Vorschein kommenden Worte bezieht.

»Jedenfalls, was den Erdbrand angeht – also, ich hab da so eine Idee.«

»Du meinst«, KRÄCHZ, »deine Frau!«

Wilhelmine, um genau zu sein. Selbst von Wohlgesinnten allerdings nur »die Krähe« genannt, auch wenn sie im vorliegenden Fall nichts vom Boden picken, sondern etwas in ihn reinstecken will. Zumindest so lange, bis oben was rauskommt. Das heißt: mehr als sie reingesteckt hat.¹

»Wilhelmine meint, wir sollten es ausnutzen, dass es unter uns brennt und eine Treibegärtnerei errichten.«

»Treibegärtnerei?«

»Genau. Und zwar eine richtige, mit Glashäusern und exotischen Pflanzen. Hat gesagt, wir könnten dann alles anbauen, was hier sonst nie wachsen würde. Ananas, Palmen, Kakteen. Und mehrmals im Jahr ernten. Radieschen, Gurken, Melonen ...«

»Hat wohl wieder mal was gelesen?«

»Von dir?«

»Von einem dieser« – Blick zu Chamosyna, der sich kopfüber im Kasseroollenrand spiegelt – »*Schmierfinken*.«

»Wilhelmine meinte, du wüsstest Bescheid.«

»Und deshalb bist du hier?«

1 Grundlegend oberflächliches Investitionsverhalten, sozusagen.

- »Nicht nur.«
- »Aber auch.«
- »Du hast Kuchen.«
- »Und du Wilhelmine.«
- »Wilhelmine bäckt nicht.«
- »Schickt dich lieber zu mir.«
- »Ich bin von selbst gekommen.«
- »Weil du wissen willst, ob ich euch helfe.«
- »Weil ich wissen will, ob du *mir* hilfst.«

Ein Blick, der in den anderen gleitet. Dann: »Du sagst ihr doch nichts wegen dem Kuchen?«

Woraufhin Universalius' Blick hoch zu Charmosyna gleitet

»Hör mal, Dick, wenn dich hier einer auffliegen lässt, dann höchstens das Mistvieh, das mir gerade auf die Kasserolle geschissen hat.«

Woraufhin die reizende Küchenszene nicht mehr zu retten war, Charmosyna aus dem Fenster stürzte, Dick (ob seines Leibesumfangs) die Tür nahm und Universalius sitzenblieb, um sich Gedanken zu machen.

Allein, es half alles nichts, und so lief Universalius noch in derselben Nacht raus in den Wald, wo er nichts sah und nichts hörte, und den Weg zurück über das Feld nahm, wo er die Wärme des Feuers unter den Füßen spürte und die Flammen im Innern der Erde umherblecken sah, bis sie irgendwann aus dem Boden stießen und er verbranntes Fleisch roch, das sein eigenes sein mochte oder auch nicht, falls das überhaupt einen Unterschied machte, doch verwarf er den Gedanken sogleich und dachte an Ananas, Palmen, Kakteen, die ganze hortikulturelle Phantasterei, und radierte seine Ahnungen wie Alpträume aus – keine brennende Kohle, kein glutheißes Bergwerk, keine lichterlohleuchtende Kathedrale im Innern der Erde – nur Glashäuser mit Pflanzen darin, Glashäuser, die auf dem allzeit durchwärmten Erdboden standen, der, so kam es ihm zwischendurch in den Sinn, in Wahrheit kein Boden, sondern eine alles verhüllende Decke, ein riesiger Deckel war, vor lauter Natürlichkeit überhaupt nicht zu sehen, doch da hatte seine Hand bereits die ersten Pläne gezeichnet und der Kopf Erntetabellen für Radieschen, Gurken und Melonen geboren, und bald schon war alles voll von Glasdächern, Wärmeröhren, Wasserumpen, Holzkisten, Aufmauerungen, Bodenproben, Temperaturschwankungen, tausenden Ziffern und Zahlen.



Die Schreckensvisionen aber schoben sich ihm unter der Hand von der Nacht in den Tag, Stück für Stück und Stunde um Stunde, bis sie, kaum dass die Arbeit getan, vor ihm auftauchten wie Flammen aus brennender Erde.

Er trat sie nieder, trat sie aus. Spürte es von den Füßen bis rauf in den Kopf, dass es noch nicht an der Zeit war loszulassen, auch wenn er wusste, dass er eines Tages nicht umhinkommen würde, genau das zu tun. Was noch unbenannt in ihm lag, würde dann ausgesprochen werden müssen.



Vielleicht bleiben am Ende nichts als Assoziationen.



Er hätte es für ein heruntergekommenes Himmelsleuchten halten können, oder für ein durchscheinendes Stück Hölle, diesen tiefgelb-orange glimmenden Punkt, der da, vielleicht vierhundert, vielleicht fünfhundert Meter¹ von ihm entfernt, inmitten des Dunkels schimmerte – der zusammengepresste Rest eines strahlenden Tages, ein aus der einbrechenden Nacht gewaschener Fleck, schwärzend und grell, zugleich aber voller Wärme und Verheißungen, die er noch hier, hinter dem Fenster seines selbstgewählten Exils, zu spüren bekam und die alles Wissen um das, was da war, verbrannten wie ein über eine offene Flamme gehaltenes Stückchen Papier und nichts übrig ließen als den Glauben an eine Erscheinung, die vollkommen irdisch war.

An diesem Abend notierte Universalis in sein Tagebuch: »Orte der Verdichtung / Orte des Zerfalls.« Dann ging er, sein Werk zu vollenden.

Wir dagegen bleiben noch hier und hören, wie ein Stück weiter unten ... über dem nebelverhangenen Fluss ... inmitten dicker Schneeflocken, die langsam und ohne auch nur das kleinste bisschen zu verwirbeln, wie in einem leeren, dunklen Raum darniedersinken ... auf einem Boot ... die Stimme eines jungen Mannes erklingt, in dessen Mund ein metallenes Sprachrohr steckt, ellenlang und alles verzerrend, ein hyperbolisches Ding, von dem aus die werbenden Worte zu uns dringen.

So kommt schon, ihr Leute,
heut gibt's großen Spaß,
ihr werdet erwartet,
im Hause aus Glas.

Seht Narren und Weiber,
und halbnackte Leiber,
und ist's nicht genug,
gibt's Lug noch und Trug.

1 Albert, um den es sich hier handelt, schätzt die Entfernung tatsächlich in Fuß (etwa eintausendfünfhundert) bzw. in Ruten (etwa einhundert), wohl wissend, dass das seiner Schätzung zugrunde liegende örtliche Fuß- und Rutenmaß, genau wie alle anderen lokalen Maße (und Gewichte), bereits vor Jahren per Gesetz aufgehoben und für ungültig erklärt worden ist.



Sogar Köpfe voll Flausen,
und Erden voll Nichts,
ist alles vorhanden,
inmitten des Lichts.

Dazu großes Feuer,
und Rauch sowieso,
ihr dürft's nicht verpassen.
zu schön ist die Show.

Erlebt mächtige Männer,
und Unterseeboote,
giftige Pflanzen,
vielleicht sogar Tote.

Außerdem grausame Pläne,
und expansive dazu,
Fachsimeleien,
entstehn im Glashaus im Nu.

Dazwischen noch Tiere im Dschungel,
und Liebesgekungel,
paradiesischer Wahn,
gleich fängt es aan.

Es dauert nicht lange und wir sehen, wie Albert sieht, dass draußen auf dem Feld immer neue Menschen – allein, in Gruppen und obskuren Reihen, selten jedoch zu Paaren – aus dem Dunkel auf- und in den Lichthof des Glashauses eintauchen, wo sie schon bald wieder verschwinden, geschluckt vom Strahlen und Gleißeln. Aber da schmiert ihm der Blick ab, fallen die Augen runter auf die Schuhe.

Er zieht sie mit dem Kopf wieder hoch, findet sich wieder im Glas. War nur ein Moment, nur so ein Moment.

Als er den Blick zurück in die Ferne richtet, ist da überall Dampf. Das gläserne Haus vollkommen eingehüllt, das Licht verweht, erkennt er alles nur noch schemenhaft ...



»Sag mal, woher wissen wir eigentlich, dass der Dampf hier nicht gefährlich ist?« Dies Dick am Morgen des nämlichen Tages hinterrücks an Universalius gewandt, der seit drei Minuten dabei ist, die Tür zum Treibhaus zu öffnen.

Als dieser sich umdreht: »Wir müssten ... hee, wart mal ...«

»Was?«

»Sieht aus, als stündest du in einem Tempel. Das heißt in der Peristasis, um genau zu sein.«

»Wie?«

»Die Dampfsäulen neben dir. Sehen aus wie der Säulenkranz von einem Ringhallentempel. Und du stehst mittendrin, direkt vor der verschlossenen Cella. Aber peristasis heißt ja im Grunde auch Rumstehen, nicht wahr? Andererseits – auch das Thema einer Rede.«

»Keine Ahnung, wovon du sprichst.«

»Was war noch gleich die Frage?«

»Woher wir wissen, dass der Dampf hier nicht gefährlich ist.«

»Wissen wir nicht«, erklärt Universalius und wendet sich zurück zur Tür.

»Schön, und wie kriegen wir's raus?«

»Wir müssten die chemische Zusammensetzung der Dämpfe analysieren.« Und weiter mit dem Rücken zu Dick. »Das heißt ich muss es tun, schließlich bin ich der Chemiker von uns beiden.« Und hebelt dabei an dem Schloss herum, als sei das ne lösbare Kationen-Verbindung.

»Gut, und was kommt raus, wenn du's machst?«

»Hör mal, Dick,« und dreht sich händeringend um, »wenn ich wüsste, was rauskommt, müsst ich's nicht machen.«

»Universalius?« Ein leicht ansteigender Ton.

»Also schön, im besten Fall wässrige Ausdünstungen. Und dazu vielleicht noch ein Hauch Kohlensäure.«

»Und im schlimmsten?«

»Geschwefeltes Wasserstoffgas und die ein oder andere schweflichte Säure.«

»Deshalb also der Lehm unter den Beeten und die ganze Festwalzerei. Damit die giftigen Gase nicht an die Oberfläche dringen!«

»Wenn sie denn giftig sind.« Und dreht sich wieder zurück zu der Tür.

»Im übrigen hatte ich die Walze schon vorher konstruiert.«

»Du meinst, noch bevor du wusstest, dass die Erde brennt?«



»Sagen wir noch bevor der allgemeine Glaube aufkam, man könne den Vernichtungsprozess unter uns dazu benutzen, die Oberfläche in eine blühende Landschaft zu verwandeln. Oder zumindest ein paar Treibhäuser zu bauen, in denen es grünt und blüht.«

»War die Idee meiner Frau.«

»Ich weiß.«

»Außerdem ist es nur eins.«

»*Noch.*« Und dreht sich zum dritten Mal um.

Was, unkenntlich für den, der nicht eingeweiht ist, an eine Szene gemahnt, die sich Universalius vor wenigen Tagen dargeboten hat und die sich ihm, wenn er nur *dieses verdammte Schloss hier* endlich aufbekäme, in scheinbarer Ordnung gleich wieder zeigen würde.

Das erste, was Universalius hinter einem Vorhang aus sanft darniederrieselnden Schneeflocken erblickte, waren die Blätter einer Pfirsichpalme, die ihre Spitzen durch eines der geöffneten Dachfenster des Treibhauses streckten und dabei wie aus einem riesigen Körper herausgebrochene grüne Rippen aussahen.

Es war das einzige Bild, an das er sich später erinnerte.

Dazwischen aber lag das Feld – und darüber der Schnee, der unter seinen Stiefeln knitterte, bis die Schicht zu dünn wurde und die Sohlen anfangen, sich in den aufgeweichten Boden zu schmieren, der nur ein paar Meter weiter vollkommen trocken lag. Der Schnee war getaut, das Gras war grün und der Boden war warm. So einfach war das.

Unter ihm brannte die Erde.

Darüber aber erhob sich, in sämtlichen Farben und bis zum Bersten gefüllt, das Haus aus Glas.¹ Und darin saß, unscheinbar und verloren,

1 In einem Tagebucheintrag, der zwar nicht genau zu datieren ist, mit relativer Sicherheit aber aus der Anfangszeit des gläsernen Treibhauses stammt, finden sich folgende Worte Universalius': »Als hätte man die ganze Sammlung eines königlichen Pflanzhauses zusammengeschoben. Ein lebendiges Herbar. Ich vermag das Grün nicht zu beschreiben. Gewiss, auf den zweiten Blick gibt es hier und da Einsprengsel von Gelb und Rot, dazu noch etwas Beige und Braun. Über allem aber leuchtet das Grün. [...] Man hat die Pflanzen geraubt, ohne Worte zu haben, sie zu beschreiben. Wie viele ›Grün‹ es dort geben muss, wo diese Pflanzen ursprünglich wachsen. Oder gibt es diese Worte dort schon gar nicht mehr?, sterben



zwischen Kübeln voll Pflanzen, derjenige, den er seinen Freund nannte.

Es war das erste Mal in seinem Leben, dass Dick klein, ja geradezu winzig wirkte. Irgendwann, das wusste Universalis, würde es ihm nicht anders ergehen.

»Was denn, ein Wald aus drei Meter hohen Radieschen? Hier stimmt doch was nicht.«

Es war auf eine bestimmte, wiewohl nur zu erfüllende Art und Weise das Naheliegendste, was Universalis, umgeben von Pflanzen, die er bislang höchstens von Kupferstichen her kannte und die zu benennen er nur ansatzweise imstande war, hervorbringen konnte.

»Die Radieschen stehen noch draußen. Genau wie die Bohnen und Gurken«, gab Dick nach kurzem Aufschauen zurück und verkroch sich unter etwas, das wie ein rostblättriger Rhododendron aussah, jedoch unmöglich so groß werden konnte.

Und kaum dass Dick in dem leuchtrosa blühenden Gebüsch verschwunden war: »Hab nur den Wirsing mit reinschmuggeln können.«

sie aus? Hat man sie vielleicht gleich mit geraubt, ohne es zu bemerken? (Und hat man den fremden Städten und Ländern, den fernen Flüssen und Seen, den unbekanntem Bergen und Gräben nicht zum »Ausgleich« die Namen unserer Könige und Staatsmänner gegeben? Und die einiger Entdecker und Landvermesser gleich noch dazu?! Nachdem man ihnen die alten Namen, die Bezeichnungen vor Ort, genommen hatte. Gewiss: Nicht immer, und auch nicht überall. Und doch: Die Botaniker sammeln alles zu Namen, alten wie neuen. Danach das große Verteilen. Dahinter scheinbar ein System. Offen. Geheim.) Die Pflanzen, die anfangs nur in einigen wenigen Exemplaren das Land verließen (von manchen Arten machte sich nur eine einzige auf den Weg!), die jetzt aber zu tausenden und abertausenden über die Meere kommen und die Alte Welt überfluten, damit sie bunt werde und neu. [...] War schon der erste Eingriff zuviel? Oder ist es eine Frage der Zahl, eine weitere Geschichte von Gier und Pleonexie? Müssen die Worte da, wo man die Pflanzen entnahm, nicht anfangen, ins Leere zu laufen? (Um noch häufiger auf Fremdes zu treffen?) Oder ist der Reichtum noch immer groß genug? Ist er vielleicht unerschöpflich? Oder zumindest unermesslich, wie man uns Glauben machen will? [...] Man hat die Pflanzen in ein System gepresst – traurige Taxonomien. Ein terminologisches Herbar, Ausdruck von Macht über leere Begriffe. Begriffe, die wir mit unserer Anschauung (theoria!) nicht zu füllen vermögen. Und selbst wenn es uns gelänge, es entstünden daraus doch wieder nur Worte. Unsere Worte! ›Alles war grün in grün.« Welch grau-same Floskel.«



»Reinschmuggeln. In dein eigenes Gewächshaus?«

»Formal betrachtet das meiner Frau«, kam's von irgendwoher tief aus dem Wald. »Ich hab ihr die Wirsingsetzlinge als Palmkohl verkauft und gesagt, das Zeug sei hierzulande ungemein selten und verspreche hohe Erträge und nen satten Gewinn. Hab ihr zur Sicherheit auch gleich noch mitgeteilt, dass sich die Holztriebe vom Palmkohl als Spazierstöcke verkaufen lassen. Allerdings verschwiegen, dass sie nicht winterhart sind.«

»Genau wie der Wirsing.«

»Frühlingswirsing. Der Herbstwirsing steht nach wie vor draußen.«

Na schön, denkt sich Universalius, so wie man in den Wald hineinruft, so kommt's auch wieder zurück, selbst wenn's ein tropischer Regenwald ist, es über uns schneit und unter uns brennt – das ändert nichts an dem Echo.

»Auf jeden Fall ist so ein Herbstwirsing ideal für einen schönen Wintereintopf.«

Keine Reaktion.

»Natürlich nur, wenn er vorher ordentlich durchsommert worden ist.«

Normalerweise bringen derart verwachsene Thesen jeden Gärtner auf die Palme, aber Dick scheint das alles nicht zu interessieren. Dabei wächst die Palme direkt vor seinen Füßen. Apropos Palme ...

»Man kann auch Palmkohl für so einen Wirsing Eintopf verwenden.«

Den hier scheint aber auch gar nichts unter seinem Rhododendron hervorzulocken. Egal, einfach weiter ins grün-rosa Gebüsch reinfabulieren.

»Soweit ich weiß, wird der Name Palmkohl auch für die Triebspitzen junger Palmblätter verwendet.«

–

»Die man gemeinhin auch Palmherzen nennt.«

–

»Und die rein zufällig an dem Baum wachsen, der hier neben mir steht.«

–

»Eine Königspalme, nehme ich an.«

–

»Man muss die Königspalme fällen, wenn man an ihr Herz kommen will.«



»Sie würde irgendwann sowieso sterben, sie hat nur ein Herz«, klingt's plötzlich tief im Gebüsch.

»Und das nimmt man ihr dann?«

»Es wiegt fast fünf Pfund.«

»Aber die Blätter rundrum sind ungenießbar. Man muss sie vollständig entfernen, um an das Mark zu gelangen.«

»Ich weiß, sonst liefert die Palme nur Beeren für die Schweine«, und streckt den Kopf aus dem Busch.

»Das sind symbolträchtige Bilder, mein Freund.«

»Ja«, und sieht die Blüten zwischen rostenden Blättern unter sich liegen, »für vergangene Zeiten.«

Kaum ist das gesagt, kommt Dick aus seinem Rhododendron gekrochen, schüttelt sich die letzten Blüten aus dem schütterten Haar, schaut sich kurz um und flüstert: »Ich muss aufpassen, dass mir Charmosyna nicht an die Pfirsichpalme geht.«

»Aber warum sollte er sowas denn tun?« Dies Universalis in einem Ton, der die Frage nur vorspielt.

»Weil er ist, wie er ist. Und weil die Früchte der Pfirsichpalme rot leuchten. Und weil sie dutzende Herzen hat.«

Woraufhin Universalis nichts rechtes zu sagen weiß, zu seinem Glück (oder Unglück) aber hinter Dicks urzeitlichem Nacken einen Kanister erspäht.

»Was ist das?«, und dreht Dick mit aller Kraft vorsichtig um.

»Palmöl«, spricht's und schwappt zentnerweise zurück.

»Woher hast du das?«

»Wilhelmine hat es mir gegeben.«

»Erzähl!«, ruft Universalis.

»Ich war nicht zu Hause, Charmosyna hat es mir erzählt ...«, sagt Dick und setzt sich – Oh Gott – auf den Kanister.

Na schön, wird schon halten, denken wir uns, hüpfen an seiner Statt ins Gebüsch und überlegen uns, wie's gewesen sein könnte.

»Hast mal wieder alles verpasst, Dickerchen. Hatten heute hohen Besuch. Ist nämlich ein Vertreter gekommen. Hat allerdings nicht gesagt, wen oder was er vertritt. Meinte nur, er sei Pflanzenjäger und komme wegen der neuen Gärtnerei. Wollt ihm schon sagen, dass er sich verpissen soll, weil du



nicht da bist und so, aber da sehe ich die Krähe, die du deine Frau nennst – und was macht sie? Lässt den Kerl einfach rein, das heißt in die Tür, obwohl sie von der Gärtnerei in ungefähr so viel Ahnung hat wie du von den Weibern. Sah fast so aus, als hätte sie ihn erwartet. Ich meine, ihre ganze Klamotterie ... War nicht gerade viel, was sie anhatte. Dein verzogener Sohn war übrigens ausnahmsweise mal in der Schule. Wahrscheinlich hat er dort genausoviel gesagt, wie er's hier getan hätte, was ungefähr mit deinem Frauenverständnis übereinstimmt. Aber sei's drum, dafür hat der Kerl die ganze Zeit über salbadert. Wie gefährlich das Leben als Pflanzenjäger doch ist, und dass ein Kollege von ihm während einer Expedition in irgendeinem fernen Land eine Grube übersehen hat, die unglücklicherweise auch noch von einem wilden Stier bewohnt war, der den botanischen Nimrod erst aufgespießt und danach noch zertrampelt hat, nur um sicherzugehen. Das einzige, woran sie den Kerl später noch erkannt haben, war eine spezielle Sammlung Nadelhölzer in seinen Unterhosen. Wenn du mich fragst, ein ziemliches Märchen, aber wie deine Frau reagiert hat, kannst du dir ja denken. Ist nicht schön mit anzusehen, wenn sich Angst in Bewunderung verkehrt. Hab dem Geschichtenerzähler zur Abschreckung auf den Kopf geschissen, aber er hat sich's einfach in die Haare gerieben und gelacht. Als wenn er Verständnis dafür hätte! Schmieriger Typ. Mir kleben die Federn jetzt noch zusammen, wenn ich nur dran denke. Sei froh, dass du nicht da warst. Wirklich widerlich, der Kerl. Hat die ganze Zeit in irgendeinem verdammten Katalog rumgeblättert und dabei von seinen Abenteuern erzählt. Hat sich angeblich mit vierzig Fieber ne Schießerei mit paar Dutzend Piraten geliefert, bei der es um drei Sorten Tee ging. Und danach noch dreihundert Rhododendronbüsche gegen aufständische Rebellen verteidigt. Und als die nicht mehr mitspielen wollten, hat er ihnen einfach das Königreich weggenommen, worin sich natürlich rein zufällig eine bis dahin unbekannte Sorte Rosen befand. Die Krähe hat dabei immer nur ›Ah‹ und ›Oh‹ gerufen, und wenn ich die Pfoten von dem Widerling nicht mit eignen Augen gesehen hätte, würd ich sagen, sie hat's aus ganz andren Gründen getan. Aber wer weiß, was da noch alles im Spiel war. Wär vielleicht doch besser gewesen, wenn du da gewesen wärst. Tja, wie du's machst, machst du's verkehrt. Den Katalog hat er jedenfalls dgelassen. Dazu noch irgendein Buch als Geschenk – und bisschen Öl, damit sie was bestellt, oder sich an ihn erinnert, was ungefähr auf dasselbe hinauslaufen dürfte.«



Zwei Wochen später saß Dick in seinem Treibhaus, unscheinbar, verloren, und klein.

»Eine Spießtanne, zwei Königspalmen, diverse Bananenstauden, büschelweise Ananas, ein paar Ranken mit Moschus-Kürbissen, ein paar mit Melonen, dazu fünfzehn Orangenbäumchen, ein Thuja-Baum, ein Dutzend Ziersträucher, winterblühende Heckenkirschen, Koniferen, Kakteen, Magnolien, ein panaschierter Bambus, eine Pflanze, die sich *Metrosideros* nennt, genug Scheinzypressen, um die ganze Findelgrube wieder aufforsten zu können und zwei Pfund getrocknete Stichlinge, die ich als Dünger über den Boden streuen soll. Und – sozusagen als krönender Abschluss des Ganzen – diese kleine Pfirsichpalme hier.« Womit er zu den Blumen überging. »Verschiedene Sorten Tulpen, Primeln, Orchideen, Garten-Hyazinthen, Pelargonien, Narcissen, Kamelien, Topfrosen, Veilchen, Strahlen-Anemonen, Strauchpäonien, Geranien und diverses Zeug, das ich noch gar nicht zu Gesicht bekommen habe. Nicht zu vergessen natürlich der allseits beliebte Rhododendron, zum Beispiel dieser herrliche« – kurzer Blick aufs Schild → *Rhododendron Cinnabarium* hier.«

»Soweit ich weiß toxisch.« Universalis weiß natürlich mal wieder Bescheid, hat alles gelesen. Universalis, der Botaniker. »Der, der ihn fand, berichtete, dass sein Nektar giftigen Honig gibt. Die Kinder, die ihn aßen, starben innerhalb von Stunden. Mit knirschenden Zähnen und Schaum vor dem Mund.«

Woraufhin Dick vollends in sich zusammensank, wohlwissend, dass man ihm nicht eine einzige Immortelle geliefert.

Doch dann, als ließe sich die Leere aufwiegen: »Dafür blüht der Baum hier wie mein geliebtes Unsterblichkeitskraut. Feuerrot. Nennt sich *Embothrium coccineum*. Und sein Nachbar hier heißt *Tropaeolum speciosum*.«

»Der, der in der Grube steht«, entwand sich Universalis. »Feuerrot.«

»Was?«

»Das prächtige Tropaion. Ein Zeichen des Sieges.«

»Wovon sprichst du?«

»Es sind die Namen.« Wie in Trance. »Nur die Namen ...«

»Beim Allmächtigen, du willst doch nicht etwa sagen – ?«

»Es ist nur ein Gefühl, nur so ein Gefühl.« Und dann, scheinbar in einem Dämmerzustand befangen: »Unsere Geschichte hat keinen festen Punkt.«

»Was soll das heißen?«, hätte Dick fragen können.



»Das heißt, dass sich alles mit allem verbindet, so lange, bis alles mit allem zusammenhängt. Das ist es, was wir mit jedem Tag, der vergeht, deutlicher zu spüren bekommen. Was wir dabei aber vergessen, ist, dass dieser Umstand gefährlich nah an der Vermutung liegt, dass sich alles voneinander löst, bis irgendwann nichts mehr miteinander zusammenhängt. Vielleicht halten wir ja nichts als lose Enden in unseren Fingern, ohne es zu bemerken, immer nur lose Enden, weil die Schnüre zu lang und zu verworren sind, als dass wir sie zurückverfolgen könnten. Vielleicht besteht unsere ganze Aufgabe ja auf ewig darin, alles zu lösen und neu zu verbinden.«

Allein, sie sagten kein Wort. Ließen dem Ungesagten sein Recht.

In Universalius aber kamen die Bilder.

Er sah von hoch oben durchs Glasdach, sah, wie sie da standen, Universalius und Dick, Dick und Universalius, zwei Forscher, die jemand mit Hilfe einer Flugmaschine auf einer kleinen Lichtung inmitten eines riesigen Urwaldes abgesetzt hatte. Und er wusste, sie würden eingehen.

Aber noch war es nicht soweit.

Universalius' Blick hatte sich in einer drei Meter hohen Pflanze verfangen, die ihre langen Blätter flach gegen die Glasplatten presste. Daran aber hingen, über wurmartige Ranken mit den Spitzen der Blätter verbunden, stierhorngroße, kannenähnliche Gebilde, allesamt mit einem blutrot glänzenden Deckelblatt verziert, das über den wulstigen Schlund der Mundöffnung geklappt war.

Die Kannen selbst indes waren grün und rot gesprenkelt und thronten vollkommen aufrecht neben den Blättern in der Luft. Die Würmer ließen sie schweben.

»Sie ist schön, nicht wahr?«, hörte Universalius Dick wie aus der Ferne sagen, »Charmosyna meinte, dass das Ding eine richtige Weltneuheit ist. Zumindest hierzulande. Angeblich hat es Jahre gedauert, um die Pflanze zu finden – und nur einen einzigen Gewehrschuss, um die Leute, auf deren Land sie wuchs, davon zu überzeugen, sie herzugeben. Wenn es stimmt, was hier steht, dann ist es eine fleischfressende Kannenpflanze, *Nepenthes* genannt.«

»Die, die allen Kummer stillt.«

»Ihre Kannen werden bis zu einem halben Meter hoch und füllen sich mit einer Flüssigkeit, die alles zersetzt, was unvorsichtig genug ist, reinzufallen.« Und dann, wie zu sich selbst: »Ich muss Charmosyna warnen.«



Woraufhin ein krachendes »CARAMBA!« über ihm aus dem Gebüsch gestürzt kam und die an die Vergänglichkeit alles Irdischen gemahnende Szene für die im Busche Liegenden beendet war.

Ein paar Tage (und zwei, drei Minuten) später, hatte sich *das verdammte Schloss* unter Universalius' Händen bis auf weiteres ergeben. Er trat durch die Tür, Dick doppelt so breit hinter ihm. Er kam nicht weit, stak fest in der Tür. Als sich Universalius umdrehte, war es ihm wie ein in einem Käfig gefangenes, hilfloses Stück Fleisch. Dick aber atmete ganz langsam aus. Und dann wieder ein, so tief er nur konnte. Da erzitterten die Scheiben des Glashauses und gaben den geräumigen Gärtner sogleich wieder frei. Von Charmosyna indes war nicht das geringste zu sehen.

Stattdessen krochen über ihnen die Blätter einer Pfirsichpalme durch gusseiserne Bogenbinder, streckten sich wie Frisch-auf-Gestandene unter dem Glas und kehrten wie Schlafwandelnde zu ihnen zurück. Darunter wuchsen Ranken quer durch den Raum, schwebten vor ihren Augen in der Luft oder hatten begonnen, sich um Säulen und Rohre zu winden, offenbar in der Absicht, sich in die eisernen Ornamente zu flechten. Dazwischen führten kleine Trampelpfade ins Dickicht, welche sich nicht selten als ausgewachsene Sackgassen entpuppten und hier und da an Pflanzen vorbeiführten, von deren bloßer Existenz keiner der beiden überhaupt etwas wusste. Ganz unten warfen derweil Setzlinge dünne Schatten über die Erde.

»Ein Stahlskelett mit einer Haut aus Glas.« Das war es, was der, der da gekommen war, der Krähe versprochen und in Form eines Katalogs in ihre alles ergreifenden Hände gelegt hatten. Sie brauchte es sich nur noch vorlesen zu lassen.

»Von Kopf bis Fuß aus seriellen Elementen gefertigt. Die perfekte Modulbauweise – ob Eisen oder Glas, ist alles ein Maß. Schnell aufgebaut, schnell erweitert, schnell demontiert. Der wohltemperierte Wärmepalast – alles schnell, alles hell.«

Es folgte ein Bild. Die Außenansicht eines riesigen Glaswürfels, dessen Oberseite sich in der Mitte zu einer Bogenkonstruktion, einer Art gläsernen Halbtonne aufwarf. Darunter die Worte. »Im Innern des Treibhauses laufen die Rohre wie Adern durch den Körper. Der Dampf, der in ihnen strömt, ist unserem Blutkreislauf verwandt, doch ermüdet dieser Organismus niemals. Einmal aufgebaut, ist er ein stählernes System, das auch



nachts und an Feiertagen arbeitet – zum Wohle der Pflanzen und zum Wohle von uns.«

Und dann, am Ende all der Technik und Bilder – ein Versprechen:

»Nicht mehr weit der Tag, an dem auch wir unter Glas leben werden, erleuchtet, sicher und froh. Überwölbte Städte, verglaste Dörfer, verschalte Wälder – unsere Erde wird eine Welt gewaltiger Treibhäuser sein, in denen sich das Klima nach Belieben regulieren lässt. Doch nicht nur exotische Tiere und Pflanzen werden den Weg zu uns finden, nein, auch die Menschen werden es tun. Unsere Akklimatisationsvereine sind gerade dabei, sich zu konstituieren. Doch brauchen wir im Grunde nicht länger zu warten. Schon heute können wir einzelne Exemplare, ja ganze Gruppen von Menschen aus ihren angestammten Gebieten zu uns bringen und sie in eine andere wie in ihre eigene Welt versetzen, wo sie als Gärtner in den Kulturhäusern dem Erhalt und Wachstum unserer Pflanzen dienen.«

»Frag mich, wie die hier alle reinpassen sollen«, so Dick, der den Blick über die ihm anvertrauten Pflanzen schweifen ließ.

Universalius lehnte an einer Palme, zuckte nicht mal mehr mit den Schultern, schnippte ihm nur ein »Warum baust du nicht einfach schnell noch was an?« entgegen. Und dann: »Ist doch alles grenzenlos erweiterbar.«

Dick drehte sich zu ihm, sagte: »Hör auf.«

Und obwohl Universalius wusste, dass es nicht gut war, tat er es trotzdem, fragte: »Womit?«

»Zynisch zu sein.« Und dann, in einem Ton, in dem die Liebe eines ganzen Lebens lag: »Es passt nicht zu dir.«

Dick trat zu ihm. Die Tür hinter ihm ein Fluchtweg, der keiner war.

»Glaubst du wirklich, es wäre anders gekommen, wenn wir deinem Plan gefolgt wären, wenn wir das Haus so gebaut hätten wie du – «

»Aber ich hatte doch gar keine Möglichkeit!«

Nein, das sagt Universalius nicht. Ist einfach kein Satz für einen Universalius. Oder etwa doch? Er kann es nicht sagen. Sagt, nein, flüstert: »Du hättest ihr gar nicht erst die Möglichkeit geben dürfen.«

»Als wenn *ich* ihr den Katalog gegeben hätte!« Und dann, mit einer Stimme wie Glas, das kurz davor ist, zu zerspringen: »Ich hab überhaupt keine Ahnung, wer ihr das verdammte Ding gegeben hat. Ich weiß ja noch nicht mal, wie das Haus mitsamt den Pflanzen hierhergekommen ist!«



Was – wie könnte es anders sein – Erinnerungen an eine andere Szene wachrief. Die, wo Charmosyna aus dem Gebüsch geschossen kommt, um irgendein teuflisches Wort in die Welt zu posaunen und die anschließende Verwirrung dazu nutzt, eine seiner Geschichten zum besten zu geben. Eine von der Sorte, wo kein Teil zum anderen passt, wo einfach nichts stimmt, weil gar nichts stimmen *kann*.

»Wisst ihr zwei eigentlich, wie das ganze Zeug hierhergekommen ist? Nein, wisst ihr natürlich nicht, wart ja nicht dabei. Im Gegensatz zu mir! Keine Ahnung, wo ihr wieder gewesen seid. Obwohl, da fällt mir ein – hat dich deine, ähem, ›Frau‹ nicht auf den Friedhof geschickt, Dickertchen? Weils besser fürs Geschäft ist, wenn die Gräber von ihren Verfloresenen auch schön aussehen? Und du, Universalius, hast du nicht in deiner Bibliothek gehockt und zwei, drei Bände übers Wesen der Geschichte geschrieben – und das alles, während sie passiert ist?¹ Tja, Jungs, was soll ich euch sagen? Die Kerle sind mit Booten gekommen. Und zwar von beiden Seiten, stromauf wie stromab. Echte U-Boote waren das. Mit Dampf angetrieben². Naja, im Grunde nicht anders als das Gewächshaus

1 Offenbar eine Anspielung auf Universalius: Epische Epigramme, S. 16. »Geschichte entsteht erst, nachdem sie passiert ist.« (In der 2., erw. Aufl. findet sich das Zitat auf S. 19).

2 Sollte es noch eines Beweises bedurft haben, dass Charmosynas »Bericht« jeglicher Bezug zur Realität fehlt und es sich bestenfalls um eine pseudohistorische Phantasterei handelt, so erbringt ihn Charmosyna an dieser Stelle gleich selbst, schließlich fand die Jungfernfahrt des ersten dampfgetriebenen U-Bootes erst Jahre nach dem Bau von Dicks Treibhaus statt. Das betreffende Vehikel fuhr auf seiner Jungfernfahrt überdies nur ein paar Meter an der Wasseroberfläche entlang und tauchte erst Monate später das erste Mal unter. Und dann auch gleich wieder auf. Über die Gründe für dieses absonderliche Verhalten ist seinerzeit viel spekuliert worden, doch gilt inzwischen als sicher, dass die Technik zum Zeitpunkt des ersten Tauchganges noch unausgereift war und es, nach allem, was sich aus den überlieferten Quellen entnehmen lässt, im Innern des Bootes zu massiven Überhitzungen kam, da das nötige Kühlsystem wegen fehlender finanzieller Mittel nicht eingebaut worden war, wie überhaupt angemerkt werden muss, dass die Finanzierung der gesamten Unternehmung ein einziger Kampf gewesen zu sein scheint. Sicher jedenfalls ist, dass der Erfinder und Erbauer des U-Bootes, ein Anhänger der damals noch handelsüblichen sozialistischen Utopien, zur Verwirklichung seines Traumes auf die Hilfe von Kreditgebern angewiesen war, deren



hier. Heißt schließlich nicht umsonst Treibhaus, was? Ich meine, nicht dass ich keine Lust auf ne kleine Bootsfahrt gehabt hätte, aber eigentlich hatte ich vor, mit dir rüberzufahren, Dicker. Wollte mal wieder was Anständiges tun und mich auf deine Schulter setzen. Kann man wenigstens sicher sein, dass man überm Wasser bleibt, auch wenn ich mich jedes Mal frage, wie das bei deinem Gewicht überhaupt möglich ist. Aber gut, sei's drum, ich bin jedenfalls extra nochmal raus aufs Feld hier geflogen und hab 'n schönes warmes Dampfbad genommen. Würd mich nicht wundern, wenn die Krähe da eines Tages auch noch 'n Geschäft draus macht. Jaja, ich schweife ab, ich weiß. Gut, ich fliege also runter zum Fluss, warme Federn, klare Sicht, keine Krähen, alles bestens. Unterwegs kurzer Zwischenstopp bei Universalius, der mich nicht sieht, weil er über seinen Büchern hockt. Is wirklich alles wie immer. Kaum bin ich aber unten am Fluss, ist da nur noch Nebel. Richtig dicke Suppe. Ich will schon umkehren, als es plötzlich unter mir zu brodeln beginnt. Na klasse, denk ich

sozialistische Gesinnung in höchstem Maße bezweifelt werden darf. Doch damit noch lang nicht genug. Da das Geld, das sie ihm gaben, nicht ausreichte und überdies der Prototyp des U-Bootees bei einer Kollision mit einem Frachtschiff zerstört worden war, ließ er, der im Grunde ein überzeugter Pazifist war und sein Unterwasserfahrzeug ursprünglich zur Erleichterung der Korallenernte erbaut hatte, eine Kanone auf dem Deck installieren, in der Hoffnung, dadurch finanzielle Unterstützung von Militär- und Regierungskreisen zu bekommen. Was er indes bekam, war Ärger mit der lokalen Hafenebehörde, da er die Waffe, die sich aus dem Innern des Schiffes heraus abfeuern ließ, mehrere Male direkt vor Ort ausprobiert hatte, was freilich immer vollkommen unangemeldet geschehen war. Sein anschließender Versuch, das U-Boot in einem zehntausend Meilen entfernt stattfindenden Bürgerkrieg einzusetzen, misslang, da der Krieg vorbei war, noch bevor über den Einsatz des U-Bootees überhaupt entschieden werden konnte. Das Ende der Geschichte ist schnell erzählt: Der Erbauer ging bankrott, und alles, was ihm blieb, war sein Boot. Jedoch nicht lange, denn die Gläubiger, von der Richtigkeit sozialistischen Gedankenguts – und seien es, wie sie sich ausdrückten, »auch nur Utopien« – nach wie vor alles andere als überzeugt, bestanden auf der umgehenden Rückzahlung ihrer Kredite, und da von dem verhinderten Niemand kein Geld zu holen war, verkauften sie einfach sein Boot. Die Hoffnung seines Erfinders, es möge wenigstens in seinem ursprünglichen Sinne genutzt werden, zerschlug sich indes schon bald. Eine spezielle Schiffssteuer, verbunden mit einem entsprechenden Zahlungsbescheid, sorgte dafür, dass der Käufer – ein Geschäftsmann – das Boot aus dem Wasser nehmen und zerlegen ließ.



mir, jetzt brennts auch noch unterm Fluss. Ich hab natürlich keine Lust, nochmal baden zu gehen und will schon durchstarten, da merk ich, dass ich irgendwo drauf sitze. Komisch, denk ich mir und schau auf meine Füße. Und was sehe ich da? Ein riesiges Glasauge! Hat keine Sekunde gedauert, und ich war wieder in der Luft. Konnt ja nicht ahnen, dass das Ding mir nachsteigt. Hat's aber getan. Kam immer höher. Ich also ein Stück nach links, und zack, taucht auch schon das nächste unter mir auf. Zwei verdammte Glasaugen – und ich keine Ahnung, wer mich da eigentlich anglotzt. Tja, denk ich mir, kannst du nur zusehen, dass du irgendwie in die Mitte kommst, direkt zwischen die Glubschaugen, weil, das is der einzige Punkt, wo alle verwundbar sind, egal wie sie aussehen. Aber nichts da! Kaum dass ich in der Mitte bin, seh ich, dass unter mir nichts als Wasser ist. Ein einziges braunes Gebrodel. Ich vergesse also die Sache mit dem Sturzflug und schau mich um. Und siehe da, das Glasauge links von mir klappt auseinander. Jaja, da guckt ihr, was? Aber es kommt noch besser. Rechts passiert nämlich dasselbe. Und als wär das alles noch nicht genug, kommen jetzt auch noch Menschen aus den Glasaugen gestiegen. Scheiße, denk ich mir, du hast dich von nem U-Boot anglotzen lassen! Ihr denkt jetzt vielleicht, dass ich mir das alles nur ausgedacht habe. Aber nichts da! Ich kann euch die Dinger genau beschreiben. Das eine sah aus, als hätte jemand nen riesigen Fisch in ne kolossale Zigarre gestopft. Und das andre sah genauso aus. Tja, und falls euch das nicht reicht, darf ich euch mitteilen, dass die Boote mit Kupfer beschlagen waren und in dem Nebel ganz komisch gegläntzt haben. Ich weiß, ihr habt davon nichts mitgekriegt, aber Aufmerksamkeit und Anteilnahme war wahrscheinlich auch nicht unbedingt das, was die Typen wollten, die da in Reih und Glied an Deck standen. Sahen aus, als wären sie gar nicht da. Und die U-Boote auch nicht. Waren sie aber. Hab mir sogar in die Federn gehackt, nur um sicher zu gehen, dass ich nicht träume. Drei Mal, bis es weh tat. Aber die Typen sind davon nicht weggegangen, die waren verdammt nochmal da! Wirklich, wirklich, wirklich!!! Zwei Boote, zwei Reihen, zwanzig Männer. Und jeder von ihnen hatte nen Glaskasten in der linken Hand und nen Metallkoffer in der rechten. Was drin war, könnt ihr euch denken, auch wenn ich das mit der Größe irgendwie anders in Erinnerung hab. Aber sei's drum, die Kästen und Koffer sahen jedenfalls alle gleich aus. Und die Typen auch. Als wär's immer ein- und



derselbe. Zwanzig Mal. Dachte erst, es liegt an dem Nebel, oder daran, dass ich auf sie runterschaue, so von oben herab, ihr wisst schon ... Aber nichts da, ich musste ihnen erst auf die Hüte schießen, um sie auseinanderhalten zu können. Hat bis auf ein bisschen Genugtuung aber nichts gebracht, weil alle das gleiche gemacht haben. Runter vom Boot, rüber aufs Feld, hoch den Hang. Hat keine fünf Minuten gedauert, bis sie da waren. Und der Nebel die ganze Zeit mit dabei. Genau wie ich. War allerdings auch nicht allzu schwer, den richtigen Ort zu finden, gibt schließlich nicht allzu viele grüne Flecken in der Schneelandschaft hier. Wisst ihr, was mir da gerade einfällt? Genau wie das Stück Feld der einzige grüne Punkt in dem ganzen Weiß war, war ich der einzige grüne Punkt in dem ganzen Nebel. Ob das was zu bedeuten hat? Ich meine, vielleicht haben mich die Typen ja doch gesehen! Vielleicht haben sie mich einfach nur ignoriert. Weil sie gedacht haben, ich gehör mit dazu. Kleine Beigabe der Krähe. Genau wie die fleischfressende Pflanze, von der ihr gesprochen habt. Will mir doch keiner sagen, dass das nichts zu bedeuten hat! Die will, dass ich verspeist werde!! Dabei gehst du ihr viel mehr auf die Nerven als ich, Dickerchen. Hat in ihrem Katalog wahrscheinlich nur keine Pflanze für deine Gewichtsklasse gefunden. Jaja, lach du nur. Und du erzähl ruhig weiter vom Zufall. Werdet schon sehen, was sie bestellt hat. Ich sag nur: *schnellwachsende Ranken*. Wenn ihr mich fragt, die reinsten Schlingpflanzen. Aber bleibt ruhig stehen und lasst euch zusammen einwachsen und auffressen. Ich seh jedenfalls zu, dass ich hier rauskomme. Nehmt's mir also nicht übel, wenn ich den Rest von der Geschichte bisschen schneller erzähle. Die Typen kommen also hierher und stellen sich im Quadrat auf, als wärs die normalste Sache der Welt. Dann drehen sie sich alle wie auf Kommando links um, stellen ihre Koffer ab, berühren mit der flachen Hand den Boden, nicken, stehen wieder auf, stellen ihre Glaskästen ab, drehen sich zurück zur Mitte und öffnen die Koffer. Was dann passiert ist, kann ich nicht genau sagen, weil der Nebel immer dichter geworden ist und der Dampf inzwischen sogar aus dem Boden gequollen kam. Manchmal hab ich irgendwas aufblitzen sehen. Musste dann immer an eine riesige Maschine denken. Und dass diese Typen ein Teil von ihr sind. Oder dass sie die Maschine selbst sind. Lauter so wirres Zeug. Dabei haben sie keinen Mucks von sich gegeben. Waren vollkommen lautlos. Überhaupt nicht wie eine Maschine. Das



einzigste, was ich gehört habe, war das Feuer unter der Erde. Als ob da unten einer Kanonen abschießt. Oder irgendwas zusammenbricht. Ist aber nichts zusammengebrochen. Und zerschossen hat auch keiner was. Ganz im Gegenteil. Kaum dass sich der Nebel verzogen hatte, stand das Gewächshaus hier vor mir. Na gut, um ehrlich zu sein, stand ich mittendrin. Muss bei dem ganzen Nebel irgendwie reingetappt sein. Von den Typen war allerdings nichts mehr zu sehen. Keine Spur. Nicht mal auf dem Boden. Dafür war alles grün. Über mir grün, neben mir grün, unter mir grün. Bin fast verschwunden in dem ganzen Grün. Dabei bin ich auch gelb. Und rot. Und bisschen Beige und Braun ist auch mit drin. Keine Ahnung, warum ich euch das alles erzähle. Seht ja selber, wie ich aussehe. Will damit wahrscheinlich sagen, dass ich doppeltes Glück hatte. Erstens, weil ich in dem ganzen Grün nicht verschwunden bin, und zweitens, weil über mir ein Fenster offenstand. Also, um's kurz zu machen: Ich raus, runter zum Fluss, rein in den Nebel, kein Schiff mehr da. Na schön, denk ich mir, mach ich eben die Fliege. Aber da hör ich auch schon wieder dieses Brodeln unter mir, als würde der ganze Fluss kochen. Und wie ich tiefer gehe, um mir die Sache genauer anzuschauen, seh ich Millionen von Glasaugen, die unter mir aufsteigen und zerplatzen.

So, jetzt wisst ihr, wie's war. Falls ihr noch Fragen habt – ich muss los.

Achja, passt auf euch auf! Und seht zu, dass ihr beim nächsten Mal mit dabei seid ...«

Unter diesen Worten schwang sich Charmosyna in die Luft, warf der Pfirsichpalme im Vorbeifliegen einen lüsternen Blick zu und entschwand, ihre Stacheln in sicherem Abstand umkreisend, durch das geöffnete Dachfenster nach draußen. Natürlich nicht ohne den Klein- und Kleinerwerbenden zuvor noch ein, zwei Worte gegen die flüchtige Erinnerung zu schicken. »Falls du dich fragst, was da unter deinem Boot entlanggeschabt ist, als du gestern Abend vom Friedhof zurückgekommen bist, Dickerchen – das war keine Eisscholle ...«, und an Universalis gewandt, »...das war die Geschichte höchstpersönlich!«

Drei Tage später, am zweiten Weihnachtsfeiertag, überstrich Universalis die gesamte Glasfläche des Treibhauses mit einem dünnen Orange.

»Der beste Schutz gegen Überhitzung«, erklärte Dick seiner Frau.

Der Krähe war's egal. Sie vernahm nur die Worte, nickte sie ab, krächzte »*Orangerie*«.



Universalis dagegen notierte – im Ganzen fragmentarisch und im Detail kryptischer als sonst – am Abend des 26. Dezember in sein Tagebuch: »Das Licht wird immer weißer. ~~Die Reinheit einer strahlenden Offenbarung.~~ Das Strahlen der reinen Offenbarung. Jedes Entzünden ein Versprechen – ein Versprechen auf den Tag, an dem alles erleuchtet sein wird – der Tag, an dem wir grell in den Ecken stehen, die Augen aufgerissen und weiß wie das Licht, schauernd und farblos und frierend. Das ist die Aufklärung unserer Zeit.

Sie brechen die Menschen auf / und rechnen sie aus / und sehen nicht / dass das Ergebnis / Null ist.

Wir können ein Blatt Papier über eine Flamme halten und sehen, dass sie nicht schwärzt.

Nicht springen!

Selbst hier: Kerzen aus Paraffin, Öllampen sämtlichen Typs. Manche mit ganzen Uhrwerken ausgestattet, andere dagegen von eher moderaterer Gestalt. Schiebelampen, Glaszylinder, fein ziselierte Gehäuse. Von außen ist nichts zu sehen. Das Weiß mischt sich von innen ein.

Die Behälter werden jetzt mit allem möglichen gefüllt. Wallratöl, Kokosöl, Öl aus Spindelbäumen, Apfelkernen, Rosskastanien, Sesam- und Leindotteröl, Solaröl – Photogen. Noch ist nicht alles hier, aber Dick hat bereits Palmöl ins Treibhaus gestellt. (Hat sich nichts dabei gedacht. Wilhelmine hat es ihm gegeben. Woher sie es hat, weiß er nicht. (Glaubst du wirklich, es genügt zu wissen?) Vielleicht hat Mondauge etwas damit zu tun. Oder Hilarius konnte mal wieder nicht an sich halten. Aber das glaube ich eigentlich nicht.)

Heute Vormittag dann den Petroleumbrenner gefunden. Stand direkt am Eingang unter der Palme. Und das Öl gleich mit dazu. Die Tür war allerdings verschlossen. (Bekommt ja auch keiner so leicht auf.) Egal, jemand muss vor mir dagewesen sein und gewusst haben, dass ich komme.

Jetzt bloß keine Paranoia. (Nennen wir es lieber alienatio mentalis.)

Es genügt ein wenig Entfremdung, um das eigene Ich zu bestimmen. (Geht es denn überhaupt ohne?) Aber genügt nicht auch ein bisschen Entfernung?



Meine moria.

me-moria

Die Sätze ausstreuen wie Sand. /

Bis das Öl sie nicht mehr schlucken kann.

(Lautlos)

Wir brauchen das Licht, und sei es nur wegen der Nacht, die über uns kommt. Die uns überkommt.

Es ist nur ein Petroleumbrenner. Ein einziger nur! Und er funktioniert noch nicht mal richtig. (Du hast es doch mit eigenen Augen gesehen. Ein alter Rundbrenner. Der Docht muss aufgeschlitzt und angebunden werden. Was für Umstände! Und die Ölzufuhr ist selbst dann noch zu schwach. Im Grunde nichts weiter als eine neu gefüllte Photogenlampe. (Nur für den Fall ... Ein Flachbrenner dürfte funktionieren. Es würde schon reichen, wenn der Docht flach ist. Ein Rundbrenner mit flachem Docht. Universalius' Rundflachbrenner.) Aber darum geht es hier nicht!

Musste ich Dick belügen? Der Anstrich, um eine Überhitzung zu vermeiden. Weil genug Wärme aus dem Boden kommt ... Als wenn ich es nicht besser wüsste!!¹

1 An dieser Stelle hat Universalius – in dieser Form ungewöhnlich für seine Tagebuchaufzeichnungen – eine Fußnote am Ende des Blattes eingefügt, die die Ordnung der betreffenden Seite geradezu umzukehren scheint, enthält sie doch nichts als ein längeres Zitat, dessen Herkunft noch nicht geklärt werden konnte, weshalb die Quelle bis auf weiteres unbenannt bleiben muss. Universalius schreibt (oder zitiert): »Bei der Erbauung eines kollossalen Palmenhauses hat man den Versuch gemacht, die sengenden Strahlen der Sonne, die oft dem Wachstum der Pflanzen so nachteilig werden, statt durch Blenden durch gefärbtes Glas zu beseitigen, und dieser Versuch ist mit dem besten Erfolge gekrönt worden. Man wählte hierzu ein Glas von schwach gelblichgrüner Farbe, nachdem der Physiker Hunt durch zahlreiche Versuche dargetan hatte, daß die nicht leuchtenden, am wenigsten brechbaren Wärmestrahlen des Spectrums von dem so gefärbten Glase vollständig zurückgehalten werden, ohne daß die chemische Wirkung und die Intensität des Lichts durch dasselbe auf eine bemerkbare Weise geschwächt wird. Man erteilt diese Farbe dem Glase durch Kupferoxyd, hat aber darauf zu achten, daß die Glasmasse absolut frei von Manganoxyd sei, da alles manganhaltige Glas unter der Einwirkung des Sonnenlichts eine rötliche Farbe annimmt, wodurch die gedachte schützende Wirkung des gelbgrünen Farbtones aufgehoben werden würde.«



Die erste Manifestation meines neuen Glaubens an den Schein? Er wird ~~mich~~ uns nicht retten, aber wenn wir seiner gewahr werden, gibt er uns vielleicht die Zeit, uns der Fiktion unserer eigenen Geschichte zu entsinnen, um aus ihr die Kraft zu schöpfen, die wir brauchen, um all das hinwegzulegen, was auf uns lastet und uns immer tiefer sinken lässt.«

Und dann, nachdem Universalius eine Zeile frei gelassen hat.

»Klingt, als begänne ich meinen Humor zu verlieren.

(Der Konjunktiv ist die Erfindung eines unbefriedigten Philologen.)«

Fünf Tage später – man feiert im Glashaus gerade Silvester – ist die Erleichterung groß.

»Amüsieren sich alle prächtig«, so Dick blindlings zu Universalius, der sich – aus Gründen, die keiner kennt – unter eine als Kleiderständer fungierende Bananenstaude zurückgezogen hat. »Muss nur aufpassen, dass mir hier drin keiner verlorenght.«

»Oder nichts zu trinken bekommt«, kommt's postwendend von irgendwoher aus dem Dickicht zurück.

Für den besorgten Hortikulturisten Grund genug, die nächste Schneise ins Dickicht zu schlagen, wohl wissend, dass ob der klimatischen Verhältnisse auch diese nur von höchst temporärem Charakter ist.

Als Universalius durch die Bananenstaude lugt, ist von Dick schon nichts mehr zu sehen. Dafür kommt Wilhelmine zur Tür hereingeschneit, das Haar hochaufgetürmt und zylinderförmig in vier Schnecken übereinandergekringelt – und unter dem Mantel ein Kleid, dessen Rest an Stoff gemäß Form und Farbe nur als exotisch bezeichnet werden kann.

»Warm hier«, und hängt den Mantel über die Staude.

»Heiß!!« geben die lässig an den beiden Königspalmen lehrenden Schmoker unisono zurück, woraufhin ihnen Wilhelmine einen Blick zuwirft, der den beiden wie eine Verheißung erscheint, auch wenn selbige – was freilich keiner begreift – mit einem doppelten Maß an einfältiger Phantasie nur zur Hälfte wahrnehmbar ist.

»Ihr solltet aufhören zu rauchen, Schmocks.« Dies Johnny, von irgendwoher aus dem Dickicht kommend und gemäß Satzbau und Tonfall kurz davor, sie aus dem festlich illuminierten Haus zu schmeißen – und das, obwohl's noch nicht mal sein eigenes ist.



»Und jetzt macht, dass ihr raus kommt.«

Als sie rauskommen ist da nichts als Dampf und Licht, dazwischen Schatten von Pflanzen, die sich *wie im Wind* bewegen und bei längerem Hinschauen *zu wachsen scheinen*, ja geradezu wuchern, als gäbe es keine Grenze, kein Stahl und kein Glas, als sei es das Bild und nicht das Abbild, das täuscht, gleichwohl ein jedes eine Vorab-Verkündigung dessen ist, was zu kommen diese Erde nicht trägt, derweil schemenhafte Gestalten durch das wie flüssig scheinende Licht ins Dunkel huschen, nur um kurz darauf mottengleich zurück ins Treibhaus zu schwirren, nichts als Impressionen im Schnee hinterlassend, die zu deuten selbst Universalis nicht imstande ist.

»Hee, Schmoker!« Eine Stimme, unsichtbar, geheimnisvoll, fordernd. Allerdings etwas zu männlich, um ernsthaft verlockend zu sein. »Ist euch schon mal aufgefallen, dass das Licht hier draußen genausoweit reicht wie das Feuer unter der Erde?«

Natürlich, Reginald. Soeben noch ins Dunkel gewankt, ist er jetzt schon wieder dabei, für Aufklärung zu sorgen.

»Also passt auf, ich erklär euch das mal.« Nicht, dass es jemanden interessieren würde ... »Im Glashaus, wo's am hellsten ist, wachsen Palmen. Hier draußen, wo das Licht schon weniger ist, wächst dagegen nur einfaches Gras. Weiter weg, wo die Strahlen kaum noch hinkommen, ist sogar alles voll Matsch. Und dort, wo gar kein Licht mehr ist, liegt Schnee – und wenn ich mich recht erinnere auch mein Freund Ferdinand.«

Die Schmoker schauen erst sich und dann Reginald an.

»Also, was denkt ihr wegen dem Licht?«

Seltsam, sie hätten schwören können, dass sie dran waren mit fragen.

Und während die beiden versuchen, sich einen Reim auf die Sache zu machen ... »Na los, schaut euch mal um. Das heißt, wenn ihr den Qualm vor euren Augen abstellen könnt.«

Die Schmoker feixen, schnippen sich die Zigaretten gegenseitig aus dem Mund.

»Seht ihr, was ich meine?«

Statt einer Antwort, gibt's derer gleich zwei.

»Vielleicht ist das Licht ja irgendwie *heiß*.«

»So wie das Feuer unter der Erde.«

»Oder die beiden sind eins.«



»So wie wir.«

»Oder haben sich abgesprochen.«

»Machen wir nämlich auch manchmal.«

Irgendjemand kommt hinter ihnen aus dem Dunkel gewankt.

Die Schmoker wenden ihre Köpfe, als wär's nur einer.

Der Schneemann!

Allerdings im Gesicht seltsam – *gelb*.

»Macht das Licht«, befindet Reginald, kaum dass die beiden die Figur bemerkt haben, um von irgendwelchen nicht-gestellten Fragen zu schweigen.

»Klar, Redschi, macht alles das Licht«, antworten die Schmoker abgewandt ... irgendwie automatisch ... im Chor. Um dann, nachdem der »Schneemann« im Treibhaus verschwunden ist, einer nach dem anderen fortzufahren.

»Vielleicht kommt das Licht ja selbst aus der Erde.«

»Genau wie das Feuer.«

»Oder das Feuer aus'm Licht.«

»Oder« [Pause] »Es ist ne Verschwörung.«

»Interessanter Gedanke«, befindet Reginald und verfügt sich eilends zurück ins Treibhaus. »Werd beim nächsten Glas mal drüber nachdenken.«

Kaum hat er ihnen den Rücken zugekehrt, werden zwei Fäuste geöffnet und die weggeschnippten Zigaretten zurück in die Mäuler gesteckt.

»Hee, Jungs.«

Eine Stimme, die sie nicht kennen.

»Toller Trick.« Und dann: »Soll ich euch auch einen zeigen?«

Nicht, dass sie geantwortet hätten. Zumindest kann sich hinterher keiner von beiden entsinnen, »auch nur ein Sterbenswörtchen« gesagt zu haben.

»Na schön, wollen mal sehen.«

Mit einem Male ist da kein Dampf mehr, kein Schatten, keine Bewegung, nichts. Alles Licht schießt zusammen, gleißt ihnen über den Köpfen. Zwei Hände strecken sich aus dem Dunkel, so weiß, dass die beiden für den Rest ihres Lebens uneins darüber sein werden, ob es Handschuhe trug oder nicht.

Die Mäuler offen und die Zigaretten verglommen im Gras, stehen sie da und starren auf das, was mit ihnen passiert.



»Zuerst brauchen wir Dampf. Viel Dampf. Dampf, der in einer Säule aus dem Boden schießt. Dampf mit hohem Druck.«

Kein Zauberspruch, keine auseinanderbrechende Erde, kein Gewirbel, nichts. Nur Dampf, der zwischen den, wie sie später einhellig zu Protokoll geben werden, »wie beim Töpfern aufgestellten Händen« in den Himmel schießt.

»Und jetzt ein Ei.«

»??«

»Oder besser – zwei.«

Und schon hält *es* zwei Eier in den Händen und dreht sie zwischen den Fingern, als gäbe es einen Grund, ihre Existenz zu bezweifeln.

»Das eine hier ist vorgekocht, das andere noch roh.«

Es beginnt rhythmisch zu werden. Eine Art Sprechgesang.

»Dieses halt ich in den Dampf und jenes – brech ich so.«

Gelb, das auf die Wiese tropft. Der Dotter, der die Halme hinabläuft, über die Erde fließt, verklumpt.

»Das Weiß geronnen, fest gequollen, war's innendrin noch weich, doch für der Welten festen Kern dreh ich es um sogleich.«

Das Ei klatscht zu Boden, bricht auseinander und sackt in sich zusammen.

Das andere taucht dagegen aus dem Dampf wieder auf.

Dann geht alles ganz schnell.

»Ich brech es auf,

die Kugel schwimmt

inmitten klarstem Weiß.«

Ein kleiner Ball, gelb und fahl, fällt zu Boden, bleibt an der Stelle liegen, wo soeben noch Dampf ausgetreten ist. Und die Hände verschwinden im Dunkel.

»Hee, das hat sich nicht gereimt!«, protestieren die Schmoker. Und weiter, unverdrossen –

»Das war Betrug!«

»Mogelei!«

»Mit nem Ei.«

»Sauerei.«

Und zwar hoch zwei. Da habt ihr vollkommen Recht, Jungs. Nur ist die ganze Angelegenheit zu diesem Zeitpunkt längst Geschichte, um



nicht zu sagen *zu den Akten gelegt* – und von den Eiern und ihren Resten noch genausoviel zu sehen wie von den Händen. Ganz zu schweigen von der Frage, *was dahinter steckte*.

Rauch quillt durch die Klüftungen aus dem Boden, überzieht die Wiese und kriecht wie überkochende Milch an den Wänden des Glashauses empor. Licht und Schatten gehen ineinander über, verwischen sich mit den Bewegungen von Pflanzen und Menschen.

»Hee, Schmoker.« Verdammt, was ist denn heute Abend hier los?!
»Wollen wir zusammen Fische räuchern?«

»Was?«

»Räuchern?«

»Fische?«

»Klingt gut!«

Der, der da gefragt hat, ist natürlich Justus Kaleika, aufgetaucht woher auch immer.

»Aber erstmal die Hände zeigen«, rufen die Schmoker, im Sinne der Abwechslung mal wieder im Chor.

»Sind bisschen dreckig«, und zeigt die von Schuppen und Innereien rotgelbbraun überkrusteten Pfoten.

»Dein Glück!«, kommt's mit verzogenen Nasen zurück.

Grund genug für die Schmoker, die Zigaretten aus dem Gras zu klauen und sich den Duft der großen weiten Welt um die Nase wehen zu lassen.

Es dauert nicht lange und selbiger vermischt sich mit dem Geruch von frisch geräuchertem Fisch, der vor ihren Füßen aus der Erde strömt.

»Herrliches Schmauchfeuer da unten«, gibt Justus Kaleika – angesichts von Tag, Anlass und Uhrzeit erstaunlich nüchtern – zu verstehen, wobei er auf drei Porzellanröhren zeigt, die, allesamt mannsgrößer und einen halben Meter breit, vor seinen Füßen bis zum Kopf in der Erde stecken, Resultat einer ausgesprochenen Nacht-und-Nebel-Aktion von Universalis, Theo und Dick, an deren Ende den Röhren drei Jutesäcke übergestülpt wurden.

»Die Säcke haben mich davor bewahrt, meine Nase im Erdinnern verbrennen zu sehen.«

Dies Theo, der spontan zwischen die drei getreten ist und mit der Nase in der Hand nach den Fischen giert.



Allein, viel kann er nicht erkennen. Ist alles voll Rauch.
Macht aber nichts.

»Sind bestimmt schon gut«, und lupft ein Säckchen nach dem anderen.

Dickflüssiger weißer Rauch steigt aus den Röhren, schwappt über den Rand, läuft auf den Boden und über die Schuhe. Dazwischen kommen, angetrieben von Theos Fingern, drei goldgelbe Forellen aus dem Erdinnern geschnippt, die glühenden Haken fest in den aufgespannten Kiemen und Bäuchen.

»Flugangeln!«, jauchzen die Schmoker, während Justus Kaleika eine nach der anderen fängt, aufgrund der der Mahlzeit innewohnenden Temperatur jedoch genötigt wird, das gesamte Paket an die Schmoker weiterzureichen, die es sogleich unter sich aufzuteilen versuchen, irgendwann aber bemerken, dass es »irgendwie nicht ganz aufgeht« und sich, kurz bevor der Fisch kalt ist, dazu durchringen, ein Exemplar an ihren Gegenüber zurückzuschicken, verbunden mit der Aufforderung, es sich schmecken zu lassen.

Was Theo bleibt, ist der Hinweis, es mal *im Fluss* mit Angeln zu versuchen.

»Das Feuer hier brennt bestimmt noch ne Weile. Und Sägemehl zum Räuchern gibt's auch noch genug«, erklärt Justus Kaleika und verschwindet triumphierend im Glashaus zwischen zwei Palmen.

Die Schmoker mampfen schulterzuckend ihren Fisch.

Drinne hat unterdessen ein Teil der Gäste – aus Gründen, die sich oft erst danach als solche entpuppen – damit begonnen, mit jedem, der sich auf Sicht- oder auch nur auf Rufweite nähert, Verwechsell zu spielen, derweil es andere vorziehen, sich zu verstecken, auch wenn nicht immer ganz klar ist, inwiefern die Sache zumindest *ex negativo* auf so was wie Freiwilligkeit beruht, da das behände Verschwinden hinter diversen Büschen hier ebenso praktiziert wird wie das spontane Zuranken mit schnellwachsenden Pflanzen oder der kühne Sprung in ein nahegelegenes Unterholz.

Allein, die beiden Schweine, welche keine zehn Minuten zuvor als Theos »Schlittenhunde« eingetroffen und seitdem mit dem Ausarbeiten holznasenbezogener Rachepläne sowie der Suche nach dem Erfinder und Konstrukteur des ausbeuterischen Gefährts beschäftigt sind, haben für derlei Versteckspielchen und Verwechslungskomödien nichts übrig, was



sich freilich just in dem Augenblick ändert, als irgendwo über ihnen – aus anatomischen wie vegetabilen Gründen jedoch nur stückchenweise zu erkennen – ein unpassendes Grün die zerzausten Wipfel der Königspalme durchsprenkelt und mit einer Stimme, die so gar nicht um Geheimniskrämerei bemüht ist, fortwährend »Suse!« blökt.

»Suse! Suuusseeeee!!!!!«

Na klar, Charmosyna Wilhelmina, wie könnte es auch anders sein.

»Kennst du den Vogel?«, dies Suse, direkt an ... nun ja ... Suse gewandt.

»Nicht näher. Und du?«

»Was soll das heißen?«

»Dass ich ihn nicht näher kenne. Könnte man sagen.«

»Aber er hat deinen Namen gerufen.«

»Der zufällig auch der deine ist.«

»Aber dich schaut er an.«

»Vielleicht glaubt er, dass ich fliegen kann.«

»Du bist ein Schwein!«

»Eine Sau.«

»Das ändert nichts an der Sache.«

»Ganz deiner Meinung.«

»Du kennst ihn also?«

»Nicht näher!«

»Was soll das heißen?«

»Das hatten wir gerade.«

»Du hast abgelenkt.«

»Wovon?«

»Von der Frage, ob du ihn kennst.«

»Ich sagte *nicht näher*.«

»Was heißt das?«

»Dass wir noch nicht die Gelegenheit hatten.«

»Welche Gelegenheit?!«

»Uns miteinander bekannt zu machen.«

»Du meinst näher.«

»Ich meine generell.«

»Klingt, als wüsstest du bereits einiges über ihn.«

»Ich weiß, dass es ihn gibt.«



- »Woher?«
»Weil er mal vorbeigeflogen kam.«
»Flatterhafter Geselle, was?«
»Er ist nicht gelandet, falls du das meinst.«
»Ich meine gar nichts.«
»Musst du auch nicht, ich sehe ja selber, was los ist.«
»Los ist, was nicht angebunden ist.«
»Oh Mann, der Bart von dem Witz ist länger als der von deinem Ober-
revoluzzer.«
»Lenk nicht schon wieder ab.«
»Wovon? Dass du eifersüchtig bist?«
»Ich bin nicht ...«
»Oh doch!«
»Auf einen – *Vogel?*«
»Auf genau *den*.«
»Niemals.«
»Och bitte.«
»Was?«
»Sei ein bisschen eifersüchtig.«
»Was??«
»Tu es für mich.«
»Was???«
»Aus Liebe!«
»Ich muss nicht so tun.«
»Heißt das, du bist es?«
»Eifersüchtig?«
»Ja.«
»Nein.«
»Aber verliebt!?«
»Es ist nur ...«
»Ja?«
»... wie er dich anschaut ...«
»Ja?«
»Dieser Blick.«
»Hmm.«
»Irgendwie – *irre*.«



»Oder geil.«

»Suse!!!«, erschallt's von oben wie von der Seite, obgleich der Tonfall leicht divergiert.

»Na warte!«, kommt's von unten sofort zurück. Und männlich, allzu männlich, nach links gewandt: »Ich werd ihn von der Palme schütteln!«

»Er ist ein Vogel.«

»Das ist mir egal!«

»Er kann fliegen.«

»Nicht, wenn ich ihn blende!« Und stülpt sich den Henkel einer herumstehenden Petroleumlampe über die schäumende Schnauze, woraufhin alles zu schwanken beginnt. Lichtstreifen durchzucken das Grün, weiß und seltsam zentriert, als wäre es die Bewegung, die sie vereint und verdichtet, ziehen flüchtige Furchen ins Gelb und treten, von tausenden Tropfen gebrochen, sogleich orangefarben hinaus in die Welt. Glanztöne schimmern verborgen in roten Gesichtern. Um Charnosyna herum alles schwarz.

Am Rande einer kleinen Lichtung tritt Johnny aus dem Gebüsch.

»Johnny!« Dies Wilhelmine, mehr verzückt denn erschreckt.

»Wie er leibt und strebt.«

»Aber wie kommst du denn hierher?«

Sieht aus, als könne das Spiel beginnen.

»Hab mich, sagen wir, *verlaufen*.«

»Genau wie ich!« In ihrer Stimme nichts als Erregung und Flehen.

»So gehört sich's auch«, und streckt ihr seine Hand entgegen. Die Hand eines richtigen Mannes!

Ohne zu wissen, woher er sie hat, reicht er ihr eine Blume.

Eine Rose. Eine rote Rose. Eine wunderschöne rote Rose.

»Oh Johnny!« Klingt, als wär sie kurz davor, ohnmächtig zu werden, umzukippen, zu hyperventilieren. Ist aber auch eine Hitze hier drin. Und dazu noch so – *feucht*.

»Ich kann dir gar nicht sagen, wie glücklich ich bin, dass du dich an dieselbe Stelle verlaufen hast wie ich.«

Ganz schön langer Satz für eine, die mit jedem Atemzug nach Luft schnappt. Oder lechzt sie schon nach ...

»Nennen wir's Zufall.«

Bevor die Sache hier unplausibel wird.



»Alles, was du willst.«

»Alles?«

»Solange du mich rettetest.« Und geht auf die Knie. »Du wirst mich doch retten, nicht wahr?«

»Bestimmt.«

»Aber nicht sofort?«

»Nein.«

»Weil du mir etwas mitgebracht hast.« Und während sie ihm die Hose öffnet. »Etwas, das du mir erst noch zeigen musst.«

»Hmm.«

»Na dann, mein kleiner Brandstifter, ich höre.«

Reden kann sie ja jetzt auch nicht mehr.

»Also gut ...«

Die Beine so breit auseinandergestellt, wie es die in Höhe der Knie hängengebliebene Hose zulässt, und die Hände, fordernd und in Erwartung dessen, was kommt, in die Hüften gestemmt, würgt sich Johnny seinen Text aus dem Mund: » ... wenn es stimmt, was sie mir gesagt haben, dann ist es unmöglich vorherzusagen, in welche Richtung sich das Feuer bewegt.« Und schließt zwecks besseren Bildern die Augen. »Was dagegen feststeht, ist – abgesehen von meinem Schwanz – die Tatsache, dass das Gestein im Boden durch die Hitze hart wird, weshalb die Dämpfe meist gar nicht dort austreten, wo's eigentlich brennt, sondern ihren Weg durch Baue und Risse nehmen.«

Kurzer Blick auf den sich um seinen Schwanz windenden Kopf.

»Ich nehme an, du weißt, was das in unserem Fall bedeutet.«

Der Kopf gleitet in die Ausgangsstellung zurück, hebt sich leicht an, und er sieht, dass sie liefert, was er bestellt. Zwei unschuldig dreinblickende Augen und eine Zunge, die fein artig rausgestreckt ist. Darauf sein Schwanz wie auf einem Tablett.

»Hör zu, fang jetzt bloß nicht an zu quatschen, klar! Wenn du's weißt, hältst du die Klappe. Und wenn nicht, hältst du sie auch. Und zwar so, dass ich auch noch was davon hab ... Ja, so ist gut. Braves Mädchen ... Und jetzt spitz mal noch die süßen Ohren.«

Woraufhin sich die Augen wieder verschließen.

»Angeblich kann so ein Feuer durch die Erde wandern, ohne auch nur ein einziges Rauchzeichen von sich zu geben. Taucht einfach ein paar



hundert Meter vom eigentlichen Brandherd entfernt wieder auf und lodert weiter, als wär nichts geschehen. Manche nennen's deshalb auch das Klimmheimliche. Soll sogar schon Fälle gegeben haben, wo sich das Feuer jahrzehntelang überhaupt nicht gemeldet hat. Die Leute dachten natürlich, es sei aus und vorbei mit der Kokelei, aber um wirklich sicher zu gehen, mussten sie runter. Und siehe da: Nichts zu sehen von irgendeinem Feuer. Als hätt's nie eins gegeben. Aber kaum, dass sie wieder oben sind und in ihren Betten liegen, flackert's unter ihnen wieder auf. Einfach so, als hätt jemand ne riesige Zündmaschine im Boden versteckt. Aber das ist noch lange nicht alles. Wenn's stimmt, was ich gehört habe, dann haben die Leute die Erdbrände früher als ein einziges großes Übel betrachtet. Haben jedenfalls alles getan, um das Feuer auszubekommen. Ersticken, einmauern, ersäufen – das volle Programm. Als wenn sie nicht gewusst hätten, dass es unten nur noch mehr brennt, wenn man's feucht macht.«

Und macht die Augen wieder auf.

»Brauchst mich gar nicht so anzuschauen, mein kleines Blasemaul. Sieh lieber zu, dass du ... Ja, genau so ... Und jetzt ganz tief rein ... Ja, so ist gut. Nimmt jeder, was er kriegen kann, nicht wahr?«

Und macht die Augen wieder zu

»Auf jeden Fall scheinen sie nichts draus gelernt zu haben, weil sonst ... sonst hätten die damals das Feuer brennen lassen und nicht ... nicht ständig versucht, es zu ... lö-hö-höschen. Jesses!«

Und macht die Augen wieder auf.

»Hee, weitermachen, ich bin noch nicht fertig!«

Und nimmt den Kopf und schiebt den Schwanz ins lechzende Loch.

»Wir wollen doch, dass die Geschichte hier sauber ausgeht. Ja, so ist gut. Und immer schön die Zunge spitzen, nicht nur die hübschen Ohren.«

Und während sich das Stummelschwänzchen im Maulförtzchen aalt: »Also, wo war ich stehengeblieben?«

Und macht die Augen zwecks Nachdenkens wieder zu. Und sieht nur Bilder. Und macht sie wieder auf. Und sieht dieselben Bilder nochmal. Und da weiß er, dass die Geschichte kurz davor ist, ein sauberes Ende zu nehmen. Weshalb er die Augen auch gleich wieder verschließt. Und sich ein paar letzte Worte aus dem Munde rauswürgt.

»Also, anstatt das Feuer brennen zu lassen und ... und sich die Sache zunutze zu machen, ha... haben sie sich früher nichts als ... Ahhh...



Arbeit mit ... mit den Erd... Erdbränden gemacht. Aber das ... das ...«

Johnny spannt sich, streckt sich, Körper und Stimme in die Höhe.

»... brauch ich dir ja nicht zu sagen, weil so ... so wie's aussieht ...«
(höher) »... weißt du ... weißt du genau, was ... zu tun ... ist ...« (immer
höher) »... damit das ... das Feuer ...«

Der Rest ist Schmatzen, aufgehechelte Worte, vom Dickicht verschlucktes Gestöhn.

»Der reinste Vulkan!«, ruft Thaddeus und blickt durch das Loch vor seinen Füßen hinab in die Erde.

»Hee, das hab ich gebohrt! Schon mal was vom ius primae aspectus gehört?«

Na klar, Charmosyna Wilhelmina, aufgeplustert und mit seinem Latein am Ende. Eigentlich der ideale Anfang für eine klassische Tirade, doch steckt er fest – in Thaddeus' rechter Hand.

»Halt den Schnabel, Grünspecht, ich hab dir gerade das Leben gerettet.«

»Du hast mich am Schwanz aus der heimatlichen Erde gezogen. Sowa macht man nicht!«

»Vögel fallen für gewöhnlich auch nicht vom Baum. Außerdem, wenn ich dich nicht rausgezogen hätte, hättest du dich noch bis runter ins Feuer gewühlt. Brauchst nur mal deinen Schnabel anzuschauen, der ist schon ganz rot, halb verbrannt.«

»Der ist immer rot, du Torfnase. Von Natur aus!«

Was, für den einen wie für den anderen, Grund genug hätte sein können, die gepflegte Unterhaltung zu beenden, wenn, ja wenn nicht in genau diesem Moment Frieda aufgetaucht wäre, direkt vor ihm, Thaddeus, die Haare leuchtend rot, als wäre sie der Erde, dem Feuer entstiegen, einer Erscheinung gleich, lässt sie sich schlucken, von Bäumen und Sträuchern, geht ein in das Dickicht – und er hinterher.

»Entschuldige, Kumpel«, spricht's und drückt, schon auf dem Sprung, seinem hinter ihm stehenden Vater, welcher als Wendelin Triefnas bekannt, die gefiederte Tierade in die verdutzten Hände. Noch bevor einer fragen kann, wem die Worte eigentlich gelten, ist Thaddeus verschwunden.

»So sind sie, die Kinder«, entfährt's Wendelin Triefnas, wobei seine Worte nicht Charmosyna, sondern Bertschie Bückling gelten, der, zur Feier des Tages vor Ort, soeben zu ihm getreten ist und sich als gleich be-



müßigt fühlt, die Situation mit einem »Noch ein Grund, warum ich mir keine angeschafft habe« zu kommentieren.

»Hätte die Frau Mama mal besser auch getan«, entwindet sich Charmosyna unter der Hand, gibt's unumwunden zu – und ist ganz unversehens froh, dass die Hand mit ihm hinterm Rücken verschwindet.

»Ein paar Wochen nicht da und nichts hat sich geändert«, dies Bertschie in einem Ton, der deutlich macht, dass das letzte Wort hier noch nicht gesprochen ist. »Andererseits, Triefnas, als ich dich das letzte Mal gesehen habe, war das hier noch ein gewöhnlicher Acker. Und unter uns hat's nicht gebrannt.«

»Vielleicht haben wir's ja nur nicht bemerkt.« Und dann, wie zur Erklärung: »Hat zumindest Universalius gesagt.«

»Was soll das heißen?«

Bertschies mattblaue Augen, die wie ein zottiges Präparat auf dem Grund ihrer Höhlen schwimmen. Darüber ein Funkeln und Glänzen. Und darin – Wendelin Triefnas, der sagt: »Ich weiß nicht, wenn ich so drüber nachdenke, dann hat Universalius wahrscheinlich doch recht, dann muss es unter uns einen riesigen leeren Raum geben.«

»Oh nein, nicht noch einer, der behauptet, die Erde sei hohl!«

»Aber ...«

»Wahrscheinlich wirst du mir auch gleich noch erzählen, dass wir durch das Loch zu unseren Füßen ins Erdinnere gelangen, wo die große Zentralsonne scheint und Menschen leben, die uns in allem weit voraus sind, und zwar so weit, dass sie's auf der Erde nicht mehr ausgehalten haben und ...«

»Ich dachte eher an ein altes Bergwerk, einen verlassenen Stollen, irgendsonas in der Art.«

»Ah, natürlich. Und rein kommt man über geheime Gänge und Tunnel, oder per Zufall, weil man in irgendein Loch gelatscht ist oder einfach in der Nähe war. Ist ja auch viel plausibler als die Sache mit den Öffnungen in den Polen.«

»Keine Ahnung, davon hat Universalius nichts erzählt. Hat nur gesagt, dass es mal ein Bergwerk gab, in dem die Kohle jahrhundertlang gebrannt hat. Weiß allerdings nicht mehr, wann und wo das genau war und ob's da noch immer brennt. Weiß nur, dass die Leute da über Generationen versucht haben, das Feuer zu löschen. Nur geschafft haben sie's



nie, weil, was immer sie auch gemacht haben, das Feuer war stärker als sie. Universalis meinte, dass es am Material lag. War einfach viel zu viel da, das brennen konnte. Die Bergmänner sind trotzdem immer wieder runter und haben versucht, die Sache in den Griff zu bekommen. Keine Ahnung, warum sie's nicht einfach gelassen haben. Jedenfalls musste die Hälfte von ihnen aufs Feuer aufpassen, während die andere Hälfte die Kohle abgebaut hat. Aber wehe, einer kam dem Feuer zu nahe, dann fing's gleich an mit Fauchen und ist wie ein Tier über sie hergefallen. Die Männer mussten deshalb immer ein paar Klafter zwischen sich und dem Feuer stehen lassen. Als Sicherheitsabstand. Wobei Universalis meinte, dass sie's aus Demut getan haben. Aber ich denke mir, dass es wegen der Hitze war. War nämlich so heiß da unten, dass sie alle nackt gearbeitet haben.«

»Nackt?«

»Bis auf die Stiefel.«

»Und Angst vor ein bisschen Feuer?«

»Demütig. Hat Universalis gesagt.«

»Was macht's, die Vorstellung von einer hochentwickelten Kultur im Innern der Erde ist damit jedenfalls passé. Aber gut, ich hab's mir auch so schon gedacht: Das einzige, was da unten hohl ist, sind die Köpfe der Leute. Im Grunde nur ein weiterer Beweis für das Banausentum der niederen Rassen.«

»Deine Mutter!«, krächzt Charmosyna und beginnt, ohne ihr ernsthaft Schmerzen zufügen zu wollen, ja im Grunde von nichts anderem als dem Drang nach einer speziellen Form von Ruhe und Frieden getrieben, um nicht zu sagen *beseelt*, in die Hand zu hacken, die ihn hält und beschützt. Zeit, das Problem hier wie Männer zu lösen.

Was sich daraufhin löst, ist des alten Triefnas' Griff, doch führt die spontane Öffnung weder zum Duell noch zur Verwirklichung einer der üblicherweise damit verbundenen Freiheitsvisionen, sondern direkt in die nächste Hand, welche überdies seltsam feucht ...

»Ah, Pospichil! Ich hoffe, du hast dir die pissigen Pfoten gewaschen!«

»Sieh einer an, der gute alte Charmosyna. Mal wieder am Aufplustern, was?«

»Leder machst du jedenfalls keins aus mir!«

»Ach, das macht nichts«, befindet Balduin Pospichil beim Blick auf seine buschige rechte Hand, »ich weiß von einem König, der auf der Su-



che nach Federn von einem Vogel wie dir ist – zur Ausstattung seines Schlafzimmers.«

»Wir könnten auch Papageien-Pilz-Ragout aus ihm machen«, schlägt daraufhin der vor, den alle, einschließlich er selbst, nur den Fungisten nennen, und zwar seit jeher schon, was freilich kein Kunststück ist, da er selbst nicht mehr weiß, wie er heißt, das heißt einstmals *hieß*, und das einzige, was er mit Sicherheit sagen kann, ist, dass er seinen Namen beim Pilzesuchen verloren hat. Indes, ob sein kulinarischer Vorschlag ernstzunehmen oder eine zu mytho-mykologischen Übertreibungen neigende Finte ist, ist den beiden anderen Teilnehmern der Diskussionsrunde nicht ganz klar, doch reichen die an des Fungisten spindeldürren Armen hinabrinnenden und schließlich von knöchigen Fingerspitzen tropfenden Schweißflüsse aus, um Chamosyna davon zu überzeugen, dass es kein Zuckerschlecken wäre, in seinen Händen zu landen. Bleibt er also erstmal, wo er ist, hört den beiden Drecksfinken zu und hofft, dass Suse ihn nicht sieht.

Der Fungist hat derweil den schnabelroten Faden wieder aufgenommen und entfitzt ihn vor Pospichils Augen.

»Und du glaubst wirklich, dass man in so einem Treibhaus auch Pilze züchten kann?«

»Absolut.«

»Und außerhalb vom Treibhaus geht's auch?«

»Gar keine Frage.«

»Das ganze Jahr über?«

»Sogar im Winter.«

»Und alles, was man braucht, ist die passende Erde?«

»Solange es unter ihr brennt ...«

»Aber wie warm die Erde sein muss, hast du nicht gesagt.«

»Also gut, hör zu, ich erzähl's dir nochmal.«

»Schritt für Schritt?«

»Bis du's auswendig kannst.«

»Und du lässt auch nichts aus?«

»Kein Stück.«

»Na gut, dann los.«

»Also, das erste, was du brauchst, ist ein Stück Land.«

»Mit Feuer drunter?«



- »Auf jeden Fall.«
- »Werd ich mir kaufen.«
- »Gut. Aber pass auf, dass es im Boden eine Klüftung gibt.«
- »Die ich woran erkenne?«
- »An dem Rauch, der dort austritt. Und an der Bodentemperatur. Am besten 69° Reamur.«
- »Exakt 69?«
- »Nicht mehr und nicht weniger. Und erst recht nicht umgekehrt.«
- »Und auf dem restlichen Gebiet?«
- »Acht bis zehn.«
- »Klar.«
- »Klar?«
- »Klar!«
- »Na schön, dann weiter. Wenn du das Land hast, besorgst du dir sieben Karren voll Torf.«
- »Wie voll?«
- »Gestrichen voll.«
- »Und dann?«
- »Verteilst du sie über der Klüftung.«
- »Und da fällt nichts rein?«
- »Du musst vorher natürlich alles gut abdecken.«
- »Das hast du nicht gesagt.«
- »Entschuldige, mein Fehler. Also, erst abdecken, dann draufschütten.«
- »Weil's sonst reinfällt.«
- »Genau.«
- »Und dann?«
- »Nimmst du Kalkpulver und Holzasche. Sagen wir jeweils einen Drittel Scheffel.«
- »Sagen wir?«
- »Sage ich.«
- »Gut. Und dann?«
- »Streust du alles drüber.«
- »Mach ich.«
- »Und dazu noch einen halben Scheffel feinen Gips.«
- »Wird erledigt.«
- »Und Asche.«



- »Auch einen halben Scheffel.«
- »Ist das ne Frage?«
- »Ähem ... nein.«
- »Dann hast du dir's also doch gemerkt?!«
- »Nur das mit der Asche.«
- »Wundert mich nicht.«
- »Aber ...«
- »Kein Aber. Hör lieber zu, jetzt kommt nämlich der schönste Teil.«
- »Sagst du.«
- »Was?«
- »Ich hab nichts gesagt.«
- »Ich will auch nichts gehört haben.«
- »Klar.«
- »Also, wenn du alles gut abgedeckt, draufgeschüttet und verstreut hast, mischst du das Zeug ordentlich durch. Erst dann darfst du zum vergnüglichen Teil übergehen.«
- »Du meinst den schönen.«
- »Schönheit *ist* Vergnügen.«
- »Ich weiß nicht, bei den Pilzen führt das manchmal zu bösen Bauchschmerzen.«
- »Könnten wir die Philosophiestunde damit beenden?«
- »Wenn du mir sagst, wie's weitergeht.«
- »Ganz einfach, du nimmst dir ein großes, leeres Fass und stellst es auf eine Karre.«
- »Klingt wirklich ganz leicht.«
- »Schwer wird's von selber.«
- »Ich dachte schön.«
- »Das auch. In das Fass kommt nämlich Urin. Ein ganzer großer Eimer voll. Und dazu noch zwei Eimer voll Kot. Randvoll müssen die sein. Am besten ist, du füllst sie selbst, da weißt du wenigstens, was drin ist. Falls du aber nicht so lang warten willst, geht zur Not auch das Zeug von anderen, nur nicht von Tieren.«
- »Scheiße!«
- »Das war der Papagei!«
- »Ich weiß.«
- »Wahrscheinlich ist er neidisch.«



»Sieht ganz danach aus.«

[Schweigen.]

»Ich glaube, er will sich nicht weiter dazu äußern.«

»Macht nichts, Hauptsache, du sagst mir, was ich mit der ganzen ... mit dem ganzen Kot machen muss?«

»Du rührst ihn in den Urin, und zwar so lange, bis du eine feinsämige Masse erhältst.«

»Feinsämige Masse?«

»Genau. Und wenn ich dir noch einen kleinen Tipp geben darf: Nicht zu schnell rühren. Immer schön langsam. Und mit gleichmäßigen Bewegungen. Als würdest du Rührkuchenteig machen. Ja, ich glaube, das trifft es ganz gut – ein schöner dicker Rührkuchenteig, den man guten Gewissens in eine Form gießen kann, genauso muss es sein. Das heißt natürlich auch, dass du regelmäßig die Konsistenz prüfen musst. Am besten, mit der einen Hand rühren und mit der anderen prüfen. Zur Not kannst du aber auch einen Kochlöffel nehmen, ich meine, falls es dir unangenehm ist ...«

»Scheiße!«

»Das klingt mir jetzt aber nicht nach dem Papagei.«

»Hab ihm nachgequatscht. Wollt mal sehen, wie das ist.«

»Verpiss dich!« (Wer das wohl war?)

»Sag mal, Balduin, bist du sicher, dass du kein Ragout willst. Vielleicht mit nem schönen Rührkuchen dazu?«

»Später vielleicht. Erstmal musst du wissen, wie das mit der feinsämigen Soße weitergeht.«

»Der in dem Fass?«

»Um ne andre geht's hier nicht. Also, du fährst damit zu der Stelle, wo die Torferde und das ganze andere Zeug liegt und verteilst die Soße gleichmäßig drüber. Aber vergiss nicht, vorher nochmal umzurühren, sonst liegt am Ende alles obendrauf, was kurz zuvor noch unten war.«

»Und du bist sicher, die Pilze schmecken dann nicht nach ...«

»Ach was, höchstens ein bisschen brenzlig. Und das auch nur, wenn die Temperatur unten zu hoch wird.«

»Und was kann man dagegen tun?«

»Am besten alle zwei Tage eine große Kanne Urin drübergießen. Aber keinen frischen!«

»Und wie lange? Ich meine ...«



»Bis sich alles richtig zersetzt hat? Dauert normalerweise keine zwei Wochen, das heißt, wenn der Urin schön abgestanden ist, sonst dauert's natürlich länger.«

»Natürlich.«

»Oder wird erst gar nichts.«

»Verstehe.«

»Gut.«

»Und wann kann ich mit der Pilzzucht beginnen?«

»Eigentlich direkt danach.«

Womit die Sache zumindest theoretisch geklärt und – vermittels einer simplen 180°-Drehung – auch schon der nächste, will sagen: *erste* Schritt unternommen ist.

»Hee Trübestrom, ich würde dir gern ein bisschen Land abkaufen.«

Natürlich, Trutz von Trübestrom. Der hat hier schließlich noch gefehlt. Steht inmitten des Glashauses zwischen zwei Pflanzen, die er noch nie gesehen und die er selbst jetzt, nachdem sie angefangen haben, ihn liebevoll zu umranken, nicht wahrgenommen hat – und liest Zeitung.

»Ich nehme an, Sie haben noch nie eine Anzeige aufgegeben«, spricht's ohne aufzuschauen.

»Und ob!«, gibt der Fungist ohne lange drüber nachzudenken zurück – und macht einen Schritt nach vorn. »Hab mal einen angeschwärzt, der nen minderjährigen Tintling mitgenommen hat.«

Zeit für Pospichil und den Papagei, lautlos im Grünen zu verschwinden.

Der Fungist bekommt davon schon gar nichts mehr mit. Und Trutz von Trübestrom regt sich noch immer kein Stück.

»Da sitzt man da und überlegt tagelang, wie man's formuliert, und dann findet man die eigenen Worte zwischen all den Anzeigen kaum wieder. Hier: ›Ein ruhiger Platz zum Arbeiten«, das steht gleich *vier Mal* auf der Seite. Allerdings nur einmal unter ›Angebote«. Wobei, ich hoffe, dass keiner so schlau ist, das stille Örtchen damit zu verbinden. Zumindest nicht, bis er hier ist.«

»Planst ein neues Scheißhaus, was?«

»Kann man so sagen«, murmelt's, den Blick samt Kopf und Kragen tief in den Blättern.

»Wird bestimmt teuer.«

»Kann's mir kaum leisten.«



»Solltest was von deinem Land verkaufen.«

»Ich hätte«, und blickt kurz auf, »*schon das Land hier* nicht verkaufen dürfen.« Und während Trutz von Trübestrom zurück in die Blätter sinkt. »Aber dafür ist es jetzt zu spät. Das einzige, was mir bleibt, ist die Sache schönzureden, in der Hoffnung, dass daraus eine Erklärung wird. Also sage ich jedem, der mich fragt, dass sich meine Aufzeichnungen nicht getäuscht haben und in all den Jahren nie einer sein Geschäft an der Stelle hier verrichtet hat. Wenn ich bei meinen Beobachtungen keinen übersehen habe, sind sie alle rüber in den Wald gegangen, wobei nur dreiundsiebzig Prozent wirklich in den Wald reingegangen sind, während die restlichen siebenundzwanzig Prozent ihr Geschäft am Rand verrichtet haben. Und für den Fall, dass es einen interessiert: Innerhalb dieser Randgruppe waren über vierundachtzig Prozent Männer, wobei ich hinzufügen möchte, dass unter denjenigen, die selbst die groben Sachen am Rand erledigt haben, überhaupt keine Frauen mehr zu finden sind..«

Als Trutz von Trübestrom aufschaut, merkt er, dass er, wie lange auch immer, zu sich selbst gesprochen hat. Obwohl, nicht so ganz ...

Direkt vor seinem Gesicht, die Enden zweier Ranken. Schlangenköpfig starren sie ihn an, neigen ihre Köpfe langsam von einer Seite zur anderen, drehen und schütteln sie sanft, als würden sie verneinen, nicht glauben, was Trutz von Trübestrom da soeben erzählt.

»Wir können dir sagen, was du mit den heißen Dämpfen hättest machen können.«

»Eine saubere Leidenschaft.«

»Hygienisch und rein.«

»Stattdessen leidest du nur.«

»Und schürfst weiter im Dreck deiner Vergangenheit.«

»Immer tiefer, je höher du baust.«

Doch ist er da längst wieder in den Blättern versunken und nimmt nichts wahr von dem Vorschlag, den sie ihm machen. Eine Option, die keine Möglichkeit ist, das Angebot, sich der Last der Geschichte ein für allemal zu entledigen und das Erbe zu vergessen, das *sowieso* alt und verbraucht, und mit ihnen zu bauen an den Manifestationen der neuen Zeit, die schön ist und ewig sein wird, wo das Leiden ein Ende hat und alle Trauer nur noch antiquarische Erinnerung ist.

Als Johann Christian Martin Fuggert das lichtdurchgrünte Gebilde



aus Glas und Stahl betritt, ist es schon kurz vor Mitternacht, doch ist es ihm, als sei der Punkt bereits überschritten, nicht nur nach vorn, ins neue Jahr, nein auch zurück, in die Zeit, die längst vergangene, in der das Volk die Neujahrsfeier zur Umkehr der Ordnung benutzte, symbolisch, gewiss, doch ist *er* jetzt derjenige, aus dem sie einen Narren gemacht, so wie er hier steht und nicht anders kann, vorbei die Zeit von Demut und Askese, angebrochen sind Fest und Völlerei – und in ihrem Gefolge die Verfremdung der Liturgie, die schon bald auf Dauer gestellt und zu ihrer Verfemung werden wird, abgeleitet ins Regellose, die Anarchie ... die Lieder in seinen Ohren Lautmale einer Trunkenheit, wie er sie vor Gott nie erlebt, hinfort all die Ordnung, was bleibt, ist Maskerade und Spiel.

»Sie eilten in die Kirche, wir ins Theater«, stockt's ihm entgegen, obgleich es ein wenig dauert, bis er Universalius erspäht. Und während er spürt, wie sich die Hand löst, die ihn hierher gebracht, die Hand, die ihn *hier hält*, wird er von der Ansicht gepackt, man versage selbst dem rechten Zitat hier die Treue.

»Currunt illi ad theatrum, vos ad ecclesiam«, kommt's quellengetreu, wiewohl dem Sinn nach völlig verwandelt zurück.

Was bis auf Universalius jedoch keiner bemerkt, weil weder versteht noch in dem ganzen Durch- und Mit- und Gegeneinander überhaupt wahrnimmt (um von Unter- und Über- zu schweigen), und als wäre das alles noch nicht genug, macht sich der rundum Verkleidete jetzt auch noch auf, ein Feuerwerk zu zünden.

Stunden später, als alle Erscheinungen am nächtlichen Himmel samt diesem selbst in Luft aufgelöst und der Dampf zurück in den Boden gekrochen ist, als die Kirchtrümmer im Tal wie die Reste eines dick überzuckerten Kuchens aus dem Dunkel treten und es unvorstellbar erscheint, dass, wenn die Hülle geschmolzen, auch das Darunter verschwunden, als sämtliche Schwellen in der Zeit wie im Raume übertreten und Schlafplätze in Stallungen und Schuppen, auf Treppenabsätzen wie auf Tischkanten vielleicht nicht gesucht, so doch gefunden sind, und nichts als Spuren zurückbleiben, die nie ganz zu verfüllen und abzuschleifen die Aufgabe der Unbegreifbaren ist, liegt Albert auf der Wiese, die warm und grün und voller Sonnenlicht ist, den Kopf in Lillys Schoß gebettet, schläft er – und träumt, derweil um sie herum die Kinder Schlitten fahren und Schneebälle nach allem werfen, was sich bewegt.

Am 18. Februar, einem Sonntag, wird Justus Kaleika um Punkt 6:13 Uhr die Augen aufschlagen, ein grunzendes Geräusch in den Ohren haben, sich auf eine recht allgemeine Weise wundern, reflexartig den Kopf schütteln und dabei das dumpfe Gefühl nicht loswerden, von seinem eigenen Schnarchen geweckt worden zu sein.

›Verdammich!‹

Er wird sich aus Gründen, die keine sind, nach links zu seiner Frau drehen, sie, wie er glaubt, schlafend vorfinden, es dabei bewenden lassen, erwartungsvoll aus dem Fenster schauen, nichts sehen, die Augen zukneifen, sich mit der flachen Hand über das pferdeähnliche Gesicht fahren und währenddessen spüren, dass seine Füße kalt sind.

›Scheißkalt!‹

Er wird die dünne Wolldecke zu einem Knäuel zusammenstrampeln, aus dem knarzigen Bett in die Filzlatschen steigen, aus dem Zimmer schlurfen, mit der Tür den Tau von den Dielen schaben und, während er die Treppe hinabknarrt, im Gegensatz zu seiner Frau vergessen haben, das da was war.

Stattdessen wird er sein frühes Erwachen als Zeichen nehmen, blindlings durchs Haus kreiseln, allerhand Essbares zusammenklauben und daraus einen Teig kneten, den, da ist er sich nach einer als Frühstück fungierenden Kostprobe sicher, keine Schleie je wird verschmähen können.

›Yummmii!‹

Kurz darauf wird er, von einer Eisangel, seinem Sonntagsanzug und einem als Buch getarnten Fisch- und Futterkästchen aus der Tür und auf einen toten Vogel treten, dessen Gedärm durch das leicht geöffnete Schnäbelchen in den Schnee schießt.

»Bähhh!«

Er wird den kleinen Kadaver mit seinen Stiefeln ins Weiße drücken, sämtliche Spuren verwischen und seine eigenen runter zum Fluss und darüber hinweg auf die andere Seite ziehen, um alles auf das Haus von Bertschie Bückling zulaufen zu lassen, wo ein Zettel an der Tür klebt.

›Ich bin nicht da. Und wenn, dann schlafe ich noch.«

Er wird den Eisbohrer hinter dem Schuppen finden, goldgelbgrünlänzende Schleien vor sich sehen, neue Spuren in den Schnee und ein Loch in die kristallne Oberfläche des Weihers drehen und statt Wasser einen Hauch warmer Luft über die Füße geschwappt bekommen.

›Hä?‹

Er wird zum zweiten, jedoch nicht zum letzten Mal an diesem Tag auf eine recht allgemeine, wiewohl im Nachgang je verschiedene Weise verwundert sein, sich umschauen, keinen erkennen, das Loch eilends wieder verschließen, sich noch einmal umschauen, unten, auf der Wiese, einen hölzernen Verschlag entdecken, den er zuvor noch nie gesehen hat und sich auf direktem Wege zu ihm begeben.

Von diesem Punkt an aber wird die Geschichte eine andere sein.

Es ist Sonntag, der 18. Februar, 7:24 Uhr – die Geschichte kommt in Bewegung.

Ich weiß, das sagte ich bereits. Und im Grunde stand sie ja auch niemals still. Jetzt aber nimmt sie Fahrt auf, beschleunigt. Wie ein Zug, der aus dem Bahnhof gegliitten ist und nun alles daran setzt, sein Tempo zu steigern, um schon bald wie ein Projektil durch die Gegend zu schießen. Aber aufgepasst, das ist nur eine Metapher, ein billiger Trick, der uns bei Nichtbeachtung (oder Überernstnahme) wer weiß wohin führen kann. In ein zwischen zwei Grenzen geratenes Niemandsland etwa. Oder nach Überallhin. Was freilich immer noch besser ist, als einer nach dem anderen in die Krypta jener Selbstbezogenheit zu geraten, die schändlicherweise auch noch unsere eigene ist. Vielleicht fliegen wir aber auch schon vorher aus dem Zug und knallen zwischen sämtlichen Sinnhorizonten in den Dreck, und alles was wir tun können, ist dazusitzen, den Rücklichtern zuzuschauen und zu sehen, wie sie vor unseren Augen verschwinden, aufgeschlürft von der in Bewegung geratenen Geschichte selbst. Falls das die Sache hier irgendwie klarer macht ...

Dabei ist die Beschleunigung in diesem Fall weder eine Frage der Technik noch Teil einer Revolution, kein Ausdruck von Masse und auch keiner von Macht. Es sind Neugier, ein acht Pfund schwerer Eisbohrer und das Gefälle des Hanges, die Justus Kaleika auf eine ihm unbekannte Bretterbude zuschießen lassen.

Aber stopp, halten wir, wenn schon nicht die Geschichte, so doch unseren verhinderten Angler kurz an und erinnern uns an das, was seine Frau geschrieben ...

Und?

Die Beschleunigung nichts als ein weiteres Glied in der mit schönen Worten gepolsterten Kette aus Alltag und Drama?!

»Schüttelst du jetzt den Kopf?«

Oder ist es eine Frage der Form?

Und der Inhalt? Ich meine, ich sehe es doch selbst: »Eine Aneinanderreihung von Plattitüden und Nebensächlichkeiten, einfach und banal.«

[Justus Kaleika steht in der Luft und rührt sich nicht.]

»Scheinbar ...«

Also schön, hör zu, ich mach dir nen Vorschlag. Wir lassen den Luftikus noch ein bisschen da stehen (er wird in den kommenden Tagen und

Wochen ohnehin nicht viel Gelegenheit haben, sich auszuruhen) und schauen uns in der Zwischenzeit an, was Universalius in seinem Tagebuch unter »Beschleunigung, Geschichte usw.« notiert hat.¹

Der Anfang hat beinahe etwas Poetisches.

»Die Alte Welt will eine neue werden / Nie wieder will sie aus dem Takt geraten.«

1 »Als wenn es nicht schon genug Fußnoten gäbe!«
 Verehrter Leser, ich bin mir der Einwände wohl bewusst, weiß, dass es Werke (mehrbändig und obendrein noch Standard!) gibt, in denen nicht eine einzige Fußnote den Lesefluss bricht. Und ich will auch nicht verschweigen, dass ich mich an jenen juxtapositionierten Spielchen erfreue, die da besagen: »Je größer der Anmerkungsapparat, desto kleiner das Werk.« Oder, um die Sache direkt auf den Autor zu münzen: »Je mehr Fußnoten einer setzt, desto weniger hat er zu sagen.« Und schließlich kenne ich auch Universalius' Worte, die der historischen Forschung seiner Zeit kein gutes Zeugnis ausstellen, wenn sie – mit der dem Epigrammatisten eigenen Pointierung – erklären: »Die Fußnote ist die Müllhalde der Schuttschlepper des bloßen Tatsachentums.« (Der Satz findet sich einzig in der dritten, bislang unpublizierten Auflage von Universalius' Epischen Epigrammen). Allein, lieber Leser, das hier ist kein Geschichtsbuch, und ich ein anderer, kein Universalius. Überdies hat die Anmerkung an dieser Stelle einen ganz praktischen Grund, schließlich tauchen – im Gegensatz zum Großteil von Universalius' sonstigen »wissenschaftlichen« Tagebuchnotizen – die im Anschluss an diese Fußnote zitierten Zeilen in keinem seiner Werke (soweit mir diese bekannt sind) wieder auf, sieht man einmal vom sog. »Teleologie-Fatalismus-Fragment« und einer kleinen, im Grunde aber nebensächlichen Erwähnung des Zeittaktes in der alltagsgeschichtsphilosophischen Schrift »Verzehnte Welt« ab. (Ebd., S. 140). Nun ist hier gewiss weder die Zeit noch der Ort, um über Gründe dafür zu spekulieren, doch scheint diese Ästhetik der Absenz ihren Ursprung im Stoff und nicht, wie man annehmen könnte, in der Form von Universalius' Notizen zu haben. Es handelt sich hierbei folglich um eine Ästhetik, die, ich zitiere aus dem Fließtext eines mehrbändigen Standardwerkes, »die unabdingbare Immanenz ihres Da-Seins nicht leugnen kann, ist doch die Abwesenheit einer Abwesenheit gleichsam nicht da, und an die Stelle von Gott, Vernunft und Geschichte sind spatiöse Leeren sowie signifikante Blindformeln getreten, deren semasiologische Deutung genauso indeterminiert ist wie ihre onomasiologische Ausdifferenzierung, denn das, was in den Worten schweigt und im Sprechen nicht zum Ausdruck kommt, lässt sich allein fragmentarisch rekonstruieren.«
 So denn, getreuer Leser, begreifen wir das Vergangene wie auch das Folgende als einen Versuch zwischen dem Leerräumen der Zeilen.

Doch dann wechselt der Ton.

»Die gesichtslosen Führer versuchen es mit Beschleunigung. Endlos, aber dafür mit Ziel. Sie sind die Techniker der Geschichte. Die Zeit ist ihr Project – und die Masse ihr Projectil. Die Geschichte aber ist ihnen ein Gewehrlauf, mit dem sie Löcher in die Gegenwart schießen, um den Massen eine Zukunft zu eröffnen. Sagen sie.

Aber die Löcher sind EIN Loch. Und die Zukunft der Punkt, auf den alle zielen. Ein toter Punkt – und die Gegenwart muss als erste dran glauben.

Vielleicht ist es ja nur mein Kopf, der es mir unmöglich macht, ganz gegenwärtig zu sein.

geistesgegenwärtig – die Wortfügung eine *contradictio in adjecto*.

(In seiner Gegenwart nahm er sich die Gegenwart, nahm sich selbst – das Leben.)

Du wirst zynisch, mein Freund, zynisch und satt. Oder hängst du einfach nur zu sehr an der Geschichte?

Vielleicht.

Ich weiß es nicht. Aber ich spüre, dass die Rückgriffe kürzer werden, je länger ›die Geschichte‹ dauert. Außerdem: Manch einer tritt sein Erbe nur an, um sich mit jedem Schritt, den er geht, davon zu entfernen. Aber nicht jeder bemerkt es sogleich. Tut er es aber, dann ist da sogleich Hoffnung – die Hoffnung, sich ›am Ende‹ davon zu befreien.

Oh, ich kann sie schon hören ... dass es keine Freiheit ohne Geschichte gibt, dass die Geschichte die Lehrmeisterin des Lebens ist et cetera et cetera et cetera

Aber die Lehrmeisterin ist selbst verseucht.

(Sammeln, gegenüberstellen, vergleichen: Kein Ganzes, keine Reinheit, kein Urzustand. Vielleicht nicht mal ein Wesen (auch wenn mir bei dem Gedanken schaudert. (Hilft uns denn das Ontologisieren der Sprache?) Auf jeden Fall kein primitives Glück, keine unverdorbenen Kinder, keine Eschatologie (sie versuchen schon seit Jahren das Wort in unsere Köpfe zu kriegen). Weder die beste noch die schlechteste aller möglichen Welten. Kein Fatalismus und keine Teleologie, diese Geschwister, die nur ihre Vorzeichen tauschen.

Aber auch kein Krieg aller gegen alle. Keine geborenen Sünder. Kein bloß approximatives Leben.

Überhaupt: Kein Anfang und kein Ende

Nirgends

Was ist das tertium comparationis?)

Was auch immer das Resultat ist: Die Geschichte erscheint mir von Tag zu Tag weniger als ein Ort der Freiheit.

In diesem Punkt trifft sie sich mit der Zukunft, wie sie die Progressisten zeichnen, denn diese sehen in jener das Heil unsrer Zeit. Wir müssen uns nur beeilen, schon sind wir da. Gleich. Gleich. Die Zielgezogenen erwarten uns. Sie lauern hinter den ins Ungewisse weisenden Läufern. Sie sind die Hinterlader der in die Seelenachse gestopften Massen.

¹Belassen wir sie ruhig in der Ansicht, dass es Männer sind, die Kriege gewinnen, und nicht Gewehre. Sollen sie doch glauben, es seien Wille und Moral, die über den Ausgang einer Schlacht entscheiden. Ihr Einsatz wird, wie unser Sieg, umso größer sein.

[...]

Wir aber erkennen, dass das Leben wie das Überleben eine Frage der Technik ist. Und dass Distanz, nicht Nähe, über Sieg oder Niederlage entscheidet. Die Zeiten sind andere geworden. Es sind Quantitäten, die jetzt siegen, auch wenn sie noch immer nicht herrschen – und es auch niemals sollen. Im übrigen: Wie lange die neuen Kriege auch dauern, wir haben genug Material, Menschen, Zeit. Wir sind gerüstet.

[...]

1 Der folgende Abschnitt im Tagebuch zeigt keine handschriftlichen Notizen, sondern – in dieser Form einzigartig für Universalius' Aufzeichnungen – ausgeschnittene und untereinandergeklebte Streifen Papier, insgesamt drei an der Zahl, die allem Anschein nach von Universalius selbst beschrieben wurden, obgleich die Worte nicht von ihm zu stammen scheinen. Darüber hinaus hat sich gezeigt, dass das Tagebuch unter den schmalen Streifen unbeschrieben ist, mithin nichts überklebt wurde. Was die Wiedergabe betrifft, so wurde das Ende eines jeden Streifens hier durch [...] markiert. (Die dieser »Textcollage« zugrunde liegende Quelle konnte bisher nicht identifiziert werden.)



Sagen wir es der Einfachheit halber so: Wir sind Stellvertreter des Stellungskriegs. Wir kompensieren die Zeitverluste durch Raumgewinne. Wir sehen es voraus: Die Größe des Niemandslandes zwischen den Stellungen ist indirekt proportional zur zu erwartenden Gebietserweiterung.

Ein kleines Autodafé.
auto-dafé
auctordafé

Die Menschenführung vom Subject schiebchenweise einverleibt.

Der Alte will ein neuer werden, er ist schon aus dem Takt geraten.
Er bräuchte einen Luftwechsel, eine Raumveränderung.

Es ist spät.

Die Beschleunigung ein langsames Eintropfen der Technik in den Geist.
Wir bekommen die Zeit nicht mehr zu fassen, nicht mehr zu greifen, nicht mehr begriffen.
(Was auch immer unsere Begriffe sind, sie sind zu statisch, sie können die wirkliche, d. i. die untergründige Bewegung der Geschichte nicht erfassen.)

Ich bin müde.

Wir leben im kürzesten aller Jahrhunderte. (Im nächsten werden sie das wieder sagen. Wahrscheinlich werden sie überhaupt erst aufhören, wenn »die Zeit« so schnell geworden ist, dass ihnen nicht mehr genug davon bleibt, ihre Verheißungen zu verkünden, ohne die Epoche zu durchbrechen. Ist das eine Chance? Vielleicht. Aber wollen wir (kann ich) so lange warten??)

Neuer Titel: ~~Die Akzidenz der Akzeleration~~
Die Verzeitlichung der Welt, die Temporalisierung des Raumes.

Luftwechsel, Raumveränderung, herrlich.



Neue Zeit, schöne Zeit, klare Zeit.
Keine Zeit!

Statt Verteilung Verdichtung. Darin schon Zerfall.

Alles wird gemessen – und die Maßlosigkeit wird zum Maß.
Das Gemessene wird zum Vermessenen.
(Und die Gemessenen zu Vermissten.)

metron ariston – als hätten sie's uns von innen in die Schädeldecken gemeißelt

Homogenisierung, Zentralisierung, Standardisierung.
Worte, Worte, Worte. Aber dahinter
Beginnt alles schal zu werden.

›Homogenität, oh schöne Homogenität.‹

Für die Ep. Epgr.: Der Singular ist die Signatur unserer Zeit. (Besser für
nen Kalender)
Kulturkritikkalenderkram, großer.

Der Zettel in der Tasche!
Warum erinnere ich mich erst jetzt? Warum so spät?
Warum nicht einfach nachtragen?

Es sind Bücher, nichts als Bücher, in denen man von einer Zeit in eine
ganz andere, vom Krieg zum Frieden, springen kann. Einfach umblättern.
Zwei Seiten, mehr braucht's dazu nicht. Und mit ein bisschen Glück –
oder Unglück – findet man auch wieder zurück. Und was die Nachkom-
menden betrifft: Durchblättern, nicht durcheinanderblättern!

Als wenn wir nicht längst wüssten, dass die Seiten im großen Buch der
Geschichte niemals umgeschlagen werden können.

(Man muss diese Seiten durchdringen)

Geschichte, wo einst Historie war. Sogar hier.

Ich schreibe weiter, als sei nichts geschehen. Dabei hat es ganz anders begonnen ...

Die Befreiung in/mit einem Buch.

Ein Weg?¹

Ziemlich wirre Geschichte, was? Überladen und durcheinander.

Aber keine Sorge, getreuer Leser, ein Tastendruck

und der fast schon vergessene Justus Kaleika schießt geradewegs auf den hölzernen Verschlag zu, der fünfviereizweiskeinen Meter vor ihm steht, derweil der Kerl rücklings im Schnee liegt und der Eisbohrer wie eine Lanze über ihm in der frisch aufgebauten Bretterbude steckt. Einen Moment lang hält er sich selbst für den Bestürmten, dann kappt der Bohrer aus dem Holz. Und Justus Kaleika wälzt und windet sich im Schnee.

Zwei Minuten und eine allgemeine Verwunderung später sitzt, oder besser *flüzt* der Gebohrsackte in einem leicht überdimensionierten, wiewohl umso komfortableren Sessel aus etwas, das wie Rindsleder aussieht, sich wie Samt anfühlt und weder nach dem einen noch nach dem anderen und noch nicht mal nach beidem riecht, im Grunde ein geruchloses Ding, geschmacklos obendrein, wie die kurzerhand gezückte Zunge

1 An dieser Stelle hat Universalisus – offenbar freihand – einen waagerechten Strich über die gesamte Seite gezogen. Darunter findet sich eine mit »1« gekennzeichnete Fußnote (eine von zweien in Universalisus' gesamten Tagebuchaufzeichnungen), welche den Entwurf einer Szene für das – noch immer unveröffentlichte(!) – Erstlingswerk »Mundanus Monachós« enthält. Darin berichtet der namenlose Ich-Erzähler (offenbar ein Alter Ego des Autors) über seine Erlebnisse »in der Stadt«. »Geriet in einen Strom junger Menschen, wurde mitgezogen und ins Innere einer Bibliothek gespült. Oben der Stuck, darunter die Bücher, ganz unten wir. War verblüfft, schaute mich um, griff in eins der Regale, fand ein Geschichtsbuch und lachte. Riss sogleich von den Anfängen bis zur Gegenwart ein paar Seiten heraus. Eine kleine, dicke Frau sah es, stapfte schreiend auf mich zu. Bekam Angst, hopelte weg. Fand in einem anderen Raum eine Zeitung. Hatte sie schon gelesen. War gut. Nahm sie und lief damit zu der kleinen, dicken Frau zurück. Kleine dicke Frau sah mich, begann erneut zu schreien. Wedelte zur Beruhigung mit der Zeitung. Kleine dicke Frau ließ sich nicht beruhigen. Nahm ihr das Buch aus den Händen und legte die Neuigkeiten ans Ende. Kleine dicke Frau fiel um. Hob sie auf, stellte das Buch zurück ins Regal und flog aus der Bibliothek.«

vermeldet, derweil die Augen widersprechen und die in der Bude vorm wärmenden Feuer liegenden Füße von einer Seite auf die andere wackeln.

Unentschieden.

Egal.

Die Wunderlichkeiten sind Justus Kaleika längst ins Hirnfleisch gekrochen und haben ihm einen Kokon aus Erklärungen gewoben, in dem sich's zweifellos leben lässt und der von den Fragen, die er stellt, nicht zu durchdringen ist.

Eine höhere Stufe der Realität.

Er kommt aus dem Staunen nicht mehr raus.

Und nicht wieder in sein Leben zurück.

Aber davon bekommt er nichts mit.

Nicht hier, nicht jetzt.

Den Arsch in den Sessel und die Beine samt Füße in Richtung Feuer gedrückt, liegt er im Innern der Bretterbude und schaut sich, ungestört von Gott und der Welt, um.

Die Welt, die er nicht sieht.

Die Welt, die ihn nicht sehen kann.

Die Welt, von der er bald nur noch hört.

Die Welt, die noch von ihm hören wird.

Und Gott?

Egal.

IST AUCH SO SCHON ALLES GRÖßER ALS GEDACHT.

Oder, um es mit Justus Kaleikas eigenen Worten zu sagen: »Ganz schön viel drin für das bisschen, was von außen zu sehen ist«.

Was aber hat Justus Kaleika von außen gesehen?

Und was von innen?

Und ist wirklich mehr drin, als »von außen zu sehen ist«?

Ja, woher stammen diese seine Worte eigentlich?

Und an wen sind sie gerichtet?

Und überhaupt: Was soll das eigentlich alles? Ich meine, was soll das denn mal werden?

Lieber Leser, du wirst es erfahren. Doch sehe ich mich, zum Zwecke der Wahrung eines Restes jener Chronologie, welche Universalisus dareinst als

»Opium für Historiker«¹ bezeichnet und die sich im vorliegenden Fall als geradezu erbärmlich erwiesen hat, zunächst gezwungen, unseren mittlerweile freudig verhinderten Eisangler ein weiteres Mal anzuhalten und ihm eine letzte kleine Pause zu gönnen.

Zum Glück hatte Justus Kaleika, kaum dass er den Sessel gefühlt, gerochen und geleckt, linkerhand auf den Boden geschaut und, während die Füße unbeschuh't zum Feuer wackelten, einen dünnen, schneeweißen Teller entdeckt, darauf eine Schleie, groß und saftig, das Fleisch warm unter einer feinen Schicht glänzend zerlaufener Butter.

»Geschmacklos«, sagten die Augen.

»Ganz im Gegenteil«, sagte die Zunge.

»Ich kann noch immer nichts riechen«, sagte die Nase.

»Egal«, sagte Justus Kaleika und griff zu.

Und so liegt er jetzt, den Arsch in den Sessel und die Beine samt Füße in Richtung Feuer gedrückt, im Innern der Bretterbude, pult das Fleisch aus dem Fisch und stört sich nicht daran, dass einer die Zeit anhält, sie mitsamt dem Raum teilt und beide, zum Zwecke der Aufrechterhaltung der Fiktion, ein Stückchen zurückdreht. Als er sie wieder laufen lässt, wälzt und windet sich Justus Kaleika im Schnee.

Eine Minute und eine halbe Runde um die Bretterbude später steht er, noch immer von Schmerzen gekrümmt, vor einem Blatt Papier, vielleicht ein Plakat, oder eine etwas zu bildlich geratene These, auf jeden Fall aber um ein Vielfaches höher und breiter als das, was bei Gütergotz in der Kneipe hängt, darauf eine Kirche, so groß, dass sie mit einem Blick nicht zu erfassen ist.

»Ach du heilige Scheiße«, raunzt's und betastet das Bild, als sei's nicht real. Umfährt die Linien wie Flächen und taumelt, die Hand an der Wand, langsam von dannen.

Weit kommt er nicht. An der Schmalseite öffnet sich ihm eine Tür, wird das Tor über alle Verwunderung hinaus aufgestoßen. Und Justus Kaleika tritt ein.

Was folgt, ist Geschichte.

1 Siehe Universalis: Epische Epigramme, S. 425 bzw. S. 477 in der 2., erw. Aufl.

Eine immer undurchlässiger werdende Schicht scheinbar zusammenhangloser Eindrücke. Umherstreifende Augen. In loser Folge aufgenommene Bilder.

Sein über dem Kamin baumelnder Anzug.

Ein in die Wand eingelassenes Stück Gaze.

Die kalten Reste der Schleie.

Seine nackten Füße vor den Flammen.

Die ausgefleischte Haut.

Die kleinen, glänzenden Augen.

Sein knochig-weißer Arm.

Ein in der Ecke stehender Briefkasten.

Die auf einem Tisch liegenden Fotografien.

Der auf einem brennenden Scheit liegende Kopf.

Bilder, die er nicht deuten kann.

Ein Tunnel aus Licht und Beton.

Menschen, die unter einer schweren Gummihülle über den Boden kriechen.

Aufgeworfene Extremitäten, zerknittertes Gebein. Ein dickflüssiger, zäher Strom aus Leibern.

Die Oberfläche, unter der sie sich, verschattet und vergilbt, dem Fluchtpunkt der Strahlen entgegenschieben.

Die Strahlen, die sich über ihnen in den Beton fressen.

In der Ferne der Punkt, wo das Schwarz zu leuchten beginnt.

Die ineinandergetriebenen Körper.

Das stumme Zertreten.

Über allem das Licht.

Bilder, von denen er später nicht wird sagen können, ob er sie wirklich gesehen.

Ein weiterer Tunnel.

An den Wänden entlanglaufende Rohre.

Sich kreuzende Schienen.

Das eingleißende Licht.

Ein durch die Decke brechender Haufen Knochen.

Die grell erleuchteten Schädel, darin die entkernten Höhlen.

Herabgeschossen, ausgerieselt. Wie ein geplatztter Sack Getreide.

Die Stimmen der Schmoker.



Justus Kaleika erschauert, starrt über die Bilder zur Wand, legt sie eilends zurück auf den Tisch, findet Federhalter, Papier, beginnt sofort zu schreiben.

Er kann nicht anders, er muss es tun.

Die Worte, die Namen, das Datum dazu.

Als wenn es ihm Gewissheit gäbe.

Die Versicherung seiner selbst.

Das Festhalten von dem, was da war. Und ist. Und sein wird.

Erst als die Schmoker verstummt und gegangen, bemerkt er, dass er den Federhalter gar nicht in Tinte getaucht.

Aber wen wundert's? Die Zeit bleibt schließlich nicht stehen ... die Technik entwickelt sich weiter ... die Sachen sind alle im Fluss ...

Er hat noch nie viel geschrieben, aber jetzt, jetzt kann er's tun.

Der praktische Füllfederhalter, das knisternde Feuer, der herrliche Sessel. Dagegen draußen die Kälte, die Schmerzen, der Schnee.

Er nimmt die geschlitzte Feder, drückt sie aufs Porzellan, fährt mit der Spitze über die ausgefleischte Haut. Von hinten nach vorn. Die ganze Seitenlinie entlang. Reißt der Schleie die kleinen Schuppen heraus.

Sie spürt nicht das Geringste.

Vor seinen Augen ein feiner Sprühregen.

Alles, was er sieht, glänzt golden.



Es ist 23:14 Uhr, als sich die Tür des hölzernen Verschlags öffnet und ein pferdeähnlicher Kopf nachgeschoben wird.

Ein Hals reckt sich, windet sich um's Türblatt.

Justus Kaleika guckt, als gäbe es in stockfinsterer Nacht etwas zu sehen.

›Keiner zu sehen‹, und zwängt sich durch den Spalt ins Freie.

In seinen Händen ein gusseiserner Briefkasten.

Und ab geht's.

Was da ist, schießt in Flecken und Flächen an ihm vorbei.

Schwarztöne. Anthrazit.

Schon ist er am Fluss.

Und setzt über.

Kommt ihm einer entgegen.

›Wo geht's denn hier zum Rittergut?‹

Zeigt er mit dem Staken hinter sich und ihm den Weg.

Als er ans Ufer kommt, trifft ihn ein Schneeball im Genick.

Ist natürlich nicht zu sehen, wer's war.

Der Kerl auf dem Boot war's jedenfalls nicht, kann er gar nicht gewesen sein.

›Den hab ich mir nur eingebildet.‹

Und als bedürfte das Hirngespinnst der nachträglichen Bestätigung:

›Kleiner Schlag auf den Hinterkopf bringt die Vernunft zurück untern Schopf.‹¹

Affirmiert bis in die Sohlen, macht sich Justus Kaleika auf den Weg nach Hause.

Die ruchlose Hand wird er schon noch finden.

Wird er auf jeden Fall.

1 Ein Pferd erkennt man am Schopf, und am Kopf einen Narren.*

* Nein, den kennt er nicht.



... wie ein Junge, der im Unterholz schläft. Um ihn herum nur Verdächtige und Wölfe.



Am 19. Februar, einem Montag, schlägt Richard Bary – im Schoß »Eine Schrift für bärtige Jünglinge und junge Greise« und im Genick eine Zerrung – um Punkt 4:23 Uhr seine Augen auf, sieht, zunächst verschwommen, bald aber ganz klar, im Tal etwas Grellweißes, hält die Sache für nichts Gutes und schläft wieder ein.

Während er das tut, schwingt, nur wenige Meter von ihm entfernt, Charnosyna Wilhelmina sein unausgeschlafenes Ich auf das Fiederblatt einer Pfirsichpalme, wippt abwärts, hofft auf den Auftrieb, breitet seine Flügel aus und kracht – Schnabel voran – gegen das gläserne Dach des Treibhauses. Er schüttelt sich kurz, stürzt dann ab und bleibt, von Stacheln übersät, reglos am Boden liegen.

Zur gleichen Zeit träumt Wilhelmine Bary, geb. Schreiber, von einem Mann namens August, einer Riesenseerose namens Victoria und einem noch riesigeren Treibhaus namens Nymphaeum Wilhelmineum – und davon, wie ihr fetter, nichtsahnender und seiner Befriedigung zwangsweise an einem Buch stillender Gatte in einer Hängematte über dem Teich liegt, welcher Teil eines *ganz speziellen Treibhauses* ist, gegenüber dem der eheliche Schmerbauch geradezu winzig wirkt und *in dem* er fast zu verschwinden »droht«. Ganz im Gegensatz zu dem Teich, den er bis in die Nachtstunden hinein ausgehoben und dabei gar nicht bemerkt hat, dass derjenige, den sie seit dem Tag ihrer Vermählung nur noch Scheißvogel nennt, seit Stunden nicht aufgetaucht weil eben rundum verglast ist. Bemerkte er es aber, so wird es zu spät sein, genau wie ihm das Buch, das sie ihm in die Gerade-noch-so-Ernährerhände gedrückt hat, letztlich alles andere als Befriedigung verschaffen wird, endet es doch mit den Worten: »Noch kenne ich, der Vf., ein Mittel, welches alles andere in seiner Wirkung übertrifft, ein Mittel, welches mit Ungestüm den Zeugungstrieb erweckt und zum Genuss der Liebe reizt, das ich aber den Laien in der Kunst nicht verraten kann und darf, aus Furcht, dass großes Unglück damit angerichtet werden möchte, wenn sie es erführen und ungefähren Versuch damit anstellten. Ich mache es hier wie jener Schulmeister, der seinen Schülern, als sie ihn um etwas fragten, antwortete: Nun, wenn ihr es nicht wisst, so sollt ihr es auch nicht erfahren.«

Was dagegen Albert betrifft, so ist er auch an diesem Tag von sämtlichen Martyrimonien frei und macht sich, nachdem er Max gewickelt und an seiner Statt zu Lilly ins Bett gelegt hat, kurz nach fünf Uhr auf



den Weg zurück in seine Schule, wo er zunächst das Tannenreisig verbrennt, mit dem er die von Tür zu Tür, von einem Glück zu einem anderen führende Spur verwischt hat, anschließend die beiden Klassenzimmer herrichtet, unter einer der Bänke einen Kanten Brot findet, ihn auf den Ofen legt, aufbäckt und isst. Als Lilly zwei Stunden später an sein Fenster klopft, weiß er, dass etwas nicht stimmt.



Lichterlos steht das Haus in der Nacht.
Unter dem Schnee streckt sich das Land.
Justus Kaleika stapft durch die Tür.

Sophie scheint zu schlafen.
Die Küche ist kalt.
Der Herr des Hauses wuchtet sein Mitbringsel blind links auf den Tisch.

Dann sackt er auf den Stuhl.
Und in sich zusammen.
Schläft.

Als er Stunden später erwacht, spürt er die eingefressene Kälte.
Starrt auf das, was vor ihm steht.
Rappelt sich hoch und entzündet ein Feuer.

Die Wände flackern auf.
Die Dinge im Raum treten zu ihm.
Justus Kaleika sieht, wie die Funken gegen die Decke schlagen, verglühen.

In der Nische vor seinen Füßen Holzscheite, Asche, trockene Schuppen.
Das Reibeisen im Regal, verrostet, verklebt.
Würde sie den Fischen das Rückgrat brechen, bräuchte sie nur ein Messer.



In der Zwischenzeit lacht sich Hilarius Tuck halb tot.

Einen Bilderbogen in der Hand, sitzt er in seinem Bett und pisst sich fast ein. Das sind aber auch Dödel! Vor allem der Kerl auf dem Bild oben rechts, der mit Stock und Peitsche bewaffnet aufm Dach vom Führerhaus einer Dampflokomotive steht und das Ding zu lenken versucht. Oder der Trottel, der in einem U-Boot sitzt und das Fenster aufmacht, weil er ohne frische Luft nicht schlafen kann. Haha. Und dann noch der Typ, der glaubt, er könne übers Wasser laufen. Am besten aber is der Neger, der sich an seiner Liane von Baum zu Baum schwingt, bis er mit Karacho gegen ne Glasscheibe knallt. Und auch wenn ihn die Sprüche untendrunter normalerweise nicht interessieren, der hier is wirklich lustig. »Der Mohr, der glaubte, frei zu sein, brach sich's Genick, nicht nur das Bein.«



Als Albert aus der Tür tritt, strömen die Kinder wie tote Fische an ihm vorbei ins Tal.

Zumindest ist das das Bild, das ihm in der Unermesslichkeit der Zeit zur Erinnerung wird und das er ausgräbt, bald schon, ganz bald, als sei alles vergangen und doch nichts vorbei. Vielleicht ist es aber auch die Erinnerung, die ihn ausgräbt, damit er das Bild in seiner ganzen Größe erblicken und erkennen kann, dass der Alptraum nicht gewillt ist zu vergehen – und dass er das ist, was man die Zukunft nennt.

Aber da steht Lilly schon vor ihm. Den Kleinen auf dem Arm, nimmt sie ihn stumm bei der Hand.

Am zweiten April gab die T&T-Aktiengesellschaft bekannt, man habe »im Umkreis der sog. Findelgrube förderungswürdige Mengen Braunkohle entdeckt«.

Zurück am Tisch, findet Justus Kaleika ein Buch, darunter ein Blatt Papier – ein Brief.

›Wie unvorsichtig ...‹ – und liest.

›Lilly, ich kann dir nicht sagen, wie glücklich ich bin.«

Bevor's weiter gehen kann, hat ihn ein Gedanke erfasst.

›Wollen mal sehen ...‹ – und wirft den Brief in den Kasten.

Dann setzt er sich, starrt auf den gusseisernen Klotz, als müsste nun gleich was passieren.

Passiert aber nichts.

Na schön, schaut er sich das Ding mal genauer an.

Vor seinen Augen das, was man, so wird er bald schon erfahren, eine scharnierte Frontklappe nennt, darauf in Großbuchstaben »BRIEFKASTEN« steht, die Lettern vergoldet und über schwarzem Grund reliefiert, genau wie das Posthorn, das, mit Kordel und Quasten besetzt, in voller Größe darunter prangt. Ganz unten aber, in der Mitte, eine weiß getünchte Messingplatte, auf der in brauner Farbe das Wort »Montag« geschrieben steht, eingestanz, wie ihm scheint, und von innen her in die Front eingesetzt, das Täfelchen über zwei Schienen perfekt in den Ausschnitt geschoben.

›Fragt sich nur, wie ich das Ding wieder rauskriege ...‹ – und meint natürlich den Brief.

Zum Glück entdeckt er auf der rechten Seite ein kleines Schnappschloss und hakelt es auf.

In dem Kasten ein weiterer Kasten.

Ein Einsatzkasten. Stahlblech. Grau.

Er zieht ihn raus.

Auf der linken Seite, oben, ein Schlitz.

Auf dem Kasten aber ein Brief.

Kein Umschlag, kein Absender, keine Adresse.

Er stutzt, faltet das Papier auseinander, liest.

»SIE HABEN GEWONNEN!«

Justus Kaleika kneift die Augen zusammen, öffnet sie wieder.

»SIE HABEN GEWONNEN!«

In *dem* Fall – liest er natürlich weiter.

›Dieser formschöne Briefkasten gehört ab sofort Ihnen. Schauen Sie ihn sich nur einmal an: scharnierte Frontklappe, glanzvergoldete Relief-

appliken, vorgestanzte Tagesanzeiger aus Messing, dazu eine innenliegende Wechsellvorrichtung.«

›Hab ich's doch gewusst.«

›Doch damit noch lang nicht genug. Stellen Sie den hechtgrauen«

›Hechtgrau?!«

›Einsatzkasten ruhig beiseite und greifen Sie ins Innere Ihres formschönen Briefkastens. Und, was finden Sie da?«

›Einen Wecker.«

›Genau, einen Wecker. Und dazu gleich 2 (in Worten: zwei!) Schlüssel, fest an die Rückseite geklebt, von einem Manne Ihres Kalibers jedoch leicht zu lösen.« – und hält sie schon in den Händen.

›Was soll ich denn damit?«

›Wahrscheinlich fragen Sie sich jetzt, was es damit auf sich hat. Nun, wir werden es Ihnen sagen. Zuvor aber wollen wir Ihnen Antwort, um nicht zu sagen Rechenschaft über den Grund Ihres Glückes geben.«

›???'«

›Es ist genau fünf Monate und dreiundzwanzig Tage her, da schrieben Sie folgende Worte: ›Ich hätt gerne eine große Kirche mit großen Fenstern und einer großen Embore weil dann kann ich immer oben sitzen und zum Fluss runter gucken und mir vorstellen wie ich große Fische fange.«

Nun, um es kurz zu machen: Ihre Worte haben uns tief beeindruckt. Diese Verbindung von kathedralem Raum und simpler Profanität, die Offenheit Ihrer Vision, Ihr unbedingter Wunsch nach Größe – all das hat uns in der Auffassung bestätigt, dass eine Kirche, die an irgendeinem Ort dieser Welt wie in der Welt überhaupt entstehen und in ihr Bestand haben will, ein Teil dieser Welt werden muss. Gelingt ihr das, dann wird diese Welt schließlich auch ein Teil von ihr werden. Und seien Sie gewiss: Diese Kirche wird kommen! Schon bald wird sie sich vor Ihren Augen erheben, so groß, dass Sie in ihrem Innern nicht einmal auf der Empore sitzen müssen, um den Fluss unten im Tal zu erblicken. Deshalb: Überlassen wir die Empore ruhig den Weibern, auch sie sollen einmal von wahrer Größe kosten. Sie dagegen können getrost unten Platz nehmen, nicht nur werden Sie den Fluss von da aus in seiner ganzen Länge und Breite erblicken, sondern auch nach dem Gottesdienste vor allen anderen an seinem Ufer stehen. Und Sie wissen doch: Die Letzten werden die Ersten und die Unteren die Oberen sein. Der große Fang ist Ihnen

dann jedenfalls sicher – und ebenso die Benediktion, denn, wie heißt es doch so schön: ›Selig seid ihr, die ihr nach Fisch hungert. Ihr werdet satt werden.‹

Sie fragen sich jetzt bestimmt, was der Briefkasten mit alldem zu tun hat.«

›Was hat der Briefkasten mit alldem zu tun?‹

»Nun, zunächst einmal ist er ein Zeichen unserer Dankbarkeit, ein kleines Geschenk, der Preis für Ihre Offenbarung. Darüber hinaus aber ist er das, was die Philosophen einen unbewegten Bewegten nennen, wohingegen wir um einiges maßvoller sind und lediglich von einem ›bescheidenen Beschleuniger‹ sprechen wollen. Gleichwohl: Sie werden sehen, welch wundersame Wirkung er entfaltet. Nicht nur werden wir in Zukunft wesentlich schneller, das heißt innerhalb eines einzigen Tages, ja vielleicht sogar innerhalb von Stunden von Ihnen hören (und Sie von uns), nein, der Briefkasten wird auch der gesamten Gemeinde ein Segen sein und Ihr Ansehen in dieser bis zu einem Punkte vermehren, wo es für Sie nicht leicht sein wird, sich lediglich als primus inter pares oder gar nur als einer von vielen zu fühlen, verhält es sich doch in aller Regel so, dass derart kleine und – trotz aller Fortschritte in der Kartographie – entlegene Ortschaften wie die Ihre kein Anrecht auf eine derartige Apparatur haben. Bestehen die Mitglieder einer solchen Gemeinde dennoch darauf, vermittelt eines Briefkastens an den allgemeinen Postverkehr angeschlossen zu werden (was zunehmend der Fall ist), so sind die Kosten für Einrichtung und Unterhalt eines solchen Korrespondenzknotenpunktes von ihnen selbst zu tragen. Und um ehrlich zu sein: Es wäre für diese Bauern billiger, sich ein Heer gut ausgebildeter Brieftauben zu halten. Allein, sie wollen es nicht und bestehen – bar aller Vernunft und wider jegliche Erfahrung – darauf, einen Briefkasten zu bekommen, wobei wir, unter uns gesagt, hier nicht von einem so formschönen Exemplar wie dem Ihren reden, sondern von den grobschlächtigen Briefeinwurfschachteln, wie man sie gerade auf dem Lande immer häufiger findet. Doch braucht uns das alles nicht zu kümmern. Was den hiesigen Fall betrifft, so seien Sie gewiss: Ist der Briefkasten einmal aufgestellt, wird er Ihnen und Ihrem Ort über Jahre hinweg Glanz verleihen.

Doch braucht's zum Glänzen zweierlei: Ein wenig Geld und – Publikum. Wollen Sie aber beides, muss die Veränderung gleichsam eine

doppelte sein. Doch machen Sie sich ob der Neuerungen keine Sorgen. Wer wölle dagegen schon opponieren? Schließlich folgen wir mit diesem Briefkasten nur dem natürlichen Drange der Menschen nach Mitteilung, kommen ihm entgegen und errichten einen Sammelpunkt jener Möglichkeiten, derer unsereins bedarf. Der Briefkasten, oder sagen wir besser, das neue Postamt wird jedenfalls rund um die Uhr geöffnet und die Verbindung zur großen, weiten Welt auf ewig gesichert sein: vierundzwanzig Stunden am Tag, dreihundertfünfundsechzig Tage im Jahr – und im übernächsten Jahr sogar noch einer mehr. Und alles, was Sie tun müssen, ist, den formschönen Briefkasten gut sichtbar und für jeden leicht zu erreichen aufzustellen. Doch halt! Selbst das müssen Sie nicht tun, denn: **SIE HABEN NOCH MEHR GEWONNEN!**«

›Noch mehr?‹

»**JAWOHL, NOCH MEHR!** Sie erhalten nicht nur den formschönen Briefkasten mit der scharnierten Frontklappe, den glanzvergoldeten Reliefappliken, dem vorgestanzten Tagesanzeiger aus Messing und dem innenliegenden Allerlei, nein, Sie erhalten auch noch die Montage dieses edlen Stückes gratis dazu! Unser Mann vor Ort ist schon informiert und wird noch heute Nacht mit seinen Leuten eine steinerne Säule errichten, in deren Mitte der Briefkasten seine erste und – so wollen wir hoffen – letzte Ruhestätte findet. Die entsprechende Konstruktion wird sich dabei ein wenig Ihres Gartenzaunes bedienen, doch brauchen Sie sich auch in diesem Fall keine Sorgen zu machen. Bleiben Sie einfach sitzen, betrachten Sie in aller Ruhe Ihr Geschenk und erfreuen Sie sich an dem Sprüchlein, welches besagt: ›Wer zu später Stund lässt sorgen, genießt noch im Schläfe den Morgen.‹

Ein wahres Wort, nicht wahr? Doch um wie viel schöner ist es, wenn man weiß, dass es nicht dabei bleibt, wenn man erkennt, dass aus den Worten Taten werden. Sie werden es mit eigenen Augen sehen! Wenn Sie erwachen, wird alles erledigt sein. Doch warten Sie, da ist noch mehr! Nicht nur wird der formschöne Briefkasten mitsamt einer herrlichen Säule in wenigen Stunden den Eingang zu Ihrem Grundstück zieren, nein, die erbauliche Konstruktion wird obendrein an exakt jener Stelle im Zaune platziert, an der jetzt noch eine Latte fehlt, wobei wir natürlich wissen, dass Sie sich diese Blöße nicht gegeben, Sie vielmehr *bekommen* haben, und zwar vom einstigen Besitzer namens Blum, bei dem sie im Grunde

von Anfang an bestand. Aber gut, ein kleiner Schnitt durch die Querbalken, ein paar Begradigungen hier, ein paar Verschleifungen da und die unselige Geschichte ist ein für allemal vorbei. Sie werden sehen: Nicht lange, und niemand wird sich mehr an die Lücke erinnern. Und sollte es doch mal einer tun, so wird er nicht glauben können, dass da je eine war. Was er dagegen sehen und – allein schon ob des bloßen Ausmaßes des gesamten Gefüges – zu recht für unumstößlich halten wird, ist ein ganz und gar erhabenes Gebilde, die letzte, um nicht zu sagen die höchste Form der neuen königlichen Meilensteine, gleichwohl auch den alten Postsäulen verwandt; bei Lichte betrachtet eine vortreffliche Composition aus beiden, welche von ersteren die rechten Zahlen und von letzteren die rechte Größe bezieht. Mögen die alten Postsäulen nunmehr auch zu Boden gehen, ja vielerorts bereits entfernt worden sein, so wollen wir darin nicht die bloße Exekution eines hoheitlichen Dekrets und erst recht keinen Niedergang erkennen, sondern den gesamten Process als ein fortschreitendes Platzmachen verstehen, als letzten Schritt auf der Stufe zur Vollendung der neuen Zeit, in der auch das Maß ein neues und Einheit in allem sein wird. Wenn es also heißt, dass wir uns im Raume wie in der Zeit am ›Nullpunkt der Geschichte‹ befinden, so können und wollen wir dem voll und ganz zustimmen, darüber aber nicht vergessen, dass dieser Punkt kein leerer ist, sondern in ihm die Größe unserer Geschichte mit den Verheißungen der Zukunft konvergiert. Die herrliche Säule vor Ihrem Haus ist dafür das beste Beispiel – und ein wunderbares Bild zugleich, markiert sie doch nicht nur den Punkt, von dem aus die Pfeile in zwei Richtungen weisen, sondern auch das Zentrum, das sämtliche Entfernungen bestimmt. Gewiss, dieses Bild besteht bislang allein aus Worten, doch haben Sie noch ein wenig Geduld, es ist alles nur eine Frage der Zeit, im Kleinen wie im Großen. Ist die Nacht erstmal vorbei, werden Sie das hinter den Worten Liegende erkennen! Und wer weiß, vielleicht wird schon bald Ihr Portrait das große Kapitell zieren, werden Sie mit Ihrer Offenheit, Ihrer ganzen aufrechten Art, zu dem, was man ehrfurchtsvoll einen Säulenheiligen nennt.«

›Was?‹

Er muss eingnickt sein.

»Aldann«

Vielleicht hat er auch nur geträumt.

»formulieren wir das Folgende.¹

(Sollten Ihnen – was gewiss ein ganz unwahrscheinlicher Fall ist – unsere Geschenke sowie die damit verbundenen Randbedingungen

›Was?‹

»und Nebenwirkungen nicht zusagen,«

›Ach was.‹

»so bitten wir Sie, uns den Briefkasten zurückzusenden,«

›Was?!‹

»wozu es genügt, ihn mitsamt dem neuartigen Eisenbahnerwecker aus Messing,«

»Eisenbahnerwecker? Hab ich da gerade Eisenbahnerwecker gelesen?«

»(mit verglastem Emailleziffernblatt, offen liegender Unruhe und einem exclusiv für diesen Eisenbahnerwecker ausgeklügelten Kompensationsssystem)«

»Und wie ich das gelesen hab!«

1 Das Postamt, das der Schneider Hickerling bis zum Brande seines Hauses betrieben hat und das seither – mehr schlecht als recht – im Gasthof »Zum Schwaden« untergebracht ist, wird ins Haus des Häuslers Justus Dietbert Kaleika verlegt, wodurch dieser für die Dauer seines Dienstes den Titel eines Postmeisters erhält. Dagegen verliert der Gastwirt Karl Gustav Gütergotz mit sofortiger Wirkung das Recht zur weiteren Unterhaltung des Postamtes, zumal er die eingehenden Sendungen ohne jegliche Ordnung in einem grobschlächtigen, dreckigen und für jedermann frei zugänglichen Regal direkt im Schankraum gelagert und sich überdies nicht einmal die Mühe gemacht hat, die Namen der Empfänger zu notieren und öffentlich auszuhängen, so dass jeder, der glaubte, einen Brief, ein Paket oder eine Aktensendung erhalten zu haben, zu ihm in die Kneipe gehen und den gesamten Vorrat durchsuchen oder besser: durchwühlen musste. Für den Wirt war dies gewiss kein schlechtes Geschäft, doch war und ist selbiges nicht nur nicht rechtmäßig, sondern – abgesehen vom Wirt selbst – in keinsten Weise profitabel, was die umgehende Termination dieses selbst unter interimistischen Gesichtspunkten vollkommen ungenügenden Verhältnisses nur umso angeratener macht. Zwar ist es für gewöhnlich Sache des Gemeindevorstehers, über das gesamte Postwesen zu wachen; da für uns aber derzeit nicht ersichtlich ist, wer der Gemeinde überhaupt vorsteht und wir überdies Grund zu der Annahme haben, dass das Amt einem dauernden, um nicht zu sagen unstillen Wechsel unterworfen ist, sehen wir uns veranlasst, diesem Zustand aufkommender Anarchie Einhalt zu gebieten.

»dem hechtgrauen Einlegekasten«
 »ICH LIEBE DIE EISENBAHN! Mehr als alle Fische zusammen!«
 »und den an dessen Rückseite in einem angeklebten Kuvert befindlichen Eisenbahn-Briefmarken«
 »EISENBAHNBRIEFMARKEN?«
 »vor die Tür zu stellen.«
 »Ich werd verrückt!« – und reißt das Kuvert der Länge nach auf.
 »Gleichwohl möchten wir Sie darauf hinweisen, dass«
 »Die Centaur! Die stärkste Güterlok der Welt!!«
 »in diesem Fall alle ursprünglich IM formschönen Briefkasten befindlichen Gegenstände«
 »Bauart Cn2, Fabrik-Nummer 1728, Spurweite 1435 mm, erst seit paar Monaten auf der Schiene!«
 »unversehrt sein müssen.«

Und wenn schon. Das liest er alles gar nicht mehr. Worte, Worte, derweil sich vor ihm Bilder auftun und er als kleiner Junge am Ufer eines Flusses steht, das Gras brusthoch und den Mund voller Kirschen, hält er die Haselnussrute gespannt über die Spitzen der Halme und läuft stromauf, immer stromauf, das Drehfischchen unter ihm tanzend im Wasser, Meter um Meter und Stunde um Stunde, bis das Fischchen mit einem Mal stillsteht und in der Tiefe versinkt, verdreht und verwirbelt, während sein Blick wie gebannt auf der Brücke ruht, die sich vor ihm erhebt, eine große Brücke ist das, und auf ihr ein Zug, der erste, den er mit eigenen Augen sieht, so fantastisch, dass er nicht einmal zu blinzeln wagt.

Wieder zu Hause, erzählt er nicht mal seinem Hündchen davon, legt bloß die Rute beiseite und sich selbst in sein Bett, das kleine, und träumt mit offenen Augen von der Eisenbahn, die geradewegs über den Fluss geflogen kam, dampfend und mit aus den Wagen gereckten Gesichtern, derweil seiner Mutter nichts anderes übrigbleibt als sich zu ihm zu setzen und die Flecken auf seinem Hemd zu monieren, nicht ahnend, dass sie von einer Salve aus Kirschkernen stammten, die ihr Jüngster gegen den Wind gespuckt, nachdem er bemerkt, dass sein Fischchen zu Grunde gegangen, abgerissen war.

Aber da ist er schon fort, hat die alte Heimat längst hinter sich gelassen, so wie die Mutter den Tag und das Hündchen sein Leben, und ist zu ihr gegangen, Sophie, die schlafende Sophie, deren Stimme er hört, im

Nebel, nach so vielen Jahren, dazu die Gestalt ihres Bruders, die langsam vertrübt, Kajetan, so nannte sie ihn, Kajetan, der vor seinen Augen stumm in den Nebel eingeht, und zurückkehrt, nach einer Woche, als wär nichts gewesen, als könnte die Nachricht von Revolte und aufgerissenen Gleisen bis an diesen abgelegenen Ort hier nicht dringen; dabei hatte sie sie längst schon erreicht, so sehr, dass Kajetan drei Tage nach seiner Rückkehr selbst einen Zug nehmen und seiner Schwester schreiben wird, ihr alles erklärt und baldige Rückkehr verspricht, doch als der Brief kommt, sind die Gleise längst wieder geflickt, aufgerissen stattdessen sein Körper, der Brustkorb zersplittert und die Innereien verscharrt, und was bleibt, ist Papier, sind verblichene Zeilen, darin die irrige Hoffnung, der selige Wunsch, die revolutionäre Technik möge der Revolution dienen, sonst sei sie nichts, nichts als reaktionär. Dem Briefe anbei aber liegt noch ein Buch, das gibt sie ihm, bevor er sich's nimmt, das hat sich ihr Bruder am Bahnhof, noch vor den Kämpfen, gekauft und gleich nach Hause geschickt, nach Hause zu sich, wohin er nie wieder kam und wo *er* jetzt der Herr im Hause ist, ob er nun will oder nicht – wie die Jungfrau zum Kinde kommt der Mann hier zum Heim, das ist's, was ihn trifft, während Sophie sich nicht regt, doch herrscht jetzt Gewissheit, endlich Gewissheit, und geht rauf in die Kammer und öffnet das Buch, das, wie er sieht, nur aus Bildern besteht, ein richtiges Album ist das, das Album einer kompletten Eisenbahn, der, mit der Kajetan gefahren und die er, Justus, als Junge gesehen: herrliche Bahnhöfe, riesige Brücken, staunende Menschen rundum, dazu Tunnel, Fabriken – und in der Ferne: verschwindende Dörfer. Dazwischen dampfende Züge. Er steigt die Treppe hinab, stiehlt sich zurück zu Sophie, die noch immer dasitzt, nur dass sie jetzt liest, ihm bleiben nur wenige Zeilen. »Dreizehn Mal« (Hat er die Zahl nicht bemerkt?) »hat der Meister nach dem Stichel gegriffen, ins Kupfer gestochen und daraus das Fieber, das Staunen, zwei Welten gegraben.« (Wieso denn bloß zwei?) »Eine handvoll Lieferungen, die jemand zu einem Buche gebunden, das ich mir zur Erinnerung gekauft.« Zu spät. Bertschie Bückling steht bereits vor ihm und referiert über eine Brücke – eine Brücke in die neue Zeit. Klar, was er ihm zeigt, ist nur ein Entwurf, aber er muss ihn sich doch nur mal anschauen, ist alles ganz anders als das, was es bisher so gibt, kerzengerade ist die Brücke, und ohne einen einzigen Bogen, derweil er, Justus Kaleika, von was ganz anderem schwärmt – eine Construction mit einhundert Bögen, vier

Etagen hat die und ist außerdem die größte Eisenbahnbrücke der Welt!, woraufhin ihm Bertschie erklärt, über das, was er plant, könne der Zug genauso gut fahren, sogar noch schneller und schöner als über dieses »wabenartige Ding da aus Ziegeln, diese überdimensionierte Manifestation kunst- und geistloser Ingenieursbauerei, die nicht mal einen Fluss, sondern nur ein Rinnsal überspannt und außerdem nicht hundert, sondern nur achtundneunzig Bögen hat«, aber was soll's, Bücklings Brücke gefällt ihm einfach nicht, und Bertschie bockt, geht, lässt ihn allein, und weil Justus Kaleika nicht weiß, was er tun soll, zählt er die Bögen – und schläft bei einunddreißig ein. Schläft ein und träumt davon, wie er mit einer Lokomotive durch die Dörfer fährt, zwischen Häusern und Gärten umher, die Post in den Händen und die Mütze auf dem Kopf, die er bei jeder Gelegenheit lupft, auch vor Sophie, die jeden Morgen am Fenster steht und ihm nachschaut, der da durch sein Leben rollt, glücklich und froh, den einen Hang runter und den anderen rauf, dabei er jedes Mal den Fluss überquert, zwischen zwei Bögen, über einem großen, steinernen Pfeiler und neben sich ein schmiedeeisernes Geländer zur sicheren Zier – und da ist er endlich ganz bei sich, kann sich mit einem Mal fühlen.

Als er aufwacht, klebt sein Gesicht voller Zyklopen.

Nur bemerkt er's nicht gleich.

Kann nämlich nichts sehen.

Ist alles noch seltsam – *dunkel*.

Er hebt den Kopf.

Ein Gefühl von gleißendem Licht.

›Sonne?!«, und pflückt sich die Briefmarken aus den Augen (›Wie Schuppen‹), schält sein ganzes Gesicht.

Das Licht in seinen Augen unnatürlich hell.

›Heller als Sonnenlicht.‹ – und schaut auf den Wecker.

Kurz vor vier.

›Was?‹

Kurz vor ...

›Irgendwas stimmt doch hier nicht. Mal sehen, was ...‹

»DIE CYCLOP-SONDEREDITION! EINMALIGE ERSTAUSGABE!«

›Wie?‹

»DIE AUFLAGE IST STRENG LIMITIERT!«

›Aber ...‹

»JEDE DER IM AUFWENDIGEN LICHTDRUCKVERFAHREN HERGESTELLTEN MARKEN IST VON HAND NUMERIERT!«

›Oh nein!«

›Doch keine Sorge, d. h. VORSICHT: Diese Marken sind nichts für Sammler! (Falls es in Ihrem Ort überhaupt welche gibt.) Vielmehr sind sie zum alltäglichen Gebrauch bestimmt und sollen, zusammen mit dem nunmehr entfallenen Landbestellgeld, der Hebung der allgemeinen Communication dienen. Gleichwohl: Eingedenk der auf Austausch und Anbahnung zielenden Gepflogenheiten Ihres Ortes (zu denen wir die in einem Zustand temporärer geistiger Umnachtung eilends auf das nächstbeste Stück Papier geschmierten Worte irgendeines Jünglings ebensowenig zählen wie die endlose Briefeschreiberei der Weiber),«

›Scheiße, der Brief!«

›zielt diese Maßnahme insbesondere auf Fortschritte in der Communication mit dem Umland,«

›Der muss da wieder raus!«

›der, sprechen wir es ruhig aus, *großen weiten Welt*.«

›Verdammt, das Ding muss doch ...«

›Und was wäre besser geeignet,«

›AUF-GE-HEN!«

›dieses Anliegen,«

›VER-DAMMT!«

›das uns – und gewiss auch Ihnen –«

›DIESE SCHEISSSCHLÜSSEL!«

›ein Bedürfnis ist«

›AARGGGHHHH!«

›zu symbolisieren«

›Passen einfach nicht.«

›als die Eisenbahn?«

›???'«

›Nun, wir sagen es Ihnen.«

›??'«

›Sie selbst sind es!«

›?'«

›Sie sind das beste Beispiel, dass es sich lohnt, ein paar Zeilen zu schreiben und sie an diejenigen zu schicken, die sich um das Geschriebene

kümmern, mag man sie nun kennen oder nicht. Denn eines ist sicher: Die Zukunft gehört der Brieffreundschaft und dem Austausch der Massen! Ihrem Drange gilt es Ausdruck zu verleihen, ihm wollen wir folgen. Nie aber war der Zeitpunkt dafür günstiger als jetzt, wo der große Kirchbau seine goldenen Strahlen übers Land schickt und Arbeit verspricht für so viele. Doch damit noch lang nicht genug. Denn wir wissen: Eine solch herrliche Kirche erhebt sich nur da, wo auch der Boden ein ertragreicher ist. Und sie zielt, wenn wir uns diesen kleinen Ausblick erlauben dürfen, auch nur dort Himmel und Erde, wo die Welt eine blühende ist. So gesehen schießen die Treibhäuser mancherorts nicht ohne Grund wie Pilze aus dem Boden, liegt darunter vielleicht noch viel mehr.

Und so sagen wir es geradeheraus: Möge uns die ganzjährige Ernte nicht nur Vor-, sondern auch Sinnbild, Wunsch und Wirklichkeit sein. Den Preis dafür wollen wir gern bezahlen. Denn wer weiß, wieviele den Verlockungen folgen und zu Ihnen kommen werden, auf der Suche nach Arbeit, Heimat, Frieden und Glück.

Allein, wieviele auch immer es sein mögen, was all diese Menschen – ganz egal wer sie sind, woher sie kommen und wie lange sie bleiben – eint, ist nicht nur die Aussicht auf ein neues, ein besseres Leben, sondern gleichsam der Wunsch, mit all jenen zu communicieren, die zurückgeblieben sind. In Ihrem Briefkasten geben wir diesem Wunsch Ausdruck und Form.

Und Sie, lieber Kaleika, Sie haben mit Ihren offenen Worten entscheidenden Anteil daran.

Wir aber schreiben es in die Geschichtsbücher: Nicht das vergangene, nein, *unser* Jahrhundert ist das goldene Zeitalter der Communication, das saeculum aureum der ars epistulae scribendae – der Anbeginn einer völlig neuen Form von Freundschaft und menschlichem Miteinander.

Doch betreffen derlei Entwicklungen nicht nur Ihren Ort, sondern auch den gegenüber, mithin die gesamte Gemeinde, auch wenn wir natürlich wissen, dass zwischen beiden Dörfern eine gewisse Rivalität besteht. Wir haben uns aus diesem Grund, vor allem aber, weil Sie in einem Akt von Offenheit, Mut und Großherzigkeit – und ohne dass wir danach gefragt haben – vor nunmehr fünf Monaten und vierundzwanzig Tagen dafür eingetreten sind, die Kirche ›nüber und am besten weit hoch‹ zu verlegen (und uns auf diese Weise einen Eindruck von ihrem bestmögli-

chen Standort vermittelt haben), dafür entschieden, Ihnen NOCH EIN GESCHENK zu machen und ZWEI SORTEN EISENBAHN-BRIEF-MARKEN beizulegen.«

Was Justus Kaleika davor bewahrt einzuschlafen.

»Am besten, Sie schauen einfach mal in das Kuvert unter dem Einlegekasten.«

Er nimmt ihn, dreht ihn um, hört den eigeworfenen Brief übers Metall rutschen.

»Aargghhh!«

»Und, was sehen Sie?«

»Nicht so schnell.«

»Genau, die Centaur.«

»Was? Die Centaur? Aber ...«

»Bis ins Detail baugleich mit der Cyclop,«

»Tatsache!«

»zu unterscheiden nur durch den Schriftzug auf dem Kessel.« – und schaut ganz genau hin.

»Na gut.«

»AUF DIESEN IM AUFWENDIGEN LICHTDRUCKVERFAHREN HERGESTELLTEN UND MIT LIEBE VON HAND NUMERIERTEN MARKEN IST ES GANZ DEUTLICH ZU SEHEN!«

»Ja doch.«

»DIE AUFLAGE IST NATÜRLICH AUCH BEI DIESER SONDEREDITION STRENG LIMITIERT.«

»Ja!«

»ÜBERDIES HANDELT ES SICH UM EINE«

»Pause!«

»EINMALIGE ERSTAUSGABE!«

»Ich! – brauche! – eine! – Pause!!!«

»ZUSAMMEN MIT DER CYCLOP-SONDEREDITION DIE ERSTE GEDENKMARKE DER WELT.«

»PAUSE!!!« – und schiebt alles beiseite und schläft wieder ein.

»Doch Vorsicht: Auch diese Marken sind nichts für Sammler! Ja, wir stehen dieser neuen Mode überhaupt kritisch gegenüber, da sie, wenn auch vielleicht nicht bei Ihnen, so doch vielerorts bereits zur Manie geworden ist, welche nicht nur Wucher und Aufruhr verursacht, sondern auch aller-

lei seltsame Blüten treibt. Als hätte ein auf das falsche Timbre gestimmter Dirigent einen geheimen Takt vorgegeben, fangen Komponisten in aller Herren Länder seit neuestem an, Briefmarken-Stücke zu schreiben (in aller Regel Polkas), derweil ihre Verleger in einen obskuren Wettkampf getreten sind, bei welchem es offensichtlich darum geht, möglichst viele und möglichst bunte Marken auf die Titelseiten der Werke zu kleben und diese dann auch noch zu drucken, dagegen die in den sog. ›poetischen Postillen‹ veröffentlichten Dichtversuche unzähliger Dilettanten Auge und Ohr auf eine ganz andere, wiewohl nicht weniger grausame Weise quälen. (Ist es auch Honig nicht, den ich zusammentrage, / Wenn ich so sammle, ordne und sichte, / Ist es doch Wachs, zu manchem Freuden-Lichte, / Das hell mir strahlt am trüben Wintertage.) Aber damit noch lang nicht genug: Immer mehr Frauen, so hört man, gehen dazu über, sich farblich passende Briefmarken an ihre Hutbänder zu stecken, wobei sie offenbar jenen ›Männern‹ nacheifern, die bei jeder sich bietenden Gelegenheit in vollständigen Briefmarkenanzügen erscheinen – ein grober Unfug, der die Welt der Maskenbälle und Kostümfeste längst verlassen und von einem sonst recht alltäglichen Leben Besitz ergriffen hat. Andere dagegen veranstalten allwöchentlich Briefmarkenbörsen, bei denen es schlimmer zugeht als in manch einem berüchtigten Lokal und in deren Verlauf sich die verfeinerten Gruppen statt der eigenen gegenseitig die Zähne ihrer Briefmarken einschlagen. (So sie denn überhaupt welche haben.) Die Krönung dieses Sammelsuriums niederer Collectivsucht bilden freilich jene kuhäugigten Weiber, die in der ihnen eigenen Hemmungslosigkeit dazu übergehen, die Wände und Decken sämtlicher Zimmer, derer sie habhaft werden können, mit Briefmarken auszutapezieren und dabei vergessen, dass nicht die Marken, sondern sie die Zierde des Hauses sein sollten. Kein Wunder also, dass auch die Sitten der Kinder verrohen, mögen diese nun die ersten gewesen sein, die der Sammelleidenschaft anheimfielen oder nicht. Fest steht, dass sich inzwischen schon Dreizehnjährige als Herausgeber von Briefmarken-Zeitschriften verdingen, so sie sich nicht gleich ›Eigentümer‹ eines solchen Blattes nennen. Überhaupt weiß ein Großteil der Schuljugend inzwischen mehr über die Marken als über Mathematik, ja, fast scheint es, als erzählten sie ihnen mehr Geschichten als die Geschichte selbst!

Nun, Sie können sich denken, dass wir all dies nicht ohne Grund ausführen. Keineswegs hat uns eine geheime Lust an der Sammlerei gepackt,

noch wollen wir Sie mit derlei Schaurigkeiten unterhalten. Im Gegenteil: Wir wollen Sie davor warnen, gerade jetzt, wo Sie zwei ganz außergewöhnliche Marken wenn schon nicht in Ihrem Besitze, so doch in Ihrer Obhut wissen. (Natürlich haben wir vorgesorgt und versucht, der Sammelleidenschaft durch die für eine limitierte Sonderedition gewiss ganz außergewöhnliche Zahl der Marken entgegenzuwirken, doch sind es unseren Erfahrungen nach vor allem Kinder, die den Erfolg einer solchen Maßnahme torpedieren (um diesen neueren und, wie wir finden, in diesem Falle ganz und gar trefflichen Begriff zu gebrauchen), da diese den Wert einer Marke an ihrer Schönheit statt an ihrer Seltenheit bemessen und Qualität mit Quantität verwechseln bzw. sich gar nicht erst darum scheren. Überdies seien Sie gewarnt, dass manch ein Weibsbild die Marken zur Aussteuer benutzt.) Sie mögen daher, so lange diese fehlgeleiteten Leidenschaften noch nicht gezügelt und in die festen Bahnen eines von besonnenen Männern geführten Vereins gelenkt worden sind, wachsam sein, zumal ein Ihnen als Universalius wohlbekannter Mann erst kürzlich, d. h. Ende Januar, einen das gesamte Briefmarken, Post- und Verkehrswesen betreffenden Aufsatz veröffentlicht hat, wobei Zeit und Ort der Publikation gewiss nicht ohne Bedacht gewählt sind, handelt es sich dabei doch um die Erstausgabe des im Verlag Bauschke und Bogen erscheinenden und von einem Manne namens Knochenleim-Gustav redigierten ›Epistolo frankomarkomanisten‹ – eine Zeitschrift, die ihren zweifelhaften Charakter nicht nur durch die titulatorische Verballhornung eines höchst ehrenwerten Anliegens, sondern auch und gerade durch ihre Autoren empfängt – und offenkundig sämtliches Personal dazu anhält, sich jener geistlosen Pseudonyme zu bedienen, wie sie in der halbklandestinen Welt erwachsener Briefmarkensammler gang und gäbe sind. Wohl an, wir sprechen uns mitnichten gegen das Sammeln als solches aus, und ebensowenig tadeln wir ein (mit Blick auf die Geschichte des Briefmarkenwesens) langgedientes Periodikum wie das ›Magazin für Briefmarkensammler‹, welches sich als ein auf Ordnung, Sauberkeit und Werttreue bedachtes ›Organ zur Vermittlung des Briefmarkenverkehrs‹ etabliert hat und seit nunmehr fast drei Jahren Liebhaber wie Händler erfreut, sie vereint und verbindet. Zersetzend dagegen ein Mann wie Universalius, der seinen Traktat im Epistolo frankomarkomanisten mit ›Von der Ziellosgigkeit‹ überschreibt und, den Streit um den rechten Namen aufs neue befeuernd, darin die Kunst des Briefmarkensammelns als

Philatelie bezeichnet – ein erst vor kurzem bekannt gewordener und von kaum geistreich zu nennenden Männern anderer Nationen übernommener Begriff, der, genau wie der Titel der Abhandlung, in keinsten Weise geeignet ist, die Eigenart des Briefmarkensammels zu erfassen und überdies die Bestrebungen unseres Post- und Verkehrswesens um Meilen verfehlt.

Nun liegt uns nichts ferner, als an dieser Stelle den Inhalt dieses kranken Pamphlets wiederzugeben, in welchem das Sich-Verlieren im schönen Schein höher steht als die Erkenntnis des Wesens der Dinge, und dessen Verfasser sich dazu hergibt, einem seltsam interesselosen Wohlgefallen das Wort zu reden. Gleichwohl offenbart sich im Begriffe der Philatelie, wie dieser ›Universalis‹ ihn verwendet, die Richtung, in die die Geschichte geht, oder besser: seinen verqueren Ansichten nach gehen soll – eine Geschichte, die unserer Meinung nach weit über das Briefmarkensammeln hinausweist. Es ist, mit einem Worte, das Übel der Anarchie, welches sich hier Bahn zu brechen droht, ist doch der Philatelist, wie wir ihn hier vor uns sehen, nicht nur ein Anhänger der Freiheit von Steuern und Lasten (ἀτέλεια), sondern auch ein Anhänger der Freiheit vom Staat überhaupt, einer, der annimmt, er könne sich allen Pflichten entledigen, einer, der glaubt, dass nichts über ihm steht. Ein solcher Mensch aber muss ziellos (ἀ-τελής) sein, wiewohl das Wort noch eine Reihe weiterer Bedeutungen hat, welche von unvollkommen über nicht eingeweiht und begrenzt bis hin zu mangelhaft, wirkungslos und vergeblich reichen.

Wir wollen es dabei bewenden lassen und Sie lediglich bitten, ein wenig wachsam zu sein. Denn wie schnell ist es geschehen, dass ein solcher Mensch andere ansteckt, seine Irrlehren verbreitet und die Entwurzelten anlockt, bis diese sich sammeln.

Doch keine Sorge, so weit wird es gewiss nicht kommen, schließlich heißt es nicht umsonst: ›Die Briefe, die zehn Narren in den Briefkasten werfen, holt ein Kluger wieder raus.‹

Sie sehen, Ihr Preis gründet sich, wie unser gesamtes Project, zwar in der Vergangenheit, doch ist die Geschichte im Grunde nur ein Teil jener Zukunft, die bei Ihnen bereits Gegenwart geworden ist.

Was aber, wenn keiner einen Brief einwirft, was, wenn sich die Massen nicht mitteilen wollen?

Nun, um ehrlich zu sein: Die Frage beschäftigt uns schon lange, nicht zuletzt deshalb, weil vor knapp einem halben Jahr (und entgegen all un-

serer Erwartung) nur ein Teil der männlichen Gemeindemitglieder von der Möglichkeit Gebrauch gemacht hat, seine Meinung über den Kirchenneubau kundzutun. Gerade einmal 36 Prozent haben sich, in welcher Form und mit wieviel Aufwand auch immer, damals an der Umfrage beteiligt, was Ihre Leistung freilich in keinster Weise schmälert, und erst recht nicht Ihren Gewinn, zumal sich das ob der gesamten Bemühungen ein wenig enttäuschende Ergebnis auch in Nachlässigkeiten des Pfarrers Fuggert gründet, um von denen seines Vorgängers zu schweigen.

Aber wie dem auch sei, wir wollen nicht zurückschauen, sondern den Blick nach vorn richten, schließlich ist es unser Ziel, ja unser Bedürfnis, den Austausch unter den Menschen zu fördern und dem Drange der Massen nach Mitteilung Ausdruck zu verleihen. Denen, die es, wie im Falle unserer kleinen Umfrage, bereits getan haben, sind wir gefolgt und werden es auch weiterhin tun. All jene aber, die noch mit sich hadern, ja sich einstweilen sogar geweigert haben teilzunehmen, wollen und werden wir nicht von uns stoßen, sondern zu ihnen kommen und sie ermutigen, uns mitzuteilen, was immer sie meinen. Dass jetzt ein klares Bild ist, wo ehemals nur eine vage Vorstellung war, wird die Arbeit sicher erleichtern.

Gleichwohl, die Gewohnheiten der Menschen sind nicht leicht zu ändern, selbst wenn sie sie einengen und sich als Klotz am Bein des allgemeinen Fortschritts erweisen. Wir wollen und können deshalb nicht darauf bauen, dass die Menschen alle zu Ihnen, d. h. zu Ihrem Briefkasten kommen. Gewiss werden viele, ja sogar sehr viele von dieser Möglichkeit Gebrauch machen, wird der Briefverkehr wachsen und noch der entlegenste Winkel mit der Welt communicieren. Doch wollen wir *alle* erreichen. Dazu aber müssen wir zu ihnen kommen. Und dazu brauchen wir Sie. Denn wir sind uns sicher: Mit Ihrer Hilfe wird das Vorhaben gelingen, mit Ihrer Hilfe ist der Erfolg nur noch eine Frage der Zeit.

Doch keine Sorge, nicht Partei sollen Sie ergreifen, sondern berichten, wie es wirklich gewesen. Ihre Aufgabe ist also nicht nur die eines Postmeisters, der die neuen Briefmarken ausgibt (und Buch darüber führt, wem er welche Marke verkauft, zumal die alten schon bald ihre Gültigkeit verlieren, wobei sie natürlich bis dahin kostenlos gegen die neuen umgetauscht werden können), der Briefe bekommt und verteilt (freilich ohne selbst welche entgegenzunehmen, denn dafür haben Sie den formschönen Briefkasten, der dem Mitteilungswilligen jederzeit offen steht) und dabei

auch den Ort gegenüber bedient (wozu Sie mit der nächsten Lieferung alle notwendigen Informationen erhalten). Nein, Ihre Aufgabe geht weit über die eines einfachen Postmeisters hinaus, macht Sie vielmehr zu einem gewichtigen Informator, der, anstatt die Vergangenheit zu richten, der Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre dient. Als ein solcher aber kümmern Sie sich nicht nur um die Frauen und Kinder, sondern um alle, die den formschönen Briefkasten und die herrliche Hütte umgeben. Denn sie alle sind Kinder Gottes. Der Informator aber ist mehr! Er ist ein Aufseher, der nicht als solcher erscheint. Er ist – wie Gott – ein Auge, das weder schläft noch schlummert.«

SCHEPPER SCHERBEL SCHRILL

Aus der Traum.

Nur bemerkt er's nicht gleich.

Kann nämlich nichts sehen, ist geblendet.

Und der Wecker zertrümmert ihm das Gehör.

Justus Kaleika bekommt ihn zu fassen, wirft ihn in den Briefkasten, Tür zu, Klappe.

Denkste! Jetzt geht's erst richtig los.

War ne Scheiß-Idee.

Die Hand vor Augen angelt er das Ding wieder raus.

Und schaut sich um und weiß nicht wohin.

Schaut er also auf den Wecker.

Punkt vier.

Da versteht er gar nichts mehr.

Licht gleißt in riesigen Bahnen durch die Fenster, zersiebt ihm die Scheiben.

Er würde jetzt gern in einen Schwarm goldgelber Schleien tauchen.

Aber er kann nichts sehen. Und alles was er hört, ist der Wecker – und das Scharren von Hufen unter dem Tisch.

»Scheiße!« – und wischt mit der Hand, die nicht die Augen bedeckt, über den Tisch und die Marken (»EISENBAHN-BRIEFMARKEN!«) zusammen, stopft sich die bunten Bildchen mitsamt den Schlüsseln und dem Brief in die Taschen, krallt sich den Einlegekasten und schmeißt ihn in den FORMSCHÖNEN BRIEFKASTEN ... und taumelt und wankt ... das Gewicht, das Gleißeln, der fehlende Schlaf ... nach draußen, ins Herz der vollendeten Illumination.

PS: Bitte haben Sie Verständnis dafür, dass sich die Weckzeit an Ihrem Eisenbahnwecker bis auf weiteres nicht einstellen lässt und auf vier Uhr verbleiben muss. Er handelt sich um einen Prototyp, und Sie sind der erste, der ihn bekommt.

PPS: Was indes die beiden Schlüssel betrifft, über deren Zugehörigkeit Sie sich vielleicht schon wundern, so sei Ihnen gesagt, dass der eine zum Verschließen des Briefkastens dient, derweil sich mit dem anderen das Glaspapier lösen und wieder anbringen lässt, hinter dem das Bild unserer großen Kirche auf der Front der herrlichen Hütte erscheint. Sie mögen also bitte nicht versuchen, die Schlüssel am Wecker auszuprobieren. Im übrigen: Ein Dreh in die falsche Richtung ruiniert das gesamte System.

PPPS: Vielleicht ist es Ihnen als Informator möglich, uns in einer ganz speziellen Frage weiterzuhelfen und herauszufinden, ob das folgende Distichon aus der Feder des Universalium stammt. Es wurde direkt im Anschluss an dessen Pamphlet im Epistolofrankomarkomanisten (S. 11) abgedruckt, gilt bis auf weiteres jedoch als anonym: »Timbrophilie, du bist hinab in den Abgrund gestoßen; denn die sammelnde Kunst nennt sich jetzt Philatelie.«

PPPPS: Gewiss haben Sie schon bemerkt, dass dieser Brief nicht von einem einzigen Manne verfasst worden ist, ja gar nicht sein kann, sondern die Frucht einer rechten Gemeinschaft ist, deren dienstfertiges Wirken Ihnen den formschönen Briefkasten und ihr selbst diesen Brief beschert hat, den beizulegen uns von Beginn an ein Bedürfnis war. Wo aber viele dran schreiben, da darf nicht am Ende jener signieren, der alles nur copirt hat. Wir haben uns deshalb entschieden, ihn mit Ingot zu zeichnen, was wir mit »Wie aus einem Guss« übersetzen wollen.

Von oben betrachtet, so heißt es nach Ablauf jenes fragwürdigen Ereignisses, von welchem hier berichtet werden soll (und das, so steht zu befürchten, nichtsdestotrotz fragwürdig bleiben wird), von oben betrachtet habe das Licht »die Form eines Schmetterlings in den Tagesanbruch gesägt«.

Und zwar »ritsch-ratsch«, so Zephyrin Stoffel, der – wie er sagt – »aus dramaturgischen Gründen« für ein paar Tage »aus der großen Stadt« an den elterlichen Herd zurückgekehrt ist, es aufgrund des fragwürdigen Ereignisses und einer liebgewonnenen Gewohnheit jedoch schon am ersten Tag vorzieht, den nicht vorhandenen Vorschuss seines noch geheimen Verlegers für ein ungeschriebenes, aber »im Kopf so gut wie fertiges« Drama namens Grebloc »oder Die Stimme der Vernunft« in die Kneipe zu tragen.

»Gütergotz, ich bin zurück!« (Als ob er jemals hier gewesen wäre.)
 »Und düncht's mich nicht, komm ich zur rechten Zeit.«

Dies mit einer Geste und einem Gesichtsausdruck, die es den Anwesenden unmöglich machen, die Sache hier ernstzunehmen. Lassen sie ihn also auf der Bühne, auf der er noch nie gestanden – und spielen mit.

»Zephyrin, wer schickt dich zu uns, sprich!«

(Hoffentlich geht das wieder weg.)

»Kein Gott, kein König und kein Führer,

Ich selbst bin es, der Zephyrin geschickt.«

»Und verrät er, der Zephyrin, uns auch den Grund?«

»Ich kam, ich sag es frei heraus, aufgrund der elterlichen Stücke.«

»Er meint das Kasperletheater.«

»Ich mein die Stücke, die sie darin spielen, die sie verändern, variieren.«

»Sie zeigten sie schon hier, vor branntweinschwangren Augen.«

»Das ist nicht das Problem, zumindest keines, das mich interessiert.«

»Was ist es dann?«

»Dass sie's verändern, variieren.«

»Das Stück?«

»All ihre Stücke!«

Da knallt's. Die Tür schlägt gegen die Wand, lässt Stein wie Putz rieseln. Unterm Sturz steht Candidus Mondauge.

»Heran, herzu und stehngeblieben«, rezitiert's und steigt hinab in das Loch, das eine Kneipe zu nennen ihm sein Anstand verbietet. Er kommt trotzdem jeden Tag hierher.

Zephyrin, laut, als ließe sich der Schreck dadurch verbergen: »Oheim!«

»Onkel, wenn's beliebt«, quitiert der Angesprochene und schaut sich triumphierend um. Bis auf Zephyrin schütteln alle unmerklich ihre Köpfe.

Na gut, dann eben nicht. Hätt er sich ja auch denken können. Ist einfach kein Ort für solche Gesten. Also graderaus.

»Hab gehört, du hattst nichts mehr zu fressen«, und setzt sich, mit einer Handbewegung das Übliche bestellend, zu seinem Neffen an den Tisch, woraufhin *Zephyrin versucht, mit seinem Stuhl ein Stück zurückzurutschen, dabei Krämpfe in den Oberschenkeln bekommt, sieht, dass das Mistding in diversen Löchern und Ritzen im Boden festhängt und sich keinen Zentimeter bewegt, schließlich sein leeres Glas nimmt und – trinkt. Von da an weiß er, dass es in seinem Stück nur Krüge geben wird.*

»Ich bin«, *während er das Glas absetzt und seine Beine unterm Tisch zu entkrampfen versucht*, »aus dramaturgischen Gründen hier.«

»Ah, verstehe«, repliziert sein Oheim und kratzt sich onkelhaft das unrasierte Kinn, »andererseits... ich hätt wetten können, deine Mutter hat was von *dramatisch* gesagt.«

»Je nun, zwei Worte, eine Meinung«, fährt Karl Gustav Gütergotz mit einem Teller voll Sauerkraut und brauner, blutverklumpter Wurst dazwischen. Allein, viel weiter kommt er nicht, denn schon hat sich Candidus Mondauge sein Leibgericht geschnappt und fängt an, einen Schacht durch das verfitzte Kraut zu wühlen, um das, was darunter begraben liegt, nach oben zu hieven.

Und während des erste Stück Wurst an die Oberfläche gezappelt kommt und von dem renitent in die Runde glotzenden Mondauge schulterzuckend einverleibt wird, versucht sich Karl Gustav Gütergotz in Diplomatie. Ein unwirtliches Verhalten, fürwahr.

»Ihr seid ein Blut, und nur ein *urg*, das tut euch trennen, wer würde wegen einer einz'gen Silbe, des roten Saftes Bande opfern?«

»Ich!«, proklamiert Candidus, bedenkt den Wirt dabei mit einem höchst verwunderten Blick und schiebt den Teller beiseite, Karl Gustav Gütergotz direkt in die Hände.

»Ich auch«, kommt's sogleich in verwandtem Tone zurück, »doch tu ich das gewiss aus andren Gründen.« (Und stellt das leere Glas in den sauerkrautnen Schacht.)

»Die du mir sogleich nennen wirst.«

»Und ob!«, deklamiert Zephyrin und tut's, von keinem Kopfschütteln der Welt zu durchbrechen, die Unmöglichkeit des Anderen tief in sich tragend.

»Wir streiten viel zu selten um die Silben,
Und wenn, dann nur, weil's nicht recht klingen mag.
Mitunter, hört ich meine Eltern sagen, sie täten's wegen Publikum.
Doch ist das, mit Verlaub, das Ende jeder Kunst.
Um ihrer Willen aber ging ich in die Stadt, die große,
Wo man das Drama noch immer ehrt als
Höchste Form der Lit'ratur.

Als sein Retter kehrt ich nun zurück.«

»Hört, hört!« (*Dies alle. Bis auf Candidus.*)

»Ich kenn die Großen, las sie alle,
Ich weiß, was Not tut und was nicht.
Und sag: Die Hüllen mögen wohl zerfallen,
Das Innere gibt immer Halt.
Mit andren Worten ausgedrückt:

Es ist im Drama wie im Leben
Der Mensch ist nicht das Opfer seiner Welt.
Er ist sein eignes – oder er ist Sieger.
Nicht umsonst heißt's in den Versen eines Dichters:
›Ein festes Ich kann nie in Stücke fliegen,
Erhält es doch in seinem Geiste
Die ganze gare Wirklichkeit.«

Woraufhin alle: »Oh Zephyrinn, wo kommst du her, wo willst du hin?«
(*Candidus ist derweil kurz davor zu gehen, bleibt dann aber sitzen und sucht nach dem Vorhang. Zephyrin fährt indes fort.*)

»Je nun, ich kam heut Morgen aus der großen Stadt,
Wo ich nach einem Jahr der einsam' Suche,
Des Kaspers Kern gefunden hab.
Mit diesem will ich's – oh böses Wort – *Geschäft* der Eltern reformiern.
Zwar kann ich bleiben nur paar Tage,
Doch was ich hinterlass, wird ewig sein.
Und deshalb sag ich euch: Das freie Spiel
Das, was ihr kennt,

Wird innerlich notwendig werden.
 Ein stofflich Geist der ehernen Materie,
 Steigt es vom Himmel nun herab auf Erden.«

Daraufhin alle (mit Candidus vorneweg): »Oh Zephyrinn, der Sinn, der Sinn ...«

»Wohlan, so hört,
 Worum's mir geht, sind nicht die Puppen,
 Noch ist's die Bude oder's Spiel.
 Worauf ich ziel, das sind die Stücke,
 Sind ihre Varianten, Zeit und Raum.«
 Und weil keiner was sagt ...

»Nun denn, hört weiter:
 Nicht die Technik will ich ändern,
 Nicht der Obrigkeiten schlechten Ruf der Puppenspieler emendieren,
 Taugenichtse, Lumpen, Vagabunden,
 All das wird sich läutern mit den Stücken.
 Auch wenn das Wort ist falsch gewählt,
 Denn nicht mehr Stücke soll es geben,
 Ganzheit ist das Zauberwort.
 Einheit ist's, nach der wir streben,
 Große Werke und so fort.«

»Oh Zephyrinn, was ist denn nun im Kasper drin?« (*Karl Gustav Gütergotz in einem Anflug von Spiellaune.*)

»Ein Textbuch ist's,
 Das ich geschrieben,
 Darin ein Kasperdram',
 Nicht sieben.« (*Und hält das Ding in die Luft, als wär's ein Beweis.*)

»Was denn, der ganze Sermon wegen nem Kasperstück?« (*Candidus Mondaue, kopfschüttelnd. Zum Glück ist er der einzige Ignorant im Raum. Und Hilarius macht auch schon weiter.*)

»Ein Buch für'n Kasper,
 sag, mit Bildern?
 wie er tut saufen,
 rauben, wildern?«
 »Beim Herrn, mein Kasper wird ein anderer sein!
 Und Bilder? Nein, gewiss nicht, nein.«

»So sag, warum gibt's denn nur ein einziges Stück,
wo jeder weiß, dass sieben
des Kaspers Geist
viel mehr belieben?«

»Er meint wohl sieben auf den Streich.«

»Ja, ganz genau!«

»Das geht nicht.«

»Weil?«

»Mein Kasper keinem gleich.«

»Oh Zephyrin, du führst uns hinters Licht.«

»Ich führe euch zum Lichte hin.«

»Das ist schon da.«

»Mag sein, doch dazu später, fürs erste noch zum Kasperspiel.«

»Da wo die Gattung leidet tausend Varjetäten.«

»Dabei sind zwei schon viel zu viel.«

»Genug!«

Candidus Mondaugé springt auf.

»Die ganze Chose ist Betrug!«

Und beginnt aus dem kurzerhand »entliehenen« Textbuch vorzulesen.

Und zwar laut.

»Tri-tra-trallala.«

Und damit's jeder kapiert, gleich nochmal.

»Tri-tra-trallala.«

Sitzen alle da und warten, dass irgendwo ein Vorhang aufgeht.

»Tja, mehr steht nicht drin.«

Spricht's und klappt das Ding wieder zu, steckt's zurück in die Hand, die sich kein Stück bewegt. Im Gegensatz zu seiner eignen, die über dem Tisch auftaucht wie die Sonne hinterm Horizont. Nur schneller. Steigert den Effekt. Klassisches Aha-Erlebnis. Geht dem Publikum sofort ein Licht auf. Wohin der Schatten fällt, ist erstmal egal.

Ein triumphales Grinsen im Gesicht und den Arm locker vor den Kopf gewinkelt, hält Candidus Mondaugé ein aus des Zephyrins *Künstlermanteltasche* stibitztes Heftchen in den Händen, welches sich als »Stechbüchlein für Junggesellen« entpuppt.

»Mit Bildern!«

Womit alles gesagt wäre.

Zephyrin weiß jetzt, dass sein Stück ein Erfolg werden muss.

Fürs erste aber wenden sich die Zuschauer ab, derweil Candidus aufsteht, zum Tisch nebenan geht und Zephyrin, zurückgelassen, von der Bühne ins Parkett wandert, freilich ohne dass es solches hier gibt. Dafür steht er aber auch nicht auf. Und das Drama geht anstandslos weiter.

Männer werden wie Schnee zur Tür hereingeweht, fallen mit weißkrustigen Stiefeln in das Loch, in dem er sitzt – und tauen auf, vorm Feuer, dem prasselnden, verflüssigen sich mit der Zeit und glätten meterhohe Wellen mit einem einzigen Schluck, streicheln in Momenten zärtlicher Unbedachtheit die Katze und fahren mit tellergroßen Handrücken durch tiefende Bärte, fließen auf allen Seiten um ihn herum zusammen – und lassen ihn untergehen in einem Meer aus Gesten und Worten und Fürzen und Rauch, und nur wenn er den Kopf heben würde, den Kopf, den er über seinen beiden Büchern auf die verixten Arme gelegt, könnte er zu ihnen sprechen. Und doch tut er es nicht, ruht stattdessen auf seiner Bettstatt aus Papier und lauscht einem Theater aus Worten, das nur aus Fragmenten zu bestehen scheint.

»... und deshalb hat sich das Licht heute früh in Form von zwei herabhängenden Flügeln vor Kaleikas Haus auf den Boden geworfen«, so Candidus Mondauge am Ende eines Monologs, den aufzuschreiben niemandem in den Sinn kommen würde. Zumindest niemandem, der noch bei Sinnen ist.

Allein, Hilarius Tuck hat sich jedes Wort gemerkt, was in seinem Fall allerdings auch selbstverständlich, um nicht zu sagen *eine Notwendigkeit* ist, schließlich ist er Candidus' großer Gegenspieler, seit Jahren schon, Laternenwärter auf der anderen Seite des Fluss', der sich wie ein dunkles Band durch ihr Leben zieht, sie trennt und verbindet, nicht nur in jenen zwei mal sechs Nächten im Jahr, in denen der eine – laternen-, lichter-, Leinen los – übersetzt, um dem anderen während der »Zündelstunde« die monatlichen Leuchttabellen zu klauen, ein höchst ehrenwerter Akt, bei welchem dem Langfinger sämtliche Türen und Fenster offenstehen und das jeweilige Haus bis an die Grenzen der Transzendenz illuminiert ist, auf dass ein jeder sehe, wie der Lichtfänger, ob der Vielzahl an Einstiegsmöglichkeiten von Grund auf verwirrt, sich nach einer Stunde mit nichts als seinem gesenkten Kopf unterm Arm aus dem steinernen Leuchtkörper stiehlt, vorbei an jenem, der seine Runde soeben beendet hat und, froh-

lockend und bekümmert zugleich, weiß, dass das Spiel weitergeht und – zumindest auf seiner Seite – auch in den kommenden acht Wochen niemand Angst haben muss, in romantischen Vollmondnächten künstliche Schatten aufs liebliche Gesicht gezaubert zu bekommen oder – andersherum – Gefahr läuft, zu vorgerückter Stunde nicht mehr nach Hause zu finden, weil ihm aus naheliegenden Gründen die Lichter ausgegangen sind; kurzum: die Tabellen sind auf beiden Seiten des Fluss' gut versteckt und alle Entspannung eine Frage der Zeit, auch wenn letztere einst eine andere war, langwieriger, kurzlebiger, ungewisser gewiss, sind doch (der Wille der Mehrheit, da kann man nichts machen) an die Stelle der alten Reflektorlampen jene neueren Refraktionslaternen getreten, in welchen nicht nur geschliffene Brenngläser die polierten Metalle ersetzen, sondern auch das Schnupfen und Schneuzen des Dochtes entfällt, was wie von selbst dazu geführt hat, dass statt der einstigen drei bis vier Versuche pro Nacht jetzt nur noch ein einziger zur Verfügung steht, für welchen sich ein jeder der beiden jedoch vortrefflich herausputzt, übertroffen einzig von jenem »bestimmten Tag im August«, an dem sie sich gegenüberstehen, stumm und mit Steinen in den Händen, von denen man hofft, dass sie, in Öl getunkt und barhändig entflammt, den Weg ans andere Ufer finden, übers Wasser, in dem sie bisher noch immer versunken.

Und so vergehen die Tage.

In den Nächten aber brennen die Laternen.

Einstmals so schwach, dass man mit ihrer Hilfe nur die Dunkelheit sah, verbreiten die neueren Apparate tatsächlich Licht – und strahlen dabei von Jahr zu Jahr immer heller, was allerdings nur bedingt Resultat des allgemeinen lampentechnischen Fortschritts denn Teil jenes Spiels ist, das auch zwischen den illustren Beutezügen nicht ruht, gloriose Erfolglosigkeit hin oder her, schließlich geht es zu Friedenszeiten darum, durch Einsatz aller erdenklichen – und mitunter auch unerdenklichen – Brennstoffe die Leuchtkraft der eigenen Lampen (gemessen in auf beiden Seiten des Fluss' anerkannten, später jedoch als pseudo-universalistisch entlarvten Wachskerzen) ebenso in die Höhe zu schrauben wie die Größe der Flammen selbst (ursprünglich in Linien, inzwischen jedoch in tausendstel Millimetern vermerkt, derweil die Sache anderswo bereits in die Millionstel geht). Egal. Aktueller Stand: 12 zu 11 bzw. 11 zu 10,1 für Candidus, welcher vor einigen Monaten auf Photogen umgestiegen ist. Allein, auch dieser Process

hat seine rezeptorische Komponente, sprich: seinen *Preis*, und wo einst schlaflose, traumwandelnde, volltrunkne, verliebte, verlassene, sich dunklen Versuchungen hingebende oder schlichtweg auf wirklichkeitsgetreue Detailbeschreibungen (1:1) versessene Menschen standen, ihre Köpfe wie Hälse reckten und die sich selbst und sonst nichts und niemanden bescheinende Straßenlampe betrachteten, finden sich nun kleine Inseln aus Licht, auf denen zu leben nur letztgenannten in den Sinn kommen kann, derweil sich die fahlgelben Eilande unter der Hand zu einer nicht enden wollenden mechanistischen Megalomanie auswuchern, die Sicherheit und Halt verspricht – der Gegenentwurf zu einer Landschaft, die wie in Teer gemalt, gleißende Punkte inmitten der Nacht, die jedem, der sich in ihre Obhut begibt, glauben machen, das dunkle Meer um ihn herum ziehe sich zurück, langsam, doch stetig. Tatsächlich aber wächst es, schwillt an auf der Unterseite des Lichts. (Das versteht doch kein Mensch.)

Und wenn schon. Hilarius hat die Spitze erobert, ist in Führung gegangen, ohne zuvor ausgeglichen zu haben. Hydrocarbures heißt das Zeug, das er seinen Lampen seit drei Wochen hinter die Glaszylinder gießt. Und – verdammich – das Zeug brennt wirklich heller, auch wenn der Name reichlich dunkel klingt: *Hydrocarbures*. Egal. Steht's also 12 zu 13, beziehungsweise 11 zu 11,9.

Bleibt allerdings noch die Frage, woher Hilarius das Geld hat? Immerhin verbrauchen die Dinger einen Liter auf fünfundzwanzig Stunden. Und neue Saugdochte hat er sich auch gleich geleistet. Neun Stück, das volle Programm. Aber darum geht's jetzt hier nicht. (Wir sind ohnehin schon zu weit gegangen – und Hilarius fortgefahren.)

»... und deshalb kann von irgendwelchen Niederwerfungen überhaupt keine Rede sein, im Gegenteil, das Licht hat sich über die Nacht erhoben und die Form eines Schmetterlings in den Tagesanbruch gesägt«, so Hilarius am Ende seiner Erwiderung des Candidusschen Monologs, eine klassische Gegenrede, die die Dialektik erst so richtig in Schwung bringt – und sich durch ein blödsinnig eingeworfenes »ritsch-ratsch« ebensowenig stören lässt wie durch haltloses Literatengeschwätz oder die Einwürfe einer Handvoll kauender Tischkameraden, die namentlich zu nennen allein schon die Kumpanei verbietet.

»Also, das einzige, was ich heute Morgen vor Kaleikas Haus gesehen habe, waren die Weiber. Standen da und hatten ihre Schirme aufgespannt,

als ob das Licht aus ner anderen Welt käme. Dabei hätten sie ruhig reinschauen können. Tat überhaupt gar nicht weh.«

»Das Licht vielleicht nicht, aber meine hatte ihren Schirm vergessen. Hat man die ganzen Falten gesehen.«

»Also, ich hab's Bärbelie immer dabei.« Und spannt es auf und steckt seine Nase spontan auf die Spitze. »Guckt mal, ein umgekehrter Schirmständer, den hat Universalis erfunden.« (Der zum Glück schon gegangen ist. Die, die am Tisch sitzen, fahren indes unbekümmert fort.)

»Also, wenn ihr mich fragt, hat das Licht den Schnee *noch weißer* gemacht. Sah aus wie gebleicht.«

»Schon mal was von kombinierter Schnee-/Lichtblindheit gehört?«

»Nö, aber von einem Arzt, der seiner hässlichen Frau den Schirm hält und vor lauter Horror nicht weiß, wo er hinschauen soll.«

Die Erinnerungen fangen an, unschöne Schatten zu werfen. Zeit für Candidus Mondauge, für ein paar lichte Momente zu sorgen.

»Nun, wie auch immer die Reaktionen aussehen mögen, sicher ist, dass wir es mit einer Bogenlampe zu tun haben«, entwindet er sich und ernennt von Hilarius ein Kopfnicken, auch wenn selbiges kaum zu sehen, ja vielleicht überhaupt rein innerlich ist. Egal. Während die anderen schon wieder beginnen, in allerlei Unappetitlichkeiten zu wühlen, greift Candidus den zweigeteilten Faden wieder auf und spinnt ihn weiter, verwebt ihn inmitten von dreieinhalbtausend Grad heißen Gasen, elektrischen Entladungen und weiß glühendem Licht, wirkt ihn in synthetische Kohlestäbe, leuchtende Dämpfe und Räume voll mit den Resten flimmernder Elektroden, bis sich Hilarius gegenüber zu regen beginnt und der Streit der Laternenwärter an der Frage, ob Kohlepartikel abgebrochen und von einem Stab auf den anderen übergegangen sind, von neuem entfacht und sich der Faden wieder aufzudröseln beginnt. Vielleicht verfitzt er sich aber auch. Wer weiß. Sicher nur, dass Hilarius anderer Ansicht ist, auch wenn er die Möglichkeit eines Teilchenwechsels nicht grundsätzlich verneint, »aber ein solcher Übergang hat einfach nicht stattgefunden.«

»Und wie er stattgefunden hat«, gegenbehauptet Candidus, »eine typische Form der Partikeltransition in Gleichlichtstrombogen.«

Na schön, die Sache beginnt theoretisch zu werden, obwohl sie bei näherer Betrachtung alles andere als das ist, weniger das Resultat einer Anschauung als deren zwei, auch wenn angemerkt zu werden verdient,

dass sich der Rahmen der *Auseinander-Setzung* mit jedem Worte verengt, sich zusammenzieht wie Pupillen im Licht. Konsensuelle Reaktion. Kein Wunder, dass ihnen der Dialog darin folgt.

- »Wechselstrombogenlampe.«
- »Gleichlichtstrombogen.«
- »WECHSELSTROMbogenlampe.«
- »GLEICHLICHTstrombogen.«
- »WECHSELSTROMBOGENLAMPE!«
- »GLEICHLICHTSTROMBOGEN!«

[...]

»Jesses, ich hab's doch mit eigenen Augen gesehen! Der obere Kohlenstab ist Stück für Stück ausgehöhlt worden. Als ich kam, sah er schon aus wie der Krater von nem feuerspeienden Vulkan. Nur kleiner. Und andersherum.«

»Womit du mir das Stichwort gibst, du übercandidelter Laternenwächter, schließlich weiß jedes Kind, dass sich im Wechselstrombogen an beiden Enden der Kohlenstäbe kleine Krater bilden.«

»Mag sein, nur spitzt sich der untere Stab dabei nicht zu, du Dochtputzer.«

- »Ach, und was willst du mir damit sagen?«
- »Dass er genau das getan hat.«
- »Das einzige, was sich hier zuspitzt, ist unsere Unterhaltung.«
- »Ich hab eher das Gefühl, wir driften auseinander.«
- »In unseren Ansichten bestimmt.«
- »Dabei standest du heut morgen wie angewurzelt vor dem Licht.«
- »Genau wie du.«
- »Tja, da ging's uns beiden wohl wie den Kohlestiften.«
- »Was denn, nur weil sich ihr Abstand zueinander kein bisschen verändert hat?«

»Sieht aus, als wären wir ausnahmsweise mal einer Meinung.«

»Blöd nur, dass es gerade um was ganz anderes geht.«

»Ach, und um was?«

»Um was, um was!? Merkst dir wohl überhaupt nichts? Solltest aufschreiben, was du erzählst.«

»Is nich so meins. Reicht zu, dass ich das mit den Leuchttabellen machen muss.«

»Nichtmachen wäre auch unfair.«

»Ganz recht. Also?«

»Also was?«

»Worum geht's?«

»Die verdammten Leuchttabelle endlich zu finden und Sieger zu sein.«

»Falsch. Zumindest heute. Aber gut, zur Feier des Tages hast du noch einen Versuch.«

»Na wenn das so ist, dann würd ich sagen, es geht um irgendeinen Armleuchter, der mir erzählen will, Kaleika habe sich ne Bogenlampe vors Haus gestellt, die mit Gleichstrom funktioniert.«

»Schon besser, obwohl es richtiger heißen muss: eine Bogenlampe, die aus zwei senkrecht übereinander angeordneten Kohlestäben besteht, wovon der obere, der einen Krater aufweist und in diesem Falle Anode genannt werden kann, eine Dochtkohle ist, während der untere Stab, das heißt derjenige, der im Laufe des Brennvorganges von sich losreisendem Elektrodenmaterial bestürmt und Kathode genannt wird, eine Homogenkohle darstellt.«

»Klingt, als hättest du's auswendig gelernt. Oder steht der Sermon bei dir auf der Leuchttabelle? Ich meine, mir kann's egal sein, weil richtiger wird's dadurch trotzdem nicht. Oder willst du mir am Ende was ganz anderes damit sagen? Vielleicht isst ja mal wieder eine der berühmten Mondaugen-Metaphern zu Lasten der technischen Genauigkeit? Nur dass die Sache diesmal komplett nach hinten losgeht, selbst wenn du ne kleine Geschichte von der Zukunft mit eingebaut hast. Aber keine Angst, die kann ich dir auch erzählen.«

Und tut's, sofort und rückversicherungslos, was bei einem Mann, dessen Vorliebe für textfreie Bilderbogen von geradezu legendärem Charakter ist, und der, was vor Ort freilich noch keiner weiß, gerade dabei ist, ein ausgeprägtes Faible für textilfreie Fotografie zu entwickeln, nur daneben, das heißt *in die Hose* gehen kann – ein Vorgang, der Zephyrin dazu ermutigt, den Kopf zu heben und das Gesagte zu memoriern, was allerdings nur im Geiste geschieht und deshalb dazu führt, dass die Geschichte von der Metapher zur Parabel verkommt. Egal. Was in spontaner Erregung über einer der unaufgeräumten Tische geworfen, wird aufgegriffen und später, viel später, in irgendein Buch eingetragen werden, wo es eine Form

bekommt, eine feste. Und so wird man eines Tages lesen von Menschen, die, entwurzelt und einsam, von einem Ort zum nächsten ziehen, über Brücken und Bogen vom Dunkel ins Licht, wo sie sich treffen und einen im Geiste der Arbeit, der sie Kirchen errichten, deren Innerstes keiner je sieht. Zurück aber bleiben gespenstische Plätze, aufgebohrt und ausgehöhlt von etwas, das es nicht gibt, das die, die da sind, zumindest nicht zu benennen vermögen, so dass man es vorzieht, sein Heil in Sprichwörtern zu suchen, denn wo gehobelt wird, da fallen auch Späne, und wo gebohrt wird, da fallen sie auch.

Alles durcheinandergewirbelt, zieht die Parabel scheinbar endlos ihre Bahn.

»... und, was sagst du jetzt, Mondaugenmann?«

»Warum erzählst du mir nicht, was *du* gesehen hast?«

»Du gibst also zu, dass ich Recht habe? Oder gibst du auf? Wobei, dürfte aufs selbe hinauslaufen. Aber keine Sorge, ich werd's dir schon noch erzählen. Sollst schließlich nicht dumm sterben. Und vielleicht lernst du ja sogar noch was. Technische Details und so.«

Na, da ist Candidus ja mal gespannt.

»Also, was da gebrannt hat, das war ganz klar eine Wechselstrombogenlampe, und das heißt weder Spitze noch Krater noch irgendein homogenes Zeug, sondern einzig und allein ein paar vernünftige Dochtkohlenstäbe – und sonst nichts. Ich meine, ich brauch mir diese Homogenkohlenstifte ja nur mal anzuschauen um zu wissen, dass sie gar nicht so, wie soll ich sagen?, *effektiv* sein können. Das einzige, was irgendwann mal was bringen könnte, wären mit Teer aufbereitete Petroleumkoksstifte, zermahlen, erhitzt und mit einem Druck von vierhunderttausend Atmosphären in mannsgroße Stahlformen gepresst. Allerdings müssten die Stifte noch ein ordentliches Säurebad nehmen, bevor sie irgendwem heimleuchten könnten, was das ganze zwar zu ner sauberen Sache, aber nicht unbedingt zu ner billigen macht, mal ganz abgesehen davon, dass die elektrische Leitfähigkeit selbst dann noch nicht die beste wäre, zumindest solange man die Kohle nicht mit elektrolytischem Kupfer überzieht, bei dem allerdings die Gefahr besteht, dass es während der famosen Leuchtereier einfach wegschmilzt und den ganzen Lichtbogen ruiniert. Tja, da staunst du, was ich alles weiß. Dabei ist das erst der Anfang! Hilarius hat sich nämlich *in-formiert*. Und deshalb kann ich dir auch sagen, warum das Licht heute früh

nicht nur so hell wie das der Sonne war, sondern auch genauso gleichmäßig gebrannt hat und sich der Bogen durch nichts hat erschüttern lassen.«

»Lag einfach daran, dass das Ding in acht Ellen Höhe über unseren Köpfen hing. Noch dazu auf ner steinernen Säule, bei der man sich fragt, wie tief einer sinken muss, um sich so nen hässlichen Klotz vors Haus zu stellen, mal ganz abgesehen von der Frage, wer sowas überhaupt baut, noch dazu über Nacht.«

»Ich glaube nicht, dass das hier etwas zur Sache tut. Im übrigen: Die Säule ist *achteinhalb* Ellen hoch – und Bogenlampe hängen nicht, Bogenlampen stehen. Aber wie dem auch sei, wir wollen uns lieber um die technischen Details kümmern, als übers Großeganze zu philosophiern.«

»Das Großeganz ist nie geschenkt / Von Einzelheiten wird der Mensch nicht satt.«

Zwei Blicke, ein geschwind einfahrender Kopf, der sich auf ausgeixte Arme legt.

»Gut, fahren wir also fort. Was die Dochkohle betrifft, die bekanntlich in Röhren- und nicht in Zylinderform gepresst wird, so gehe ich davon aus, dass ihr Innerstes im vorliegenden Fall mit Graphit und Natriumsilikat gefüllt ist und ein dicker Glasstab die ganze Konstruktion zusammenhält und schützt.«

Ist das wirklich Hilarius, der da spricht?

»Das würde nicht nur die fulminante Leuchtkraft, sondern auch die absolute Gleichmäßigkeit, oder sagen wir besser: die herrliche Homogenität erklären, von der wir heut Morgen angestrahlt worden sind, auch wenn es aussieht, als hätte sie nicht jeden erleuchtet.«

»Manche werden vom Licht überflutet und trotzdem nicht nass.«

»Ahh, wieder eine deiner Metaphern. Werden mit jedem Tag dunkler.«
Wenn er wüsste, wie recht er damit hat.

»Na, mir soll's egal sein. Ich werd noch schnell ein paar Fakten präsentieren, danach auf Wiedersehen sagen und mich unters Bogenlicht stellen. Falls du Lust hast, komm mit. Falls nicht, schreib mir nen Brief.«

»Selten so gelacht.«

»War ja auch ernst gemeint.«

»Hatt ich befürchtet.«

»Du solltest besser aufpassen, nicht dass ich am Ende noch weiß, wo du deine Leuchttabelle versteckt hältst.«

- »Dann wär das Spiel vorbei.«
- »Was zu schade wäre.«
- Der Ton hier gefällt ihm nicht.
Candidus belässt es bei einem kurzen Blick aus dem Fenster.
Unten im Tal ein großes, gleißendes Gebilde.
- »Schon mal drüber nachgedacht, wie es sein kann, dass die Bogenlampe seit Stunden brennt?«
- »Keine Sekunde!«, gibt Hilarius sogleich – und vielleicht ein wenig zu schnell – zurück. »Aber die Zeiten der allgemeinen Laternenzerstörung sind ja zum Glück auch vorbei.«
- »Kann's sein, dass du mal anders geredet hast?«
- »Herrgott, ich war sechzehn, hab mich mitreißen lassen.«
- »Du warst der einzige im Dorf.«
- »Und wenn schon, in der Stadt haben's alle getan. Außerdem gab's hier nur eine Laterne.«
- »Schade nur, dass kein Gas drin war, was? Hätte den Effekt ungemein gesteigert.«
- »Ich hab's wiedergutmacht.«
- »Darum geht es mir nicht.«
- »Ach, und worum ...«
- »... um die Tatsache, dass der Lichtbogen da unten längst verloschen sein müsste.«
- »Warum bist du nicht einfach froh, dass er brennt?«
- »Weil ich gehört habe, dass der Abbrand pro Stunde mindestens eine halbe Elle beträgt.«
- »Gerüchte. Und selbst wenn, wen kümmert's, solange der Abstand zwischen den Stäben gleich bleibt. Kohle ist schließlich genug da.«
- »Was du nicht sagst.«
- »Ich sag dir sogar noch mehr, Mondauge. Aber nur unter uns«, und schiebt sich hinter einer Wolke, deren Zusammensetzung besser unbekannt bleibt, über den Tisch, »so eine Dochkohle ist länger als der Schwanz von nem Mohren.« Und rumpelt schon wieder zurück. »Hab's mit eignen Augen gesehen.«
- »Ich nehme an, du hast auch Durchmesser und Brenndauer überprüft.«
- »Ach was, Hauptsache, es schiebt immer einer nach.«
- »Na, du musst es ja wissen.«

»Hee, warum denn auf einmal so humorlos?«

»Das fragst du mich, du lächerlicher Laternenstürmer?«

»Was denn, sind wir wieder da, wo wir waren?«

»Nicht ganz, mein Freund, nicht ganz. Inzwischen sind wir offenbar so weit, dass gar keiner mehr nachschieben *muss*. Der Kohlevorschub funktioniert automatisch, oder hast du heut morgen jemanden auf der Säule gesehen? Ein kleines blaues Männchen vielleicht?«

»Ich bitte dich«, dies in einem Ton, der Candidus bekannt vorkommt, auch wenn die Assoziationen keine schönen sind, »natürlich regelt sich die Sache von selbst, seit langem schon. Eine ordentliche Batterie, eine Spule mit Eisenkern, ein bisschen Elektromagnetismus und fertig ist's. Solltest übrigens froh drüber sein, sonst würdest du noch als Kohleschieber enden – und ich hätte die ganze Nacht über Zeit, dir die Leuchttabelle zu klauen. Achja, im übrigen liegst du jetzt wieder vorn.«

»Das Bogenlicht zählt nicht.«

»Aber, aber, warum denn auf einmal so bescheiden? Das Licht steht schließlich auf deiner Seite vom Fluss.«

»Mag sein, aber es ist nicht *mein Licht*, und selbst wenn's auf meiner Seite steht, so steht's auch außerhalb der Reihe. Man kann es nämlich nicht regulieren, es gibt nur An oder Aus.«

»Dann sei froh, dass es an ist.«

»Und was, wenn es nie wieder ausgeht?«

»Dann sollten wir alle froh drüber sein.«

Candidus sieht sich um, sieht seinen Neffen, sieht den eingezogenen Kopf, die verschränkten Arme über den Bücher, sieht, dass das alles nichts bringt – und greift an:

»Sag mal, Hilarius, hast du schon mal was vom dynamo-elektrischen Prinzip gehört?«

»Klingt nicht, als würd's davon Bilder geben.«

»Heißt das Nein?«

»Ich fürchte ja.«

»Und wie sieht's mit einem Generator ohne Permanent-Magnete aus?«

»Schlecht.«

»Aber was ein Doppel-T-Anker ist, weißt du?«

»Tut mir leid.«

»Und von einer Dynamomaschine hast du auch keine Ahnung?«

»Nicht die geringste.«

»Solltest du aber, ist gut zur«, und beugt sich über den Tisch und flüstert, »*Selbsterregung*.«

»Weiß nicht, worauf du hinaus willst«, kommt's postwendend und vielleicht ein wenig zu laut zurück.

Kaum dass Candidus wieder aufrecht sitzt: »Sagen wir, es geht um Sättigung. Oder besser vielleicht: um Übersättigung.«

»Damit kann ich genausowenig anfangen.«

»Das hatte ich befürchtet. Aber was soll's, geb ich dir eben ein Bild.«

»Das klingt schon besser.«

»Musst mir aber versprechen, dass du's für dich behältst.«

»Klar, was isses denn?« Und schiebt das rotspeckig glänzende Gesicht nach vorn.

»Also, hör zu. Die Rede ist von einer Dochtkohle, die länger ist als unsere beiden Schwänze zusammen.«

»Was du nicht sagst?!«

»Das Ding lässt jeden Mohren auf der Stelle erblassen.«

»Aber ...«

»Zehn Ellen.«

»Du meinst Zoll.«

»Ich meine Ellen! Zehn volle Ellen. Vielleicht sogar zwanzig. Oder dreißig.«

»Hee, du verarschst mich doch.«

»Keineswegs. Das Ding is so lang, das man's hochhängen muss, und selbst dann reicht's noch bis auf die Erde runter.«

»Und wie du mich verarschst! Ich hab so ein Ding noch nirgends gesehen.«

»Darfst du auch nicht, sonst würdest du noch misstrauisch werden.«

»Oder neidisch.«

»Siehst du, und deshalb hat man eine achteinhalb Ellen hohe Säule rundrum gebaut.«

»Ah, verstehe, die Säule ist so ne Art steinernes Hosenbein. Tja, blöd nur, dass da noch ein Briefkasten drinsteckt. Aber was soll's, wahrscheinlich nur ein Zeichen für ne verrutschte Kniescheibe.«

»Auf jeden Fall geht der Kohlestift dran vorbei, oder warum glaubst du, hat man den Briefkasten ein Stück weit nach rechts versetzt?«

»Jetzt, wo du's sagst ... Linksträger, ganz klar. Frag mich nur, warum man die beiden Kohlen nicht gleich *nebeneinander* angeordnet hat.«

»Der Abstand wäre für den Lichtbogen zu groß gewesen.«

»Aber aber, warum denn auf einmal so realistisch? Wo sind denn die guten alten Metaphern geblieben? Na, da werd ich wohl mal wieder selbst einspringen müssen. Also, hör zu. Wenn der eine Kohlenstab durch ein steinernes Hosenbein bis runter in die Erde geht, dann geht der andere durch ein gläsernes bis rauf in den Himmel. Na, was sagst du jetzt?«

»Das war keine Metapher.«

»Och schade.«

»Außerdem müsstest du noch dazu sagen, dass der obere Kohlenstab aus Glas ist, sonst macht die ganze Sache keinen Sinn.«

»Hab ich da gerade *Sinn* gehört?«, verwundert sich Hilarius, dreht sich um und wirft einen mitleidigen Blick auf Zephyrin. »Nicht gerade das, was man mit eurer Familie verbindet.«

Zephyrin würde jetzt gern aufstehen und dem Strüffler ein paar Takte aus seinem Drama vortragen. Das Ding is nämlich im Kopf so gut wie fertig, nur aufschreiben muss er's noch. Aber gut, erstmal ist Candidus dran.

»Vielleicht brennt die obere Kohle ja langsamer ab als die untere, vielleicht ist da etwas, das sie schützt, nur dass wir es nicht sehen.«

»Ein Hosenbein aus Glas, hab ich doch gesagt.«

»Glas kann gut sein, aber ich dachte eher an einen Reflektor.«

»Ach was, sinnlose technische Details. Andererseits, würde für Wechselstrom sprechen.«

»Es sei denn, das Licht liegt komplett unter Glas.«

»Oh, natürlich. Und zwar so komplett, dass man glaubt, es ist gar kein Glas rundrum. Eingeschweißtes Licht, tolle Idee, wirklich. Hee, warum kletterst du nicht einfach mal auf die Säule und schaust nach? Aber pass auf, dass du dir dabei nichts verbrennst«, spricht's und wartet aufs große Gelächter.

Als es ausbleibt und Hilarius sich umschauf, sieht er, dass keiner mehr in der Kneipe ist.

»Hee, wo sind die denn alle hin?«

Und weil keiner da ist, der ihm antworten kann (und Candidus ihn nur schweigend ansieht): »Na, wie dem auch sei, ich werd mich jetzt

jedenfalls unters Bogenlicht stellen und danach wie ein Schmetterling nach Hause fliegen. Falls du es mir nachmachen willst, nur zu, aber pass auf, dass du dabei nicht verkohlst. Haha.« Und erhebt sich so gar nicht schmetterlingshaft. »Ich bin dann mal weg, Mondauge. Wir sehen uns, spätestens beim nächsten Einbruchversuch.«

Als er zur Tür raustänzelt, rennt er Zephyrin beinahe über den Haufen.

»War pissen«, entschuldigt sich dieser und schaut an Hilarius vorbei in das Loch, in dem sein Onkel sitzt. Noch immer, als wär's sein Zuhause.

Als Candidus besagtes eine Stunde später betritt, begibt er sich auf direktem Weg zu einem kleinen Regal und zieht, ohne zu suchen, aus ein paar dutzend Büchern eines heraus. Es dauert nicht lange, da hat er die Stelle gefunden und liest, laut:

»Ach«, sagte er, »ihr habt ja noch eure Laternen. Ihr seid nicht in Ordnung, meine Freunde. Das ist eine Schlamperei. Das wollen wir zerschmeißen.« Und er warf den Stein in die Laterne ...«



Und da waren sie, diese Momente, in denen sie spürten, dass da nicht ein Punkt war, an dem sich ansetzen ließ, und dass sie – trotz allem – unschuldig waren, unschuldig und hilflos zugleich.

Bodenkunde eines kleinen Stück Landes, abgetastet am Samstag, den 31. März um 23:36 Uhr, exakt zwei Minuten vor dem ersten Kontakt des Kernschattens der Erde mit dem Mond.

Dem Mond, der wie ein nicht ganz ausgebackenes oder mit zuviel Mehl bestäubtes Rundbrot schräg über ihm hängt.

Ihm, der auf seinen Schienbeinen knieend, mit beiden Händen jene Bodenkunde betreibt, welche in Wahrheit Oberflächenlehre ist.

(Gäbe es einen dritten, der darüber nachdächte, würde ihm auffallen, dass Mond und Bodenkundler schwarzsehen.¹ Aber die Geschichte kennt keinen Konjunktiv. Außerdem ist hier alles erleuchtet.)

23:36 Uhr: Gras, Dreck, Kiesel, Kot, Scheiße.

Keine Nase.

Es ist 23:37 Uhr.

In exakt 228 Tagen wird er einen Leonidenschauer am Himmel entdecken und mit ihm darniedergehen. Er wird wunschlos glücklich sein.

Aber das ist Zukunftsmusik. Mithin musikalischer Hokuspokus, unausgeogener Schwindel. Eine Sache von eitlen Gecken und salbadernden Ästheten. Und dazu gehört er nicht, die kennt er nicht mal.

23:38 Uhr. Der Mond tritt in den Kernschatten der Erde. Theo gibt die Suche nach seiner Nase auf.

Er stolcht ein paar Meter übers Land, schüttelt den Kopf, zuckt mit den Schultern und verschwindet unter einem Baum. Findet einen Ast, der gern eine Wurzel wäre und deshalb jetzt in der Luft hängt. Setzt sich drauf wie auf ein Pferd. Und denkt an die Schweine. Und an Kaden-Fritze, dieses Schwein, das seine Nase aus der Tür vom Fritzenest geworfen hat. Dabei hat er ihm gar nichts getan. Hat nur kurz den Kopf auf den Tresen gelegt. Und die Nase neben sich, weil er auf dem Tresen sonst nicht schlafen kann. Tja, und da, wo die Nase war, da müssen sie im reingeklettert sein, die Träume. Genau wie Trutz von Trübestrom, der mit seinen fast siebzig Jahren auf einen Tisch klettert und ruft: Das Schwein kommt, das Schwein kommt! Und da geht auch schon die Tür auf und rein kommt Pospichil, mit nem Schweinskopf aufm Kopf. Na, das gibt ein Gegröle! Und dann singt er auch noch ein Lied. Am besten aber isses,

1 Verweis »auf den dicht und dunkel bewachsenen Kopf«.

als ihm der Schweinskopf vom Kopf fliegt, weil er gegen den Tresen gerannt is. Da lachen sich alle halb tot. Nur Pospichil nicht, weil der sieht, dass das Ding aufn Boden geknallt und der Länge nach durchgebrochen is. War nämlich schon angehackt. Natürlich fangen die blöden Weiber gleich an zu kreischen. Und Charmosyna ruft Sülze!, Sülze!, und der dicke Richard stürzt sich auf die Schädelhäften, als wärs ein flüchtendes Tier. Klemmt sich die Dinger untern Arm und haut ab. Kann's mal wieder nicht erwarten. Charmosyna schreit ihm irgendwas von Fastenzeit nach, aber da hat sich Universalius den Vogel schon geschnappt und stopft ihn sich kopfüber in die Hosentasche. Und dann fragt er ihn, ob er weiß, wo Osten ist. Da wird's plötzlich ganz dunkel, weil der dicke Richard draußen vorm Fenster steht. Und obwohl er nur kurz reinschaut und dann schnell wegrennt, wird's nur langsam wieder hell. Da wissen alle Bescheid (außer ein paar). Und lachen sich halb tot (außer Charmosyna.) Zum Glück hat Kaden Fritze nicht gesehen, wie Pospichil gegen den Tresen geknallt is, denkt er sich und merkt, dass er nicht träumt. Der hätte sonst wieder nen Aufstand gemacht, weil der Tresen neu is. Dabei isser das seit nem halben Jahr schon. Und außerdem, was baut er sich auch so ein ungemütliches Ding in die Kneipe? Kriegt man nur nen dicken Schädel von. Und die Nase klauen sie einem auch. Richtig ungestlich ist das. Außerdem, wenn er Platz für sich haben will, hätt er nicht Wirt werden dürfen. Is schließlich ne Kneipe und kein Sähpareh. (Das Wort hat ihm Universalius beigebracht). Na, wer weiß, wie viel Trübestrom ihm gegeben hat, damit er das Schwein für ihn schlachtet und alle mitessen dürfen. Aber gut, Hauptsache, er hat's gemacht. Wobei, von ihm aus kann er jedes Mal eins schlachten, wenn er ein neues Scheißhaus zu bauen anfängt. Muss nur aufpassen, dass er nicht zuviel frisst, sonst kracht er am Ende noch mitsamt dem Ding zusammen. Fällt ihm das Scheißhaus von der Wand wie Theo die Nase ausm Gesicht.

Und da merkt er, dass er wirklich nicht träumt.

Meine schöne Nase, heult's und fasst nach da, wo nichts mehr ist. Und muss auch noch aufpassen, dass ihm die Tränen nicht reinlaufen. Sonst saufen ihm am Ende noch die Träume ab. Und dann hat er gar nichts mehr. Aber da fallen ihm seine beiden Schweine ein – und das, was sie morgen vorhaben. Und da lacht er auch schon wieder. Und wischt sich die Tränen weg.

Tja, der Kerl ist eben *phä-no-me-nal*. Aus dem Auge, aus dem Sinn. Und der traurige Rest schliert sich über den Handrücken, trocknet im Mondlicht und glitzert fast noch. Aber dafür hat er jetzt keinen Blick. Und selbst wenn, er muss sich an dem Ast festhalten, auf dem er sitzt. Der hat nämlich zu wippen angefangen, irgendwie. Da macht er am besten mal mit. Drückt ihn runter und schießt gleich wieder hoch. Hals über Kopf, nein, Fuß über Bein. Na, zumindest kann er seine Nase jetzt nicht mehr verlieren. Muss bloß aufpassen, dass er keinen Zweig reinbekommt. Oder ihm was anderes flöten geht. Jaja, wie die Nase eines Mannes ... Aber da läuft die Sache schon von alleine. Rechts schwankt die Kneipe und links seine Welt. Vor ihm aber steht ein Ballon, hoch in der Luft, von Ästen gekreuzt, vor einem vollkommen verfinsterten Mond.

Na klar.

Vielleicht sollte er aufhören zu wippen.

Oder träumt er das alles nur? So richtig sicher kann man sich da schließlich nie sein. (Hee, hat er das gerade gedacht? Auf sowas kommt er doch im Leben nicht!) Muss er also träumen. Und wenn nicht, fängt er jetzt eben an. Träumt, wie ein Ballon vor ihm steht, hoch in der Luft, von Ästen gekreuzt, vor einem vollkommen verfinsterten Mond, und sich ihm langsam nähert, sich ein Himmelskörper vor einen anderen schiebt. »Die erste doppelt-totale Mondfinsternis der Weltgeschichte«, hört er Universalius sagen, »ein Augenblick der Entmachtung von Mensch und Natur.« Aber da widerspricht er ihm schon, denn er kann sie ja sehen, die Strippen, an denen alles und jeder hier hängt, die Gondel, die Hülle, nur nicht der Mond. Aber den Mond, den kann er nicht sehen, hört er's jetzt referiern, denn der steht dahinter, ist kernschattenrot. Und wenn schon, er scheint doch hindurch, trinkt den ganzen Ballon – verdrängt, was sich vor ihn geschoben. Kaum hat er's gesagt, ist die Stimme verschwunden. Universalius verstummt. Da schaut Theo sich um. Und dann rauf zum Himmel. Und sieht den Ballon. Und die Gondel ins Mondlicht gleiten, und ruft, ja, er ruft: Ach, da oben bist du!

Doch hört ihn dort keiner, und auch er selber hört nichts. Aber er kann sie ja sehen, die Gondel, die wie ein Haus aufgebaut. Ein Pappmachéhaus! Damit werden sie Fuggert in den April schicken!

Bodenkunde eines kleinen Stück Landes, Teil 2.

Als die Schmoker am 17. März um Punkt 19:57 Uhr ihre Füße vom Kahn aufs Ufer setzen, bemerken ihre frisch-auf-gummibestiefelten Pedometer – durch mondloses Dunkel, matschbraune Flora und zermalzte Fauna hindurch – eine Reihe von Abdrücken, Ichnogramme genannt, welche in ihnen ein Gefühl der [Palim-Palim] Palimnese evozieren, woraufhin die vier Stiefel je sechsunddreißig Schritte nach links tun, und zwar entlang einer vollkommen geraden Linie, in absoluter Parallelität und immer demselben Abstand folgend, bis sie am Ende der Reihe, d. h. *in sich selbst* angekommen sind und sich aufmachen, geradewegs vom Ufer übers Feld den Hang hoch zu marschieren, was ihnen als ein Gebot der Stunde erscheint, haben die beiden über ihnen die Hüte doch derart tief in ihre Gesichter bzw. – in ihrem Fall – in ihr *Gesicht* gezogen, dass von einem Orientierungsvermögen, wie rudimentär auch immer, nicht die Rede sein kann, erst recht nicht, wenn man bedenkt (und wer täte das nicht?), dass das Rauchen unter diesen Umständen eine höchst nebulöse Angelegenheit ist, welche es unmöglich macht, auch nur die eigenen Stiefel zu sehen. Kein Wunder, dass die das ausnutzen. Da können die Augen tränen wie sie wollen.

Keine fünf Minuten später stehen die Schmoker in der Tür eines – allen außergrammatikalischen Referenzen zum Trotz, ja zum Hohn – Nymphaeum Wilhelmineum genannten Treibhauses, nehmen unter dem gusseisernen Sturz die Hüte ab und erblicken, kaum dass sie was sehen, nichts als bekannte Gesichter, die ihre Füße in ein Wasserbecken gesteckt haben und sie anschauen, als müssten sie jetzt was sagen.

Die Worte kommen sogleich wie Rauch aus ihren Mündern gequollen.

»Johnny konnte nicht mitkommen.«

»Hat nen Brief bekommen.«

»Soll irgendwo hinkommen.«

»Kommt aber bald wieder.«

»Braucht uns also nicht mit irgendwelchen Fragen zu«

»Löchern.«

»Genau.«

»Wir wissen nämlich auch nicht mehr.«

»Weiter.«

»Geht's immer.«

»Deshalb sind wir ja hier.«

»Vermuten wir zumindest.«

»Ach, und bevor einer fragt.«

»Samuel kann auch nicht.«

»Hat zu tun.«

»Mit Miranda.«

»Ha-ha.«

»Sagt mal, Schmoker, irgendeine Idee, wer das hier wissen wollte?«

Kurzer Blick ins Rund.

»Der da!«, und zeigen auf Charmosyna, der in der Mitte des Sees auf einem riesigen Blatt aufgebahrt liegt.

Der Papagei reckt zur Antwort einen Flügel, Handschwinge senkrecht nach unten.

»Hee, der is ja gar nich tot!«

»Im Gegenteil, er warnt uns, wenn die grünen Igel hochkommen.«

Is klar.

Die Schmoker schauen sich an, zucken mit den Schultern und schwingen ihre dürren Hintern auf den Beckenrand.

»Hee, Schuhe aus!«, plärrt's.

Is Charmosyna, der über ihnen kreist, als hänge er an irgendner Leine.

»Aber das sind Gummistiefel.«

»Die sind wasserdicht.«

»Egal, die Igel könnten sich dran verletzen.«

Schauen. Schulterzucken. Stiefelschnippen. Synchron. Setzen.

»Und nicht ins Wasser aschen, klar?!«

»Klar.«

»Is ja auch nicht gut für die Igel.«

»Werden die Stacheln ganz stumpf.«

»Ha-ha.«

Und während sich die Schmoker noch die nicht vorhandenen Bäuche halten – »Igelalarm!!!«

Beine werden eilends aus dem Wasser gezogen, Augen auf die leicht gewellte Oberfläche geworfen. Die Schmoker können kaum noch.

Keine Minute später stehen sie zitternd hinterm Beckenrand, die Zigaretten schlotternd zwischen flamboyant verfärbten Lippen. Beruhigungs-



versuche sind nutzlos, dafür in Schmoker-Sprech gehalten. Nur dass es statt rüber-und-nüber jetzt reihum geht. Zweimal.

- »Hee Schmoker, das ist doch gar kein richtiger Igel.«
- »Sieht nur wie einer aus.«
- »Ist das Blatt von ner Seerose.«
- »Riesenseerose, um genau zu sein.«
- »Die Blätter verbringen ihre Kindheit unter Wasser.«
- »Das erste ist fadenförmig.«
- »Das zweite länglich.«
- »Das dritte spießförmig.«
- »Und das vierte oval.«
- »Dann kommt ein Wachstumsschub.«
- »Und dazu die Stacheln.«
- »Wird alles immer mehr.«
- »Weshalb sich das Ding auch zusammenrollt.«
- »Und irgendwann an die Oberfläche kommt.«
- »Hochschnippt.«
- »Wie ein Igel, dem man in einen Laubhaufen wirft.«
- »Nur umgekehrt.«
- »Auf jeden Fall kein Grund zu flüchten.«
- »Is vollkommen ungefährlich.«
- »Außerdem noch ganz klein.«
- »Wächst sich aber noch aus.«
- »Entrollt sich.«
- »Bis die Stacheln alle unter Wasser sind.«
- »Und die Oberfläche rund ist.«
- »Sieht dann wie ne große grüne Kuchenform aus.«
- »Oder das Blatt, auf dem Chamosyna liegt.«
- »Und der würde sich doch nich auf nen Igel legen.«
- »Nich mal, wenn er tot wäre.«
- »Jetzt lacht doch mal.«

Nun, der aufmerksame Leser wird bemerkt haben, dass hier was nicht stimmt. (Falls nicht, dann gib't hier jetzt nen kleinen Tipp, damit hinterher nicht wieder irgendeiner von der »Rätselhaftigkeit der Literatur« salbadert. Oder noch schlimmer: mit seinem Wissen über das »Änigmatische in der Kunst« kokettiert. Ganze Beiblättchen voller gelehrter Lautmalerei. Aber

gut, dass müssen diejenigen mit sich selbst ausmachen. Ich würd jedenfalls mal tippen, dass es die Gesprächsrunde is, bei der was nich stimmt.)

Und? Genau, einer war dreimal mit Sprechen dran. Sonst geht's nämlich nich auf.¹

1 Und hier die Protagonisten: (Gewiss ein etwas zweifelhafter Begriff, wenn man bedenkt, dass alle im Kreis sitzen. Überdies: Es sind Frauen anwesend!)

Martha Stoffel: Ist froh, dass ihr Sohn aus dem Haus und auf dem Weg zurück »in die große Stadt« ist. Der Kasper war kurz davor, ihn zu erschlagen. Stand schon mit der Pritsche hinter ihm, während er am Tisch saß und aß, fernab allen Spiels.

Lilly: Ist vor einer Stunde mit Max auf dem Arm zu Alberts Tür rein- und dreißig Minuten später allein wieder rausgehuscht. Über das Dazwischen schweigt sie sich vielsagend aus. Unklar dagegen, warum heute Morgen vor ihrer Tür ein Brief lag, den Sophie ihr vor vier Wochen geschrieben.

Sophie: Glaubt, dass der Brief dareinst von ihr verloren, gestern Abend dann, als sie bereits geschlafen, von ihrem Mann gefunden und von einem, der zu später Stunde noch rübergefahren, vor ihre Tür gelegt worden ist.

Theo: Will mit alldem nichts zu tun haben. Hat er auch nicht. Hat's schließlich auf seine Nase geschworen. Und die hat er sich extra zur Feier des Tages lackiert.

Ferdinand: Kann nur bezeugen, dass Theo gestern Abend bei ihm war und »bisschen lang auf die Tapete gestarrt hat«, so dass er zur Frage »Wozu denn noch Maschinensturm?« nichts Entscheidendes hat beitragen können. Er bietet ihm aber an, sich nachträglich zu dem Grundsatz zu bekennen, dass man zwischen der Maschine an sich und ihrer Verwendung fürs Kapital unbedingt zu unterscheiden habe, schließlich liege das An-sich-Sein schon im Wort »Maschine« begründet, »friedlich umschlossen von den Buchstaben M und E, was gewiss kein Zufall, sondern historische Vorsehung ist.« Abgesehen davon ist er froh, dass seine Frau heute Abend nicht mit dabei ist.

Reginald: Will Theo etwas von der mythischen Schönheit der Maschinenstürmeri erzählen und die Sache mit einem Gedicht untermalen, das, in dem alle Könige außer Ludd zum Teufel gejagt werden, erinnert sich bei dem Wort Teufel aber an Ferdinands Frau und deutet ihre Abwesenheit mit Hilfe seiner Version des dialektischen Materialismus öffentlich zu Ende: »Er hat sie zu Hause ein-

geschlossen. Im Vorratsraum! Da kann sie hungern wie sie will, da passt sie nie durchs Fenster. Und schreien hilft auch nichts, die Wände sind nämlich dicker als *Universalius'* Gesammelte Werke.«

Universalius: Hört's und schüttelt den Kopf. Allerdings so, dass es von außen nicht zu sehen ist.

Richard Bary: Ist von außen sehr wohl zu sehen, füllt nämlich das halbe Glashaus aus. Drinnen dagegen hat er seine Beine aus dem Wasser nehmen müssen, da der Teich überzulaufen drohte.

Der Schmied: Spürt etwas an seinen Füßen, das sich wie Kupfer anfühlt und fragt sich, wer das Bassin damit ausgeschlagen hat. Wobei, so glatt wie sich das anfühlt, wirkt's eher, als hätte einer das Kupfer in den Teich gegossen wie – Wasser. Wenn er nicht wüsste, dass das nicht geht, dann ... Aber das ist wirklich Kupfer ...

Trutz von Trübestrom: Fühlt sich wohl. Fühlt sich nämlich an, als säße er auf nem Scheißhaus. Nur dass es hier in Wahrheit gar keins gibt. Da wird ihm gleich ganz unwohl. Die Sache mit dem Wasser ist allerdings ne gute Idee. Hätte man gleich was zum Nachspülen. Mal sehen, was Jakob dazu sagt.

Jakob: Ist noch nicht mal einen Monat hier und sagt zu allem ja. Eigentlich kann er auch nein sagen – je nachdem, was seine Berechnungen sagen. Hier aber muss er mit allem rechnen – und kann deshalb zu gar nichts was sagen. Aber weil man ihm beigebracht hat, dass am Ende immer was rauskommen muss, sagt er ja. In Wahrheit aber sitzt er nur da und staunt. Und wenn er sich dabei ertappt, schüttelt er mit dem Kopf. Natürlich nur innerlich. Denn wie's aussieht, ist er der einzige hier, der sich wundert. Und darüber wundert er sich dann wieder. Und schüttelt mit dem Kopf. Und sagt ja.

Hilarius: Sitzt neben der ausgetrockneten Quelle seiner bis vor kurzem noch reichlich sprudelnden Vorstellungskraft, hat die Rechte unterm Hemd in der Hose und wartet darauf, dass irgendwo was sprudelt.

Bartholomäus Stoffel: Ist froh, dass sein Sohn aus dem Haus und auf dem Weg zurück in die »große Stadt« ist. Die Frau des Kaspers war kurz davor, ihn zu erschlagen. Hatte sich schon einen Reim überlegt, den sie ihm ins Essen rühren wollte: »Da geht er weg, da kommt er wieder, dort steigt er auf, hier fällt er nieder.« Aber dann hatte sie den Reim variiert – und er stand da und ließ den Kasper fallen, weil er wusste, dass das kein Spiel war. Und falls es doch eins war, dann war es vorbei. Für alle Zeiten. »Da geht er weg, da kommt er wieder, hier steigt er auf, dort geht er nieder.«

Gleichwohl: *Johanna Maria Fuggert* ist die einzige wahre Protagonistin.

Den Schmokern geht derweil was ganz anderes nicht auf. Nennen wir es: *ein Licht*. Und da hilft es auch nichts, dass Hilarius' Haus in der Ferne leuchtet und blinkt. Wie ja überhaupt die örtliche Illuminiererei Fortschritte macht. Wenn man das so nennen will ... Hat jedenfalls den Anschein, als habe die mondlose Nacht mit Permanenz gedroht. Und vergessen zu sagen, dass das ein Witz war.

Lacht ja auch keiner.

Da – plötzlich – Universalius:

»Ich hab's! Wir bauen ihm ein Haus!«

»Wem?«

»Fuggert?«

»Wem denn sonst?!«

»Was?«

»Ein Haus?«

»Na klar!«

»Stimmt, der hat noch keins.«

»Sollten mich die Herren nicht vorher dazu befragen?«, dies Johanna Maria Fuggert in einem Ton, der ebenso sanft wie bestimmt. Nichts, was man von Rechts wegen bekommt.

Die Schmoker schauen sich, die Herren einander und die Frauen sie an. Sie, die auf dem Beckenrand sitzt und die Beine als erste wieder ins Wasser gesteckt hat.

Ist schließlich schön warm.

Ist ja auch Feuer drunter.

»Also ein Haus?«, begehrt Johanna Maria Fuggert zu wissen.

Und schon erzählt Universalius, wie er darauf gekommen.

Den Schmokern erschließt sich das Ganze in Teilen, d. h. jedem zur Hälfte.

»Eine etwas komische Kaprice, gewiss, doch schulde ich sie dem Igel.«

»??«

»So, wie ich ihn hochkommen sah, so sah ich auch das Haus auftauchen. Oder waren mir meine Gedanken schon wieder voraus?«

»Sie meinen ...«

»Oh, nichts, worum Sie sich Sorgen machen müssten, ich laufe ihnen jedes Mal hinterher – 's ist beim Reden wie beim Schreiben – Worte, Ideen, was immer Sie wollen. Das einzige, was ich tun kann, ist die Din-

ge wieder geradezubiegen. Funktioniert allerdings höchstens zur Hälfte. Und ausschließlich nachträglich, Sie verstehen? Post festum, wie sämtliche Historiographie.«

Der andere wird's schon verstehen, denkt ein jeder und schweigt.

»Aber verzeihen Sie, ich wollte über den Tag reden, an dem das Haus vor uns stehen wird. Zumindest hatten mich meine Gedanken dahin gebracht.«

Und so geht's dahin, verfügt und verfügt sich, als sei alles eins.

»Es ist der Tag des Todes des Verräters des Herrn.«

»Oder der seiner Geburt.«

»Ganz wie man's nimmt. Manche glauben, dass der Höllensturz ...«

»Dabei es in diesem Jahr Ostersonntag ist.«

»Der Tag der Auferstehung.«

»Nicht für Quartodecimaner.«

Kurzer Blick zu den Schmokern, die aus unerfindlichen Gründen ihre Zigaretten aufzukauen versuchen. Lässt sie sie machen, sagt: »Wir waren bis dato ebensoviele.« Und hat sich schon wieder an Universalius gewandt.

»Mag sein, aber das ist vorbei. Die alte Kirche existiert nicht mehr. Und selbst wenn, hilft uns das hier nicht weiter.«

»Manche sagen auch, es sei der Tag gewesen, an dem er von Pontius zu Pilatus gerannt.«

»Wir sollten uns entscheiden.«

»Ihn in den April schicken?«

»In ein Haus.«

»In was für ein Haus?« Die Stimme jetzt fragend, all die Sicherheit weg.

»In ein Haus aus Büchern.«

Da steigt sie aus, gesellt sich zu den anderen, die da sitzen, die Beine wie Stöcke im Wasser.

Universalius aber erklärt:

»Meine Bibliothek, ich brauch sie nicht mehr.«

Kiefer klappen auseinander, Zehen verkrampfen sich, kratzen ihre Nägel ins Kupfer.

Charmosyna fällt vom Himmel, schlägt die Flügel vors Gesicht.

Sämtliche Köpfe schnellen auf Universalius zu.

Eine neue Form der Ungläubigkeit, vergessen der religiöse Sermon.

›Was denn: *die* Bibliothek?‹

›Die gibt's also wirklich.«

›Da is nix mit Rauchen zu Hause.«

›Was soll denn aus dem Jungen mal werden?«

»Keine Sorge, ist ohnehin alles geklaut.«

»Was?«

›Aber ...«

›Du hast die Bücher gar nicht geschrieben?«

›Was soll denn aus dir mal werden, Junge?«

›Das Original weiß, dass es kopiert.«¹

????

???

??

?

›Und deshalb weiß ich auch schon, wie wir's nennen: ›Das Haus der Bücher hat keine Fenster.« Und schaut in die Runde, als habe die Selbstverständlichkeit hier einen Platz. ›Und, was ist? Machen wir's?«

Die Schmoker finden als erste ihre Sprache wieder:

›Also, wir wollen ja nicht unhöflich sein.«

›Aber könntest du mal zusammenfassen«

›Worum es hier eigentlich geht?«

›Und uns sagen«

›Was du vorhast.«

›Nur so im Groben.«

›Und in einfachen Worten.«

›Uns qualmen schon die Köpfe.«

Na, da will Universalius mal nicht so sein. Universalius, der Lehrkünstler.

›Also, wir wollen Fuggert in den April schicken, stimmt's?«

›Ja.« (Dies alle im Chor. Die Schmoker natürlich ausgenommen.)

›Und dazu brauchen wir einen Ort, an den wir ihn schicken?«

›Was ist mit dem April?«

›Einfältige!« (Erneut alle im Chor. Die Schmoker natürlich beeindruckt.)

1 Der Satz ist trotz aller Nachforschungen in keinem von Universalius' Werken zu finden.

»Am besten ein Ort, an dem er gern einmal wäre, aber den er nicht hat.«

»Hat sich bei uns mal über die Absteige beschwert, in der er wohnt.«

»Keine Spur von Aufstieg, hat er gesagt.«

»Aber dann hat er gleich wieder über die Kirche geredet.«

»Und da sind wir ausgestiegen.«

»Ich glaube, er ist inzwischen ganz glücklich in seinem Quartier.«
(Eine, die es wissen muss. Was Hilarius natürlich nicht davon abhält –)

»Hab gehört, er huscht manchmal nachts über'n Flur.«

»Manchmal? Fast jede Nacht. Und wenn er's nicht macht, dann macht's seine Frau.« (Und die muss es ja wissen.)

Die Bilder in Hilarius' Kopf beginnen sich zu bewegen. Und da ist er plötzlich ganz still.

»Er würde also nicht ...?«, drängt es Universalis zu wissen. Die Stimme jetzt fragend, all die Sicherheit weg.

»Er muss.« Wieder dieser Ton, diese sanfte Bestimmtheit. »Sie haben ihm schon geschrieben.« Und dann, leise, fast zärtlich: »Er ist auf unserer Seite.«

Sie, die es wissen muss, weiß, dass die Dinge so einfach nicht sind.

Erwidert die Blicke, sehnt sich in einem, findet wieder den Ton.

»Betrachten wir es einfach als ein Spiel. Eine Aufführung, bei der es kein Oben und kein Unten gibt, nur die Kraft, dem entgegenzutreten, was uns verschwinden lässt.«

Hilarius' Bilder verblassen, lösen sich auf. Die Schmoker verstehen kein Wort. Zeit für zwei mal zwei Zigaretten.

»Im Grunde sind wir schon mittendrin. Nur sollten wir die Sache noch ein wenig variieren«

»Das heißt?«

»Keine Bücher. Die sind zu schwer, nicht beweglich genug. Außerdem würde es zu lange dauern, daraus ein Haus zu bauen.« Universalis sieht, wie ihr die Worte enteilen. »Wir brauchen etwas, das nicht aus so vielen Teilen besteht. Und das sich leicht transportieren lässt. Ein Haus aus –«

»Pappmaché!«, ruft Hilarius, zieht die Beine aus dem Wasser und rennt los.

Die Schmoker haben kaum aufgeraucht, da ist er bereits wieder zurück.

»Glück gehabt, Candidus war schon weg. Und die Leuchttabellen hat er auch nicht gefunden. Dafür hab ich euch was mitgebracht.« Und schon

wandern Bilder reihum. Bis auf Universalis wundert sich niemand, woher Hilarius sie hat.

Theo freilich träumt schon wieder. Doch hört er mehr als er sieht. Merkt er das denn nicht? Da flüstert doch einer. Das muss er doch hören! Oder glaubt er, das sei Teil seines Traums? Fällt ihm denn gar nichts auf? Die Bodenlosigkeit, die Kluft, die allwissende Observanz ...

Theo träumt. Der Blick ist jetzt frei.

Einer aufmüppigen Galionsfigur gleich, steht Suse – den Kopf übers gottgegebene Maß erhoben und den Schwanz zu einem unschicklichen Mast entringelt – im Bug eines Bootes und hält Ausschau nach altbekanntem Land. Dass selbiges schon bei der Abfahrt zu sehen war, ist kein Grund, nicht aufgeregt zu sein. Und was die Posituren betrifft: die sind historisch belegt. Zumindest was den Kopf betrifft.

Suscrofius Domesticus Paraplegius hat von fragwürdigen Abbraviationen genug und gibt für die Dauer der Überfahrt das Kielschwein. Was ihn erwartet, weiß er nicht.

Theo indes rudert. Als sie anlegen, bleibt er sitzen, geht als letzter von Bord.

Die Kirche vor ihm wie aus Zucker glasiert.

›Werd mich wohl nie dran gewöhnen.« Aber da ist er das Ufer schon hochgestiegen und sieht Suscrofius zwischen verwitterten Grabsteinen verschwinden. Ein letzter Blick, dann öffnet er die Tür.

Wie leicht alles geht.

›Du wirst sehen, es ist wunderbar«, frohlockt Suse in Richtung Suscrofius, kaum dass sie den Friedhof überquert. ›Ein richtiger Sauladen, außen weiß und innen zartrosa. Wobei – meine Seite ist natürlich knallrot.«

Und da ist sie auch schon.

›Eine Villa?«

›Mit neun Zimmern.«

›Aus Pappmaché?«

›Auf festem Grund erbaut. Und das beste: Es ist alles auf einer Ebene. Keine Schwellen, keine Treppen, keine Rinnen – reinrollen, rumtollen, fertig.«

›Und wenn das Frühjahrshochwasser kommt?«

»Spült's uns nur die Jauche raus. Das Haus ist schließlich fluterprobt. Und wasserfest noch dazu – falls die Flut mal von oben kommt. Aber ich schlage vor, du kommst erstmal rein«, oinkt's und tritt durch eine doppelflügelige Tür, die sich wie von Geisterhand öffnet, auch wenn's der alte Wendelin Triefnas ist, der dahinter steht. Aber das sieht Suscrofius erst, als er drin ist.

Er folgt Suse, dem Licht, gleitet auf riesigen Bahnen durch die Räume. Unmöglich zu sagen, was er sieht und wovon er nur hört.

»Es ist alles Blendwerk, der Stuck, die Paneele an den Wänden, die Deckentäfelung, ist alles nicht echt.«

»Aber warum ...?«

»Weil wir zu Hause sind.«

»Aber das sind doch meine Worte ...«

»Ich weiß. Aber was macht das schon? Wir sind frei zu tauschen, ganz offen, wie's uns beliebt.«

»Du bringst mich durcheinander.«

»Du bist am Ziel, Suscrofius.«

»Aber ...«

»Soll ich dir erzählen, was ich weiß?«

–

»Soll ich?«

Hat er »Ja« gesagt?

»Das Paradies, Suscrofius, ist aus Pappmaché.«

»Was?«

»Das Paradies ist ...«

»Hör auf! Du machst alles kaputt.«

»Was denn, willst du nicht wissen, wie die Geschichte weitergeht, wie sie *ausgegangen* ist? Oder sind dir Erklärungen noch immer lieber? Oh, ich kann dir gern welche geben, nur sag hinterher nicht, das hätte die Illusion zerstört. Also, was darf's denn sein? Vielleicht eine hermeneutische Untersuchung zur Hermetik des Pappmachéhauses hier? Sagen wir zu der Frage, warum kein Wasser reinläuft, selbst wenn's regnet. Willst du das wissen, Suscrofius? Sind es die gelehrten Gewissheiten, die dich glücklich machen? Ja? Dann musst du mir aber auch versprechen, dass du keinem davon erzählst, sonst hat die ganze Sache nämlich keinen Sinn, verstehst du?«

»Hör auf.«

»Aber du verpasst was!«

»Das glaube ich kaum.«

»Dochdoch! Zum Beispiel den Beweis dafür, dass der Begriff Pappmaché vollkommen veraltet ist und dass es eigentlich Lumpenmatsche heißen muss.«

»Klingt spannend.«

»Ich werde auch über Erdbeeren reden. Ganze Berge voll Erdbeeren. Und darüber, dass auf einem von diesen Bergen eine Pappmaché-Kirche steht.«

»Und die ist dann rot.«

»Keineswegs, die Erdbeeren können ihr nämlich genausowenig anhaben wie der Regen. Hat damit zu tun, dass man dem Ding eine ordentliche Schicht Eiweiß und Molke auf die Außenhaut gekleistert hat. Für Allesfresser hochinteressant, zumal der Anteil der Schwefelsäure äußerst gering ist.«

»Was du nicht sagst.«

»Ja, und falls es auf der Zunge brennt – Löschkalk gibt's genug.«

»Tärrääää – Tärrääää – Tärr...«

»Es gibt auch eine Geschichte über Dampfschiffe.«

»Hatten wir schon.«

»Aber Eisenbahnwagen aus Pappmaché hatten wir noch nicht.«

»Kommen bestimmt noch.«

»Sogar erste Klasse.«

»Hatt ich befürchtet.«

»Und was ist mit den Vergnügungsyachten fremder Herrscher?«

»Kein Bedarf.«

»Und exotische Diktatoren?«

»Danke, hab einen zu Hause.«

»Aber dass es ein berühmtes Museum gibt, dessen Lesesaal nicht nur riesengroß, sondern auch komplett aus Pappmaché ist, das interessiert dich schon.«

»Jetzt, wo du's sagst. Obwohl, soweit ich weiß, hat man das Pappmaché nur in der Kuppel verwendet. Ich meine, Gusseisen und Glas sind zwar ganz praktisch, machen aber traditionell nicht allzuviel her. Mal ganz abgesehen von den vielen Steinen und dem ganzen Beton.«

»Aber ...«

»Im Grunde nichts als aufgeblasener Zierat, verdinglichter Überbau, der übliche Mist. Aber gut, dafür sind die Farben ganz nett. Leuchten des Gold, himmlisches Blau, dazu dieser dezente Cremeton – ist wirklich nicht von Pappe.«

»Aber ...«

»Keine Sorge, Suse, kannst das gern nachschlagen, wenn du hier fertig bist. Steht in der ›Enzyklopädie des praktischen Zimmermann- und Tischlereiwesens‹. Muss fast zehn Jahre her sein, dass ich das gelesen habe. Seite 77, wenn ich mich recht entsinne.«

»Was?!«

»Universalius hat sich das Buch gekauft. Obwohl, könnte auch der 14. Band vom ›Constructor‹ gewesen sein. Dann wär's allerdings Seite 78.«

»Verdammt, ich will nicht wissen, wo der Mist steht, sondern wie alt du bist. Ich meine, wenn du schon vor zehn Jahren ...«

»Eyh!«

»Es ist doch nur wegen der Kinder.«

»Was?!?!«

»Ich meine das Haus hier, die vielen Zimmer, die ganzen Sicherheitsvorkehrungen ...«

Und da weiß Suscrofius, was ihn erwartet. Nur das mit den Trennwänden aus Pappmaché, mit denen man aus neun Zimmern im Handumdrehen neunzig machen kann, das erfährt er erst später – aber da hat sie ihm die Sache schon anderweitig schmackhaft gemacht. »Die Wände hier sind nicht nur *wasserdicht*, mein süßer Suscrofius ...«

Und dann ist da nur noch das Paradies.

Keine hundert Meter entfernt steht Theo. Das Gesicht der Kirche zugewandt, tastet er mit den Fingern über die Mauern. »Wenn Universalius das hier nur sehen könnte.« Und nimmt seine Nase ab und ritzt ihr Ebenbild ins Pappmaché. Dann geht er über den Friedhof runter zum Fluss. Kaum dass er das Boot bestiegen hat, sieht er Charmosyna, der hoch über dem Wasser in der Luft steht. Als er Theo erblickt, breitet er seine Flügel wie zu einer einzigen großen Frage aus. Dann lässt er sich fallen.

»Igelalarm!!!«

Die Schmoker kippen rücklings vom Beckenrand. Natürlich synchron. Und ohne zu zögern.

Dass es ein Fehlalarm war, macht überhaupt nichts. Hauptsache, die Zigaretten sind noch an. Und nicht verschluckt. Im übrigen keine schlechte Position zum Rauchen. Wirkt so *gebildet*. Und den Himmel kann man dabei auch sehen. Sogar wenn's dunkel ist. Sollten das auf ihrer Tour mit einbauen.

Einen halben Meter weiter oben hat man indes ganz andere Pläne.

»Bauen wir Fuggert also ein Pappmaché-Haus«, so Hilarius, wobei nicht ganz klar ist, ob das als Frage gemeint war.

»Ein Scheißhaus wär mir lieber.« Trutz von Trübestrom, klar.

Jakob nebenan hört's und staunt kein bisschen. Als er's bemerkt, schüttelt er den Kopf. Dann nickt er und sagt leise ja.

Die anderen sind inzwischen woanders. Und Hilarius vorneweg.

Komische Diskussionrunde.

»Ich schlag vor, wir stellen's auf die große Wiese«, spricht's und wirft einen Blick auf die, die sich Victoria nennt.

»Aber da kommt doch die neue Kirche hin.«

»Noch ist sie nicht da«, und schiebt das halb auf-, halb zusammenge-rollte Blatt mit den Füßen beiseite. »Außerdem bleibt so ein Pappmaché-Haus nicht ewig da stehen.«

»Sagt mal, warum schicken wir Fuggert eigentlich in den April?«, fragt man sich plötzlich ganz unten ganz laut, nichtsdestotrotz es den Anschein hat, als seien es zwei Paar Füße, die hier einen auf Synchronstimme machen. Stehen wie käseweiße Zinnsoldaten auf dem Beckenrand. Was darunter liegt, ist aufgrund der Rauchentwicklung nicht zu sehen, obgleich es sich mit Gewissheit sagen lässt.

Und Universalius? Sein Anlass ist dahin.

Aber er findet einen neuen.

Und Johanna erzählt ihnen davon.

»Weil er damit rechnet. Und weil er glaubt, dass sich seine Schäfchen nicht sonderlich intelligent anstellen werden.«

Was folgt sind Fragezeichen, Widerworte, Reizhüsteleien. Universalius aber sagt: »Ich schlage vor, dass wir genau das tun. Die Überraschung ist dann umso größer.«

Da verstummt alles und jeder, und einzig die Füße schütteln den Kopf.

»Hee, wir verkaufen uns doch nicht selber für dumm.«

»Haben Fuggert schließlich schonmal reingelegt.«



Was eben der unendlich positiven Dialektik Anlass war.

Und während Universalis die Sache erklärt, Hilarius die Augen verdreht, die Schmoker weder etwas sehen noch etwas verstehen und Jakob sich fragt, was er hier eigentlich tut (derweil Reginald in den Ausführungen ebensoviel Spekulatives wie Ferdinand Vernunftgründe findet), erinnert sich der Rest an den Tag, an dem sie Fuggert von einer Seite auf die andere geschickt ...

Und da alle beschäftigt sind, erzähl ich's.

Heimatkunde eines kleinen Stück Landes, aufgenommen am 7. November des vergangenen Jahres.

Es ist exakt 5:59 Uhr, als es in Johann Christian Martin Fuggerts Kopf zu schlagen beginnt. Keine fünfzehn Minuten später steht er beim Schmied in der Tür. Einen Augenblick lang gefällt ihm die Vorstellung, zum Märtyrer zu werden und sich zwischen Hammer und Amboss zu werfen, aber dann fällt ihm ein, dass er kein Blut sehen kann und es auch nicht Hypnos ist, den er verehrt. Der nachfolgende Gedanke an eine lethargische Prozession somnolenter Gestalten gibt ihm den Rest. Erzählt er diesem rücksichtslosen Hephaistos also mal was. Aber da steht der schon vor ihm. Verdammt, er dachte, er lahmt ...

»Warn Sie nich gestern erst hier?«

»Was?«

»Ob Sie nich gestern erst hier warn?«

»Sie hatten mich geweckt.«

»Und heute?«

»Haben Sie's wieder getan.«

»Gütergotz meinte, Sie stehn früh auf.«

»Ja, um zu arbeiten.«

»Sehnse.«

»Was?«

»Mach ich auch.«

»Aber Sie halten mich von der Arbeit ab.«

»Der einzige, der hier jemanden abhält, sind Sie. Und jetzt raus, ich muss mich um die Katze kümmern.«

»Was?«

»Das Tier is krank, hat das ganze Ambossfett gefressen!« Und zeigt auf einen kleinen Korb unterhalb der Werkbank, in dem die Katze liegt. »Verträgt keine Funken. Und Ambossfett schon gar nich.«

»Und jetzt?«

»Schmied ich ihr ne Maus und hoffe, dass es wieder wird.«

»Und danach geben Sie Ruhe?«

»Wie denn, ohne Ambossfett?«

»Heißt das, Sie würden's tun, wenn Sie's könnten?«

»Was?«

»Leiser schmieden.«

»Und ob! Oder glauben Sie, der Lärm hier is gut für die Katze?«

»Und Sie brauchen dazu nur Ambossfett?«

»Sie hams erkannt.«

»Und wo gibt's das Zeug?«

»Drüben, bei Universalius, der hats schließlich erfunden. Wobei, ohne Nante hätters nich machen könn, der hat ihm nämlich das passende Holz dafür gegehmt. Und Pospichil hat auch noch was reingetan. Aber was, das verrät ich Ihnen lieber nich.«

Will er auch gar nicht wissen. Er hat jetzt nämlich eine Mission! Auch wenn er sich heimlich einen Pharisäer schimpft. Aber gut, das geht vorbei. Viel schlimmer is seine Ausdrucksweise. Muss wirklich aufpassen, dass er sich hier nicht die ganze Sprache versaut. Als hätt ihm einer mitm Hammer auf die Worte gehaun ... Aaarrrggghhhhh!

Um 6:37 sticht Johann Christian Martin Fuggert mit einem Stecken, den er für einen Staken hält, in den Fluss. Zum Glück ist das Stocherstöckchen stark genug, ihn sicher auf die andere Seite zu bringen, so dass das einzige, worüber er sich wundert, die vielen Angler sind, die da stromauf- und stromabwärts am Ufer sitzen, als gelte es, Claims abzustecken, als könne man sich das Land ersitzen, auf das man einen Stuhl oder auch keinen gestellt, Allmende hin oder her, derweil andere in wenig vertrauenserregenden Booten hocken und wie blöd ins Wasser starren, mitunter in mehreren Reihen. Das Gebüsch dazwischen ist natürlich auch bevölkert.

›Zieht wahrscheinlich gerade ein Schwarm Forellen unter mir durch‹, denkt sich Fuggert und merkt nicht, dass über ihm – am Ufer – einer aus'm Astloch guckt, das seit gestern Abend in einer nicht nur für Spechte

unschicklichen Höhe die hohle Eiche ziert. Dabei gibt's hier gar keine Xylopressarden.¹

Als Fuggert an dem Baum vorbei Richtung Universalius stiefelt, ist von dem Loch schon nichts mehr zu sehen. Stattdessen hat es sich umgekehrt, ist zu einem abgebrochenen Ast ausgewachsen, welcher auch als Theos Nase bekannt.

Um 6:54 Uhr erreicht Johann Christian Martin Fuggert das Haus des Universalius. In der Annahme, es sei längst sieben, klopft er an die Tür. Eine Minute später erscheint der Herbeigerufene, sorgsam als Nachschlafender verkleidet. Der folgende Dialog ist zwar recht munter, bleibt letztlich aber ergebnislos, da Fuggert Universalius' Frage, ob es Amboss- oder Ambossklangfett sei, dessen der Schmied ermangelt, mit letzter Gewissheit nicht beantworten kann. Sicher nur, dass die Katze zu viel hat.

Macht er sich also wieder auf den Weg – und hört schon von weitem das Dröhnen des Hammers. Dass bei dem Krach keiner was fängt, wundert ihn nicht. Und zwar so sehr, dass er mehr gar nicht dazu kommt, sich darüber zu wundern, dass die Leute hier überhaupt noch angeln. Und *schwupps* hat ihn das starke Stocherstückchen wieder ans andere Ufer bugsiert.

Als er die Schmiedentür öffnet, empfängt ihn ein Sturzbach aus Schlägen.

Wenn er's nicht besser wüsste, würde er sagen, die haben hinter der Tür auf ihn gewartet.

Aber noch bevor ihm der Gedanke kommen kann, dass es ne unlautere Sache ist, sich lauthals auf die Lauer zu legen, kommt ihm folgende wohlformulierte Frage zu Ohren:

»Ham Sie das Zeug?«

Schenkt sich Fuggert also die Vorrede und kommt direkt zum Punkt.

»Ambossfett oder Ambossklangfett?«

»Klangfett natürlich!« Und drischt zu, dass einem angst und bange wird. Die Maus jedenfalls hat jetzt nen platten Schwanz – und Fuggert keine Fragen mehr. Hätt er sich ja auch denken können, dass die Wörter hier alle synkoptiert sind. Is schließlich ne Schmiede, und der Kerl hat nen

1 Holzstopfer. (Pfui Teufel!)

zwölf Pfund schweren Hammer in der Hand. Geht er also Ambossklangfett holen.

Und rechnet auf der Überfahrt aus, dass es nullkommaviereinssechspe-riode Buchstaben sind, die da pro Hammerpfund draufgehen. Das heißt wenn man die Zahl der Hammerschläge unberücksichtigt lässt. Wobei, vielleicht ist das ja die entscheidende Größe. Vielleicht stampft's die Let-tern ja nur langsam in den Grund, Schlag für Schlag, bis die Buchsta-ben tatsächlich keinen Laut mehr von sich geben, zumindest nach nichts mehr klingen.

Das Streichholz in seinen Händen erträgt's mit stoischem Gemüt. Und hofft, im Namen der reihum Verteilten, dass sich Universalius nicht auf eine Diskussion über materialistische Linguistik einlässt.

Tut er natürlich nicht. Spielt lieber den Musikwissenschaftler. Aller-dings kann auch der nichts tun, wenn er nicht weiß, worauf der Amboss gestimmt ist. Und ein universales Klangfett gibt's leider nicht.

Also wieder zurück.

Das stoische Streichholz gibt jetzt alles. Es ist ganz heiß drauf zu erfah-ren, wie's weitergeht.

»F«

Um's kurz zu machen.

Fuggert kommt nämlich schon wieder zurückgepflegt.

Das Streichholz kühlt derweil sein Gemütchen im Fluss.

Und Universalius? Dem fehlen jetzt nur noch die Octaven.

Na dann, ab geht's! Das Streichholz brennt förmlich darauf, ihre Zahl zu erfahren.

Der Schmied aber stockt. »Wie viele Octaven?« Er weiß es nicht. Das heißt: es ist ihm entfallen. Also fängt er an, seinen Amboss zu umrunden. Erst zehn, dann zwanzig Mal, dann dreißig Mal. Da hört Fuggert auf zu zählen, vernimmt die Stille und sucht sein Heil auf leisen Sohlen. Rück-wärts, aber den Weg kennt er ja.

Er hat noch keine zwei Schritte getan, da fliegt der Hammer auf den Amboss und ihm die Zahl drei an den Kopf.

›Na schön«, denkt er sich, ›dann eben zum vierten Mal ...‹

Er ist schon aus der Tür, da hört er den Schmied – zum Glück – noch-mal nachdonnern: »Drei verschiedene, klar?«

›Klar,« kommt's zurück, und Fuggert geht und holt das Zeug.

Es ist 11:07 Uhr, als Johann Christian Martin Fuggert – in den Händen zwei schwere Ruder und zwischen den Füßen einen Napf voller Klangfett (goldbraunglänzend, für einen auf F in drei verschiedenen Octaven gestimmten Amboss) – den Fluss zum achten Mal überquert, um sich – endlich – darüber zu wundern, dass die Geduld der Angler ebenso grenzenlos scheint wie die Leidensfähigkeit ihrer Ohren. Ein Erstaunen, das durch die plötzliche Erkenntnis, dass sich unter den Petrijüngern auch Frauen befinden, nicht eben kleiner wird. Und während die Ruder dem Takt des Hammers folgen, sich ihm *anpassen*, gerät die Ordnung an den Ufern sogleich aus den Fugen – und nicht anders die auf dem Fluss. Mützen werden abgenommen, Haarknoten gelöst, Männer an den Ohren gepackt. Wer kann, tut so, als hätte er was vergessen – und wirft schnell noch ein paar Futterbomben ins Wasser, kanonenkugelgroß und voller Leckereien, welche in manch einer Vorratskammer seit Stunden händeringend gesucht ... ein Feuerwerk für die Angler und ein Fest für die Fische, die längst wissen, dass die Sache für sie diesmal keinen Haken hat.

Um 11:23 Uhr betritt Johann Christian Martin Fuggert zum fünften Mal an diesem Tag die Schmiede. Als er sie ein paar Sekunden später wieder verlässt, ist der Schmied noch immer bei der Arbeit, die Katze damit beschäftigt, einer Horde von Stahlmäusen die Köpfe abzureißen und das Ambossklangfett ranzig.

In dem Glauben, nicht zum Märtyrer zu taugen, schafft er das Zeug zu Gütergotz in die Küche und setzt auf kulinarische Flagellation.

Zwei Stunden später liegt er im Bett und schläft.

Als er aufwacht, ist es bereits wieder dunkel.

Er entzündet eine Öllampe, sucht nach Spuren der Geißelung, kann bis auf ein paar Schwielen an den Händen nichts finden, löscht das Licht und sucht in seinem Innersten weiter.

Als er auch dort nichts findet, hält er die Dosis für zu gering und beschließt, von nun an zu essen, was auf den Tisch kommt.

Dann steigt er hinab in die Hölle, bestellt ein Kopfkissen, zwei Daunendecken und drei Tassen Kaffee und geht am nächsten Morgen mit den ersten Hammerschlägen ins Bett.

Theo aber sitzt noch immer auf seinem Ast und starrt auf die äeronautische Verheißung. Dieser Universalis ist aber auch ein Schelm. Baut sich ein Luftschiff und segelt damit am Tag der Auferstehung des Herrn

vom Himmel herab. Dabei hat er ihm gestern noch erzählt, er wisse nicht, wie er das Ding aus dem Glashaus rüber auf die Wiese bekommen soll. Weil's viel zu schwer geworden is. Und zu groß obendrein. Hat ja auch sein letztes Blatt dafür gegeben. Alles, was noch nicht beschrieben war, is rausgeflogen. Arme Suse. Musste das ganze Papier bis aufs Feld schleppen. Und dann baut sich Universalius einfach nen Ballon, fliegt damit zum Treibauss, klappt das Dach auf, hängt sein Pappmaché-Haus dran und ab geht's. Und das ganze auch noch im Dunkeln. Und ohne, dass einer was gewusst hat. Na, der kann sich auf was gefasst machen ...

Luftaufnahme eines kleines Stück Landes, abfotografiert am Sonntag, den 1. April.

Aufnahmedauer: Exakt sieben Minuten, von 00:28:00 Uhr bis 00:35:00 Uhr (Beginn der Totalität).

Bilderfolge (chronologisch geordnet):

Das dampfende Feld mit den Glashäusern.

Die übers Land verstreuten Gebäude.

Der tief und fest schlafende Ort.

Das neue Kirchgelände.

Die große Wiese.

Der Abwurf.

»Keine besonderen Vorkommnisse.«

Theo schlägt sich durchs Gebüsch, sticht sich einen abgebrochnen Zweig in die nicht mehr vorhandne Nase, verschmiert sich das Blut im Gesicht, sieht er aus wie der Mond. Macht er trotzdem weiter. Ist die Überraschung umso größer. Universalius wird Augen machen, wenn er aus dem Busch gestürmt kommt. Nein, wenn er schon da ist! Muss gleich reinspringen, sobald das Haus am Boden ist. Zum Glück ist ne Tür drin. Und schaut nach oben, und sieht, dass die Tür zu ist – und das Haus nicht aus Pappmaché. Und da wird er langsamer, bleibt stehen und sieht, wie der Ballon über ihn hinweggleitet wie ein riesiges, lautloses Tier. Da kippt er nach vorn, da vergisst er die Deckung, da treibt's ihm das halbe Gesicht zu Brei. Schon hockt er wimmernd am Boden, pult eine handvoll Kiesel aus waidwundem Fleisch. Reißt sich die Haut ab und legt sie sich auf die Augen, derweil der Ballon immer langsamer wird, in der Luft stillzustehen scheint, hoch über den Bäumen, dahinter der Mond,



einem Abziehbild gleich. Unten das Haus aber schwebt überm Grund. Da klappt es sich auf in zwei Türen, da entzeit's ihm den Boden. Riesige Platten dräuen hernieder, legen sich ab, geben dem Gras ihre Form. Die Türen rückklappen, was bleibt, ist der Fall.

Wie er da auf dem Boden hockt, die Hände vorm Gesicht und die Augen verklebt, da projizieren sich ihm Bilder auf die Innenseite der Lider, da erscheint er sich selbst an dem Tag, an dem er auf der Wiese hinter der Scheune einen kleinen Igel erblickt.

Ein sonnendurchfluteter, warmer Abend ist das, und er sitzt in einem Käfig aus Holz und Draht und unbeschwertem Sein, dreieinhalb unendliche Meter über dem Boden. Keine zehn Jahre alt ist er da, und der Käfig, das zerlöchernte Gestell, das vor ihm die Tauben bewohnt, ist noch fest an seinem Platz, an der Rückseite der alten Scheune, dreieinhalb unendliche Meter über dem Boden, dem Igel, dem Abend, der Welt.

Und so sitzt er da, die zerschundenen Knie auf den rissigen Planken und die Nase durch den Draht in Richtung Sonne gedrückt, und erfreut sich an dem Gedanken, dem kleinen Stachelkerl Gesellschaft zu leisten, sich neben ihn auf die Wiese zu hocken, das Gesicht in der Sonne und die Pfoten im Dreck.

Und so dreht er sich um, springt runter ins Heu und ist gerade dabei, durch eine kleine Kuhle unter dem riesigen, auf ewig geschlossnen Scheunentor ins Freie zu kriechen, als er die Stimme seiner Mutter vernimmt. Es ist die Stimme, die ihn zum Essen ruft. In die falsche Richtung, wie immer. Jetzt ist es an ihm, auch aus dieser zu kommen.

Und so bleibt er unter dem Scheunentor liegen, hebt kurz nur den Kopf und nickt dem Igelchen zu. Dann kriecht er zurück, klopft sich den Dreck aus den Kleidern und spaziert zur Vorderseite hinaus.

Am nächsten Tag ist er zurück in dem Käfig, der ihm alle Freiheit verspricht. Und wenig später kommt auch der Igel.

Und so sitzt er da, hoch über dem Boden, die blanken Knie auf rissigem Holz und ein Geflecht aus Draht vorm Gesicht – sitzt da und schaut auf das Leben, das unter ihm spielt. Und das ist sein schönster Sommer.

Vor seinen Augen das Gras aber wächst, und darin verschwindet der Igel, Tag für Tag ein Stück mehr, bis er ihn eines abends nirgends mehr sieht und er sich umdreht, ins Heu springt und zwischen Stangen und Riegeln aus dem Erdboden kriecht.

Nur Sekunden dauert das, da steht er auch schon am Rande der Wiese, doch dringen plötzlich Hammerschläge an sein Ohr. Ihr Klang ist dünn, doch kommen sie schnell. Und da weiß er, dass sein Vater die Sense zum Heumachen dengelt.

Er schaut auf die Wiese, und die Augen irren umher. Doch alles, was sie erblicken, ist brusthohes Gras, das sich ihm, vom Winde getragen, in endlosen Wellen entgegen wirft. Und da weiß er, dass er den Igel nicht finden wird.

Und so kriecht er zurück in den Boden und bleibt für einen Moment in der kleinen Kuhle unter dem riesigen Scheunentor liegen, bleibt liegen und wirft einen letzten Blick auf die Wiese, die zum Greifen nah vor ihm erwächst.

Als ihn die Stimme der Mutter erlöst, ist es längst schon zu spät. Er isst keinen Happen, weder an diesem Abend noch am Morgen danach, klettert stattdessen stumm zurück in den Käfig und starrt, den Körper flach auf dem Boden und das Gesicht in Stücken durch den Draht nach außen gepresst, hinab, nach da, wo die Sense des Vaters tiefe Bahnen in die Wiese schneidet und das Gras neben sich aufwirft zu verworrenen Linien.

Die Hoffnung aber, die gibt er nicht auf. Auch dann nicht, als der letzte Schwaden genommen und er angewiesen ist, das Gras zu wenden, so lange bis Heu.

Drei Tage dauert das, in gleißendem Licht.

In seinem Rechen nichts als vertrocknendes Gras.

Am dritten Tag aber harkt er's zusammen, legt es auf große Tücher, säubert die Wiese bis auf den letzten noch liegenden Halm.

Und nichts bleibt zurück.

Die Tücher aber trägt er zur Scheune, wickelt sie auf und sticht ohnmächtig rein, wirft das Heu Gabel für Gabel durch das vordere Tor.

Am Ende des Tages ist er zurück in dem Käfig. Ein Blick nach unten, dann dreht er sich um, springt und schläft glücklich ein.

Jahre später, als sie die Esche hinter der Scheune fällen, denn sie brauchen das Holz, sieht er den Igel wieder. Vertrocknet liegt er in einem Elsternest, der struppige Bauch ganz zerbissen.

Seinem Vater sagt er nichts, und seine Mutter kann er nicht mehr rufen. Den Igel aber legt er in den Käfig. Den Käfig, der ihn längst nicht mehr trägt.

Und da liegt er noch immer, indes Theo im Gebüsch hockt und Bilder vor Augen hat, die ihn nicht länger an die Geschichte glauben lassen, die er sich selbst zum Troste erzählt – die Geschichte von den diebischen Elstern.



Und das ist das Ende der Bilder: Der Igel, der durchs Gras läuft. Der Igel, der einen kleinen Pfad in die Wiese trampelt. Die Gondel eines riesigen Ballons, die über ihm niedergeht. Die Gondel, die ihn an seinen Stacheln nach oben zieht. Der Igel, der sich befreit und in ein Elsternest fällt. Der Igel, der nicht weiß, wie ihm geschieht, sofort totgehackt wird.



Ein Schuss, ein Treffer, so einfach ist das.



»Hören Sie, Sie müssen lernen, sich kurz zu fassen. Müssen wir schließlich auch tun. Also tun wir's. Sagen, was wir wollen. Datum, Ort, Name, Zeit, Zahlen, Zusammenfassung. Sagen wir uns und sagen wir Ihnen. Aber Sie, Sie schreiben's nicht auf. Schreiben lieber alles andere auf. Und befragen sich dabei noch selbst. Müssen wir Sie also daran erinnern, dass Sie uns Rechenschaft schuldig sind. Uns und dem Herrn – und sonst keinem. Nur dass Sie den Herrn ohne uns nicht erreichen. Also sagen Sie uns, was wir wissen müssen – und vergessen Sie den Rest. Und wenn Sie's nicht können, dann lernen Sie's. Und wenn Sie's nicht lernen, weil Sie's nicht können, dann machen Sie's wie die Weiber und schreiben Sie Tagebuch. Müssen wir's wenigstens nicht lesen. Können Sie Ihre ganze Innerlichkeit reinpacken. Und die Gedichte auch. Bändeweise Banalitäten. Ist gut für die örtliche Bibliothek. Einfach aufs Schwein packen, Name drauf, fertig. Bleibt sogar noch Platz für den spiritualistischen Unsinn vom Unbewussten. Sie dagegen sollten sich bewusst machen, wie man richtig bibliographiert. Die ›Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und des Gemüts der heranwachsenden weiblichen Jugend‹ sind nämlich falsch. Richtig heißen sie ›Unterhaltungen im häuslichen Kreise zur Bildung des Verstandes und des Gemütes der heranwachsenden weiblichen Jugend‹.

Müssen wir noch mehr sagen? Nein, nur noch auf die Pistolen-Camera verweisen. Wird Ihnen helfen, die Dinge auf den Punkt zu bringen. Schnappschuss, wie man's seit neuestem nennt. Das erste Mal in der Geschichte, dass man des Augenblicks habhaft wird. Die Belichtungszeit beträgt nur eine zehntel Sekunde. Die Bilder dagegen sind ewig. Ignorieren wir also die Gelehrten, die es ein Abfallprodukt der elektrischen Telegraphie nennen. Vergessen wir die Unbelehrbaren, die sich darüber mokieren, unversehens abgeschossen zu werden. Sehen wir in der handlichen Apparatur lieber eine Chance auf exakte Information, einen weiteren Garanten für unser trinitarisches WAO: Wahrhaftigkeit, Authentizität, Objektivität. Deshalb noch einmal: Hören Sie endlich auf, mit Worten zu zeichnen, das ist ein ganz und gar sinnloser Versuch. Fangen Sie an, zu pistolographieren. Drücken Sie ab, wann immer die Gelegenheit günstig. Sie werden sehen, wie einfach es ist! Noch das bewegteste Leben lässt sich damit bannen. In Glas, damit das Dasein einsichtig werde für jeden, der es im rechten Lichte betrachtet. Und das Schönste: Alle Details bleiben



erhalten, so winzig die kristallinen Bilder auch sind. Doch keine Sorge, die Vergrößerungsmöglichkeiten sind nahezu unbegrenzt. Senden Sie uns einfach Ihre Pistologramme, wir copieren sie auf das Hundert- und Tausendfache. Und keine Angst vor dem Manipulationsbeutel. Er ist ein getreuer Helfer, besonders bei der Arbeit im Freien. Fängt die Wirklichkeit ein und trägt sie unbeschadet durch Raum und Zeit.

So denn, bündeln Sie das Licht und schicken Sie es zu uns, damit wir es ausstreuen können über all jene, die dem Lichte verbunden. Und denken Sie dran: Collodium hilft, alles zu fixieren. Oder in die Luft zu jagen.«

KAWUMMM!

Aus der Traum. Aus dem Bett gefallen. Samt Fuggert.

Der ist verwirrt. Rappelt sich hoch. Bis auf die Knie.

Vor ihm, auf dem Boden, der Gedanke, dass ihm sowas noch nie passiert ist.

Dagegen im Kopf die Reste eines Traums. Zerhackstückt, bis auf ein Gedicht.

do ut des
und
quid pro quo
und
manus
manam
 lavat
sowieso

Aber da ist er mit seinem Latein am Ende. Und schaut auf seine Linke. Und fragt sich, wen die eigentlich wäscht.

Was dagegen die Rechte betrifft, die liegt unterm zerzausten Scheitel auf der Stirn. Und presst ihren Daumen auf die in rohem Eifer heranwachsende Beule, als ginge es nicht darum, sie niederzuhalten, sondern das knuppelige Ding zurückzufübben, in seinen Kopf, den Traum, was auch immer da war und ist und ...

Verdammt, er muss sich *o-ri-en-tie-ren*.

Sitzt da auf seinen Knien und sieht aus wie eine Mischung aus überstimuliertem Denker und verkümmertem Adorant, dabei er noch immer

keinen klaren Gedanken gefasst und höchstens den Mond angebetet hat, von dem selbstredend nicht das geringste zu sehen ist.

»Jesses.«

Mehr fällt ihm dazu erstmal nicht ein.

Irgendwann schafft er's und rappelt sich hoch bis auf die Füße. Kaum dass er steht, fällt er rücklings ins Bett. Da liegt er nicht anders als auf dem Boden.

Was bleibt, ist eine Unbestimmtheit, ein Gefühl. Der Schleier auf dem inneren Auge desjenigen, der kopfüber ins bodenlose Fass der Traumwelt getaucht.

(In der Ferne ein Blinken und Leuchten.)

Schlaf findet er jetzt keinen mehr.

›Kann ich mir auch gleich ne Kanne Kaffee in den Mund gießen, denk'ts und klappt den Mund zu, bevor er's noch spricht.

Auf dem Weg nach unten keine Menschenseele. Das ganze Gewirr wie leergefegt. Und die Gaststube auch.

Zumindest auf dem Boden.

Weiter oben indes, auf den Tischen und Bänken, ein bacchantisches Stillleben. Und ganz oben, in Fuggerts Kopf, Kontraktionen. Gleichwohl dazwischen, in seiner Erinnerung, verschwommen, auch ein Kontrakt. Oder sind das alles nur Kontradiktionen?

Verdammt, er muss sich *kon-zen-trie-ren*.

Läuft durch die Gaststube, als sei's ein Irrgarten. Rückt er wenigstens die Stühle und Bänke zurecht. Und den Melkschemel stellt er zurück an den Kamin, darin ein verglommenes Feuer.

(Hinter ihm, fahl schimmernd im aufgeschlissenen Holz der Tische, die Abdrücke unzähliger Teller und Flaschen und Krüge und Gläser. Alles tangierende Schnittmengen so manchen Lebens. Die Reliquien einer anderen Welt.)

Auf dem Weg zurück nach oben fällt sein Blick auf das Objekt, welches aus Holz ist, daran einst ein Zettel hing, sein Leib- und Magenplan, wie er ihn genannt, doch ist der längst in Rauch aufgegangen, er erinnert sich noch genau, wie sie getanzt ...

Das Objekt, welches aus Holz ist, darin ein Brief, der ist für ihn.

Er stoppt.

Die Schrift auf seiner Außenhaut, die ist von ihr.

Er stutzt – und stockt davon. Schon wirrt er sich zurück ins Labyrinth.

(Zwei Stunden später wird sich Karl Gustav Gütergotz über eine Bahn einschütterndes Licht beugen wie über ein Loch und das Objekt, welches aus Holz ist, vollkommen leer vorfinden. Noch im selben Augenblick wird sich etwas in ihm weigern, die staubigen Sedimente der Zeit durch jene zu ersetzen, die er eilends auf dem Boden zusammengekehrt.

Johann Christian Martin Fuggert aber hat zu diesem Zeitpunkt seinen Platz im Labyrinth längst wieder gefunden. Nur ist er jetzt um ein paar Illusionen ärmer. Und: Es werden noch mehr!)

Es beginnt damit, dass ihm, die nackten Füßen kaltwartend an der Tür seiner Kammer und die Klinke in der Hand schon niedergedrückt, der – wie es irgendein Trottel viel später nennen wird – »kaffeeeske Gedanke« kommt, man könne sich in diesem aufrechten Loch voller Mauern leicht verlaufen, und zwar bis zur Ausweglosigkeit, erst recht, wenn es – wie beispielsweise jetzt – stockdunkel ist und man weiß – oder zumindest temporär davon überzeugt ist –, dass die Fluchten von Fluren (wie etwa diesem hier) die Sache mitunter etwas zu wörtlich nehmen, weshalb man sich auch nicht zu wundern braucht, wenn Türen anfangen, ihren Raum und Räume ihre Tür zu wechseln. Kurzum: Die Gelegenheit ist günstig, die Möglichkeit zur Verwirklichung eines umtriebigen Gedankens liegt direkt vor ihm, er braucht sich nur umzudrehen.

Und tut's.

Und ist gerade dabei, die Ausrede in seinem Kopf mit etwas zu ummanteln, das er für Anmut hält, als ihn das Gefühl überkommt, jemand ziele auf ihn – mit einer Camera! ›Oh nein!‹ Und dann: ›Du halluzinierst!‹, und schon huscht er in ihre Kammer. Und gleich weiter, leise, leise, ins Bett.

Die Füße danken's ihm mit einem Kribbeln, das ihm sogleich in den Schoß schießt, wo es sich offenkundig staut ... und anschwillt ... und noch mehr staut ... und vollends anschwillt, dabei es sich noch immer staut, denn die Hände streichen einsam und kalt übers Laken.

›Nicht da.‹ Und dann, nachdem sich so gar nichts entkrampft und gelöst: ›Sie ist einfach nicht da‹, und tappt über den Flur in seine Kammer und schließt die Tür hinter sich zu.

»Überraschung!«

Der Schrecken schießt ihm ins Fleisch, zerbricht ihm fast die Knochen.

Johann Christian Martin Fuggert schlottert sich vor den Augen seiner Frau ins eigene Bett.

»Hatte schon befürchtet, du bist mir entwischt.« In ihrer Stimme kein Vorwurf. Und in ihrer Hand – »Hee, was haben wir denn da?!«

Was folgt, ist ein Traum.

Keine dreißig Sekunden später ist er vorbei. Und von seinem Anlass nicht mehr viel übrig. Dafür in ihrer Hand jetzt der Brief aus dem Objekt ...

»Was denn«, und befühlt ihn im Dunkeln, »so früh schon auf dem Weg zum *Postmeilensäulchen?*« Und betastet ihn von allen Seiten. »Ganz schön dick. Und so voll. Richtig prall.«

»Du musst es ja wissen«, kommt's eilends zurück. »Hast ja lang genug dran geleckt.«

»Das reicht«, denken beide, obgleich die Gründe dafür so verschieden wie die Vorstellung selbst.

Er entreißt ihr den Brief. Sie schnappt sich eine Öllampe.

Er öffnet den Umschlag. Sie entzündet das Licht.

Was davon klug ist und was töricht, lässt sich so leicht nicht entscheiden. Sicher nur, dass alle Bewegung *Rücken an Rücken* geschieht.

Fuggert beginnt:

»An mich adressiert!«

Ein Ton mit dem Wissen für zwei.

»Hochehrwürdiger Fuggert«, und stockt.

Und dreht sich um.

Und schaut sie an.

Und nichts als fragende Augen.

»Lassen Sie uns auf alle Vorrede verzichten, gehen wir in medias res und teilen Ihnen mit, dass Sie zu den Auserwählten gehören, die wir mit einer kleinen Handreichung zum Osterfeste bedenken.«

Weiter kommt er nicht, denn da steht sie über ihm wie eine Erscheinung und hält den Umschlag in ihren Händen, den sie zwischen ihren Fingern aufspreizt und dreht ...

Später, als er bloß noch Erinnerungen hat, deren Zusammenhänge sich ihm nur mit Mühe erschließen, wird er das, was er in diesem Augenblick empfand, für übertrieben halten und es ihr sagen – damit sie seine Hand nähme und ihm leise erkläre, dass es der Alpdruck war, der auf ihnen

lastete, so unsichtbar wie allgegenwärtig, ein Alpdruck, der von Verstand und Vernunft nie ganz zu erfassen gewesen, bis, ja bis durch seine Hybris ein paar Stücke heraus- und herniederbrachen und sie ihn spüren konnten, einen Augenblick nur, diesen Alpdruck, der noch immer auf ihnen lastet, so sehr, dass sie versuchen müssen, mit ihm zu leben und ihn gleichsam hinwegzulegen.

Jetzt aber sieht er nur ihre Hand, die Hand, die in den Umschlag fährt, ihn weitet und dreht, bis er einen Packen kleiner weißer Kärtchen erblickt, der übers Papier gleitet, über den Rand kippt und im Herniedergehen zerstiebt. Einen Moment lang ist's ihm wie Steine. Aber dann besinnt er sich. Und sammelt sie alle ein.

Was folgt, ist ein Ordnen. Bibelstellen, Zitate, Schlagworte, Themen, fertige Sätze, Register.

»Die frohe Botschaft des Herrn.«

Seine Hände, die den Vordrucken im Geiste Nachdruck verleihen.

»Die Botschaft ganz anderer Herren.«

Ihre Stimme, kreuzend zwischen kleinen und großen Systemen.

Aber da sind seine Gesichtszüge bereits ebern und fest, die Formeln dabei, sich einzugravieren.

Ein letzter Blick, dann enteilt sie seinen Augen, eilt aus dem Raum, verschwindet im Dunkel und hinterlässt ihm nichts als das Licht.

Als sie zurückkehrt, sitzt er an seinem Schreibtisch, klein und gebeugt, über Kirschholz und Leder.

»Similia similibus curentur.« Und steigt ihm aufs Bett, klappt ein Buch auf und spricht. »Jetzt mach *ich* den Misander.« Und los geht's, indes er nicht weiß, was und wie ihm geschieht.

»Wie aber nachgehends im finstern Pabstthum alle vorhin unschuldige ceremonien aus der Art geschlagen und böse worden / also haben sie auch diese heilige und gebührende Oster=Freude in lauter Risus Paschales oder Oster=Gelächter verwandelt. Denn da haben ihrer Pfaffen den Leuten allerley närrische Gedichte und Oster=Mehrlein zu predigen pflegen / und geschiehet auch wohl noch / so daß es oft kein Comediant und Pickelhering auff seinem Theatro poßirlicher vornehmen könnte / als sie es auf der Cantzel. Entschuldigen ihre That damit/ das Volk sey die Fasten über durch ihre Busse / Fasten / Peitschen und andern Opera laboriosa betrübet worden / und habe in der Marter=Woche mit dem Herrn Christo

ein Mitleiden getragen / daher müsse man an diesem Tage durch allerley lustige Erzählungen demselben wieder eine Freude machen. Aber billich möchte man zu ihrem Oster=Gelächter sprechen: Du bist tolle / und zur Freude / was machst du? Wer hat's ihnen denn geheissen / an dem lieben Oster=Tage ihre Freude darinnen zu suchen? Ists ihnen denn nicht schon Freude genug / daß man mit Freunden in der Hütten der Gerechten vom Siege singet? Muß man denn eben solche alberne / abgeschmackte und abentheuerliche Fratzen und Fabeln auff's Tapet bringen / die weder Gottes Wort noch in der gesunden Vernunft den geringsten Grund haben? Als da sie zum einen Erzehlen / da der Sohn Gottes für die Vorburg der Höllen kommen / und mit seinem Creutze angestossen / hätten ihm die Teuffel den Eingang versperren wollen / besonders aber habe einer derselben seine lange Nase an statt des Riegels vorgeschoben / welchen aber der Herr Jesus / als er die Thüre mit Gewalt auffgestossen / auch zu gleich die Nase mit abgestossen / und was ander dergleichen ungereimt und lose Geschwätz mehr ist / dessen sich Geistliche billich schämen sollten. Den Prediger lobe ich / der bey seynen Zuhörern mehr die Stimme des Weinens als des Lachens zu erwecken sucht / das üppige Volck ist zumahl in diesen letzten Zeiten ohne dem mehr als zu sehr zur Welt=Freude geneigt / der Prediger darff ihm nicht noch lange dazu pfeiffen.«

Er würde jetzt gern, dass der Traum aufhört.

Aber da ist Theo, der fragt: »Willst du meine Nase haben?«

Er schüttelt den Kopf, darin ihre Worte, die sagen: »Du musst sie aufwecken! Du darfst sie nicht länger schlafen lassen!«

Aber da liest sie schon wieder: »mit Erlaubnis der Oberen.«

»Aus kurzweiligem Scherz wird bald Ernst, was ist geringer, und leichter, als ein Erddampf, der von der Tiefe aufsteiget, und sich vom Winde in der Höhe hin= und her wehen läßt? Eine scherzhafte Rede ist einem solchen Dampfe nicht ungleich. Sie steigt jezuweilen auf aus einem Herzen, welches des Argen nicht gedenkt: Jedoch wird sie zum Argen ausgelegt, und erwächst, wie der Erdbrand zu einem heftigen Luftgerassel.«

Er steht auf.

Sie kommt auf ihn zu.

Und Gesicht an Gesicht hört er die Worte:

»Es ist gut, auf den HERRN vertrauen ...«

»... und nicht sich verlassen auf Fürsten.«



Und so fand ich mich in einem dunklen Gange wieder
und fragte nicht nach dem Warum.
Ich sah und hörte keine Menschenseele.
Und trat nach vorn.
Ich war soweit.

Ein Schritt.
Der nächste lief schon von alleine.
Die Erde fest da unter meinen Schuh'n.
So ging ich hin, ging ein in dieses finstre Reich.

Doch waren's weder Angst noch Glück, die mich hier trieben.
Kaum dass Erwartung mich durchstrich.
Ich war und war nicht mehr derselbe.
All die Gewisheit ungewiss.

So lief ich hin.
Der Boden fiel vor meinen Füßen.
Ganz sacht ging's immer tiefer in das Schwarz.
Jäh schlug mir eine dicke Wurzel mitten ins Gesicht.

Ich konnt nichts sehen und griff zum Bild mit Händen.
Tastete mich hoch, zur Seite.
Doch sie verschwand.
In fetter Erde.

Ton.
Ich erkannt ihn am Geruch.
Die ganze Wand war aufgeklumpt.
War kalt und feucht und unerschütterlich.

Zu meinen Füßen fand ich eine schmale Rinne.
Knietief durchzog sie unter mir den Boden.
Ich pendelte, schlug mit dem Fuß dagegen.
Stein.



Ich trat zurück.
Lief ein paar Meter.
Tastete nach der Rinne.
Fand sie beim ersten Versuch.

Da schmierten mir die Finger in den Ton.
Scharrrten, gruben sich begierig ein.
Eine aufgewühlte Hand voll.
Warf ich nach vorn.

Ein Geräusch.
Leicht zu erkennen.
Ein sattes Klatschen.
Der Weg, das hörte ich, war frei.

Ich zog die Beine aus der Tiefe und die Finger aus der Wand.
Strich mit den Füßen wachen Sinnes über engen Grund.
Links rechts, rechts links, rechts links, links rechts.
Beim zehnten Schritte traf ich ihn.

Ein aufgebatzter Klumpen Erde.
Darin noch Spuren meiner Finger.
Ich spürte sie und presst ihm neue.
Und warf, da spritzt er vor mir in die Wand.

Ich stand ganz still, war wie versteinert.
Das Ende schien mir viel zu nah.
Ich wartete, trat dann nach vorn.
Kroch in die Wand.

Prompt schmiert ich ab.
Sank auf die Knie, doch kein Gebet.
Ich kippte um, ließ blind mich fallen.
Schlug mit der Schulter hart auf Holz.



Das Holz ein Holm, dran Sprossen, eine Leiter.
Dicht über ihr wuchs auf die Wand.
Darunter leerer, schwarzer Raum.
Ich stieg hinab.

Ein neuer Gang.
Doch flacher noch als der zuvor.
Die Arme reichten leicht zur Decke.
Sand rieselte hernieder, mir in die Augen.

Ich trat beiseite, stützte meine Linke in die Wand.
Da spürt ich's: Menschenwerk.
Der Gang war ausgezimmert.
War ein Stoll'n.

Die Wände Stöße.
Der Boden eine Sohle.
Die Decke Firste hier genannt.
Ein Bergwerk, sagt ich, keine Frage.

Schon lief ich weiter, nur die Hände hielten sich am Holz.
Die Ebne aber neigt sich immer steiler.
In großer Enge wand ich mich hinab.
Der Weg jedoch, er blieb derselbe.

Neben mir die Rösche.
Die fiel gleich ab in Stufen.
Und schwoll dabei noch an.
Ich spürte Wasser in den Schuh'n.

Da plötzlich wurd es wieder flacher.
Die Sohle neigte sich nicht mehr.
Ich tastete nach vorn.
Stand.



Kohle.
Ich roch sie.
Fand sie in den Stößen.
Die Zimmerung war voller Löcher.

Ein kalter Wind schnitt mir ins Ohr.
Und ohne Hast prüft ich den Stoß.
Ein Loch im Loch.
Ich stieg hinein.

Geradeaus.
Ging immer nur geradeaus.
War gänzlich unspektakulär.
Am Ende fand ich einen weitren Gang.

Ich trat nach rechts, tat ein paar Schritte.
Doch Eisen sperrte mir den Weg.
Ich griff in rostiges Gerippe.
Hielt inne.

Ein Hunt.
Ich strich umher.
Hielt fest die Hände.
Kohle türmte sich zu meinen Füßen.

Ich trat zurück, fand Schienen.
Der Karren quer zur Spur.
Die Gleise längst verfault.
Wie hingestreut.

Ich fragte nicht.
Wunderte mich nicht.
Richtete mich nur auf.
Ging teilnahmslos daran vorbei.



Holz und Holzmull.
Kohle, Eisen.
Bergwerk.
Gut.

Weiter lief ich.
Gänge kreuzten.
Wind blies mir schneidend ins Gesicht.
Ich wurde müde, legte mich hin, schlief ein.

Ich träumte, nein, ich träumte nicht.
Ich schlief nur, schlief nur fest.
Ein grauenhafter Schrei.
Und ich erwachte.

Ich hörte.
Hörte nur ein Hallen.
Wie in einem riesenhaften Raum.
Und schloss die Augen, blieb alles schwarz.

Da stand ich auf, nahm eine Richtung, irgendeine.
Doch wichen alle Wände weg von mir.
Die Arme fielen, hingen mir zur Seite.
Die Füße liefen grad ins Wasser.

Da stand ich nun.
Kaum knöcheltief.
Doch keine Strömung.
Mein nächster Schritt fand keinen Grund.

Ich ließ mich sinken, ich versank.
Ganz tief in reinstem Schwarz.
Die Arme, Beine strichen aus.
Ich schwamm.



Und schwamm.
Und schwamm und schwamm.
Und drehte Kreise ein und aus.
Es gab jetzt keine Richtung mehr.

Ich heulte, schrie, taucht unter meinen Schall.
Blieb unten, bis er ganz verklungen war.
Dann kam ich hoch.
Sah Feuerschein.

Er zuckte auf.
Verschwand dann wieder.
Ich schaute und glitt näher, stumm.
Versteckt mich hinter toter, aufgeworfner Erde.

Ich sah das Licht, doch nicht die Flammen.
Kroch einen kleinen Hang hinauf.
Blieb liegen.
Sah.

Unter mir.
Das Feuer, raubend.
Wie ein großes, irres Tier.
Weitete es die Erde, weidete sie aus.

»Und so begab es sich, dass Pfarrer Unger die versammelte Gemeinde im Anschluss an seine Predigt mit einem Ostermärchen beschenkte, wobei er noch einmal auf den Umstand, demnach der Herr seine Auferstehung zuerst den Weibern offenbart hatte, zu sprechen kam und nun in einer nicht ungeschickten Wendung zu erfahren gedachte, wer von den anwesenden Männern Herr über das ihm angetraute Weib sei. Ein lautes ›Juchhee‹ genüge.

Da erstarb plötzlich alles Gemurmel und die Männer erschauerten, derweil die Weiber den Pfarrer mit scheeläugigten Blicken musterten. Der aber riß die Arme in die Höhe und rief laut: ›Juchhee!‹«

Nachtrag: Es war dies das einzige Mal, dass Pfarrer Unger wünschte, er hätte es bei der Trennung der Geschlechter belassen.

Kaum ist der Herr gestorben, beginnt man sich auf beiden Seiten des Fluss' auch schon Gedanken über die Auferstehung zu machen. Dass es dabei erstmal nur um die eigene geht, tut nichts zur Sache, schließlich sind die menschlichen Mühen höchst temporärer, um nicht zu sagen vergänglicher Natur (und gelegentlich auch völlig umsonst) und ihre Ergebnisse nur eine Bestätigung dessen, was gleichermaßen kommen wird, indes die Hybris da, wo sie heimisch ist, auch heimisch bleibt, selbst wenn *er* auferstanden ist.

»Wie kann der Herr denn auferstehen, wenn ich noch gar nicht aufgestanden bin?«, drängt es Bertschie Bückling, soeben von einem mehrtägigen *Ausflug* nach Hause gekommen und noch an der Tür mit der Nachricht konfrontiert, demnach die Osternachtsfeier um fünf Uhr in der Früh beginnt, zu wissen. »Muss ich mir wohl den Wecker stellen, den ich bekommen habe«, grinst's und tritt ein und schließt die Tür hinter sich zu.

Einen Steinwurf entfernt ist davon weder etwas zu hören noch etwas zu sehen.

»Schätze, es ist an der Zeit, mal mit Rulemann zu reden«, teilt Trutz von Trübestrom seinem Jakob genannten und justament mit der Positionierung eines Fäkal-Fallrohres beschäftigten Sekundanten ohne alle Vorankündigung mit, ergreift dessen zu Untersuchungszwecken tiefergelegte Schulter und stiefelt, frei von Erklärungen und passendem Schuhwerk, hoch auf den Misthaufen, wo er den verdutzten Hahn am Schlafittchen packt und schnurstracks mit ihm in die Küche marschiert. Jakob sieht's wie aus der Ferne. Und folgt. Wortlos. Und ohne zu wissen, warum.

Der Gockel indes ahnt, was jetzt gleich kommt.

»Ich nehme an, du weißt, warum wir dich hereingebeten haben«, begrüßt Flora von Trübestrom den vor ihr auf den Tisch Gestellten, nicht ohne ihren verbalen Euphemismus mit einer weißen Spitzenhaube zu kaschieren, deren Umfang, Tiefe und Form ihr dahinterliegendes Gesicht wie das dunkle Ende eines Tunnels erscheinen lassen.

Da der Hahn nicht antwortet, klaubt sie sich ein Buch aus dem unbeschürzten Schoß, schlägt es an der passenden Stelle auf und liest laut vor.

»Also gut, man nehme einen jungen, fetten Hahn, schlachte ihn und hänge ihn an die Luft, damit er recht schön mürbe werde.«

Kurzer Blick aus dem Tunnel. – Keine Reaktion.

»Dann rupfe man ihn, nehme ihn aus und wasche ihn sauber.«

Wozu auch? Offiziell gelten die Worte schließlich der Kaltmamsell, welche aus unerfindlichen Gründen Rosine heißt, drei Meter hinter der Herrin des Hauses am Herd steht und – die Sache mit dem Tunnel geschickt ausnutzend – Trutz von Trübestrom Blicke zuwirft, bei denen der Hahn froh ist, dass sein Kamm schon geschwollen *ist*.

»Ist der Hahn ausgenommen und gewaschen, zieht man ihm die Beine zurück, steckt einen Eisenspieß durch und fixiert ihn damit.«

Genau wie den Blick.

»Dann heize man den Ofen.«

Wozu selbst in diesem Fall Blicke nicht genügen.

Trutz von Trübestrom aber hält das nicht länger aus: »Hör mal, Rulemann, was immer du forderst,« (Wie wär's mit nem neuen Namen?) »wir müssen in fünf Minuten im Fritzenest sein, schließlich haben wir vom Wirt ein Schwein schlachten lassen.« (Unser letztes.) »Und wir wollen doch nicht fehlen, wenn's um die Wurst geht, nicht wahr?« (Nicht wahr.) »Außerdem haben wir was zu feiern.« (Klar, Spatenstich für den Aborterker. Dürfte ne ziemliche Luftnummer werden.) »Es könnte daher sein,« (Klingt, als käme er langsam zum Punkt.) »dass ich heute Abend etwas später ins Bett komme.« (Oder ins falsche steige.) »Unglücklicherweise« (Na, na ...) »gibt es morgen früh schon wieder eine Feier, und zwar so früh, dass wir dich bitten würden ...«

Klar, kann er machen.

Und stolziert davon.

Aus irgendeinem Grund (oder keinem) folgt Jakob dem Hahn.

Andernorts bleibt die Lage in den kommenden Stunden derweil angespannt. Dafür werden die Konstruktionen immer wilder. Aufwand und Nutzen lassen sich irgendwann nur noch metaphysisch legitimieren – um von den Folgekosten zu schweigen.

»Was denn, Kinder, ihr wollt nicht die ganze Nacht lang Bilderbogen anschauen, Schokolade essen und morgen früh um, sagen wir, vier Uhr dreißig zu uns ins Bett gestürmt kommen?«

»Bäh!«

»Kinderkram!«

»Widerlich!«

Neuer Versuch.

Unterdessen hat Thaddeus drei Ecken weiter einen wahren Schatz entdeckt und ihn flugs nach Hause getragen.

»Der Wecker für Jedermann«, wie er seinem ausnahmsweise mal in der Küche sitzenden Vater nicht ohne Stolz mitteilt, derweil der das Ding ein wenig zu *mechanisch* findet, woraufhin er es ihm aus den Händen nimmt und es – kleine Leseschwäche – an seine Frau weiterreicht, die den wahren Grund für Thaddeus' Expedition ins Reich der Regale ein paar Zeilen weiter unten auf dem Titelblatt erspäht: »oder die Kunst, durch jede Taschenuhr sich stets sicher, und sogar auf eine Viertelminute genau, wecken zu lassen. Nebst Winken, wie man diesselbe Vorrichtung leicht anwenden könnte, um Diebe beym Einbruch zu entdecken und zu verschrecken, auch das Wiedererwachen der selbst ohne Aussicht liegenden Scheintodten sogleich zu bemerken.«

Womit im Grunde alles gesagt wäre, wenn, ja wenn es nicht welche gäbe, die derlei tatsächlich ausprobierten ...

»Schau mal, dieses sympathische Schlagwerk hier. Kann man sich direkt übers Bett hängen, weckt einen zur gewünschten Zeit mit herrlichen Hammerschlägen.«

»Kenn ich, aber is mir zu wacklig. Hab mir sicherheitshalber noch ne kleine Aufziehvorrichtung dazugebaut. Brauchst bloß zwei kleine Rollen an die Decke schrauben, die Schnur nehmen, dir das eine Ende ans Bein binden, das andere mit einem großen Gewicht versehen, die drei dazugehörigen Hebel so ausrichten, dass sie ineinandergreifen, den untersten über einen Faden mit einem kleinen Gewicht verknüpfen, kurz überprüfen, ob der Druckhebel richtig eingestellt ist, dann noch schnell nach Steigrad, Trommel und Sperrhaken schauen, den Stundenweiser positionieren, die kleine Konstruktion mit der Taschenuhr verbinden und schon kann's losgehen, das heißt – in ein paar Stunden.«

»Wenn man sich nicht bewegt.«

»In diesem Fall vollkommen unmöglich. Das heißt bis zum Augenblick, wo sich die Hebel alle lösen und das große Gewicht ... Aber hee, sag mal, was willst du eigentlich mit diesen ... ähem ... vierundzwanzig Rüböllampen?«

»Kleine Kettenreaktion, ausgelöst von einem einzigen Zündblättchen. Macht richtig munter und passt obendrein noch zum Anlass. Weiß man gleich, warum man so früh aufgestanden ist. Im übrigen handelt es sich



um Petroleumlampen. Neuestes Modell. Knallt mehr als jeder Hammer.«

Was, wenn auch nicht zu beweisen, so doch durch akustische Effekte zu ergänzen ist, weshalb es andere vorziehen, handelsübliche Kanonenkugeln mit Wachs zu übergießen und die Zündschnur durch einen Docht zu ersetzen, dies alles in der – nach tagelangen Kalkulationen und nächtlichen Warte-Versuchen – durchaus berechtigten Hoffnung, die Kerze möge kurz vor der Morgenandacht soweit abgebrannt sein, dass die Kugel vom – vorher entsprechend präparierten Tisch – rollt und auf ein Blech, die Katze oder – um ganz sicher zu gehen – den Fuß des Konstrukteurs fällt, woraufhin dieser in den Pfarrsaal humpeln und sich darüber echauffern kann, dass er das dafür benötigte Mehr an Zeit für den Weg nicht mit einberechnet hat.

Tja, hätten sie mal den Schmied engagiert. Aber der hat in letzter Zeit viel zu tun und deshalb angekündigt, morgen früh zu verschlafen. Was er natürlich nicht tut. Ganz im Gegensatz zu Justus Kaleika, dessen Wecker kurz vor vier in den Nachttopf wandert, in den sogleich noch einiges andere folgt. Ausscheidungen aus dem Innersten einer Frau. Wer hätte das gedacht?

Die Schmoker jedenfalls nicht, denn die sitzen kurz vor fünf mit den Rücken gegen einen Grabstein gelehnt unter einer vom Mondlicht geschwärzten Robinie und tun das, wofür sie bekannt.

»Als wenn irgendwo geschrieben stände, dass man seine Zigarette nicht an der Osterkerze anzünden darf.«

»Und selbst wenn, muss man deswegen nicht gleich nen Aufstand machen.«

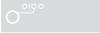
»Johnny schon gar nicht.«

»Spielt neuerdings den Vormund.«

»Macht einen auf Großer Bruder.«

»Ersatz-Papa.«

Derweil der echte schräg unter ihnen liegt und sich ob der familiären Auseinander-Setzungen im Grabe umdrehen würde ... wenn er denn könnte ... und nicht so beengt liegen würde ... Platz hätte ... und keine Angst haben müsste, dass ihm die Knochen vollends auseinanderfallen und -brechen, so sehr, dass er sie hinterher nie wieder zusammenbekommt.



Bleibt's also dabei, derweil sich an der Stelle, wo einst die Kirchtrümmer lagen, eine Ordnung herauszubilden beginnt, sich der Haufen unausgeschlafen umherstreunender Gestalten zu einer Reihe formt, eine richtige Prozession ist das, die da am Friedhof vorbei in den Pfarrsaal zieht, die Osterkerze allen voran wie ein Licht, das den Mond nicht bemerkt, indes es im Pfarrhaus vollkommen dunkel ist, die Fensterläden geschlossen, und keiner auch nur ein Wort spricht, außer einem Kind, das fragt:

»Warum sind wir denn so früh aufgestanden?«

»Wir erinnern uns an den Morgen, der die Welt verändert hat.«

Hier nun die Zusammenfassung von Justus Kaleikas einundvierzigtägigem Aufenthalt im hölzernen Verschlag, welcher gewiss nicht ohne Unterbrechungen stattgefunden hat, hier jedoch in einer solchen Form präsentiert wird – 's ist schließlich eine Zusammenfassung, »genauer gesagt ein Cursorium, an dessen Anfang, wir erinnern uns, ein cursor, ein Schnellläufer, stand, welcher kein geringerer als Justus Kaleika selbst war, eben jener Mann, dem wir – in einem ersten Schritt – bis zu jenem Punkte gefolgt waren, an dem alles, was er sah, golden glänzte, doch dürfen wir uns davon nicht blenden lassen, müssen vielmehr aufpassen, keine voreiligen Schlüsse zu ziehen; bleiben wir also hier und schauen uns an, was da war und ist und folgen nicht den Verlockungen in Richtung cursoria, schließlich handelt es sich dabei, wie uns Sidon. Epist. 1, 5, 3 lehrt, um ein Postschiff, das, auch wenn wir es hier mit einem Postmeister, einem cursoriae curator, zu tun haben, bislang keinerlei Rolle gespielt hat und – wagen wir uns ruhig ein wenig nach vorn – auch keine spielen wird, weder in diesem cursus noch sonst irgendwo und das nicht nur, weil die Übermittlung all dessen, was von Justus Kaleika im hölzernen Haus niedergeschrieben wurde, vermittels eines Pferdewagens erfolgt, welcher speziell für die Aufnahme einer größeren Zahl absolut identischer Einsatzkästen konzipiert worden ist.¹

Mit diesem Ausblick endet unser kleines Prologomenon und wir können in medias res gehen, wobei es sinnvoll erscheint, über das von wenig Originalität zeugende Anglerlatein Justus Kaleikas hinwegzusehen² und

1 Absolut identisch auch die Spur, die der Wagen bei seiner Fahrt in den Ort und aus ihm heraus zieht, Tag für Tag, bis der Abdruck bleibt und von nichts und niemandem mehr zu verdecken ist, mag so mancher auch scheuern und schieben. Allein, Justus Kaleika, der die Spur sein »Geleis« nennt, ist das ganz Recht, auch wenn er alle Mühe hat, die Menschen von der Bahn fernzuhalten. (Wir erwähnen dies nur, weil nicht unerwähnt bleiben soll, dass, wie Bul. de. Imp. Rom. 6, 27 zeigt, ein cursor auch ein »Knecht« sein kann, der neben einem Wagen oder ähnlichem Gefährt daherläuft und das Volk auffordert, zur Seite zu gehen. (Vergleichbar sind diese cursores in etwa unseren Lakaien, doch wollen wir an dieser Stelle – und gewiss nicht nur aus philologischen Gründen – davor warnen, den Namen Kaleika damit in Verbindung zu bringen.)

2 »Ich hab das Gefühl ich bin im Schlaraffenland wo einem die gebratenen Fische ins Maul fliegen. Bloß das ich seit paar Tagen selber kaum noch was fange. Vor-

mit seinem zweiten Brief zu beginnen, in welchem er von »Nebelbildern« berichtet, die sich »bewegen«.

Gleichwohl, bevor wir an dieser Stelle¹ einsteigen, die Begriffe erörtern und auf diese Weise mit dem Cursorium beginnen, sei gesagt, dass unsere sämtlichen Worte auf der Verpflichtung des Menschen, die Wahrheit zu reden, gründen. (Was uns, nebenbei bemerkt, noch einmal klarmacht, wie richtig es war, Justus Kaleikas Anglerlatein von vornherein auszuklammern. Wir werden später noch einmal darauf zurückkommen und unser Vorgehen umfassender begründen.) Es scheint jedoch, nicht zuletzt wegen der für ein Collegium recht ungewöhnlichen Form, zuvörderst notwendig, noch einen weiteren Schritt zurückzugehen und ein paar Worte zum Cursorium selbst zu verlieren, mag auch der generelle Anspruch, das

gestern hatt ich nicht mal nen Gründling. Dafür gestern ein Rotaug mit zwei Mäulern. Das zweite war ihm von unten in die Kiemendeckel gewachsen und genau so groß wie das obere, nur zumachen ließ es sich nicht. Ich habs gar nicht erst angefasst, lieber gleich die Schnure abgeschnitten und das Vieh dann im Gras erschlagen. Zum Glück haben sichs über Nacht die Katzen geholt, nur mach ich mir jetzt Sorgen wegen dem Haken. Aber das ist noch nichtmal das Schlimmste. Weil heut früh hab ich einen Fisch mit zwei Köpfen aus dem Wasser gezogen. Will lieber gar nicht mehr dran denken. Hatte mich schon gewundert, warum der sich überhaupt nicht wehrt, aber dann hab ichs gesehen. War ein einziger Klumpen. Der reinste Fischmatsch. Die beiden Köpfe standen direkt nebeneinander, richtig verwachsen. Und die Augen waren ganz glubschig. Richtig fette Glubschaugen die aussahen als wären sie von innen beschlagen. Und als wenn das alles noch nicht genug wäre war das zusammengewachsene Auge in der Mitte auch noch mit irgendwas griesligem überzogen. Pfuui Deibl. Der Fisch sah schon tot aus als ich ihn rausgezogen hab. Kann nicht mal sagen was es für einer war. Der Buckel war wie bei ner Brachse, nur dass er viel weißer war und die Schuppen kein bisschen gegläntzt haben und aussahen als sei jemand mit nem stumpfen Messer drübergegangen. Dafür hatte er nen Haufen spitzer Zähne im Maul. Fast wie ein Hecht. Wobei, wenn ich so drüber nachdenke, dann erinnert mich das fast an den Spiegelkarpfen, den ich mal vor Jahren gefangen habe. Auf der einen Seite war er ganz glatt, aber auf der anderen Seite war das Vieh voll mit großen fetten Schuppen. Wären überall verteilt und gingen nicht ab. Musste sie am Ende eigenhändig rausbrechen. War ein verdammter Haufen Arbeit. Hab jedesmal zwei Finger druntergeschoben, hochgezogen und die Schuppen eine nach der andern rausgeknackt.«

1 Ius. Kal., ad Ingotem 2, 4-6.

diesem zugrunde liegende Konvolut im Original zu lesen, in unserem Falle müßig erscheinen. Doch wollen wir es ganz klar sagen: Ein solches Cursorium setzt manches voraus, dagegen es von anderem befreit, man denke nur an die endlosen Wortklaubereien in einem gewöhnlichen Analytico. Wir werden deshalb nicht nur schneller voranschreiten, sondern auf diese Weise – es mag manchem paradox erscheinen – auch zu einem tieferen Verständnis des Textes selbst gelangen. Nicht also wollen wir in den Worten wühlen, sondern ihren Sinn und Zusammenhang ergründen. Denn wie oft hat man gesehen, dass die, welche da tagein, tagaus ihre Vokabelhefte wälzten, am Ende doch nichts verstanden haben von dem, was sie gelesen. Wer zu lange analysiert und die Worte nur von einer Sprache in eine andere übersetzt, der verliert irgendwann die Verbindung zu dem, worauf sie sich beziehen. Er wird, wenn er ein Wort liest, nicht an die betreffende Sache, sondern nur an ein weiteres Wort denken und erst dann – wenn überhaupt – zu der Sache gelangen, auf die sich das Wort vor ihm bezieht. Ja, es ist sogar möglich (und auch schon passiert), dass ein solch vokabulöser Kopf irgendwann jedwede Verbindung mit dem, was außerhalb der Wörter liegt, verliert und in endloser Reihung von einem Wort zum nächsten reist, bis ihm alles nur noch Text ist und er sich darin ergibt. Tritt dieser Fall aber ein, so ist ihm alles verloren, sind sämtliche Worte nur Schall und keines mehr Bild.

Gleichwohl, wir müssen auf unserem Wege vorsichtig sein und dürfen nicht der Illusion erliegen, wir könnten den Worten gänzlich entsagen. Denn nicht nur gibt es eine Reihe von Worten, die keinerlei Weltbezug haben, nein, wir treffen auch immer wieder auf solche, bei denen ein Referenzobjekt in der Welt zwar gegeben, selbiges jedoch vollkommen wertlos ist. In Kaleikas Anglerlatein sind diese zwei Punkte auf das »Trefflichste« vereint, ungeachtet der Tatsache, dass uns hierzu jegliche Vorstellung und – wir können es ruhig sagen – auch alles Verständnis fehlt, weshalb es – wir haben es jetzt gewiss zur Genüge begründet – auch unter diesem Aspekt vollkommen richtig, ja geradezu erforderlich war, den entsprechenden Abschnitt lesenden Auges zu übergehen.¹

1 Die eingehende Überprüfung der uns bekannten Quellen sowie der ichthyologischen Spezialliteratur hat dann auch keinerlei Hinweis auf doppelköpfige Fische oder ähnliche Phantastereien ergeben.

Nun, so sehr uns dies entgegenkommt, so sehr müssen wir auch erkennen, dass ein *Collegio Cursorio* eine vollständige Erörterung des ihm zugrunde liegenden Textes niemals liefern, mithin sein Quellen-, oder vielleicht sollten wir besser sagen: sein *Quellmaterial* immer nur auszugswise behandeln kann. Gleichwohl wollen wir neben einer bestmöglichen Übersetzung der Begriffe und einer Erläuterung der schwierigen Wörter immer auch eine knappe Erörterung der Sachen selbst geben, mag dies dem eigentlichen Zwecke eines *Cursorio* auch nur bedingt entsprechen. Dies erscheint uns umso wichtiger, als der hier zu behandelnde Abschnitt der Geschichte noch weithin im Dunkel liegt und wir es nicht zulassen dürfen, dass andere unpassende Deutungen von ihr geben oder unüberlegte Schlüsse daraus ziehen.

Ich will daher an dieser Stelle mein propädeutisches Prologomenon beenden, jedoch nicht ohne mich zuvor noch bei Ihnen, meine Herren, zu entschuldigen, dass ich von den *Cursoriis* so weitläufig gehandelt habe. Das Verlangen anderer, die wünschen, dass solche *Cursoria* üblich werden, und meine eigene Überzeugung von dem Nutzen, den Sie aus diesem zu ziehen vermögen, haben mich dazu bewegt.

Nun denn, beginnen wir mit unserem *Cursorium*. Brief zwei, Zeile vier bis sechs: die »Nebelbilder«, die sich »bewegen«. Es scheint mir zunächst einmal ratsam, auf der Ebene der bloßen Beschreibung zu verweilen und darzutun, worauf sich Justus Kaleikas Worte gründen, auch wenn ich mir sicher bin, dass Sie – genau wie ich – die passende Erklärung längst beibringen haben.

Nun, meine Herren, wer spricht?

»Machen wir es kurz, wir haben einen Raum von hinlänglicher Größe und genügend Rauch, um die ganze Welt mit Nebelbildern zu beglücken.«

»Wobei wir nicht verschweigen sollten, dass es in diesem Fall gar kein Feuer gab, das den Rauch hätte nähren können.«

»Zumindest keines im Kamin, denn das ging heimlich, still und leise aus, als der Rauch aufkam. Man könnte fast sagen, es ist *in Rauch aufgegangen*.«

»Man könnte es auch einen kleistoten Kamin nennen.«

»Wobei ein solcher selbst dann keinen Rauch erzeugt, wenn das Feuer in ihm brennt.«

»Zumindest keinen, der im Raum oder außerhalb von ihm zu sehen wäre. Er steigt nämlich nach unten, schließlich ist das auch der Ort, von

dem er kommt. Oder, wie es bei Simplik., in Phys. 24, 17 heißt: ›Was den seienden Dingen die Quelle ihres Entstehens, dahin erfolgt auch ihr Vergehen; mit Notwendigkeit, denn sie strafen und vergelten einander ihr Unrecht gemäß der Ordnung der Zeit.«

»ἐξ ὧν δὲ ἡ γένεσις ἐστι τοῖς οὐσι, καὶ τὴν φθορὰν εἰς ταῦτα γίνεσθαι κατὰ τὸ χρεῶν· διδόναι γὰρ αὐτὰ δίκην καὶ τίσιν ἀλλήλοις τῆς ἀδικίας κατὰ τὴν τοῦ χρόνου τάξιν.«

»Wohlan, ein Zitat im Zitat.«

»Sagen wir lieber zwei Glieder einer Kette, an deren Ende immer Gott steht. Schließlich ist er der Anker, der uns hält, wenn sämtliche Stränge reißen und sich die ganze Welt unter uns auflösen beginnt.«

»Gewiss, nur sollten die Herren bei aller Philosophie nicht die Errungenschaften der Technik vergessen.«

»Ganz recht, und wir sollten uns auch kurzfassen.«

»Und nicht vorgreifen.«

»Und nicht glauben, dass unsere Kette keine, sagen wir, *Sicherungen* besitzt. Man wäre sonst nur allzuleicht bereits im zweiten Glied verloren.«

»Nun, meine Herren, ich höre.«

»Eine Laterna Magica, auch Zauberlaterne genannt.«

»Genauer gesagt ein Agioskop mit drei Projektionsobjektiven in vollendeter Achromasie, dabei das Bild frei ist von chromatischen Aberrationen.«

»Ein kleines Stück Welt in hochkonzentriertem Licht.«

»Wobei die Projection vermittels eines automatisch geführten Kalklichts geschieht, auch wenn es nur noch eine Frage der Zeit ist, bis die Kohlebogenlampen auch hier ihren Dienst verrichten.«

»Dabei es das Kalklicht bereits jetzt erlaubt, die Objekte aus dem Hintergrund über sämtliche Köpfe hinweg zu projizieren. Fondastische Bilder, wie es unser ahnungsloser Adlatus wohl nennen würde.«

»Nur leider hat er's nicht geschrieben.«

»Die Herren sollten lieber voranschreiten als im Nichts der Überlieferung zu wühlen.«

»So denn, nennen wir es eine kenotaphische Korrespondenz und fahren fort.«

»Widmen wir uns den Bildern, die vor ihm aufgetaucht sind.«

»Ich zitiere: ›Wie ausm Nichts.«

»Dabei eigentlich jeder weiß, dass das Unvermittelte der Bilder nur ein Effekt ist, das objektive Ergebnis einer Projektion in die flüchtige Seele des Rauchs.«

»Technisch verfeinert mit einem Dreifachdissolver, der sich mit Hilfe von ein wenig Gas ganz von allein regelt, die Bilder scharf stellt und überblendet, wann immer man's braucht.«

»Wobei wir nicht vergessen wollen, dass es sich in diesem Fall um Glasphotogramme handelt, die selbst in ihrer mikroskopischen Größe nichts anderes sind als ein getreues Abbild der Natur.«

»Im Gegensatz zu den Bildern, die man noch vor wenigen Jahren mit der Hand aufs Glas gemalt hat.«

»Und die noch heute manch einer mit Worten aufs Papier zu malen versucht.«

»Womit er die Wahrheit zwangsläufig verfehlen muss. Oder sollten wir besser von verhehlen sprechen?«

»Das ist ganz Ihnen überlassen, meine Herren, nur sollten Sie wissen, dass es in der Projectionskunst nicht anders ist als in der Politik. Die rechte Optik bricht sich immer nur mit ihresgleichen Bahn. Und dabei ist es egal, ob das Reich, dem sie die Treue hält, die Natur ist oder nicht.«

»Gewiss, wir wollen deshalb auch hinzufügen, dass der Eindruck der Echtheit nicht allein von den Photogrammen, dem Rauch und den Dissolvern stammt, sondern ebenso ein Resultat dessen ist, was man andernorts gemeinhin *Zoom* nennt.«

»Offenbar ein onomatopoetisches Wort.«

»Wir sollten besser von onomatopoeitisch sprechen. Man setzt sich sonst leicht dem Vorwurf aus, Dinge zu vermischen, die nicht zusammen gehören.«

»Gewiss, nur sollten wir darüber nicht vergessen, dass der Zoom selbst keine Frage der Philologie, sondern eine der Technik ist, schließlich war die betreffende Apparatur zur Gänze auf einer Schiene gelagert.«

»Auf der sie sich mitsamt dem darunter befindlichen Tische nach Belieben vor- und zurückfahren ließ, und zwar so heimlich, still und leise, dass es selbst dem aufmerksamsten Beobachter nicht aufgefallen wäre.«

»Wobei der Aufwand in diesem Fall fast ein wenig übertrieben war, schließlich war unser Informator so sehr von den Bildern gebannt, dass sogar wir die Maschine hätten bedienen können.«

»Die Herren beginnen schon wieder, im Nichts der Überlieferung zu wühlen, nur dass sie es diesmal mit ihren eigenen Worten erschaffen haben. Gewiss, die Dinge waren auf das genaueste berechnet und die gesamte Präsentation fertig, bevor ihr Betrachter auch nur ein Bild zu sehen bekam. Nur sollten wir mit unserem Cursorium fortfahren und rekonstruieren, was unser *Assistent* gesehen hat. Und zwar Schritt für Schritt. Brief drei, Seite zwei folgende.

Ach, und bevor Sie beginnen, bitte denken Sie daran: erst die Beschreibung, dann die Analyse. Und achten Sie auf Ihre Werturteile.«

»Nun, was die Bilder betrifft, so gibt es da kein großes Problem. Zuerst ist da der Blick von oben aufs Land.«

»Man nennt es auch den Blick des Kartographen.«

»Und den des Militärs.«

»Mir scheint, die Herren haben den Wichtigsten vergessen.«

»Den Unbegreifbaren, wie man ihn gemeinhin nennt.«

»Wobei man freilich wissen muss, dass ein Unbegriffenes ohne ein Begriffenes gar nicht gedacht werden kann, es mithin ein solches allein gar nicht gibt und zwar weder auf der Ebene des Begriffs noch auf der des Seins.«

»Trotzdem wir an dieser Stelle lieber vom Glauben reden und das Unbegriffbare ihm selbst überlassen sollten. Es, wie man sagen könnte, *in seine Hände legen*.«

»Nennen wir ihn also den von keiner Photographie je Darzustellenden.«

»Ihn darzustellen hieße nämlich, ihn zu relationieren und auf das Gegebene zu reduzieren. Kurzum: ihn zu relativieren.«

»Und mit dem Glauben an ihn, ihn selbst zu verzeitlichen, dabei er ewig ist und nur ein wenig *reaktiviert* werden soll, und sei's auch bloß in unsren Worten; wohlwissend, dass er im Grunde das Unsagbare ist.«

»Sie haben bereits von ihm gesprochen.«

»Na, dann können wir ja fortfahren.«

»Nur zu, meine Herren, doch versuchen Sie es bitte im Präsens, es ist das einzige Tempus, das Ewigkeit auszudrücken vermag.«

»Ganz wie Sie wollen. Die Vorführung beginnt also mit dem Blick von oben aufs Land, einem, wie wir es nennen, Aerophotogramm, auch wenn es den Anschein hat, als habe unser kleiner Kontempleteur damit nicht viel anzufangen gewusst.«

»Zumindest konnte er in dem Bild nichts erkennen. Es erinnerte ihn lediglich an einen – Verzeihung – ›Kuhfladen.«

»Beziehungsweise an ein – Zitat: ›Stück Scheiße, das aus dem Nebel zu mir kam.«

»Nun, im Grunde keine Überraschung, schließlich kommt ihr vor Ort eine gewisse Bedeutung zu. Nur gehört unser Gewährsmann nicht zu denen, die derlei Dinge zu überblicken vermögen.«

»Was wirklich jammerschade ist, schließlich waren die vielen Scheißhäuser aus der Luft gut zu erkennen; auch wenn wir gern zugeben wollen, dass die Häuser der Menschen mitunter kaum größer sind als die Latrinen.«

»Ich schlage vor, den entsprechenden Abschnitt mit ›Latrina magica‹ zu übertiteln.«

»Einverstanden.«

»Eine hübsche Marginalie.«

»Und ich schlage vor, Sie konzentrieren sich auf das Wesentliche und fangen endlich an, den Hergang der Dinge zu rekonstruieren. Und zwar in einer Form, die dem nahekommt, was Justus Kaleika gesehen hat.«

»Aber ist die Nachahmung nicht ein Verderben?«

»Es kommt darauf an, was man darunter versteht.«

»Nun, die Nachahmung erzeugt bekanntlich nichts als Scheinbilder verschieden Grads, doch braucht uns das nicht weiter zu stören, schließlich sind es Trugbilder, von denen wir reden, wobei ich gewiss nicht zu weit gehe, wenn ich sage, dass sie im mindesten vier Schritte von der Wahrheit entfernt sind, derweil unserer Rede auf dem Seienden fußt und sich Schritt für Schritt zu diesem zurückbewegt, wobei es allein schon durch die Anzahl der Cursoriums-Teilnehmer garantiert ist, dass wir dort auch sicher ankommen werden.«

»Es sieht also nur so aus, als würden wir den Schein mit dem Schein bekämpfen. In Wahrheit wandern wir mit unseren Worten auf dem Weg desjenigen, der alles erschaffen hat.«

»Es ist daher auch nicht weiter bedenklich, wenn unsere Erörterungen zunächst nur die äußeren Bilder erfassen, müssen wir doch von ebendiesen ausgehen, da es ein Photogramm von innen gar nicht gibt.«

»Weil das Seiende nicht abgebildet werden kann, auch in einem Photogramm nicht, trotz seiner Treue zur Natur und all dem Glas.«

»Selbst wenn jemand eine Camera verschlucken würde, was in Anbe-

tracht der Größe des Objekts zwar vollkommen unmöglich, nichtsdestotrotz aber ein interessanter Gedanke ist, so würden wir auf diese Weise dennoch bloß äußere Bilder erhalten, nie aber das Innere eines Menschen sehen, denn die Innenseite der Dinge ist uns auf ewig verborgen, sie ist immer das, was hinter der Camera liegt, ganz egal, wohin diese sich auch dreht.«

»Es bleibt uns also gar nichts anderes übrig, als auf die Menschen zu schauen und möglichst viele Bilder von ihnen zu sammeln, in der Hoffnung, sie mit dem rechten Glauben *umkehren* zu können.«

»Darf ich die Herren darauf hinweisen, dass das philosophische Exegetikum auf Mittwoch verschoben ist?«

»Gewiss.«

»Und darauf aufmerksam machen, dass Ketzerei auch in diesem Falle nicht geduldet wird. Ganz zu schweigen von pubertärem Technikverständnis und widersinniger Logik, auch wenn mir bekannt ist, dass selbige in der Philosophie nicht nur als heuristisches Mittel einen gewissen Stellenwert genießen.«

»Sie meinen ...«

»Ich meine, die Herren sollten zum Punkt kommen, sonst ergeht es Ihnen noch wie jenen, von denen Sie handeln.«

»In diesem Fall ...«

»Verschwindet die Camera und an ihre Stelle treten die Augen desjenigen, der die Bilder sieht, die Bilder, die wie aus dem Nichts vor ihm auftauchen und ineinander übergehen, verblichen und verschwinden und sich von neuem aus dem Nebel schälen, wieder und wieder.«

»Nur bemerkt Kaleika davon nichts, geht stattdessen immer tiefer und dringt ein in das Land, das sein eigenes ist, auch wenn er es noch nicht – oder nicht mehr – erkennt.«

»Und dabei vergisst er die Zeit. Jedoch nicht ganz, denn die Zeit, die ihm die Bilder geben, wird zu seiner Zeit. Eine bewegte Zeit, gewiss, doch ist ihm die Camera da längst ins Auge gewachsen.«

»Am Ende ist also er es, der glaubt, die Dinge mit eigenen Augen zu sehen, derweil es in Wahrheit die Camera ist, die ihm alles zeigt und der er folgt, in faktischer Kleinheit und schierer Größe.«

»Soweit ich weiß, hat man mit Hilfe einer Zauberlaterne sogar schon den Blutkreislauf von Fröschen gesehen.«

»Und soweit ich weiß, sehen die jungen Herren nur den Splitter im Auge Ihres Objekts, den Balken in Ihren eigenen Augen aber, den sehen Sie nicht. Ich schlage daher vor, Sie kommen *sofort* zum Punkt, oder es ergeht Ihnen schlimmer als denjenigen, von denen Sie bislang nur gehört.«

»Der Blick von oben aufs Land.«

»Dann die erste Bilderfolge.«

»Schneller Zoom bis runter zum Fluss.«

»Sechzehn Bilder pro Sekunde.«

»Kaleika ist's, als fiele er aus großer Höhe vom Himmel.«

»Er schreit.«

»Aber der Sturz ist nicht aufzuhalten.«

»Dann plötzlich stopp.«

»Der Fluss jetzt direkt unter ihm, bleiern und tief.«

»Er schaut sich um und sieht – er schwebt.«

»Waagrecht, zwei Meter überm Wasser.«

»Da gibt's einen Ruck.«

»Und er glaubt, endgültig in den Fluss zu fallen.«

»Sieht seinen Körper schon in dem braunen Wasser davontreiben.«

»Doch richtet sich die Camera nur auf.«

»Und mit ihr sein Blick.«

»Er schaut jetzt stromabwärts. Grasbewachsene Ufer, im Wasser schaukelnde Boote, Eichen und Weiden.«

»Schon schwenkt er nach links, sieht sein Boot im Wasser liegen, sitzt plötzlich darin.«

»Vor ihm die Böschung des Ufers, darüber die Ruine der Kirche.«

»Dahinter der Ort ist verschwunden.«

»Er richtet sich auf, aber außer der Ruine ist nichts zu erkennen.«

»Er ist zu klein.«

»Also setzt er sich wieder, die Perspektive scheint dadurch viel besser.«

»Aber da kommt plötzlich Nebel auf und die Kirchtrümmer verschwinden.«

»Und er bemerkt, wie sein Boot langsam rückwärts zu gleiten beginnt, als hinge es an einem riesigen Seil.«

»Und dabei hat er das Gefühl, dass er sich dreht.«

»Der Nebel aber lichtet sich.«

»Und als er wieder sehen kann, liegt vor ihm das andere Ufer.«

»Er spürt, das etwas nicht stimmt, schaut sich um, blickt auf sein Boot, sieht, wie sich das Holz unter seinen Füßen rasend schnell auflöst.«

»Er springt auf, will schreien, aber da bemerkt er, dass es sich nur verwandelt, dass aus dem alten Holz neues entsteht.«

»Schließlich gleitet sein Blick über das Ufer.«

»Er steigt aus dem Boot.«

»Steigt die Böschung empor.«

»Da weitet sich sein Blick.«

»Und er, er weidet sich dran.«

»Oben auf dem Hügel – die riesige Kirche.«

»Unter ihm das Land aber, das zieht in Stößen dahin.«

»Er stoppt auf der Hälfte der Strecke, kniet nieder, da erscheint ihm die Kirche noch größer.«

»Als er wieder aufsteht, ist er mitten im Ort. Um ihn herum geschäftiges Treiben.«

»Er sieht einen Mann, der tritt mit einem Ruck aus der Masse heraus, gleitet ihm wie auf Schienen entgegen.«

»In seinen Händen hält er ein Bild.«

»Als er vor ihm steht, hält er es hoch. Da bedeckt es sein ganzes Gesicht.«

»Das Bild ist so hoch wie sein Kopf und doppelt so breit.«

»Justus Kaleika sieht jetzt nur noch das Bild. Es ist eine Photographie.«

»Er versucht das, was er sieht, zu verstehen, aber da hört er eine Reißen, und alles wird schwarz.«

»Worte tauchen auf und verschwinden, nachdem sie gelesen.«

»Die Industrie.«

»Arbeit und Tugend und Gott.«

»Besiegen den Verfall, das Laster, die Sünde.«

»Dann taucht das Bild wieder auf. Es ist in der Mitte zerrissen.«

»Es ist die linke Seite, die fehlt.«

»Der Riss aber, das sieht er, läuft schräg durch das Bild.«

»In der Mitte jetzt eine Frau, den Kopf mit einem Schleier verhüllt, in ihrem Schoß liegt ein Mädchen.«

»Vor ihr aber steht ein weiteres, das liest ihr aus einem Buche vor.«

»Im Hintergrund zwei Männer, die arbeiten. Schuster vielleicht.«

»Davor, am rechten Rand, ein weiterer Mann. Es scheint, als halte er ein großes Blech auf den Knien, glänzend und wie eine Glocke gebogen.«

»Ihm zu Füßen ein altes Weib, ihr Körper ist von schwerem Tuch überdeckt.«

»Links, auf der anderen Seite des Bildes, eine junge Frau. Der Riss hat ihr den Kopf vom Körper getrennt.«

»Der Kopf, der aus Scham abgewandt und fast zur Gänze unter einem Schleier verborgen ist.«

»Die verbliebene Hand bedeckt ihre Augen.«

»Hinter ihr ein weiterer Kopf, darüber ein Jüngling in weißem Gewand.«

»Da schaut Justus Kaleika plötzlich genauer hin, denn neben ihm, da steht er selbst.«

»Er hat keine Zeit zu überlegen, sieht nur sein Gesicht, daneben die Hand, die ist erhoben.«

»Eine verächtliche Geste nach links, nach da, wo jetzt nichts mehr ist.«

»Derweil aus dem Hintergrund, aus einem alten Torbogen, ein Zug gefahren kommt.«

»Der Torbogen, der wie das Mundloch eines verwachsenen Stollens aussieht.«

»Der Zug, der sich ihm rasend schnell nähert.«

»Justus Kaleika, der sich wegduckt, schreit.«

»Als er wieder aufschaut, ist er aus dem Bild verschwunden. *Er selbst ist nicht mehr da.*«

»Was er stattdessen sieht, ist der Zug.«

»Der Zug, der vor seinen Augen ins Tal hinab schießt.«

»Der Rauch hüllt ihn vollkommen ein.«

»Als er sich verzogen hat, sieht er den Zug auf der anderen Seite des Flusses im Wald verschwinden.«

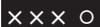
»Justus Kaleika stellt sich auf die Schienen, gleitet ins Tal.«

»Findet eine Brücke.«

»Läuft bis zur Mitte.«

»Blickt von oben auf den Fluss.«

»Springt.«



- »Hee, schau mal, da kommt Theo.«
»Tatsache.«
»Was will der denn hier?«
»Sollte doch drüben warten.«
»Hee Theo, was willst du denn hier?«
»Solltest doch drüben warten.«
»Theo?«
»Alles in Ordnung mit dir?«
»Scheiße, guck mal, wie der aussieht.«
»Die beiden Löcher da in seinem Gesicht.«
»Das war mal die Nase.«
»Und die Augen.«
»Igitt.«
»Vielleicht isses ja nur das Mondlicht.«
»Oder er will uns reinlegen.«
»Is schließlich der erste April.«
»Da macht man solche Scherze.«
»Aber nich mit uns.«
»Diesmal is nämlich Fuggert dran.«
»Hee Theo, willst uns wohl Angst machen?«
»Weil wir hier aufm Friedhof sitzen.«
»Kannst's ruhig zugeben.«
»Wir müssen's schließlich auch machen.«
»Wenn der Gottesdienst vorbei ist.«
»Und Fuggert rauskommt.«
»Müssen uns wirklich dumm anstellen.«
»Und ihm was von nem Pappmaché-Pfarrhaus erzählen.«
»Das drüben aufm Hügel steht.«
»Müssen sagen: Kommen Sie mal mit.«
»Is wirklich kein Scherz. Kommen Sie mal mit.«
»Theo?«
»Wo willst du denn hin?«
»Bleib hier!«
»Du musst doch dabei sein!«
»Theo?!«
»Wo gehst du denn hin?!«



Als Wendelin Triefnas, welcher aufgrund seines selbst an Festtragen nicht ruhenden und von keiner Fastenzeit je zu stillenden Dranges zum fröhlichen Flatulieren der letzte ist, den man am Ostersonntag ins Pfarrhaus lässt (bzw. lassen würde, wenn man denn könnte), die Tür desselbigen hinter sich schließt, thront Johann Christian Martin Fuggerts in Kerzenlicht getauchter Kopf bereits drei Meter über ihm, am anderen Ende der Treppe, deren dickwangigen Porphyrstufen die Menschen im Laufe dessen, was man *eine andere Geschichte* nennen könnte, nicht nur die Form, sondern auch den Rotton ausgetreten haben, gleichwohl davon im Moment nicht das geringste zu sehen ist, steht man doch im ganzen Pfarrhaus über den Aufgang verteilt und drängt, ohne vorwärts zu kommen, rauf zum Licht, an dem sich Träume wie Kerzen entzünden und aus Entsagungen Wünsche und aus Wünschen Wahrheiten werden.

Johann Christian Martin Fuggert indes bekommt von alledem nichts mit. Den Körper zur Gefolgschaft gedreht und die Augen in gerader Linie über sich verfinsternde Köpfe geworfen, schaut er hinab zur Tür, hinter der, so scheint's, *etwas passiert*.

Und während nun auch die unter ihm Stehenden anfangen, die Köpfe zu drehen, einander die müden Gesichter zuwenden und sich die Fragen wie Sturzbäche treppab in die Stirnhöhlen gießen, bedenkt Ferdinand Fulgur seinen Freund Reginald Rumperding mit einem gezielten Tritt in die Kniekehle, woraufhin dieser einknickt, nickt, die Hand vom Geländer nimmt und gemeinsam mit seinem Stichwortgeber Stufe für Stufe nach oben diffundiert, rückwärts, versteht sich, derweil alle anderen das Gefühl haben, nach unten gesogen zu werden.

Als sie neben Fuggert stehen, reichen sie sich hinter seinem Rücken kurz die Hände, nehmen, sobald das getan, ihre Beine in selbige und entschwinden über die nächste Treppe nach oben. Die Tür an ihrem Ende steht offen, und als sie durch sind, ist sie zu.

»Na, was sagst du jetzt?«, triumphiert Ferdinand fröhlich vor sich hin, »die perfekte Progression. Von der Hölle direkt in den Himmel, und das ganze in ... Augenblick ... gerade mal dreiundvierzig Sekunden.«

»Erinnert mich daran, wie du geflüchtet bist, als deine Frau anfing, die Tür vom Vorratsraum einzutreten.«

Womit es mit der Freude auch schon wieder vorbei und Reflektion angesagt ist.



»Dabei hatte ich mir vom Schmied extra nen Riegel anfertigen lassen.«
»Ja, nur leider den dialektischen Grundsatz vergessen, der da besagt, dass man die Leute nicht dort einschließen darf, wo sie sich stärken können.«
»Fangen wir schon wieder an zu streiten?«
»Sieht ganz danach aus.«
»Na schön, mir soll's recht sein, bräuchten allerdings noch nen Schiedsrichter.«
»Wie wär's mit Fuggert.«
»Der ist mit Kerzhalten beschäftigt.«
»Und Theo?«
»Scheint verschlafen zu haben. Hab ihn jedenfalls nirgends gesehen.«
»Und was ist mit der Maus da?«
»Was?«
»Die Maus dort unterm Fenster. Die könnte doch Schiedsrichter sein.«
Ferdinand macht einen Schritt auf das Nagetier zu. Reginald macht ein ernstes Gesicht. Die Maus macht nichts.
»Sieht aus, als wär sie mit ihren Hinterbeinen in eine Falle geraten.«
»Da kann sie wenigstens nicht wegrennen.«
»Klingt, als würdest du die Regeln schon kennen?«, und dreht sich zu Reginald um.
»Und ob. Aber ich schlage vor, wir besprechen die Einzelheiten bei einem kleinen Aperitif«, und wendet sich ab.
Woraufhin beide einträchtig in Richtung des Buffets marschieren, das da auf dem pfarrhäuslichen Dachboden aufgebaut ist, wobei man es freilich unterlässt, darüber nachzusinnen, dass selbiger aufgrund seines Ausmaßes eher einer veritablen Scheune gleichkommt, welche wiederum – angesichts der Fülle des Aufgetischten – an den Speisesaal eines großen Hotels erinnert, dessen Küche inzwischen zwar verbauert, aufgrund ihrer Möglichkeiten zu einem gepflegten Bacchanal aber nach wie vor erstklassig ist.
Dass das Mondlicht wie ein Tuch über die Tafel fällt, fällt keinem auf – und der eigentliche Zweck derselben (das gemeinschaftliche Ostermahl, die Agape) kurzerhand unter den Tisch.¹

1 Womit der Zweck – offen gestanden – nicht der einzige ist. Denn während ich mich in irgendwelchen Ausführungen über das Essen, die Architektur und zweifelhafte Liebesmahlfeiern ergehe, entgeht dir, getreuer Leser, die Grundlage des

ganzen, das heißt: die Regeln des Spiels. Des Spiels, deswegen du, wenn schon nicht gekommen, so doch gewiss geblieben bist. Aber keine Sorge, ich will sie dir mitnichten vorenthalten – und ebensowenig den geplanten Ablauf des Spiels verschweigen, nur sehe ich mich zunächst einmal verpflichtet, dir mitzuteilen, dass es da noch ein kleines, nun ja, sagen wir *Regel-Problem* gibt, eines, das ich nicht nur darzulegen, sondern auch zu lösen habe, auch wenn oder besser: weil sich unsere beiden Helden desselben noch gar nicht bewusst sind (sie trinken gerade ihren Aperitif). Mit anderen Worten: Es gilt im Folgenden aus zwei Problemen eine Tugend zu machen – und das, wie sollte es auch anders sein, möglichst spielerisch, derweil besagtes Problem recht eigentlich ein Paradoxon ist, welches ich – in Ermangelung eines besseren Begriffs – Perfektibilitätspolonaise nennen will.

So denn, der Ausgangspunkt ist folgender: Die Maus, welche hier als Schiedsrichter fungiert, liegt unter dem vom Mond durchschienenen Giebelfenster (westseitig), nur wenige Schritte von den beiden Streithähnen entfernt, die sich – durch Gläser, Flaschen und gebratene Hühnerbeine getrennt – einen Meter voneinander aufgebaut, das heißt, an den Tisch gesetzt haben. Dass Mann sich nun von Angesicht zu Angesicht gegenüber sitzt, hat mithin nur zur Hälfte spieltechnische Gründe, wobei wir, lieber Leser, von Glück reden können, dass Reginald Links- und Ferdinand Rechtshänder ist, andererseits wäre es schon über die Frage, wer wo sitzen und mit welcher Hand spielen darf, zum Streit gekommen – einem Streit, der in Anbetracht eines mit seinen Aufgaben wie der allgemeinen Regelkunde vollkommen unerfahrenen Schiedsrichters kaum hätte entschieden werden können, sieht man einmal von der Möglichkeit roher Gewalt ab, welche im Falle der Maus jedoch keine ist. Nun denn, Reginald und Ferdinand sitzen sich also gegenüber und halten Brotkrumen in der Hand – Ferdinand in der Rechten und Reginald in der Linken. Ihre erste Aufgabe besteht nun darin, mit der freien Hand eine Krume zu nehmen und sie in Richtung der Maus zu werfen, welche sich im übrigen noch kein Stück bewegt hat. Dass sie es kann, ist zu hoffen. Dass sie noch lebt, anzunehmen.

Werden nun die Krumen geworfen, so gilt es – zunächst –, damit möglichst nah an die Maus heranzukommen (es handelt sich hier um das vielleicht einzige Spiel, bei dem das Bewerfen des Schiedsrichters nicht nur nicht verboten, sondern geradezu erwünscht, um nicht zu sagen notwendig ist, wobei angemerkt werden muss, dass all jene Spiele, die sich unbeseelter Unparteiischer bedienen (Löcher im Boden, Zahlen auf Papier usw.) ihren Anspruch auf diesen Nimbus von vornherein aufgegeben haben. Aber wie dem auch sei, Ziel eines jeden Wurfes ist es, die Maus dazu zu bringen, die eigene Krume (und nicht etwa die des Gegners) zu fressen, auch wenn beide nachweislich von ein- und demselben Brote stammen. Ferdinand, der als erster an der Reihe ist, wird dabei versuchen, das – hoffentlich – gefräßige Tier in einem Rechtsbogen zu sich, das heißt unter seinen Stuhl zu locken, derweil es Reginald genau andersherum angehen und die krümeligte Spur links von sich legen wird, beide getrieben von dem Wunsch, ihrem Gegenüber den Glauben an einen erfolgreichen Querpass durch die Weite des Raumes



Weil sie's gewohnt sind, direkt anzufangen, tun sie's auch diesmal.

»Schau mal, die vielen fremden Menschen da draußen.« Reginald nach einem kurzen Blick aus dem Fenster in Richtung Ferdinand gewandt, in der Hoffnung, ihm damit den Wurf zu versauen.

»Wie geschaffen, um darüber zu diskutieren«, antwortet dieser und wirft der Maus die erste Brotkrume direkt an den Kopf.

Das Tier quittiert's mit stoischer Ruhe.

Ferdinand schaut kurz aus dem Fenster. Dann, in vollkommen ruhigen Ton: »Nun, ich nehme an, dass da draußen ist die Revolution.«

»Ist sie also endlich da, was?«

»Sieht ganz danach aus.«

»Dann schlage ich vor, wir diskutieren darüber, was das für Leute sind, die da draußen vorbeigeblutet kommen. Mit anderen Worten: Wer macht die Revolution?«

»Als wenn Revolutionen gemacht werden würden!«

»Ah, streiten wir also endlich, ja? Werden Revolutionen also nicht gemacht, nein? Fallen sie vielleicht vom Himmel, wie?«

zu rauben, auch wenn hinzugefügt werden muss, dass sämtliche Abfangversuche gegnerischer Brotkrumen verboten sind, was »Mundraub im freien Flug« selbstredend mit einschließt. Ausgangspunkt aber ist und bleibt die Maus. Und genau die ist das Problem. Denn: Wirft man seine Krume nicht nah genug an das (offensichtlich invalide) Tier heran, so wird es die des Gegners nehmen, der eben besser geworfen hat und schließlich dessen Spur folgen, wodurch man leicht auf die Verliererstraße geraten kann. Wirft man die Brotkrumen dagegen immer ganz in die Nähe des Tiers, so dass es nicht nur den gegnerischen Weg ignorieren, sondern sich auch kaum in die eigene Richtung bewegen muss, so übertreibt man's mit der Perfektibilität – und zwar zu Lasten der Polonaise.

Du siehst, getreuer Leser, es gilt Verschiedenes zu beachten, nicht nur die Genauigkeit der eigenen Würfe (und deren Zahl, schließlich hat jeder nur eine handvoll Krumen), nein, man muss auch Qualität und Quantität der gegnerischen Würfe im Auge behalten – ganz zu schweigen von der Maus, die sich noch immer kein Stück bewegt hat.

Nachdem ich nun meine Pflicht erfüllt und in aller Nüchternheit die Regeln und Randbedingungen beschrieben habe – eine Nüchternheit, die Reginald und Ferdinand nach mittlerweile jeweils vier Aperitifs nur noch bedingt zu eigen ist –, wird es Zeit, dass das Spiel beginnt, deswegen du, getreuer Leser, wenn schon nicht gekommen, so doch hoffentlich geblieben bist.



»Was soll denn das blöde Gefrage? Ist das deine Vorstellung von Dialektik? Ja? Nein? Vielleicht.«

»Vielleicht trifft's ganz gut.«

»Vielleicht triffst du ja auch mal die Maus.«

»Vielleicht hat sie ja gar keinen Hunger.«

»Ha, die typische These eines Reaktionärs! Würdest du nicht so schlecht werfen, würdest du sehen, dass das arme Tier Hunger hat.«

»Klar, deshalb stapeln sich ja auch deine Brotkrumen vor ihrer Nase.«

»Dass sie sie noch nicht genommen hat, liegt einzig und allein daran, dass sie es noch nicht fassen kann, was gerade passiert.«

»Verstehe, erst kommt das Bewusstsein, dann kommt das Brot.«

»Das ist die nächste reaktionäre These! Idealismuskontaminiertes Gerede zur Vernebelung der eigenen konterrevolutionären Taten. Oder wie erklärst du dir sonst deine schlechten Würfe?«

»Könnte an dem Aperitif liegen. Oder Taktik sein.«

»Also mir sieht's verdammt nochmal nach Absicht aus.«

»Du glaubst also, ich lass das arme Tier verhungern. Na, dann schau mal hier«, und wirft der Maus die nächste Brotkrume direkt an den Kopf. Ob ihre Reaktion stoisch oder störrisch ist, lässt sich nicht sagen. Vielleicht ist es auch nur ein Ausdruck von besonders großer Unparteilichkeit.

»Also, wo waren wir stehengeblieben?«

»Du wolltest wissen, wer die Revolution macht – auch wenn das eigentlich keine Frage ist.«

»Ach, aber die Frage, ob eine Revolution überhaupt gemacht werden kann, ist eine.«

»Und ob das eine ist. Nur dass du bei deiner ganzen Rumfragerei vergessen hast, dass es darauf inzwischen eine Antwort gibt.«

»Und die lautet?«

»Man kann nie eine Revolution machen; man kann immer nur einer Revolution, die schon in den tatsächlichen Verhältnissen einer Gesellschaft eingetreten ist, auch äußere rechtliche Anerkennung und konsequente Durchführung geben.«

»Hee, das war ein Zitat.«

»Na und?!«

»Du hast es nicht gekennzeichnet.«



»Oh, entschuldige. Also nochmal. Ich zitiere: ›Man kann nie eine Revolution machen; man kann immer nur einer Revolution, die schon in den tatsächlichen Verhältnissen einer Gesellschaft eingetreten ist, auch äußere rechtliche Anerkennung und konsequente Durchführung geben.«

»Schon besser. Auch wenn's inhaltlich noch immer falsch ist.«

»Wart's nur ab, gleich hörst du das nächste. ›Eine Revolution machen wollen, ist die Thorheit unreifer Menschen, die von den Gesetzen der Geschichte keine Ahnung haben.«

»Wie man sieht, kann man auch falsche Sätze richtig auswendig lernen.«

»Ich werd's dir schon zeigen. Pass auf, hier kommt Nummer drei: ›Ist die Revolution drin in der Gesellschaft, in ihren tatsächlichen Verhältnissen, so muß sie, da hilft nichts, auch herauskommen ...«

»... und in eine Gesetzesammlung übergehen.«

»Das war hinterhältig!«

»Wieso?«

»Weil es in Wahrheit ›in *die* Gesetzesammlung‹ heißt. Die Hervorhebung stammt von mir, Ferdinand.«

»Du solltest besser noch deinen Nachnamen angeben, sonst gibt's Probleme.«

»Probleme gibt's höchstens, wenn du weiterhin glaubst, dass sich eine Revolution machen lässt.«

»Ich glaube sogar noch viel mehr. Zum Beispiel, dass es kein Zufall ist, dass die Revolution gerade heute stattfindet.«

»Von Zufall hat ja auch keiner gesprochen.«

»Ebendrum!«

»Oh, verstehe, wir versuchen uns diesmal in mystischer Mathematik. Glaubst wohl, nur weil ich nichts von den religiösen Traumtänzern halte, wüsste ich nicht, dass die sich früher andauernd gegenseitig das Datum vom Weltende vorgerechnet haben? 27. März, 18. Juni, 3. Oktober, war alles dabei. Gab irgendwann kaum noch freie Termine. Nur waren die Kerle im Gegensatz zu dir so schlau, das Weltende – oder von mir aus auch *die Revolution* – auf einen Tag zu legen, bei dem sie sicher sein konnten, dass sie ihn nicht mehr erleben würden. Hat die Prognosen um einiges leichter gemacht. Zumindest für die, die sie erstellt haben. Die, die dran geglaubt haben, hatten Pech und mussten dran glauben, wenn du verstehst, was ich meine.«



»Ich fürchte, ich ...«

»Ach was, keine Angst, mach einfach mit deiner Revolutionsmathematik weiter. Soweit ich sehe, ist der 1. April noch frei. Aber wundere dich nicht, wenn's alle für nen Witz halten. Und sag nicht, ich hätte dich nicht gewarnt. Ich meine, nur falls sich rausstellt, dass das da draußen doch nicht die Revolution ist.«

»Aber du hast doch selbst gesagt, dass sie's ist.«

»Ich habe gesagt, ich nehme es an.«

»Und *ich* habe gesagt, dass es – Zitat – ›kein Zufall ist, dass die Revolution heute stattfindet.‹ Von irgendwelchen Berechnungen war keine Rede.«

»Ach, und wovon dann?«

»Von der Tatsache, dass heute Ostersonntag ist – und ...

»Und?«

»... von der in meinen Worten zumindest implizit zum Ausdruck kommenden Erkenntnis, dass der Begriff Revolution ursprünglich das Wegrollen des Steines vom Grab Christi bezeichnet hat.«

»Klingt, als hättest du irgendein Historisches Wörterbuch memoriert.«

»Im Gegensatz zu dir sag ich's, wenn ich was zitiere.«

»Klar, und wahrscheinlich sagst du mir auch gleich noch, dass die Weiber den Stein vom Grab selbst weggerollt haben und dass man sie deshalb als die ersten Revolutionäre der Weltgeschichte bezeichnen muss.«

»Dann würde ich wohl kaum mit dir hier sitzen.«

»Heißt das, du nimmst noch einen?«

»Wenn du mir den Trinkspruch überlässt?«

»Nur zu.«

»Ich zitiere.«

»Wohlan.«

»Das Ende ist unvermeidlich, der Anfang ungewiss.«

»Und die Revolution eine sichere Sache.«

»Woher stammt der Satz?«

»Hab ich mir gerade ausgedacht.«

»Oh, schade. Ich hatte gehofft, du sagst: ›Es ist die Konstruktion der Zukunft und das Fertigwerden für alle Zeiten nicht unsere Sache.«

»Da geht's auch um Revolution.«

»Ja, nur weiß keiner, wie's gehen soll, wenn's nicht gemacht werden kann.«



»Wenn ich mich recht entsinne, geht's von selbst.«

»Ja, in die Hose.«

»Nix Hose, Zitat: ›Die wesentlichste Bedingung für die Existenz und für die Herrschaft der Bourgeoisie ist die Anhäufung des Reichthums in den Händen von Privaten, die Bildung und Vermehrung des Kapitals, die Bedingung des Kapitals ist die Lohnarbeit. Die Lohnarbeit beruht ausschließlich auf der Konkurrenz der Arbeiter unter sich. Der Fortschritt der Industrie, dessen willenloser und widerstandsloser Träger die Bourgeoisie ist, setzt an die Stelle der Isolirung der Arbeiter durch die Konkurrenz ihre revolutionäre Vereinigung durch die Association. Mit der Entwicklung der großen Industrie wird also unter den Füßen der Bourgeoisie die Grundlage selbst weggezogen, worauf sie produziert, und die Produkte sich aneignet. Sie produziert vor Allem ihre eigenen Todtengräber. Ihr Untergang und der Sieg des Proletariats sind gleich unvermeidlich.«

»Hee, du hast abgelesen, ich hab's genau gesehen.«

»Na und, dafür stimmt's wenigstens. Außerdem hieß es, wir sollen zu Ostern unsere Bibel mitbringen.«

»Ich hab keine.«

»Tja, Pech gehabt, Regilein.«

»Ich würd's eher ein Glück nennen.«

»Nenn's wie du willst, die Worte stehn in meiner Bibel alle beide nicht drin.«

»Wundert mich nicht.«

»Na und?! Immer noch besser als Wörterbücher zu memoriern.«

»Weiß nicht, wo da der Unterschied sein soll.«

»Weil du blind bist, steht doch hier, die Sätze beruhen – achso, Zitat – keineswegs auf Ideen, auf Prinzipien, die von diesem oder jenem Weltverbesserer erfunden oder entdeckt sind. Sie sind nur allgemeine Ausdrücke tatsächlicher Verhältnisse eines existirenden Klassenkampfes, einer *unter unsern Augen vor sich gehenden geschichtlichen Bewegung*.«

»Kann es sein, dass du mir damit irgendwas sagen willst?«

»Verdammt, verstehst du denn nicht?! *Unter unsern Augen* ...«

»Zitat?«

»Ja!«

»Und Hervorhebung von dir?«

»Ja!!«



»Verstehe, du meinst, die Leute, die da draußen unterm Fenster langlaufen ...«

»... sind Teil der *vor sich gehenden geschichtlichen Bewegung*, genau!«

»Und unter unsern Augen ...«

»... heißt, dass wir hier oben sitzen und zuschauen können.«

»Oder müssen.«

»Davon steht nichts drin.«

»Wie auch immer, jedenfalls dürfen wir nicht runtergehen. Wir sind schließlich Philosophen der Tat!«

»Wo kommt denn das ›wir‹ auf einmal her?«

»Was denn, du hast doch selbst gesagt, es geht um *allgemeine Ausdrücke*. Andererseits, so wie du's gesagt hast, klang's mir fast ein bisschen zu konkret, ich meine, für deine Verhältnisse. Findest du nicht?«

»Hört denn diese verdammte Fragerei nie auf?«

»Ja. Das heißt nein. Ich meine ...«

»Verdammt, was wir gesehen haben, das waren die tatsächlichen Verhältnisse!«

»Also die der Leute.«

»War das ne Frage?«

»Glaub nich.«

»Gut, die Sache ist nämlich die: Die Leute da draußen waren bis soeben noch das Objekt der Geschichte.«

»Weil's bergab ging.«

»Was?«

»Sah aus, als seien sie alle oben ausm Wald gekommen.«

»Na und?«

»Mussten erstmal den Hang runter, um hierher zu kommen.«

»Und?«

»Das machen die Beine von ganz alleine.«

»Is das 'n Gedicht?«

»Hoffe nicht.«

»Und jetzt?«

»Sind sie hier.«

»Und dann?«

»Gehen sie weiter.«

»Wohin?«



»Ich nehme an, rüber auf die andere Seite.«
»Und damit werden sie zum Subjekt der Geschichte.«
»Weil's bergauf geht?«
»Weil sie die Sache selbst in die Hand nehmen.«
»Welche Sache?«
»Die Kirche?«
»Aber es gibt keine Kirche.«
»Bald wird's eine geben.«
»Aber ...«
»Sie werden sie bauen.«
»Und dann?«
»Dann reißen sie sie wieder ein.«
»Was?«
»So funktioniert die Geschichte nun mal.«
»Aber das macht keinen Sinn.«
»Für mich schon.«
»Und wenn sie sie nicht einreißen?«
»Dann war's nicht die Revolution.«
»Oder ne andere.«
»Oder so.«
»Sag mal, was ist eigentlich mit der Maus?«
Die ist tot. War sie die ganze Zeit schon.

Das Kirchengelände oben auf der Anhöhe: ein Wellblechzaun, der das gesamte Gebiet umschließt. Was dahinter liegt, lässt sich aufgrund der Höhe und Undurchlässigkeit der Einfriedung nicht sagen. Bekannt nur, dass ein Großteil der eingezäunten Fläche Wiese ist und sich auch das Kegelrund auf dem Areal befindet. Dazu ein kleiner Graben, der das leicht abfallende Gelände auf der Nordseite durchzieht.

Am unteren Ende des Zaunes ein Weiher, nicht lang, nicht breit, nicht tief. Vielleicht nur der Krater irgendeines vergangenen Krieges, vollgelaufen mit Wasser statt mit Blut.



Das Pfarrhaus. Ein einfacher Wellblechbau unterhalb des Zauns.



Irgendwann, als draußen nichts mehr zu hören und das Gefühl vorbeiflutenden menschlichen Fleisches verschwunden ist, als alles nur noch Ahnung ist, namenlos und schizochron und das dumpfe Scheuern und Schieben die Richtung gewechselt hat und aus dem Pfarrhaus nach außen drängt, öffnet Johann Christian Martin Fuggert, die Osterkerze wie ein Schwert in der Hand, die Tür, vor der es längst hell geworden ist, so hell, dass ihm scheint, als erlösche die Kerze darin, derweil hinter ihm Köpfe auftauchen, wachsartig, verstoßen und stumm, und sich, nach einer Drehung, einer Umschau, einem einzigen Blick, mitsamt den daranhängenden Körpern an ihm vorbei nach draußen schieben, um kurz darauf einer Spur zu folgen, die sich, den Pfarrgrund zur Gänze durchschneidend, hinab zum Fluss zieht, so breit wie eine Straße und ebenso glatt.

Die Abdrücke aber, die die Spur erst erschufen, sind von ihresgleichen zertreten, der Unkenntlichkeit Boden bereitet.

Indes, was Johann Christian Martin Fuggert sieht, ist nur eine Linie, die Wirklichkeit eines Striches auf einem Blatt Papier – der Form nach dem Striche gleich. Es ist das Resultat endloser Abstraktionen. Ihr Ziel aber ist ein einziger Punkt.

Und während sich die Menschen vor seinen Augen wie durch einen Trichter ins Freie ergießen und zum Fluss hinabströmen, wo sich die Rücken über den Rudern beugen und spannen, damit das Schwanken vergehe, fährt sein Blick weiter, gleitet über das Ufer, das Dorf, hoch auf die andere Seite. Und dort endet er – an einer Gloriole aus Blech.

Als seine Frau neben ihn tritt, ist es ihm, als würden die Leute im Ort gegenüber aus den Dachluken ihrer Häuser auf den vor dem Zaun liegenden Streifen Wiese kriechen.

»Jetzt sind sie also da.«

Und auch wenn sie es ist, der die Worte gelten, diese ausgesprochene Feststellung von etwas, das ist – seine Augen sind abgewandt, hunderte Meter von ihr entfernt, entlangirrend an einem Zaun, dessen tatsächliches Ausmaß ihm sogleich in die Hirnrinde schießt, auch wenn er seine Größe nicht einmal schätzen kann.

Was dahinter liegt, vermag er indes nicht zu sagen. Und ebensowenig, wer »sie« eigentlich sind.

Was bleibt, sind Blicke, die sich öffnen und schließen wie Türen.



Auf der anderen Seite aber stürmen sie durchs Dorf, rauf auf den Hang, als sei es ein Nichts – und verlangsamen ihren Schritt angesichts dessen, was vor ihnen steht.

Eine Wand aus Blech, so lang, dass es hunderter Schritte bedarf, sie zu passieren.

Doch bald schon reihen sie sich ein und bilden eine Prozession, eine Wallfahrt von Ungläubigen, die an der Vorderseite des Zauns entlangzieht, um ihn, der sich mit anderen zu einem riesigen Rechteck ausformt, Schritt für Schritt zu umrunden, in sicherem Abstand, als wäre die Grenze nicht eiserne Materie, sondern ein Zwischenraum, den zu betreten einzugehen hieße.

Was hinter dem Zaun liegt, vermag freilich auch hier keiner zu sagen, doch will einer – die Erinnerung ist eben so schnell wie's Vergessen – im Pfarrhaus, durch die geschlossenen Fensterläden hindurch, Menschen mit fahlen Gesichtern gesehen haben, »Menschen mit Sehnsucht in den Knochen und Träumen vom Diesseits im Fleisch«, derweil ein anderer alles Fahle aufs Mondlicht schiebt und von Männern »mit verzerrten Gesichtern und zielstarrtem Blick« zu erzählen beginnt, »billig erworbene Kopien von Eroberern, Kriegern und Helden.«

Es ist die Zeit der Gerüchte. Ihre Projektionsfläche ist der Zaun. Und das Dahinter der Raum der Erzählung.



Dass keiner durchblickt, ist die Grundlage das Ganzen.



Ein Kapitel, in dem Universalis weder ein noch aus weiß und zwischen allen Stühlen sitzt, welche strenggenommen Häuser, zur Hälfte aber aus Pappe sind, wodurch leicht der Anschein erweckt wird, Universalis wisse nur nicht, wie er aus dem Haus, in dem er sitzt, *raus*kommen soll, was aber schon bald als Täuschung entlarvt und überdies gezeigt wird, dass sich in dem Haus nicht nur er selbst, sondern auch ein Haus befindet, welches einen Stuhl darstellt, der nicht von Pappe ist.



Weil die Kinder sehen, dass keiner was sieht, und weil es ihnen schlichtweg zu blöd ist, sich in drei Meter Entfernung vor den Zaun zu stellen und darüber zu diskutieren, was *hint*er ihm liegt, richten sie ihre Blicke nach unten und recken dabei die Hälse über Brombeergestrüpp, Buschwerk und Gras, wo sich – 's ist schließlich Ostern – schnell eine paar Stöcke finden, welche hart genug sind, um dem Tag einen Klang zu geben, der, wenn schon nicht festlich, so doch gewiss sein eigener ist.

Die Sinfonie der neuen Zeit, sie spielen sie auf den alten Instrumenten.

Wer genau hinhört, weiß, wo im Zaun sich die Stützen und Riegel befinden.

Und doch bleibt hier keinem mehr als ein Tag.

Am nächsten Morgen finden die Kinder die lotrechten Platten allesamt um neunzig Grad gedreht.

Gleichwohl, da vor diesem Hintergrund sämtliche musikalische Darbietungen zu *Standpauken* verkommen und selbst die zweistimmig gespielten hölzern klingen, entscheidet man sich für einen allgemeinen Instrumentenwechsel und traktiert die Blechtafeln fortan mit Tritten. Da auch das – bis auf sechs Paar verbogene Schuhe und zwei gebrochene Zehen – nichts bringt und auch der von allen Beteiligten angestimmte Kanon unflätiger Kinderlieder keine Wirkung zeigt, schnippen schon bald kurze Pimmel aus langen Hosen.

Was folgt ist Gekreisch. Und eine Beschwerde wegen Diskriminierung.

Aber da ist der Zaun längst außen vor, die Kurzpimmligen drauf und dran, ihre Knüppel als Schwerter zu benutzen und die Weiber damit beschäftigt, ihre Stöcke in Form gleichgroßer Rechtecke auf den Boden zu legen und dazwischen herumzuhopsen, ohne in die Hölle zu kommen.



Hier die Top 5 der schon im Ansatz gescheiterten Versuche zu erfahren, was hinter dem Zaun liegt.

Platz Nummer 5

Für den der örtlichen Leihbibliothek, Regal für phantastische Literatur, entsprungenen und ob des nahenden Frühlingshochwassers sowie des kürzlich abgehaltenen Schlachtfestes mit einer empirischen Scheinerklärung untermauerten Vorschlag, zum Zwecke der Überwindung des Wellblechzaunes den »Meisterschwimmer Biros« zu verpflichten, welcher dareinst »im Stabhochsprung mit einer Leberwurst ein Eigentor geschossen hatte.«

Platz Nummer 4

Für all jene, die glauben, sie könnten einen Papagei, der sich nach einem entbehrensreichen Leben auf eine kleine, klimatisch gesegnete Insel zurückgezogen hat, dort das süße, gut gegen Gicht wirkende Wasser genießt und abends, denn so steht's im Vertrag, nichts weiter zu tun braucht, als »Nichts geht mehr!« zu krächzen, dazu bringen, einen Aufklärungsflug über besetztes Gebiet zu unternehmen.

Platz Nummer 3

Für den Vorschlag, die Rohre des Aborterkers von sechs auf sechzehn Meter zu verlängern und aus dem Fall- ein Steigrohr zu machen. (Eine passende Strickleiter wird gestellt.)

Platz Nummer 2

Für diejenigen, welche davon überzeugt sind, man könne der Geste des Vogelzeigens nicht nur entgehen, sondern selbige auch leicht zu einem zackigen Salutieren mit der rechten Handschwinge umfunktionieren, wenn man besagtem Aufklärungsflug das Adjektiv »klein« beigebe und, falls die Abneigung (entgegen aller Erwartung) auch dann noch zu groß sei, von einem Gebiet sprechen, welches lediglich »ein klein wenig besetzt« sei.

Platz Nummer 1

Für die These, selbst ein in Modulbauweise errichteter Wellblechzaun sei nicht beliebig erweiterbar und könne deshalb »durch einen Welle für Welle an der Wand nach oben gleitenden Ballon überwunden werden.«

Es dauerte nicht lange, eine Woche, vielleicht auch zwei oder drei, und die Menschen fingen an, sich an den Zaun zu gewöhnen, pilgerten immer seltener zu ihm hin und liefen irgendwann daran vorbei wie an einem Baum. Ja, es ging sogar so weit, dass manch einer, der unlängst vor dem Zaun noch einen alten Bekannten getroffen und mit ihm über die seltsame Einfriedung disputiert hatte, nun in dem Zaune selbst jenen Bekannten erblickte, ihm zunickte und höflich grüßte. In einem Wort: Es war, als würde den Menschen das Blech ins Blut übergehen, als wäre die künstliche Grenze vor ihren Augen ein Teil der Natur: der Natur des Menschen wie jener der Welt – der Welt, die sie umgab.

Über allem aber thronte der Zaun.

Seine Natur indes war eine doppelte. Denn während er einerseits fest und unbeweglich auf der Erde stand, sich über sie erhob und schließlich über allem und jedem thronte, zerfloss er andererseits in sich selbst, lief, einem feinflüssigen, vom eigenen Lichte durchfluteten Äther gleich, eine schier endlose Zahl kleiner Wellen hinab und tropfte in die Köpfe und Körper.

Vielleicht spürte Universalis diese Kraft, als er eines schönen Tages dasaß, direkt unterhalb des Zauns, in dunklen Kniehosen und seidenweißen Strümpfen, beigefarbenem Hemd, kariertes Weste, leichter Joppe und einem darüber geknöpften Reisemantel, dessen Schultern und Oberarme jeweils vier große, im Hellblau des Mantels gehaltene Stofflappen überdeckten, welche auf der unter dem umgeschlagenen Mantelkragen liegenden Seite zusammengenäht waren und in ihrer Größe nach oben hin gleichmäßig abnahmen, wodurch die gesamte Partie eine gewisse Ähnlichkeit mit dem dahinter aufragenden Wellblech erhielt. Universalis aber achtete nicht darauf. Genausowenig wie auf die um ihn herum stattfindenden Diskussionen. Er saß einfach nur da, ließ sich die Abendsonne ins Gesicht scheinen und blickte übers Land, offenbar glücklich, seine Tage nicht mehr in der Bibliothek, sondern am Fuße eines Zaunes zu verbringen, unterhalb dessen, kaum einen Meter von ihm entfernt, ein Paar Holzschuhe aus dem Gras ragten, klumpig, grau und zerstoßen.



eine heimatloseblättersammlung?

Weil sich die Schmoker nicht an den Gerüchten beteiligen und sich stattdessen zwanzig Meter von allem Gestaun und Gered entfernt hinter dem blechernen Pfarrhaus gegenüberstehen, die breitkrepfigen Hüte tief in die Gesichter gezogen und die darunter hervorspringenden Zigarettenspitzen aufeinander gerichtet, so dass es fast aussieht, als berührten sie sich, als würde über der Stelle, auf der die beiden regungslos stehen, gleich Rauch aufsteigen, und weil klare Aussichten seit jeher etwas Verlockendes haben, vor allem, wenn man ihrer zwischen lauter Gewimm und Gedräng anheischig wird, geben Reginald Rumperding und Ferdinand Fulgur ihren Versuch, inmitten unausgeschlafener Empirieträger und unausgegorener Theoriebildung zu irgendeiner vernünftigen Diskussion zu gelangen, kurzerhand auf und bahnen sich – Seite an Seite – ihren Weg den Hang hinab durch wild gestikulierende Männer, Frauen und Kinder, deren Beweggründe ob des Blechs höchst verschiedene sind und von allgemeinen Sinnfragen über erzwungene Unsinnserklärungen bis hin zu der These reichen, der gesamte Zaun sei seiner Anlage nach nichts anderes als ein riesiges Waschbrett, eine Platte pro Reihe und Frau, obgleich das hiesige Teilstück – »Schäm dich, kleiner Dieter!« – fürs erste nicht mehr zu gebrauchen ist.

Egal.

Wie's aussieht, läuft die Sache hier auf ein Duell hinaus – und zwar auf ein richtiges, eines, bei dem es keiner grieswärtigen Weiber, sondern richtiger Männer oder zumindest wachsamer Sekundanten bedarf, auch wenn die zwei Herbeieilenden ihre einzige Aufgabe darin sehen, auf den einen zu setzen und zu hoffen, dass der andere fällt. Gleichwohl, da die Schmoker unter den genannten Bedingungen, sprich Hüten, vollends ununterscheidbar geworden sind, belässt man's bei ein paar empirisch haltlosen Betrachtungen – und bleibt auf der Seite, auf der man steht.

Reginald nimmt links und Ferdinand rechts.

Dass sich die Zigarettenspitzen der Schmoker tatsächlich berühren, fällt ihnen erst jetzt auf. Die Vorstellung, die beiden könnten inzwischen eins geworden sein, bleibt nichtsdestotrotz unausgesprochen.

Geschenkt.

Da die Waffen, mit denen sich die Wohlbehüteten zu duellieren gedenken, nicht zu sehen sind und weil sie – ex negativo – Böses fürchten, verfügen sich Reginald und Ferdinand kurzerhand zusammen ins Pfarrhaus,

dessen Tür zu beider Glück offensteht, ganz im Gegensatz zu dem Fenster auf der anderen Seite, nach hinten, zum »Hof«, wo die Schmoker noch immer verharren, reglos, wie ineinander gespiegelt, derweil der, der hier einziehen soll, bei Karl Gustav Gütergotz im Schankraum sitzt, Tränen in den Augen.

Aber das zählt jetzt nicht, denn was zählt, ist der Fall.

Ferdinand nimmt rechts und Reginald links.

Die Waffen der Schmoker aber sind noch versteckt, warten irgendwo hinterm Wellblech, keine zwei Meter entfernt.

Aber da werden auch schon die Hüte gelüpfert, fliegen die Zigaretten aus den Mündern, hört man »Die Geschichte des Baus vorgefertigter Häuser«.

»Unter besonderer Berücksichtigung mobiler Wellblechgebäude.«

Druckreif, wie sich's gehört.

Und so geht's dahin. Draußen rasseln die Fakten und drinnen geben ihnen die dünnen Wände den Rest.

Als die Schmoker fertig sind, weiß keiner, wer gewonnen hat. Dafür steigt neuer Rauch vorm Fenster auf. Bald schon ist nichts mehr zu sehen. Und im Zimmer quillt's durch sämtliche Ritzen ... Ab geht's für Regi und Ferdi nach draußen, wo die Schmoker stehen, die Hüte lässig im Nacken und die Fluppen locker im Mund.

Sieht alles ziemlich friedlich aus.

Andererseits, was für ein Durcheinander!

Am besten erstmal kurz sammeln.

Und dann weitermachen.

So tun, als wär nichts geschehen.

Mitspielen.

Und aufpassen.

Dass man keinen Sockenschuss bekommt.

»Hee Schmoker, irgendein Buch gelesen, von dem wir wissen sollten?«

»Vielleicht eine kleine Abhandlung über gewisse *Bauwerke*.«

Letzteres mit einem derart synchronen Kopfnicken in Richtung des Zauns, dass die Schmoker einen Moment lang das Gefühl haben, sich selbst gegenüberzustehen. Zum Glück haben sie etwas, woran sie sich orientieren können.

Müssen sich nur bücken. Und es zusammen hochheben.

Ist aber auch schwer ...

»Zeitung über den allgemeinen Fortschritt des Bauwesens.«

»Redigiert und herausgegeben von der Industrie, den Neugläubigen sowie der Gesellschaft für Orthopraxie und all ihren Transakteuren.«

»Mit einem Atlas von 67 Blättern in Imperial-, Großmedian- und Großmedianhalbfolioformat.«

»Und XL Abbildungen.«

»Hervorragend zitiert«, befindet Reginald.

»Klingt, als hättet ihr's auswendig gelernt«, meint Ferdinand.

»Haben wir auch«, erklären die Schmoker.

»Ich die linke Spalte.«

»Und ich die rechte.«

Klar, Begeisterung auf der einen, Beängstigung auf der anderen Seite.

Aber erstmal ist Begeisterung dran.

»Los, sagt mal eine Zahl zwischen zehn und fünfzehn.«

»Außer elf.«

»Elf.«

»Da sind Abbildungen drauf.«

»Die brauchen wir nicht zu lernen.«

»Hat Johnny gesagt.«

»Und den Atlas auch nicht.«

»Was?«

»Siehst du, hat meine Theorie doch recht!«, überfällt es Ferdinand da reichlich spontan, auch wenn er sich nicht ganz sicher ist, worüber die Schmoker da eigentlich reden. Egal, Reginald fühlt sich angesprochen, von dem, was er da soeben erzählt. Legt er am besten gleich noch einen drauf: »Ich hab's dir doch immer gesagt, Überspringen geht nicht.«

Reginald schüttelt den Kopf, dann wendet er ihn in Richtung der Schmoker.

»Und was ist mit zwölf?«

»Seite zwölf ist leer.«

»Weil vorne die Abbildungen drauf sind.«

»Und dreizehn?«

Statt einer Antwort ein Angriff. Von rechts, frontal in die Flanke.

»Hee, du kannst nicht einfach drei Stufen überspringen«, deklamiert der theoriegesättigte Ferdinand in Richtung Reginald. »Erst recht nicht,

wenn's nur fünf gibt und jeder weiß, dass wir bereits auf der vorletzten stehen.«

»Ach was, ich nehm vierzehn?« (Reginald, geradeheraus.)

»Und ich schlage vor, wir beginnen bei zehn.«

Womit sich nun auch Ferdinands Kopf in Richtung der Schmoker dreht.

»Links oder rechts?«, fragen die.

»Links natürlich«, sagt Ferdinand und flankt schadenfroh zu Reginald.

»Hee, das ist meine Seite!«, schießt der per Kopfball zurück.

Der Schiedsrichter müsste jetzt eigentlich für ne Spielunterbrechung sorgen.

Die Drehungen nehmen überhand.

Die Blicke fangen an durcheinanderzugeraten.

Die Worte sind's vielleicht schon.

Zeit für die Schmoker dazwischenzugehen.

»Nicht streiten, ist genug Platz für zwei.«

»Wenn ein Dritter spricht.«

»Hab ich da gerade *ein* Dritter gehört?«, fragen sich Regi und Ferdi in einem, doch gelingt's keinem von beiden, den Gedanken zu äußern, denn die Schmoker sind längst schon woanders.

»Ueber den Bau eiserner Häuser.«

»Mit Zeichnungen auf Seite II.«

»Die ersten eisernen Wohngebäude waren für die Kolonien bestimmte bewegliche Häuser ...«

»Hee, stopp mal, wir haben gar keine Kolonien«, blökt Ferdinand laut-
hals dazwischen.

»Noch nicht«, gibt Reginald gleichsam zurück.

»Was? Wieso mischst du dich denn schon wieder ein?«

Und schon geht's wieder los. Der Schiedsrichter müsste jetzt wirklich mal ...

»Ich hab nur gesagt, noch nicht.«

»Du meinst *nicht mehr*.«

»Ich meine *noch nicht*.«

»Du willst also ...«

»Und ob!«

»Hee, aufhören, sonst vergessen wir noch unseren Text.«

»Müssen uns nämlich konzentrieren.«

»Und dürfen nicht ständig unterbrochen werden.«

»Zumal der Übergang von zehn zu dreizehn ganz schön schwer ist.«

»Ha, kann man also doch springen!«

»Kann man nicht.«

»Kann man doch.«

»Kann man ...«

»Die Hauptaufgabe für diesen Zweck besteht darin, Tafeln von Metall herzustellen, die bei großen Dimensionen große Steifigkeit besitzen und die sich leicht zu einem Ganzen verbinden lassen.«

»Was?«, fragt Reginald.

»Ich hab nichts gesagt«, sagt Ferdinand.

»Die Fig. 1 und 2, Seite II, stellen uns die äußere Oberfläche und die innere Ansicht einer Eisenverbindung dar, welche den gemachten Anforderungen entspricht. Fig. 1 zeigt uns die nach außen gewendete Fläche, die das Ansehen von nur zusammen genietetem Blechtafeln a. a. a. hat;«

»sie ist 4 Meter lang und 2 Meter breit: Dimensionen, die man natürlicher Weise nach den Umständen größer oder kleiner wählen kann.

Es ist begreiflich, daß zwei dünne Blechtafeln einfach zusammengenietet, nur einen Körper ohne alle Festigkeit gäben, der nicht den geringsten Widerstand leisten könnte und sich in Folge eines Druckes nach allen Seiten drehen und wenden würde. In dem vorliegenden Falle nun sind die Blechtafeln nicht auf sich allein angewiesen, denn sie sind auf einem Rahmen von Eisen aufgenietet, dessen Zusammensetzung in Fig. 5 ersichtlich ist.«

Und während die Schmoker aus naheliegenden Gründen – und natürlich zugleich – »Gib mir fünf!« rufen und sich mit der einen Hand abklatschen und mit der anderen ihre Zigaretten in die vor Freude aufgesperrten Mäuler schnippen (und damit, en passant und unbemerkt, Geschichte schreiben), kommt's gegenüber zu empirischen Zwistigkeiten und theoretischen Problemen. Oder war's andersrum? Egal.

»Siehst du, hab ich's dir doch gleich gesagt«, sagt Ferdinand, »der Widerstand muss sich erst entwickeln, sonst landen wir am Ende noch alle in dem Grab, das für die verdammten Totengräber bestimmt ist. Die haben sich's schließlich auch selber geschaufelt. Aber gut, mir soll's egal sein, versuch du ruhig über das Grab drüberzuspringen, ich bleib hier und schau mir an wie du reinfliegst.«

»Und wenn schon, das ist immer noch besser als darauf zu warten, dass sich die Totengräber von alleine reinlegen. Und das Grab dann auch noch selber zuschaueln«, kontert Reginald – und schon geht's wieder los.

»Aber die Schmoker haben's doch gesagt.«

»Was?«

»Oberfläche und Innenansicht und so.«

»Ja, aber von nem Stück Eisen, und nicht von nem Stück Erde.«

»Aber es stand auf Seite elf.«

»Na und?!«

»Sie haben die Seite also erwähnt.«

»Und das heißt?«

»Dass man nicht einfach eine überspringen kann.«

»Dafür haben sie zwölf ausgelassen.«

»Weil nichts drauf steht.«

»Was bedeutet, dass man doch überspringen kann.«

»Nicht überspringen, überschreiben!«

»Wie willst du denn was überschreiben, wenn nichts druntersteht?«

»Nach allem, was sie gesagt haben, ist auf der Seite vorne was drauf.«

»Ja, Bilder!«

Was den Schmokern Gelegenheit gibt, ihren Text zu wiederholen – und bei dem ganzen Hin- und Hergespränge wieder festen Boden unter die gummistiefligen Füße zu kriegen.

»Auf Seite elf sind Abbildungen drauf.«

»Die brauchen wir nicht zu lernen.«

»Hat Johnny gesagt.«

»Und den Atlas auch nicht.«

Und weil keiner was sagt:

»Müssen nur am Anfang sagen: ›Mit einem Atlas von 67 Blättern in Imperial-, Großmedian- und Großmedianhalbfolioformat.««

»Und XL Abbildungen.««

»Imperialformat? Interessant ...« (Diesmal isses Reginald, der lauthals dazwischenblökt.)

Die Schmoker versuchen's derweil mit Zahlen und Fakten.

»24 mal 33 Zoll, hat uns Johnny erzählt.«

»Man kann inzwischen aber auch 570 mal 780 Millimeter dazu sagen.«

Was – so oder so – Raum für politische Interventionen bietet.

»Auf jeden Fall Platz genug, um die weiße Weste mit ihrer kleinen dreckigen Geschichte zu konfrontieren.«

Ferdinand ist der freilich einzige, der Reginalds Metapher versteht.

»Du meinst, jemand sollte ihr was auf die Rückseite schreiben?«

»Sozusagen.«

»Einverstanden, nur fürchte ich, dass die kleine Geschichte größer ist, als du glaubst. Und dreckiger ohnehin. Eine Seite dürfte jedenfalls nicht reichen.«

»Und das heißt?«

»Das heißt, dass die weißen Flecken auf den Landkarten zunehmen – und zwar in genau dem Umfang und mit der gleichen Geschwindigkeit, mit denen sie getilgt werden. Was sich ändert, ist allein die Bezugsgröße. Oder sagen wir besser: *der Maßstab*.«

»Du glaubst also, dass man in Zukunft noch mehr auslassen wird?«

»Oder gar nichts, je nachdem.«

Die Zigaretten verglimmend in den hängenden Händen, stehen die Schmoker da und haben kein Wort verstanden. Aber dafür ein, zwei gehört ...

»Hee, auslassen is verboten!«

»Und draufschreiben auch!«

»Sind froh, dass auf Seite zwölf nichts steht.«

»Sonst müssten wir nämlich noch eine Seite lernen.«

»Und der Übergang würde auch nicht mehr passen.«

»Was bedeutet, dass wir heute keine Zigaretten mehr kriegen.«

Womit offiziell Beängstigung dran wäre.

»Sagt mal Schmoker, was genau macht ihr hier eigentlich?«, fragt Ferdinand.

Woraufhin Reginald: »Klar, die Frage kommt bisschen spät, aber wir wollten schließlich nicht mit der Tür ins Haus fallen.«

Was ausreicht, um die Blicke der Schmoker auf das Fenster zu lenken, in dem sie sich nicht einmal spiegeln, denn dahinter ist's Licht. Dagegen hinter ihren Köpfen, da toben die Diskussionen. Und dahinter steht die Mauer, der Zaun. Und dahinter ...

»Johnny hat uns ein Angebot gemacht.«

»Eins, das wir nicht ablehnen konnten.«

»Eine Zigarette für jede Seite der ›Zeitung«

- »über den allgemeinen Fortschritt des Bauwesens.«
- »Die wir auswendig können.«
- »Das heißt eine für die erste.«
- »Zwei für die zweite.«
- »Drei für die dritte.«
- »Und zwar für jeden!«
- »Bis vierhundertneununddreißig!«
- »Gibt ne Menge Zigaretten.«
- »Können's aber nicht genau ausrechnen.«
- »Können's nur aufrauchen.«
- »Dreiundzwanzig Stück haben wir schon.«
- »Jeder!«
- »Dabei hätten's eigentlich achtundzwanzig sein müssen.«
- »Aber auf Seite fünf standen Berichtigungen.«
- »Die mussten wir weglassen.«
- »Und das Titelblatt hat auch nicht gezählt.«
- »War Probe, hat Johnny gesagt.«
- »Dafür war auf Seite sieben ein Bild.«
- »Und bei Bildern, hat er gesagt, haben wir Glück.«
- »Können nämlich alle beide nicht malen.«
- »Müssen wir aber auch nicht.«
- »Is geschenkt, hat Johnny gesagt.«
- »Bringt ihm nichts.«
- »Aber uns Zigaretten.«
- »Sieben Stück!«
- »Fürs Nichtstun!«
- »Passt zu uns.«
- »Im Gegensatz zu dem verdammten Gelerne.«
- »Die Geschichte des Baus vorgefertigter Häuser.«
- »»Unter besonderer Berücksichtigung mobiler Wellblechgebäude.«
- »Ist zum Glück nicht so lang.«
- »Haben trotzdem schon zwei mal zwei Tage gebraucht.«
- »Gibt dafür allerdings auch siebzehn Zigaretten.«
- »Dann haben wir genau vierzig.«
- »Und für morgen was zu rauchen.«
- »Zumindest wenn wir's Johnny ordentlich runterbeten.«

- »Und er uns die Absolution erteilt.«
 »Genau wie beim Vorwort.«
 »Seite für Seite.«
 »Aber nur, wenn wir alles richtig haben.«
 »Das heißt zusammen.«
 »Komplett.«
 »Und ohne Fehler.«
 »Nur leider isser gerade nicht da.«
 »Deshalb lernen wir nicht nur.«
 »»Die Geschichte des Baus vorgefertigter Häuser.««
 »»Unter besonderer Berücksichtigung mobiler Wellblechgebäude.««
 »»Sondern auch gleich noch alles ›Ueber den Bau eiserner Häuser.««
 »»Mit Zeichnungen auf Seite II.««
 »Damit wir ganz viele Zigaretten bekommen.«
 »Wenn Johnny heut Abend zurückkommt.«
 »Und uns fragt.«
 »Was wir gemacht haben.«
 »Aber wie's aussieht.«
 »Schaffen wir Seite dreizehn bis fünfzehn.«
 »Erst morgen.«
 »Es sei denn, wir strengen uns an.«
 »Was allerdings gegen unsere Natur ist.«
 »Und auch gegen Ostern.«
 »Aber warum tut ihr's dann??«, fragen Regi und Ferdi im Chor.
 »Hee, wir sind die Schmoker!!«, kommt's passenderweise unisono zurück.
 »Und Johnny?«
 »Der war mal einer.«
 »Aber jetzt raucht er nicht mehr.«
 »Dafür hat er Zigaretten für zwei.«
 »Obwohl er selber gar keine raucht.«
 »Hat gesagt, davon bekommt man kleine Pimmel.«
 »Aber das stimmt nicht.«
 »Und wenn, wär's uns auch egal.«
 »Er gibt uns die Zigaretten trotzdem nicht.«
 »Also müssen wir sie uns holen.«

»Das heißt verdienen.«

»Auch gegen die Natur.«

Woraufhin die beiden Ferdinand und Reginald mit einem Gesicht anschauen, das aussieht wie ein großer, mit Schmalz gesalbter Fladen Selbstverständlichkeit.

»Sagt mal, Schmoker, ihr wisst nicht zufällig, was hinter dem Zaun liegt?«

»Oder wie das Ding hierhergekommen ist?«

»Hatten bisher noch keine Zeit, uns darüber Gedanken zu machen.«

»Aber dafür wissen wir, was nach der Geschichte.«

»Ueber den Bau eiserner Häuser.«

»Mit Zeichnungen auf Seite elf.«

»Kommt.«

»Haben nämlich das Inhaltsverzeichnis gleich mitgelernt.«

»Damit wir wissen, wo was steht.«

»Falls wir mal durcheinanderkommen.«

»Los, sagt nochmal ne Zahl.«

»Aber nicht wieder streiten.«

Und weil Reginald der erste sein will ... und weil ihm nichts besseres einfällt ...

»Zweihundertvierundsiebzig.«

»Oh Gott!«

»Verdammt, sag jetzt nicht ...«

»Die Quersumme ...«

»Was?«

»Die Quersumme ist dreizehn.«

Aber da sind die Schmoker bereits bei zweihundertvierundsiebzig.

»Verbesserter Ueberzug für Dächer, Ventile pneumatischer Apparate und«

»Eisenbahnschwellen.«

Womit Ferdinand seine Hoffnung auf sukzessive Progression aufgibt ... die Schwelle übertritt ... vor- und zurückspringt – und dem Durcheinander folgt, ihm gibt, was es braucht.

Die Antworten erfolgen freilich einstimmig und schnörkellos.

»Zweiundachtzig?«

»Gusseiserne schiefe Brücken.«

»Hundertzweiundneunzig?«

- »Bitumenbereitung.«
- »Zweihundertzwanzig?«
- »Hochofenkonstruktion.«
- »Sechzehn?«

»Anwendung der Mnemotechnik auf das Behalten von Formeln nach eigenem System.«

Womit Ferdinand, zumindest der Zahl nach, an dem Punkt angelangt wäre, an dem es eigentlich *weitergehen* müsste. Was ihm selbst die Schmocker bestätigen.

- »Hee, sechzehn ist als nächstes dran!«
- »Den Anfang können wir schon!«
- »Nicht doch ...«

Zu spät.

Die beiden haben ihre Spalte bereits gefunden.

Und die Anrede steht schon da.

»Meine Herren!

Es gibt ein Buch mit dem Titel ›die Kunst in 3 Stunden ein Kunstkenner zu werden. Aus den Ankündigungen und den Kunststücken Otto's könnte es scheinen als wäre die Mnemotechnik die verrufene Kunst in 3 Stunden z. B. ein Historiker, oder in 3 Stunden ein Philologe, oder die famöse Kunst in 3 Stunden ein Mathematiker zu werden. Dem ist nicht so: die Mnemonik ist die Wissenschaft welche lehrt dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, und es leidet keine Wissenschaft an ihrer Würde, wenn man die Mnemonik zu eigenem Gebrauch für sie anwenden will.«

Spaltenwechsel.

»4te Regel: Wenn ganze Zahlen als Koeffizienten vorkommen, so wählt man einsilbige Wörter die mit einem Vokal anfangen, deren erster Konsonant dann der Zahl entspricht; oder auch dergleichen zweisilbige Wörter welche außer l und z, die beiden die Ziffer o repräsentiren, nur einen Konsonanten enthält; oder damit keine zweideutigen Wörter entstehen, einsilbige Wörter die mit L und Z anfangen, in denen dann wieder der zuerst folgende Konsonant gilt; oder auch mehrsilbige Wörter welche mit L oder Z anfangen, die aber außerdem nur einen Konsonanten enthalten.

Z. B. Für die Zahl 2 die Wörter: ein, eine, an, *en*, uns, *ave*, Angst, Alaun, Olive, Land, Lenz, Lein, Lava, Laune, Linie, Zank, zankt, Zain, Zaun, Zink, Zinn, Zins usw.«

Genug davon.

»Wie kann denn zwei eins sein, hä?!«, blökt Ferdinand.

»Ihr seid doch auch zwei – und nicht einer. Haben wir jedenfalls gedacht«, sekundiert ihm Reginald.

»Und außerdem zankt ihr nie.«

»Und habt immer gute Laune.«

»Aber der Zaun ist aus Zink?«

»Was?«

»Das macht mir Angst.«

»Uns auch.«

»Aber wir schauen dann immer übers Land.«

»Obwohl wir diesmal besser in das Fenster hinter uns schauen sollten.«

»Sieht aus wie Fuggert, der da steht.«

Leinen los und Köpfe rum.

»Ave.«

Einstimmig. Zu viert.



Meine liebste Sophie,

warum sind wir noch nicht verrückt geworden?

Die Frage klingt lächerlich, jetzt, wo ich sie aufgeschrieben habe und sie mir anschaue, auf dem Papier, wie sie da steht, als ließe sie sich auf Papier beantworten, als ließe sie sich überhaupt nur auf Papier beantworten. Dabei weiß ich noch nicht einmal, ob es überhaupt eine Frage ist. Vielleicht ist es ja die Antwort auf das, was mit uns geschieht.

Sophie, wir sterben. Wir sterben, oder wir werden verrückt. Nur weiß ich nicht, was Tod ist und was Rettung. Vielleicht sollten wir wirklich versuchen, verrückt zu werden.

Sophie, du darfst diese Worte nicht mit Melancholie lesen. Wenn wir mit den Augen der Männer schauen, sind wir in unseren eigenen gerettet. Oder sind wir etwa nicht hysterisch, affektiv und irrational? Wozu also noch verrückt werden?

Die Antwort ist einfach: Weil wir es noch nicht sind. Und weil wir es noch nie waren. Und weil es uns davor bewahren könnte zu sterben. Uns und all die anderen auch.

Sophie, bitte, du darfst mir nicht böse sein, ich hatte nicht vor, dir einen solchen Brief zu schreiben. Aber die Worte stehen da – und neu zu beginnen hieße zu lügen.

Und wenn ich den Brief nicht abschicke?

Dann würde ich mir selbst erzählen, dass Albert hier war, dass er gestern Abend zu mir gekommen ist, dann erzähle ich es mir, als könnte ich es nur so glauben. Aber er war hier – und kein Papier auf der Welt könnte etwas dran ändern.

Siehst du, es reicht nicht, sich die Dinge nur zu erzählen und erst recht nicht sich selbst. Worte können im besten Fall ein schlechter Anfang sein. Was danach passiert, kann ich nicht sagen. Worüber ich schreibe, weiß ich nicht. Manchmal scheint mir, als könne ich gar nicht über etwas schreiben, als schreibe ich immer nur durch etwas hindurch.

Die Worte geraten mir schon wieder zu groß. Ich sollte nicht in diesen Stunden schreiben, wo alles ewig erscheint und die Dunkelheit so tut, als sei es das auch. Aber ich finde sonst keine Ruhe. Und vor der Ewigkeit fürchte ich mich nicht. Wenn Max aufwacht und schreit, weiß ich, dass es sie nicht gibt.



Sophie, ich weiß, dass du jede Zeile dieses Briefes lesen wirst, selbst wenn ich dich bitte aufzuhören. Du wirst alles lesen. Und weißt du, ich bin glücklich, jetzt, wo ich weiß, dass das Erzählen ein Anfang ist.

Die Kerze ist heruntergebrannt. So lässt es sich am besten schreiben. Es ist schön zu sehen, wie der Schatten der Feder auf dem Papier aufsetzt. Was er danach tut, weiß ich nicht. Ich kann ihm nicht folgen. Und ich will es auch nicht. Aber ich stelle mir vor, wie er übers Papier irrt, als wüsste er nicht, wohin. Dabei ist eigentlich immer dieselbe Zeile.

Sophie, mir bleiben nur noch wenige Minuten. Wenn ich Glück habe, eine halbe Stunde. Dann wird von der Kerze nicht mehr viel übrig sein. Ein Fleck. Ein gläsernes Grab für den Docht. Sein ausgebrannter Kopf wird wie ein Grabstein daraus hervorragen. Oder umgestürzt sein. Und selbst wenn sie länger brennt, ändert das nichts. Der Tag wird ihr das Licht rauben. Wahrscheinlich würde ich ihr Ende nicht einmal bemerken. Oder aber Max wacht auf. Dann bleiben mir nur noch Sekunden. Genug Zeit, um die Feder aus der Hand zu legen, die Kerze zu löschen und das Papier zu falten. Wenn das Licht aus ist, gibt es keinen Neubeginn mehr.

Aber bis es soweit ist, werde ich schreiben und nicht länger auf die Worte schauen.

Albert ist zurück in seiner Schule. Er sucht noch immer den Schutz der Dunkelheit, auch wenn es eine solche hier nicht mehr gibt und alle wissen, dass er zu mir kommt. Selbst Albert weiß es. Aber es scheint ihm egal. Er tut so, als betreffe ihn das alles überhaupt nicht und macht weiter wie bisher. Als sei die Gewohnheit stärker als das Wissen.

Wahrscheinlich ist sie das auch. Nur fürchte ich, dass sie es nicht nur im Guten ist.

Sophie, wir gewöhnen uns an ein Leben, das uns und alles, was wir lieben, zugrunde richtet. Genau wie wir uns daran gewöhnen zu wissen, dass es anderen nicht anders ergeht. Und dabei sind schon so viele vor uns gegangen! Aber vielleicht ist das sogar eine Gnade.

Sophie, ich finde nicht die richtigen Worte. Aber warum mache ich mir darüber Gedanken? Es führt ja doch nur in die Verzweiflung. Und die Verzweiflung ist ebenso eine Form der Gewöhnung, auch wenn sie uns als ihr Gegenteil erscheint – oder als ihre schrecklichste Ausgeburt. Aber das ist sie nicht, verstehst du, Sophie, das ist sie nicht! Die Verzweiflung ist manchmal nur einen Schritt von der Erlösung entfernt. Aber eine fal-

sche Bewegung, und sie bringt nichts als Tod und Verderben. Davor aber liegt ein ganzes Menschenleben. Und dazwischen liegt es auch, zusammengeschrumpft auf eine einzige Regung. So etwas ist keine Sache für Gott. Und mit dem Verrücktwerden ist es nicht anders. Es sind dieselben Schädelstätten, Sophie.

Und dann denke ich wieder an Albert und daran, dass ich hier bleiben und meine Gedanken aufschreiben muss, sonst verliere ich alles aus den Augen, und nicht einmal du würdest bemerken, das da noch etwas ist.

Sophie, ich habe gesehen, wie Albert aus meiner Tür getreten ist. Als er sie öffnete, standen sie schon da. Sie hatten auf ihn gewartet. Es war ein Spalier aus menschlichen Leibern. Ich kannte die Gesichter, doch erkannte ich sie nicht wieder. Sie waren gekommen, um Albert in die Schule zurückkehren zu sehen. Er aber hat sie keines Blickes gewürdigt und sich auch nicht zu mir umgedreht. Er ist einfach losgelaufen, als wäre er nur in ihrer Wahrnehmung da, aber sie nicht in seiner. Ich weiß, dass sie vor der Schule dicht an dicht stehen. Sie warten darauf, dass etwas passiert. Aber Albert wird einfach nur einen Schritt vor den anderen setzen und zwischen ihnen hindurchlaufen, direkt bis zur Tür. Ich kann sehen, wie er sie öffnet. Er verschwindet dahinter wie in einem dunklen Reich.

Ich weiß, Sophie, das sind alles nur Bilder. Meine eigenen kleinen Gespinste, auch wenn es heißt, der Leib eines Menschen sei nichts anderes als eine Projektion seiner Seele im Raum. Aber so tief brauche ich ja gar nicht zu dringen, denn als Albert aus der Tür trat, sah ich eine Säule aus Licht. Sie war so groß wie das ganze von Blech umzäunte Gebiet. Das Licht schoß durch riesige Kanneluren in den Himmel – oder aus ihnen herab. Es sah aus wie Regen, wie leuchtend-weißer Regen. Als hätte jemand gleißende Seile zwischen Himmel und Erde gespannt.

Albert aber schien das alles nicht zu sehen. Er küsste mich auf die Stirn und ging. Einfach so. Als würde er in einem Traum leben, in dem alles wahr ist.

Jetzt, wo ich darüber nachdenke, kommt es mir vor, als wären seine Lippen die Verbindung zwischen unseren zwei Welten gewesen, als hätte er mir mit seinem Kuss die Schockstarre erst ein- und dann gleich wieder ausgehaucht.

Sophie, das Licht hat den Umriss des Zaunes am Himmel nachgezeichnet. Es sah aus wie eine dicke, brennende Naht.

Wenn die Seile reißen, werden sie als Säulen zu Tausenden auf uns stürzen.

Draußen ist es dunkel – und alles, was ich habe, sind meine Bilder. Und ein paar Worte, die kaum etwas sagen. Aber das Licht, Sophie, das Licht ist da, es ist nur auf der anderen Seite! Ich brauche bloß aufzusteigen, über den Flur zu gehen und aus dem Fenster zu schauen. Aber das werde ich nicht tun! Die Kerze würde abgebrannt sein, bevor ich zurück wäre. Und selbst wenn sie noch brennen würde, wäre es mir unmöglich weiterzuschreiben. Albert müsste kommen und mich wachküssen. Aber das wäre des Märchens zuviel.

Sophie, erinnerst du dich an das aufgebrochene Feld, die Spalten und Risse im Boden, dort, wo jetzt die Glashäuser stehen? Damals schien es, als sei das Licht aus dem Innern der Erde zu uns gedrungen. Aber jetzt steigt es in den Himmel, auch wenn es dabei kalt wird und seine Farbe verliert. Es offenbart nichts, es blendet nur. Es ist ein verbergendes Licht.

Und doch weiß ich nicht, was es verbirgt. Hättest du mich vor ein paar Minuten gefragt, so hätte ich dir gesagt, dass der Grund im Boden liegt, dass es die Kohle ist, die sich dahinter verbirgt, zumal man inzwischen ganz offen davon spricht, sie abzubauen und ans Tageslicht zu befördern. Allein, jetzt, wo die Antwort hier vor mir steht, scheint sie mir zu offensichtlich. Vielleicht ist das Licht nur ein Effekt der brennenden Kohle, so wie das Licht hinter dem Zaun nur der Effekt einer anderen Quelle ist. Ja, vielleicht sind die Kohle und die Kirche selbst nur Effekte eines Grundes, der im Verborgenen liegt und viel weiter reicht, als wir glauben. Dann wäre es etwas, das höher ist als die Kirche, die sie uns bauen – und tiefer liegt als alle Kohle, mögen sie sie auch Schicht für Schicht aus der Erde kratzen und der Welt eine neue Hölle vermachen. Wir werden nichts sehen, Sophie. Sie haben uns längst an die Abstraktionen gewöhnt.

Sophie, wir richten uns auf und zugrunde. Oder sollte ich besser sagen: Wir haben uns aufgerichtet, um uns zugrunde zu richten? Aber wer ist *wir*? Wer sind wir, Sophie? Und wer sind *sie*?

Sophie, die Worte geraten mir durcheinander. Die Dinge dahinter sind es schon. Ich hab Angst, verrückt zu werden. *Angst*, hörst du? Nicht *verrückt*.

Es sah aus, als müsse das Licht dem Tag, der da kommt, erst noch seine Helligkeit geben. Er wird gleich da sein. Aber noch ist er es nicht, noch

wird mir ein wenig Zeit gewährt, noch schlage ich aus der Dunkelheit mein kleines Kapital. Schlage es heraus wie andere das ihre aus der Kohle, dem Zaun, der Kirche, dem Licht ...

Ich weiß, Sophie, ich sollte einfach weiterschreiben und nicht nach großen letzten Worten suchen. Das ist eine Sache der Männer. Daran erbauen sie sich für Generationen. Als sei damit irgendetwas erreicht oder auch nur getan. Mehr Licht! – weil so viele von ihnen die Finsternis nicht ertragen.

Schreibe ich also weiter und suche nicht länger nach großen Worten, letzten sogar. Mag es auch auf ewig ein und dieselbe Zeile sein, sie bietet genug Raum für all meine Abschweifungen. Und ankommen muss ich nicht. Das Ende, Sophie, ist kein Platz, an dem es sich leben lässt.

Sophie, ich habe meine Fingernägel ins Wellblech gegraben und bin losgerannt. Ich habe es keinen Meter weit ausgehalten. Es gibt da keine Gewöhnung. Und wenn, dann wird sie dazu führen, dass das Blech eines Tages so zerschunden ist wie die Spitzen meiner Finger. Ich weiß, dazu bedarf es mehr als nur einer Hand. Und wahrscheinlich reicht es nicht einmal, es nur von einer Seite aus zu versuchen. Aber wer weiß, vielleicht sind sie ja auf der anderen längst schon dabei. Dann ist es nur eine Frage der Zeit, dann werden sich unsere Finger irgendwann berühren, werden sich ineinanderhaken und das Blech aufschneiden wie Fleisch.

Mein Kopf sagt mir, dass das nicht geht, dass die Finger auf dem Blech keine Spuren hinterlassen, und wenn, dann werden es die eigenen sein, Reste von Haut und das Blut aufgescheuerter Spitzen, an denen die Nägel wie abgerissene Tapete an einer Wand herunterhängen. Dringen die Finger aber dennoch einmal hindurch und verhaken sich, dann wird das Blech das Fleisch aufschneiden und die Finger trennen, sobald sie anfangen, gemeinsam zu laufen.

Vielleicht hätte ich mit dem Kopf voran gegen den Zaun rennen sollen. Aber ich habe ihn nur mit den Fingerspitzen meiner linken Hand berührt. Mein Kopf hat nur die Worte – diese großen Distanzierer. Und trotzdem, ich kann und will nicht aufhören darüber nachzudenken, was hinter dem Zaun liegt.

Weißt du, was ich sehe, Sophie? Ich sehe einen Garten. Es ist ein schöner Garten. Ein Garten mit drei großen Terrassen und Wegen, auf denen man flanieren kann. Sie müssen ganz frisch aufgeschüttet sein, der Schot-

ter sieht aus wie geharkt. Aber es gibt keine Menschen, Sophie. Nirgends auch nur eine Seele. Dabei kann ich hören, wie die Steine und Kiesel unter den Schuhen knirschen. Und ich sehe auch all die Bäume, die da am Wegesrand stehen. Sie sind nicht groß, doch groß genug, um unter ihnen spazieren zu können. Sie sind alle von gleichem Wuchs, als hätte man sie gerade erst gepflanzt. Doch sind sie dafür viel zu groß. Was für Bäume das sind, kann ich nicht sagen. Vielleicht Eichen. Oder Buchen. Aber ich bin zu weit weg, um es zu entscheiden. Und selbst wenn ich mich nach vorn lehne, ändert das nichts. Ich komme den Bäumen nicht näher. Alles bleibt, wo es ist. Die großen Terrassen, die geharkten Wege, die fehlenden Menschen. Es ist nur ein Bild, verstehst du, Sophie, nur ein Bild. Aber ich bekomme es nicht aus meinem Kopf. Ich muss noch einmal anfangen. Ich muss versuchen, genauer hinzuschauen. Und ich muss mich erinnern. Erinnern an das, was hinter dem Zaun liegt.

Ich sehe einen Garten. Einen Garten, in dem Baracken stehen. Es sind viele. Sie sind lang und flach und ganz gerade. Gar nicht wie die Bäume, die vor ihnen da waren. Aber die Bäume sind nicht weg, Sophie, ich kann sie noch immer sehen. Sie stehen als Pfähle im Boden. Jemand hat ihnen die Kronen abgeschnitten und die Stämme geschält. Es sieht aus wie Gebein, Gebein, das aus der Erde ragt. Sind das die Reste von Menschen? Ein paar kleine, knochenweiße Säulen? Sophie, jemand hat die Baracken schwarz angestrichen. Sie glänzen in der Sonne. Das ganze Gelände wirkt viel größer, als ich es in Erinnerung habe. Ich kann nicht einmal den Zaun sehen. Es ist wie ein Bild ohne Ränder.

Sophie, ich habe Angst, mich zu verlaufen. Du musst versuchen, mir zu folgen. Nur noch dieses eine Mal. Ich bitte dich, du musst es versuchen. Es ist ganz bestimmt auch das letzte Mal.

Die Kerze wird gleich abgebrannt sein. Dann ist es ganz dunkel hier drin. Der Tag lässt auf sich warten.

Aber eigentlich kann ich mich doch gar nicht verlaufen. Die Baracken sind ordentlich aufgereiht, und die Wege zwischen ihnen führen alle auf die mittlere Terrasse, ins Zentrum der Anlage. Da ist ein Loch. Es ist das Herzstück des Gartens. Ein Loch, so groß, dass alle Baracken Platz darin hätten. Man bräuchte nur zwei große Hände. Dann könnte man die Baracken zusammenschieben wie die Zungen eines Schifferklaviers.

Ich kann das schreiben, ohne einen einzigen Laut zu hören.



Max schläft noch immer ganz fest.

Ich muss in das Loch steigen, Sophie. Es ist das Fundament der neuen Kirche, die sie uns bauen. Noch steht nur ein kleine Kirche darin. Sie sieht einsam aus, Sophie, einsam und verlassen. Und doch glänzt sie im Mondlicht. Ihre Haut ist aus dem Blech des Zauns geschnitten, aber sie ist nicht grau und auch nicht schwarz wie die Baracken. Sie ist knochenweiß. Genau wie die Bäume.

In meinem Kopf beginnt sich alles zu wiederholen.

Ob es in der kleinen Kirche Menschen gibt? Oder liegen sie alle in ihren Baracken?

Vielleicht liegen sie ja in derselben Zahl in jeder Baracke, wie es Baracken auf dem Gelände gibt. Vielleicht liegen sie darin sogar in derselben Form, sind angeordnet wie die Baracken selbst – in Reihen, lang und flach und ganz gerade. Aber ich kann sie nicht zählen, Sophie, nicht die Menschen und auch nicht die Baracken. Die einen schieben sich über den Horizont und die anderen sehe ich nicht. Und auch wenn ich den Zaun nicht erkennen kann, weiß ich, dass das Blech hier wie da die Grenze markiert. Dazwischen die Wege laufen alle auf das große Loch zu. Sie werden die kleine Kirche nicht abbauen, wenn sie die neue errichten. Sie werden sie einfach darübersetzen, so groß, dass am Ende die eine Kirche in der anderen steht. Erst dann werden sie sie abbauen, sie in ihre Einzelteile zerlegen und abtransportieren, damit wir Einzug halten können in das Paradies des neues Gottes.

Sophie, mir ist, als bestünde die Welt nur noch aus verschiebbaren Teilen. Ich habe noch immer keine Menschenseele gesehen.

Aber warum reißen wir den Zaun nicht einfach nieder? Warum um alles in der Welt sitze ich hier und schreibe? Es ist doch egal, wie hoch er sich erhebt. Wir müssen unten ansetzen und uns bei den Händen nehmen. Hörst du, Sophie?! Wir müssen unten ansetzen, wenn das, was da ist, verrückt werden soll.

Ich werde den Stift jetzt weglegen. Ich will es tun, bevor die Kerze abgebrannt ist.

Lilly

Davon überzeugt, Fuggert Lebewohl gesagt zu haben, machen Reginald und Ferdinand auf ihren Absätzen kehrt und stiefeln – über ein, zwei historiographische Nebensächlichkeiten hinweg – geradwegs den kleinen Hang hinauf, zurück nach da, von wo sie gekommen, was dem einen als Gipfel vulgärmaterialistischer Dialektik, dem anderen dagegen als Weg zu Höherem erscheint, das heißt recht eigentlich nicht erscheint, denn das, was sich da in den Köpfen abspielt, ist rein begrifflicher Natur, mithin frei von Schau und Schein, auch wenn die beiden nicht nichts sehen, schließlich taucht hier wie da Fuggerts Gesicht auf – und bleibt.

Das alles geschieht freilich ohne Vorankündigung und ohne dass einer dem andern davon erzählt, doch sehen sie's beide, sehen, wie Fuggert da steht, vor ihren Augen, hinter dem Fenster, mit aufgerissnem Gesicht, wie ausgestellt, als habe sich die Nachricht von der Auferstehung des Herrn als Falschmeldung entpuppt, so steht er da, vor Schrecken ganz starr und schaut durchs Fenster und durch alle, die vor ihm stehen, hindurch, schaut direkt rauf zum Zaun, als hoffe er, dass sich der Heiland darüber erhebt, derweil Reginald und Ferdinand das Gefühl haben, verfolgt zu werden.

Als sie sich umdrehen, ist von Fuggert nichts mehr zu sehen. Stattdessen um sie herum allergemeinstes Gewühl. Über ihren Köpfen aber erhebt sich der Zaun – was die beiden sogleich zu der Frage führt, ob die Revolution eingetreten, aber noch nicht sichtbar oder aber sichtbar, jedoch in falscher Form eingetreten ist.

Ein Glück, dass Universalius da ist. Der müsste es eigentlich wissen. Soll er die Sache also entscheiden.

»Universalius ...?«

»Geht mir aus der Sonne!«

Statt Exegese Entsetzen.

»Ihr raubt mir die Sicht!«

Was ist denn mit dem los? So kennt man den doch gar nicht.

Andererseits, vielleicht liegt's ja am Thema. Vielleicht hat Universalius die Frage schon beantwortet und heute Morgen ein Buch darüber geschrieben. Oh ja, ganz bestimmt hat er das, warum sollte er sonst hier rumsitzen?! Braucht wahrscheinlich mal ein bisschen Erholung und hat nach der ganzen Arbeit keine Lust mehr, darüber zu reden.

Ohne ein Wort zu verlieren, treten Reginald und Ferdinand zur Seite, der eine nach links und der andre nach rechts. Dass sich die Menge hin-

ter ihnen ebenfalls teilt, wird mit Erschrecken zur Kenntnis, nach kurzer Rückversicherung aber als Aufforderung genommen, sich ein neues Thema zu überlegen, schließlich geht's um's Ganze – und wer weiß, wie lange Universalius hier noch so sitzt. Hat sich bestimmt gleich genug erholt und dürstet wieder nach geistigen Taten. Außerdem war er noch nie ihr Schiedsrichter.

Der Grund dafür bleibt selbst jetzt, in verschworenen Blicken, unausgesprochen.

Egal. Jetzt, wo sie *Die Geschichte des Baus vorgefertigter Häuser. Unter besonderer Berücksichtigung mobiler Wellblechgebäude* kennen und hier vorm Zaun stehen, zu dessen Füßen Universalius sitzt, ist die Sache eine andere – und das Thema geklärt. Und wer weiß, vielleicht erwähnt Universalius sie ja sogar in seinem nächsten Buch.

Da leuchten die Augen – und tun es noch mehr, als Regi und Ferdinand sehen, dass die Schmoker noch immer hinterm Pfarrhaus stehen und ihr Duell gegen den großen Bruder ausfechten, der gar nicht anwesend ist. Ein letzter Blick – und schon hat man sich darauf verständigt, dass der Sieger eine eigene Fußnote kriegt.

Und los geht's.

»Sieht aus, als gehöre dieser Zaun hier zu den mobilen Wellblechgebäuden.«

»Auch wenn er felsenfest steht. Und gar nicht wie ein Gebäude aussieht.«

»Muss trotzdem mit berücksichtigt werden.«

»Wenn wir die Geschichte verstehen wollen.«

Dass sie wie die Schmoker reden, fällt ihnen erst jetzt auf.

Dass sie sämtliche Jahreszahlen und Orte vergessen haben, auch.

Und Namen wissen sie auch keinen mehr.

Egal, die Sache läuft. Betrachten sie's einfach als eine neue Form des Geschichteerzählens. Revolutionär bis auf die Lückenfüllerei.

»Ist ne lange Geschichte«

»Die Sache mit den vorgefertigten Häusern.«

»Auch wenn's eigentlich vorgefertigte heißen muss.«

»Aber was soll's.«

»Worte sind was für Grabsteine.«

»Wie einst ein großer Dichter sagte.«

Keine Reaktion? Na gut, dann weiter.

»Auch wenn das jetzt vielleicht falsch zitiert war.«

»Wir fangen trotzdem mal an.«

»Am besten bei dem, der seinem Freund einen Brief schrieb.«

»Vor zweitausend Jahren oder so.«

»Jedenfalls stand in dem Brief:«

»Ich bekomme demnächst Besuch.«

»Aber mein Tempel ist zu klein.«

»Und ich will nicht als alter Knauskopf dastehen.«

»Deshalb bitte ich dich, schick mir nen neuen.«

»Mit vier Säulen, Fußboden, Wänden und Götterstatue.«

»Und pack bitte alles schön ein.«

»Wir sehen also: Alles schon vorfabriziert.«

»Nur leider hat er die Säulenordnung nicht angegeben.« Dies natürlich Universalisus.

»Was?«

»Wie meinen?«

»Der Briefeschreiber hat seinem Freund lediglich gesagt, dass er Marmorsäulen kaufen soll. Welcher Art sie sein sollen, davon schreibt er ihm nichts. Im Gegenteil, er fordert seinen Freund, der in Wahrheit natürlich sein Architekt ist, sogar auf zu kaufen, was immer er für richtig hält. Hauptsache, die Säulen sind aus Marmor. Was zählt, ist also der Wert des Materials. Und unter uns gesagt: Damals bemaß sich der Wert des Baumaterials an seiner Unwiderstehlichkeit, heute dagegen bemisst er sich an seiner Widerstandskraft. Andererseits, wenn ich mich recht erinnere, heißt es in dem Brief auch, dass die alte Götterstatue ersetzt werden muss, weil sie aus Holz ist und langsam verrottet. So gesehen stünde der Marmor nicht nur für Schönheit, sondern auch für Permanenz. Hmm, ziemlich vertrackt die Geschichte, was? Hängt irgendwie immer alles mit allem zusammen. Jedenfalls lassen sich die Dinge nicht einfach so voneinander trennen – oder es fällt mir immer schwerer ... jetzt, wo ich hier sitze ... Aber ich sehe schon, ihr wollt weiter.«

»Nur in der Geschichte.«

»Da geht's jetzt nämlich um ne Holzhütte.«

»Sieht auf den ersten Blick nicht gerade nach Fortschritt aus.«

»Allerdings ließ sich das Ding.«

- »Von dem wir sprechen.«
- »In zwei Teile zerlegen.«
- »Und das ist dann schon ein Fortschritt.«
- »Zumal man's auf nen Karren packen und abtransportieren konnte.«
- »Am besten weit weg von der Frau.«
- »Blöderweise hatte das Ding nen Haken.«
- »Und Ösen.«
- »Für den Wiederaufbau.«
- »Damit alles schön zusammenhält.«
- »Was allerdings paar Jahre später.«
- »Das heißt so ungefähr tausend.«
- »Oder tausendfünfhundert.«
- »Irgendeinen Verrückten nicht davon abgehalten hat.«
- »Seiner Angebeteten.«
- »Einen zerlegbaren Gartenpavillon zu schenken.«
- »Derweil sich die Männer zu der Zeit.«
- »Nur vorgefertigte Hütten leisten konnten.«
- »Sogar hundert Jahre später hatten sie noch nichts anderes.«
- »Dafür passten jetzt hundert Mann in eine einzige Hütte.«
- »Hätten zumindest reinpassen können.«
- »Denn die Hälfte der Hütte ging auf dem Weg verloren.«
- »War nämlich ein weiter Weg.«
- »Weil hundert Weiber und so.«
- »Auf jeden Fall ließ sich das Ding bei der Ankunft.«
- »Nicht mehr zusammenbauen.«
- »Und die Kerle mussten zurück.«
- »Haben sich daraufhin eine neue Taktik überlegt.«
- »Und erstmal die vorgeschickt, die keine Frau hatten.«
- »Derweil sie selber zu Hause gewartet haben.«
- »Bis zum erstbesten Hochwasser.«
- »Da sind sie dann zum nächstbesten Fluss«
- »Und haben alles reingeworfen.«
- »Fenster.«
- »Türen.«
- »Wände.«
- »Küchenpfannen.«

- »Ein paar Tage später war alles da.«
- »Außer die Küchenpfannen.«
- »Also sind die Männer zurück.«
- »Die ohne Frau.«
- »Und haben gesagt, dass alles angekommen ist.«
- »Alles außer den Küchenpfannen.«
- »Woraufhin sich der Rest der Männer sofort auf den Weg gemacht hat.«
- »Was bedeutet, dass von da an alle ohne Frauen waren.«
- »Aber die konnten sie auch nicht gebrauchen.«
- »Weil die nächste Stufe der Entwicklung.«
- »War der Krieg.«
- »Die Männer fühlten sich in ihren zerlegbaren Häusern.«
- »Nämlich nicht mehr wohl.«
- »Fühlten sich wie Frauen.«
- »Also haben sie sich ne Festung gebaut.«
- »Natürlich aus vorgefertigten Einzelteilen.«
- »Dann haben sie sich überlegt, gegen wen sie Krieg führen könnten.«
- »Das heißt auf der Karte nachgeschaut, wer auch an nem Fluss wohnt.«
- »Und bisschen mehr zu bieten hat als nur Küchenpfannen.«
- »Und ewiges Gezeter.«
- »Und als sie einen gefunden hatten.«
- »Der nicht widersprach.«
- »Weil auch nicht gefragt wurde.«
- »Haben sie ihre Festung in den Fluss geschmissen.«
- »Sind hinterhergerannt.«
- »Haben die Festung überholt.«
- »Krieg geführt.«
- »Gewonnen.«
- »Die Festung vom Verlierer kaputtgemacht.«
- »Sich an den Fluss gestellt.«
- »Ihre eigene rausgeholt.«
- »Und das Ding wieder aufgebaut.«
- »Beim zweiten Mal Krieg haben sie allerdings verloren.«
- »Also haben sich die anderen an den Fluss gestellt.«
- »Und ihre Festung rausgeholt.«
- »Und das Ding selber aufgebaut.«

- »Was sie auch machen konnten.«
- »Weil sie gesehen haben, dass die Verlierer.«
- »Das Ding idiotensicher konstruiert hatten.«
- »Für den Fall, dass mal ne Frau vorbeikommt.«
- »Weshalb man sie.«
- »Das heißt die anderen Männer.«
- »Die, die den Krieg.«
- »Und ihre Festung.«
- »Verloren hatten.«
- »Auch nicht länger brauchte.«
- »Und mit dem Bauch nach unten stromabwärts treiben ließ.«
- »Womit die Geschichte von vorn anfang.«
- »Das heißt weiterging.«
- »Auch wenn das ganz bestimmt kein Gedicht ist.«
- »Weil die Sache ne ziemliche Völkerwanderung nach sich gezogen hat.«
- »Und zwar getrennt nach Geschlechtern.«
- »Was allerdings für *Die Geschichte des Baus vorgefertigter Häuser*.«
- »*Unter besonderer Berücksichtigung mobiler Wellblechgebäude*.«
- »Von Vorteil war.«
- »Weil alles schneller ging.«
- »Alles außer die Kriegführung.«
- »Die dauerte nämlich immer länger.«
- »Und die Verletzungen nahmen auch zu.«
- »Jauchende Schussfrakturen.«
- »Eiternde Amputationsstümpfe.«
- »Das Übliche.«
- »Nur leider lagen die Soldaten damit in irgendwelchen Zelten rum.«
- »Es sei denn, sie wurden in fremder Leute Scheunen einquartiert.«
- »Oder in Kirchen.«
- »Oder Schulen.«
- »Ja nachdem, wo was frei war.«
- »Beziehungsweise freigemacht wurde.«
- »Hat schließlich niemand gern blutende.«
- »Und schreiende.«
- »Soldaten bei sich zu Hause.«
- »Und dann musste es auch noch schnell gehen.«

- »Weil der Krieg ging ja weiter.«
- »Und die eigene Festung lag noch immer im Wasser.«
- »Und quoll auf.«
- »Was nicht gut war.«
- »Weil sich dadurch sämtliche Teile verzogen.«
- »Und am Ende nichts mehr zusammenpasste.«
- »Aber soweit war man noch nicht.«
- »Erstmal musste man das Problem.«
- »Mit den vielen Verletzten in den Griff kriegen.«
- »Zumal sie dort, wo sie lagen, viel zu oft starben.«
- »Also hat man sich vorm nächsten Krieg.«
- »Zwei Dutzend Baracken konstruiert.«
- »Die Dinger zur Probe aufgebaut.«
- »Sie danach wieder auseinandergenommen.«
- »Auf ein Schiff gepackt.«
- »Und schon mal vor ins Kampfgebiet geschickt.«
- »Damit sie aufgebaut sind, wenn die ersten ihren Bauchschuss kriegen.«
- »Hat auch alles gut geklappt.«
- »Die Soldaten gingen kaputt rein.«
- »Wurden ganzgemacht.«
- »Gingen raus.«
- »Gingen kaputt.«
- »Kamen zurück.«
- »Und wurden wieder ganzgemacht.«
- »Allerdings ging das nicht lange gut.«
- »Weil sich das Holz schlecht sauber machen ließ.«
- »Und die Baracken bei Kriegsende.«
- »Nicht mehr auseinandergenommen werden konnten.«
- »Weil sie zu lange im Blut gelegen hatten.«
- »Und aufgequollen waren.«
- »Genau wie die Festung.«
- »Derweil die Soldaten ganz schön abgemagert waren.«
- »Sogar wenn sie gewonnen hatten.«
- »Die Baracken gingen trotzdem nicht auseinander.«
- »Obwohl man sie brauchte.«
- »Beim nächsten Krieg.«

- »Also hat man das Wellblech erfunden.«
- »Ein paar Dutzend neuer Baracken konstruiert.«
- »Eine zur Probe aufgebaut.«
- »Sie wieder auseinandergenommen.«
- »Allesamt auf ein großes Schiff gepackt.«
- »Und schon mal vor ins Kampfgebiet geschickt.«
- »Damit alles ordentlich aufgebaut ist.«
- »Wenn die ersten ihren Bauchschuss bekommen.«
- »Hat auch gut geklappt.«
- »Die Soldaten gingen kaputt.«
- »Kamen rein.«
- »Wurden ganzgemacht.«
- »Gingen raus.«
- »Gingen kaputt.«
- »Kamen zurück.«
- »Und wurden wieder ganzgemacht.«
- »Und dabei blieb alles sauber.«
- »Ließ sich ganz leicht abspülen.«
- »Und nahm auch keine Nässe mehr auf.«
- »Blutende, eiternde, jauchende Wunden, war alles egal.«
- »Man konnte die Baracken ganz leicht auseinandernehmen.«
- »Genau wie die Soldaten.«
- »Und wieder zusammenbauen.«
- »Genau wie ...«
- »Und bei Bedarf sogar mitten im Krieg neu verschiffen.«
- »Oder auf die Eisenbahn laden.«
- »Falls der Gegner nicht am Fluss wohnte.«
- »Oder sich ins Landesinnere verzogen hatte.«
- »Auseinandernehmen.«
- »Aufbauen.«
- »Auseinandernehmen.«
- »Aufbauen.«
- »Zu jeder Zeit.«
- »An jedem Ort.«
- »Mit allen Kräften.«
- »Wer kann, schreibt ne Karte.«

- »Das letzte Stück Holz im Eisenzeitalter.«
- »Womit wir beim Thema wären.«
- »Gusseiserne Häuser.«
- »Wellblechfassaden.«
- »Die Sache mit dem Pappmaché lassen wir mal weg.«
- »War zwar vorgefertigt.«
- »Und auch mobil.«
- »Aber nicht demontierbar.«
- »Musste deshalb auch bleiben, wo's war.«
- »Als die Flut kam.«
- »Wobei es angeblich nicht mal aufgequollen ist.«
- »Und danach sogar noch bewohnbar war.«
- »Aber die Geschichte.«
- »Glaubt kein Schwein.«
- »Also lassen wir sie weg.«
- »Und machen mit den Eisenhäusern weiter.«
- »Wobei es natürlich eine Bank war.«
- »Die sich die erste Eisenfassade hat aufzimmern lassen.«
- »In irgendnem Bergbaunest.«
- »Danach ging alles ganz schnell.«
- »Krieg.«
- »Kolonialexpansion.«
- »Neuer Krieg.«
- »Nächste Expansion.«
- »Ärger mit irgendwelchen einheimischen Königen.«
- »Weil die sich beschwerten.«
- »Dass die Eisenhäuser.«
- »Die man ihnen geschenkt hatte.«
- »Weil sie beim Krieg so schön mitgeholfen hatten.«
- »Nichts anderes waren als mit Wellblech verkleidete.«
- »Holzgerüste.«
- »Was natürlich unfair war.«
- »Weil, woanders war die Sache von oben bis unten aus richtigem Holz.«
- »Die ganzen vorfabrizierten Häuser.«
- »Bestehend aus vorfabrizierten Brettern.«
- »Vorfabrizierten Balken.«

- »Vorfabrizierten Verschalungen.«
- »Und Täfeleien.«
- »Dazu ne dampfbetriebene Kreissäge.«
- »Und maschinell hergestellte Nägel.«
- »Statt teurer schmiedeeiserner.«
- »Und schwupps konnte man über Nacht.«
- »Ne ganze Stadt bauen.«
- »Goldgräberstimmung.«
- »Vor allem bei denen, die die Hütten bauten.«
- »Und quer durch die Welt schiffen ließen.«
- »Zu Tausenden.«
- »Und Abertausenden.«
- »Immer nach da, wo was los war.«
- »Das heißt im Boden lag.«
- »Oder in der Luft.«
- »Die gute Stimmung hielt aber meistens nicht lange an.«
- »Weil die Leute bald ihre eigenen Hütten bauten.«
- »Oder nicht immer so viel im Boden lag, wie man dachte.«
- »Oder die Luft schlecht wurde, wenn doch mal was im Boden lag.«
- »Außerdem war jetzt Wellblech dran.«
- »Mit Gußeisen als Grundlage.«
- »Und nem schönen Zinküberzug.«
- »Gab inzwischen komplette Städte im Angebot.«
- »Mit Wohnhäusern.«
- »Markthallen.«
- »Kirchen.«
- »Schulen.«
- »Theatern.«
- »Und Bahnhöfen.«
- »Sogar Kaufhäuser gab's zu kaufen.«
- »Auf Wunsch komplett mit Sortiment.«
- »Fertig eingeräumt in die Regale.«
- »Ging alles aufs Schiff.«
- »Und ab zur nächsten Kolonie.«
- »Wo's allerdings auch Weiber gab.«
- »Von denen sich eine als Suffragette.«

- »Frauenrechtlerin.«
- »Bezeichnete.«
- »Als wär das kein Widerspruch in sich.«
- »Zum Glück war sie gut fürs Geschäft.«
- »Hat sich nämlich um die ganzen Einwanderer gekümmert.«
- »Und die brauchten Häuser.«
- »Schnell, billig und leicht aufzubauen.«
- »Waren schließlich auch Frauen dabei.«
- »Außerdem leicht zu erweitern.«
- »Waren schließlich auch Männer dabei.«
- »Derweil die Entwicklung zu Hause kein Ende nahm.«
- »Wellblechhauserienproduktion.«
- »Mit Hilfe von Maschinen.«
- »Die Maschinen, die die Männer gebaut hatten.«
- »Bauten jetzt die Häuser«
- »Die zuvor von den Männer gebaut worden waren.«
- »Derweil die Häuser jetzt selbst Frauen bauen konnten.«
- »Und Kinder.«
- »Und Männer.«
- »Die aber damit aufhörten.«
- »Und stattdessen Maschinen bauten.«
- »Die die Zahl der Männer.«
- »Minimierten.«
- »Ging alles immer schneller.«
- »War alles auf den Markt berechnet und zugeschnitten.«
- »Nicht zu vergessen die großartige Erfindung.«
- »Des zusammengesetzten Drainagerohrs.«
- »Und der Wellblech-Ziehharmonika-Halle.«
- »Die sich auf- und zufahren lässt.«
- »Wie's einem beliebt.«
- »Hat man Besuch.«
- »Zieht man die Wellblechwände auseinander.«
- »Ist der Besuch weg.«
- »Drückt man sie wieder zusammen.«
- »Soll der Besuch gehen.«
- »Sucht man sich jemanden, der's für einen tut.«

- »Läuft alles wie auf Schienen.«
- »Wenn sie nicht sogar auf Schienen läuft.«
- »Derweil mittlerweile an den Schienen selbst.«
- »Viele kleine Wellblechhäuschen stehen.«
- »Während es anderswo Glashäuser gibt, so groß.«
- »Dass man darin bedenkenlos.«
- »Mit Steinen werfen kann.«
- »Genau wie die Soldaten«
- »In ihren Baracken im Feld.«
- »Mit Viren um sich werfen können.«
- »Wie sie wollen.«
- »Stirbt kein Unbeteiligter mehr dran.«
- »Gibt jetzt nämlich vorfabrizierte Seuchenbereiche.«
- »Für Infektionskranke.«
- »Die Zeit der Festungen ist vorbei.«
- »Wir leben im Zeitalter des Lagers.«
- »Aber was ...«
- »... was reden wir denn da?«
- »Das stand doch alles gar nicht drin!«
- »Das haben wir uns ausgedacht!«
- »Was haben wir nur getan?!«

Regen zieht ins Land, streicht in breiten Streifen über den Fluss, trinkt Dächer und Wände, durchnässt Tiere, sprenkelt winterliches Getreide, grünt und fettet die Erde.

Als Universalius aufschaut, wirkt der Himmel wie ausgewischt.

Über ihm weht der Regen in großen Schwaden gegen das Blech, derweil die Rinnsale neben ihm wie Strudelwürmer über die Wiese irren. Berührt man sie, quellen sie sofort auf. Ihre Oberfläche ist mit einem Flimmerepithelium überzogen und der gesamte Körper mit Nervenfasern durchwoben. Der Leib dieser Ordnung ist dendritisch. Vorn, die Mundöffnung, führt direkt in die Rachenhöhle. Darin eine Schlundröhre, ein Schlauch, ein Schlingorgan. Es ist äußerst beweglich und wird beim Fressen nach vorn ausgestülpt, das heißt *vollständig aus der Rachenhöhle geschoben*. Am anderen Ende geht es direkt in den Darm über. Ein dem Herzen vergleichbares Centralorgan gibt es nicht. Die Afteröffnung fehlt. Die Strudelwürmer wachsen auf ewig. Der Versuch, sie zu teilen, führt ausnahmslos zu ihrer Vermehrung.

Universalius schaut nicht hin.

Die Würmer winden sich den Hang hinab, kriechen in den Fluss.

Er ist ihre Bestimmung.

Sie lassen sich auf ihrem Weg nicht beirren.

Sie sind der Mahlstrom der Geschichte.



»Ich nehme an, der junge Herr gehört zu jenen, die ihr Glück in Erdlöchern suchen.«

Nun, Gottlob Friedrich Pacius könnte herumfahren, erschauern, verängstigt, gar zu Tode erschrocken sein, allein, nichts von alledem ist zu sehen, denn nichts von alledem geschieht, da sich Gottlob Friedrich Pacius, noch während er die hinterhältigen Worte vernimmt, bereits seinen Teil denkt, zumal er, wie er längst weiß, ohnehin nicht an derartige – wie soll er sagen – *Geisterstimmen* glaubt, dieses ganze gewollte Grausen, diese ewig gleichen Mystifikationen, und so beschließt er (was er im Grunde nicht zu tun braucht, denn derlei Verknüpfungen laufen samt den aus ihnen folgenden Entschlüssen unter dem Kommando seines Geistes mit der zwanglosen, wiewohl unbezwingbaren Mechanik unerbittlicher Rechenoperationen ab, welche ohne Ausnahme und Unterlass derart exakt und vollständig in sich (und ihm) aufgehen, dass – so will es Gottlob Friedrich Pacius in einem saumseligen Moment bloßer Verzückung dann und wann geradezu erscheinen – schlussendlich nichts als eine schemenhafte Null übrigbleibt, wovon er sich – am Ende der Kette – diesmal nicht zu überzeugen braucht), ohne auch nur den Anflug einer Verunsicherung oder den leisen Hauch einer Gegenstimme in sich zu verspüren, dass besagte Worte hinter seinem Rücken nie gefallen sind, dass sie schlichtweg *nicht existieren*.

»Ich nehme an, der junge Herr gehört zu jenen, die ihr Glück in Erdlöchern suchen.«

Zweifellos, eine vollkommen exakte Wiederholung der Worte. Dazu eine gewisse, von ihm, Gottlob Friedrich Pacius, klar und deutlich vernommene Modulation bezüglich Lautstärke und Höhe der Töne, die sein bisheriges Urteil, sein *Vorurteil*, wie er es im Vertrauen auf sich selbst nennt, einer Überprüfung anheimstellen, gleichwohl es zunächst einer kleinen Korrektur bedarf.

»Das Glück des Königreiches«, bemerkt er und dreht sich, obgleich ihm die Situation ein wenig, nun ja, *zusammenhanglos* vorkommt (vielleicht ist sie das auch, vielleicht sind ihre einzelnen Teile aber auch nur verstreut, liegen einfach zu weit auseinander), eilends um, wobei er ebenso schnell begreift, dass er es besser andersherum hätte tun sollen.

Zu spät.

Was freilich nicht gegen eine vernünftige Vorstellung spricht.

»Gestatten, Gottlob Friedrich Pacius, Doppelhäuer.«

»Gestattet. Auch wenn Ihr Name ein wenig ungewöhnlich klingt – ich meine, für einen Mann im Dienste der Macht.«

Für eine Erwiderung bleibt keine Zeit, es reicht kaum für Verwundung.

»Nun, Sie mögen einwenden, der zweite Teil Ihres Friedrich mache Sie – zumindest dem Namen nach – zu einem, wie man für gewöhnlich sagt, *Manne des Staates*. Ich möchte jedoch zu bedenken geben, dass einem solchen Einwand – und sei er auch nur eine Möglichkeit – Ihr Frieden vollkommen entgegensteht, möge er diesem nun vorangehen oder auch nicht, wobei in Ihrem Falle offensichtlich hinzukommt, dass Ihr kleiner, wiewohl reicher und mächtiger Fürst, von ebenjenem Frieden umgeben, ja ich bin geneigt zu sagen, geradezu eingekeilt ist. Wie Sie folglich sehen, bedarf es nur am Rande Ihres Gottlobs, auch wenn selbiger oder besser wohl: *selbiges* nicht vergessen werden sollte, zumal es einerseits zwar unmittelbar ersichtlich ist, auf welcher Seite Gott steht, es andererseits aber oft nur schwer einsichtig ist, auf welche Seite er *gestellt wird*.«

Gottlob Friedrich Pacius ist – sagen wir – verwirrt.

»Nun, wenn der junge Herr meinen Worten bis hierher aufmerksam gefolgt ist, so dürfte es für ihn nicht schwer sein einzusehen, warum ich nur wenig geneigt bin, in Ihrem, wiewohl nicht nur in Ihrem Fall, von einer einfachen Trias zu sprechen, womöglich noch der des Guten, Wahren und Schönen. Im übrigen sehen Sie auch gar nicht danach aus.«

Gottlob Friedrich Pacius weiß gar nicht, wo er anfangen soll. Sein Aussehen, irgendein Fürst, Frieden ... Sätze, die kaum zu entwirren sind, noch dazu aus dem Munde einer Frau – und überhaupt, wie sieht er denn aus?, wie sieht sie ihn denn an?, was sieht sie denn da? Gottlob Friedrich Pacius, Doppelhäuer. Es ist doch wohl gestattet! Oder soll er noch einmal ... Doch da kommt er zu spät, und sie? unverändert fortfahrend allemal.

»Gottlob Friedrich Pacius«, in einem Ton, als kenne sie die Lösung eines Geheimnisses, von dessen Existenz er bislang noch nicht einmal wusste – und noch immer nicht viel mehr weiß, als dass das zugehörige Problem irgendetwas mit seinem Namen zu tun hat. *Gottlob Friedrich Pacius*.

»Keine Sorge, ich bin mir bewusst, dass sich das Unvereinbare mit Hilfe von Worten aushalten lässt. Namen, Begriffe der besonderen Art ...



Und so wie es aussieht, kann man die Gegensätze mit ihrer Hilfe sogar aufheben und – *beseitigen*. Aber wie dem auch sei, wir wollen nicht hoffen, dass dies ein vorsätzlicher Akt ist, eine schändliche Camouflage wenig wohlwollender Absichten, initiiert von wem auch immer. Sie für Ihren Teil sehen jedenfalls nicht danach aus.«

Eine Gleichung mit vielen Unbekannten. Er könnte am Ende anfangen, ganz außen, bei seinem Äußeren, dem sie trotz ihrer Worte keinerlei Beachtung geschenkt hat, zumindest keine, die ihm ins Auge gefallen wäre. Indes, selbst dafür ist es zu spät, schon wieder ...

»Johanna Maria Fuggert, Dienerin dreier Herrn und dennoch allein an diesem Ort«, und reicht ihm die Hand, der sich kurz umschaute und sich dann als Gottlob Friedrich Pacius vorstellt.

»Doppelhauer, im Dienste eines Herrn«, ließe sich die Reihe an dieser Stelle aufs Trefflichste ergänzen und – *vollenden*, denn genau das geschieht nicht, wie wahrscheinlich überhaupt nichts geschehen ist, seitdem er diesen gottverlassenen Ort hier betreten hat. Nichts als das taktlose und just in diesem Augenblick von einer Handreichung beendete Zwischenspiel eines Nachmittags, an dem er – Gottlob Friedrich Pacius – eine Doppelrolle gab.



Der Würfel war groß und grün und seine Kanten bestanden nur aus Licht, das oben, an den Ecken, in den Himmel sprühte und unten auf die Erde floss. Der Regen konnte ihm nichts anhaben, er war nur Kulisse.

Warum Universalius diesen Weg nahm, wusste er nicht. Vielleicht war es der Preis, den jede abfallende Seele ihrem Körper zu entrichten hat, das Ausschreiten eines Gemeinplatzes im zukünftigen System der Criminalpsychologie, die Rückkehr des Täters an den Ort seiner Tat.

Dann blieb ihm keine andere Wahl, dann musste er es tun, dann folgte er nur seinen Beinen.

Und selbst wenn es anders war, es gab nichts zu verbergen. Was er zurückgelassen hatte, waren die zukünftigen Reste eines alten Ich.

Er schmiert sich die Tropfen aus den Augen. Über die Stirn. In die Haare.

Er würde nichts finden. Nichts als ein Haus aus Papier in einem Hause aus Glas.

Als er ankam, erlosch alles Licht. Was blieb, war ein Kubus, verschattet im Dunkel, die Kanten aus Eisen – und dazwischen das Glas.

Das Glas, das grün war und grün blieb, sich nicht abwaschen ließ wie das Orange auf dem Haus nebenan.

Vor ihm ein Würfel aus Eisen und Glas.

Universalius trat ein.

Über ihm der Klang von Regen auf Spiegelglastafeln.

Er tat ein paar Schritte ins Dunkel.

Zu allen Seiten Wasserrinnsale, die in dünnen Säulen glucksten und hinab in die Erde sprudelten.

Es war seine letzte Reminiszenz.

»Nenne er's auch ridge and furrow, mir klingt's eher nach rich and ferro«, dies mit einem Blick nach oben, in das vom verglommenen Licht einer Kerze aufgeflutete Dach, derweil Richard Bary keine drei Meter von ihm entfernt bis zur Brust im Wasser steht, eine Kerze wie zur Begrüßung nach vorn streckt und sich fragt, was das alles zu bedeuten hat. Nach Abschiednehmen sieht's jedenfalls nicht aus.

Indes, ob Universalius' Besuch Zufall, Vorsehung oder Nachsicht ist, wagt er nicht zu entscheiden. Universalius selbst scheint's jedenfalls egal, zumindest fährt er fort, über Dinge zu reden, die außer ihm niemand versteht.

Blick nach oben – und los geht's.

»First und Kehle, keine Ahnung, warum's mir bisher nicht aufgefallen ist, dabei stammt das Prinzip der Dachkonstruktion von der verfluchten Victoria-Seerose selbst. Hat sich im Grunde ihr eigenes Dach gebaut, auch wenn's recht eigentlich ihre Unterseite war, die den alten Stadtfried dazu gebracht hat, sich die Sache mal genauer anzusehen, wobei ihm natürlich klar war, dass er nicht viel Zeit hatte, schon gar nicht für irgendwelche architektonischen Fisimatenten, weil Victoriälein schon im November am Blühen und inzwischen so groß geworden war, dass sie dringend ein eigenes Haus brauchte und umziehen musste; aber wer weiß, vielleicht hat der alte Stadtfried ja einfach nur *Zack!* gesagt, sich dann noch *Zick!* gedacht und danach das Dach gebaut, auch wenn es offiziell heißt, er habe sich ein Seerosenblatt genommen, es umgedreht und sich Gedanken gemacht. Aber wie dem auch sei, es dauerte jedenfalls nicht lange und aus den Blattrippen wurden Tragbalken, die Zwischenstege verwandelten sich in Regenrinnen und die gusseisernen Säulen dienten fortan als Fallrohre, wodurch die abgestorbenen Zellen auf dem Blatt auch gleich noch mit ausgetauscht wurden. Zum Schluss gab's noch ein bisschen Unterspannung hier, ein bisschen Überhöhung da und schon konnte Victoriälein umziehen, wobei das neue Becken nicht nur dreiunddreißig Fuß groß, sondern auch mit Rohrschlangen beheizt war, die wir uns natürlich sparen, schließlich brennt unter unserem Teich die Erde.«

Was Universalius das Stichwort gibt, den Blick vom Dach zu nehmen und nach dem Freund zu sehen, der da brusttief im Wasser steht, nach einer Sekunde des Vergewisserns den Kopf senkt und hinabschaut in das Dunkel, das ihn umgibt.

»Es ist nicht mal tief genug, um darin zu ertrinken.«

»Kein schlechtes Bild«, dies Universalius ohne zu zögern und ohne einen einzigen Schritt nach vorn. »Stell mir gerade vor, wie deine Frau morgen früh zur Tür reinkommt, und das erste, was sie sieht, ist dein dicker weißer Arsch, der zwischen all den Seerosenblättern im Wasser treibt.«

»Sie kommt erst, wenn ihr Nymphaeum fertig ist.« Und dann, als habe das alles gar keine Bedeutung, als sei die Lüge längst schon geglaubt: »Hör zu, ich habe keine Ahnung, wer dieser Stadtfried ist. Aber wenn du willst, kannst du mir gern von ihm erzählen. Allerdings so, dass ich es verstehe ...«



»Um ehrlich zu sein, Stadtfried ist nicht sein richtiger Name.«

»Das ist mir egal.«

»Und er ist auch nicht alt. Im Grunde war er sogar jünger als du, als er anfang, Glashäuser zu bauen. Als er damit fertig war, lag die ganze Welt unter Glas.«

»Wann war das?«

»Vor ein paar Jahren.«

»Und was ist dann passiert?«

»Man hat alles wieder abgebaut und die Welt freigegeben.«

»Warum?«

»Weil es genügt, die Probe aufs Exempel zu machen.«

»Was für ein Exempel?«

»Alles unter Glas zu setzen, auszustellen, wie in einem Museum. Nur dass man ein solches Museum nicht mehr betreten muss, um zu sehen, was drin ist. Die Wände sind schließlich alle aus Glas. Und was man dahinter sieht, ist nicht das klägliche Abbild irgendeiner Geschichte, sondern die Welt, in der wir leben.«

»Du wolltest mir eine Geschichte erzählen.«

Es sind die Worte eines Kindes, ausgespuckt aus einem dreihundert Pfund schweren Leib, in dem sich irgendwo noch ein Gramm Hoffnung befindet, dass in all den Phantastereien eine Wahrheit liegt, die auf Wahrfähigkeit keinen Anspruch erhebt.

»Das Haus der Bücher hat keine Fenster. Und das Haus aus Glas hat eines zuviel«, hätte Universalis erwidern können. Aber das wäre keine Antwort, wäre nie eine gewesen.

Und so macht er nur ein paar Schritte nach vorn, legt seine Kleider und Schuhe ab und setzt sich auf den ausgemauerten Rand des Beckens, in dem sein Freund noch immer steht. Als er sieht, wie Dick die Kerze auf einem der Blätter festwacht, gleitet er ins Wasser.

»Wir sollten die Geschichte zusammen erzählen.«

»Wenn du beginnst.«

»Mit dem größten Vergnügen.« Und geht auf die Knie und verschränkt beide Arme vorm Körper und legt das Kinn darüber auf das kerzenlichtene Blatt. »Der Held unserer Geschichte heißt Dick.«

»Stadtfried«, kommt's von der anderen Seite des Blattes zurück.

»Dick Stadtfried. Er war das siebte Kind armer Bauersleute.«

Ein kurzer Blick, schon kann er beginnen.

»Die Familie wohnte tief im Innern des Landes, in einem Haus, das kaum mehr als eine Hütte war, mit dicken, verwitterten Mauern und Fenstern, bei denen es einem Abenteuer gleichkam, den Kopf durchzustecken.«

Ein letztes Aufschauen. Er würde keine Rechtfertigungen mehr brauchen.

»Dick steckte seinen Kopf nur ein einziges Mal durch das Fenster. Es war der Tag, an dem sein Vater starb. Gerade hatte er ihn noch gesehen, draußen auf dem Feld, gebeugt von der Arbeit und der Last des Himmels. Jetzt aber lag er auf dem Acker, das Gesicht nach unten und die Arme und Beine weit von sich gestreckt.

Als der Junge das Fenster öffnete und seinen Kopf durchschob, war es ihm, als folge er seinem Vater.

Als sie ihn umdrehten, sah er, dass sein Mund voller Erde war.

Erst viel später begriff er, dass er das Fenster nur geöffnet hatte, weil er glaubte, dahinter etwas anderes zu sehen. Was er dagegen sah, war die Welt, wie sie war. Und bald schon bekam er sie am eigenen Leib zu spüren.

Weil das Geld nicht mehr reichte, musste er erst die Schule und bald darauf auch das Haus verlassen und zu einem seiner Brüder gehen, auf dessen Hof es nicht nur genug Arbeit, sondern auch etwas Brot gab. Das Aufwachsen, so hörte er, würde dabei schon irgendwie mit passieren. Und wenn er nicht groß drüber nachdächte, dann ginge es ganz von allein.

Der Bruder aber drangsalierte ihn, so sehr, dass er es nicht lange aushielt und weglief.

Wohin er ging, weiß niemand. Wahrscheinlich folgte er einfach seinem Schicksal.

Als ihn die Mutter schließlich wiedersah, war aus ihrem Sohn ein junger Mann geworden, der eine Anstellung als Hilfspächter gefunden hatte, keine zehn Meilen von seinem Geburtsort entfernt.

Er sagte ihr, dass er jetzt siebzehn Jahre alt sei. Er wusste, dass sie nicht nachrechnen konnte, so wie es der Besitzer des Gartens getan hatte. Sie hatte es nie gelernt. Am nächsten Tag gab er seine Anstellung auf und verschwand.

Seine Mutter hörte erst Jahre später wieder von ihm. Wie sie erfuhr, stand er inzwischen im Dienste einer Gesellschaft zur Förderung der Gar-

tenbaukunst. Er war zweiundzwanzig. Der Garten unter seinen Füßen war fünf Mal so alt. Das, was er repräsentierte, noch zwanzig Mal älter.

Und doch war Dick zur rechten Zeit am rechten Ort, denn man war gerade dabei, den Garten, der eigentlich ein Park war, umzugestalten. Die Anweisung lautete, alle geraden Linien zu beseitigen und durch krumme zu ersetzen. Also beseitigte man alle geraden Linien und machte krumme daraus. Dick aber sah nur zu. Seine Aufgabe war es, den Rasen an ausgewählten Stellen umzugraben und aufzupassen, dass der Boden brach liegen blieb. Die Gesellschaft zur Förderung der Gartenbaukunst erkannte darin ein Stück Natur.

Ihn selbst aber erinnerte es an seinen Vater. Und daran, wie ihm der Schlag den Körper begradigt hatte. Und da wusste er nicht mehr, ob das Leben vorwärts oder rückwärts lief.

Er entschied sich, das Land zu verlassen. Die Neue Welt war gerade fern genug. Die Zigarrenspitze des benachbarten Herzogs lag jedoch näher.

Als er ihm mit einem glimmenden Stück Holzkohle Feuer gab, hielt sein Schicksal kurz inne. Dann tat es einen gewaltigen Sprung. Als es wieder auf dem Boden aufkam, war der Herzog verreist und Dick oberster Gärtner eines Gebietes, das so groß war, dass es ihm wie eine eigene Welt erschien. Wie sie entstanden war, wusste er nicht. Wohin sie ihn führte, konnte er kaum ahnen. Dafür aber sah er riesige Wälder und Wiesen so groß wie ein Dorf, Tempel, die niemandem mehr huldigten außer sich selbst, Fontänen, die grünes Wasser spuckten und schnurgerade Kaskaden, unter denen sich Stufen schliffen und Steine rundeten, dazu verwachsene Geometrien, aufgegebene Felder, hochherrschaftliche Gebäude, ein Fluss.

Das große Glashaus aber sah er zuletzt. Sein Dach war von riesigen Kiefern durchbrochen. Er hatte solche noch niemals gesehen.

Er wusste, dass er hierbleiben würde. Er war jetzt dreiundzwanzig. Die Welt hinter den Hügeln konnte warten.

Und das umso mehr, als der Herzog ein paar Wochen später zurückkehrte und ihm von seiner Reise erzählte. Was er hörte, ließ Dick erschauern – und machte ihn glücklich zugleich. Er spürte, dass es das Schicksal gut mit ihm meinte. Der Herzog aber erzählte. Und Dick hörte zu.

Sie standen unter einer der großen Kiefern, über ihnen die Wolken gezackt wie das Glas. Hinter den Hügeln aber lagen halbtote Kinder, aufgebrochene Frauen, Leiber in Ketten.

Der Herzog sagte, er sehe sie, jetzt, wo er zurückgekehrt sei, doch könne er ihre Stimmen nicht mehr hören. Er war taub geworden in der Welt gekrönter Häupter, endloser Botschaften und gelehrter Bibliotheken, in der Welt des diskreten Tamtam.

Jetzt aber war er zu Hause, war hier – und vor ihm saß Dick. Seine Stimme drang zu ihm, auch wenn er kein Wort sprach. Es schien beiden wie eine Erlösung. Über ihnen bogen sich die Kiefern im Wind. Sie würden alles neu bauen.

Schon am nächsten Tag begann Dick mit der Arbeit. Er ließ das alte Glashaus abreißen und die umstehenden Bäume fällen. Die Kiefern aber ließ er stehen. Er würde sie in den nördlichen Teil der Anlage integrieren. Die Gärtner dort legten gerade nach seinen Plänen einen Garten aus Nadelgehölzen an.

Im gesamten Areal verstreut gab es mehr als eintausend verschiedene Arten. Bald schon, das wusste er, würden es zweitausend innerhalb weniger Hektar sein. Die neuen Bäume und Sträucher kamen aus allen Himmelsrichtungen. Sie wurden wie Samen ins Land geweht.

Damit keines unbeachtet blieb, gab Dick Anweisung, die Gehölze links und rechts des Weges gemäß ihrer Größe zu ordnen. Sie sollten im Querschnitt zwei Dreiecke bilden, die sich ineinander spiegelten. In der Spiegelachse aber würde er laufen.

Indes, das Pinetum, wie er es nannte, war uneben, mitunter sogar abschüssig und steil. Man hatte das Gefühl, in den Bergen zu sein.

Die Kiefern aber kamen zum Schluss. Als der Herzog sie auf riesigen Wagen durch sein Land fahren sah, schien es ihm wie der Traum einer künftigen Zeit. Noch nie hatte jemand so große Bäume verpflanzt. Das Experiment, so schien es, war gelungen.

Kaum aber waren die Wagen entladen, ließ Dick Pferde und Kutscher wechseln und über dutzende Meilen tief ins Landesinnere, in seine einstige Heimat senden. Der Bruder hatte ihm geschrieben, dass die Mutter die große Fichte schlagen lassen wolle, welche der Vater zu Dicks Geburt gepflanzt.

Er war jetzt siebenundzwanzig. Und auch wenn die Mutter glaubte, dass er zwei Jahre älter sei, die Umtriebszeit der Fichte war noch lang nicht beendet. Außerdem, so schrieb er seinem Bruder, sei der Baum weit von der Hiebsreife entfernt, zumal der Zinsfuß des Waldes auch in Zukunft steigen werde.

Also ließ Dick den Baum ausgraben und zu sich bringen. Der Mutter aber schickte er Geld – und einen Wagen voll mit den kleingeschnittenen Resten einer großen Tanne, die im Nadelholzgarten des Herzogs doppelt vorhanden war. Sie würde ihr anstelle der Fichte als Brennholz dienen.

Als Dick den Baum die Hügel hinab ins Land ziehen sah, als er sah, wie er, einem gefangenen Riesen gleich, über Wiesen und Felder kutschiert wurde, die Spitze hob und das Wurzelwerk senkte, um schließlich das letzte Stück des Weges um enge Kurven geschoben zu werden, da war es ihm, als kippe die Welt hinter den Hügeln in sein Leben zurück.

Und er spürte, dass es an Zeit war, den nächsten Schritt zu wagen.

Er begann, mit riesigen Glashäusern zu experimentieren.

Als er anfang, war das Glas rau und dick und eingefasst in schwerem Holzwerk. Dunkel und trübselig schien ihm die Welt dahinter. Er dagegen würde sie hell und licht machen.

Dazu aber bedurfte es einer stabilen Konstruktion. Dick entschied sich, beim Holz zu bleiben. Es war billiger als Eisen und überdies leichter zu bearbeiten. Außerdem hielt es länger, auch wenn die Fichte eingegangen war. Ihr Holz war noch immer zu gebrauchen. Er ließ es ganz dünn schleifen.

Das Glas indes bereitete ihm Probleme – und ebenso die Architektur. Auf der Suche nach einer Lösung verließ er für eine Weile das Land. Den Herzog aber nahm er mit. Sie würden nichts als Glashäuser sehen.

Als sie viele Wochen später zurückkehrten, hatten sie sich entschlossen, einen Teil des Landes unter Glas zu legen. Beim Blick von den Hügeln hinab ins Tal entschieden sie, welcher es sei.

Noch am Abend desselben Tages begann Dick mit der Konstruktion des, wie er wusste, größten Glashauses der Welt. Es würde voll mit fremden Tieren und Pflanzen sein.

Wenige Wochen später begannen die Bauarbeiten. Sie würden nicht lange dauern.

Es gab ein Modell und für alles zwei Größen. Dick nannte sie Groß- und Kleinmodul. Groß- und Kleinmogul, so nannten die Arbeiter den Herzog und ihn. Aber Dick hörte nicht hin. Und selbst wenn, es war ihm egal. Alles, was zählte, war, dass sich das Glashaus vollständig aus ihnen zusammensetzen ließ. Er war jetzt dreiunddreißig. Seine Mutter war seit einem Jahr tot.

Die Arbeiten gingen wie geplant voran. Eine dampfbetriebene Maschine erleichterte den Zuschnitt des Holzes und sparte in einem Jahr den Lohn von zwei Dutzend Männern. Und das Beste: Die gelieferten Glasscheiben passten exakt in die Rahmen. Ihr handelsübliches Maß war auf Dicks Initiative hin um einen Fuß vergrößert wurden, und der Transport mit der Eisenbahn sorgte dafür, dass die Scheiben allesamt wohlbehalten ihr Ziel erreichten, auch wenn sie das letzte Stück des Weges auf Karren geladen und übers Land gezogen werden mussten, was zur Folge hatte, dass die ein oder andere brach. Aber das war kein großer Verlust, ja im Grunde war es ihm sogar egal. Der Anfang war gemacht – und das irdische Himmelreich in Bewegung, um die Schienenstränge schon bald zu verlängern.

Dick schlug vor, die Gleise direkt bis in den Park zu führen. Das Eisen, sagte er, würde sich dann von selbst darum kümmern, dass kein Glas mehr zerbricht. Allein, dass es auch nach dem Einbau nicht brach, dafür sorgte das Holz. Im Gegensatz zu einem Gerippe aus Eisen, das hatten ihm seine Experimente und das Studium zahlloser Schriften gezeigt, veränderte Holz bei Temperaturschwankungen seine Größe nur in geringem Maße.

Als Dick seine Berechnungen ein letztes Mal durchsah, fiel ihm auf, dass die vierzig Meilen hölzernes Verglasungsprofil, die er für den Bau des großen Glashauses brauchte, ausreichten, um bis nach Hause zu kommen. Es schien ihm wie eine andere Welt. Er würde eines Tages seinen Kindern davon erzählen.

Er stand auf und verließ das Zimmer, um nach dem Fortgang der Arbeiten zu schauen. Wie er hörte, hatten die Leute damit begonnen, das Haus den Großen Ofen zu nennen. Er verstand nicht, wie sie einem gläsernen Gebäude einen solchen Namen geben konnten. Die Hütten, in denen sie lebten, sahen viel mehr danach aus.

Das Glashaus (von Dick auch Pflanz- oder Treibhaus genannt) war im Grundriss rechteckig, darüber jedoch allseits gebog, so dass sein Querschnitt dem einer Basilika glich. Nüchtern betrachtet war es nichts anderes als die spiegelbildliche Verdoppelung jener an lange, steinerne Mauern gelehnten Glashäuser, die er auf seiner ersten Reise kennengelernt hatte, doch waren die großen Mauern jetzt alle verschwunden. Lediglich ein vier Fuß hoher Sockel nahm die Last des gläsernen Gewölbes auf und gab den



Druck, im Erdreich verschwindend, an selbiges weiter. Ganz oben aber ragte das Mittelschiff vierundsechzig Fuß in die Höhe. Lammellenbinder spannten es auf und gaben dem Haus seine Form. Insgesamt lagen fast vierzigtausend Fuß unter Glas.

Allein, es hätten noch viel mehr sein können. Eine Kathedrale aus Glas, mit riesigen Seitenflügeln, das war es, was Dick sich vorstellte, als er kurze Zeit später seine neue Heimat für einige Wochen verließ und durch das aufschießende Land fuhr.

Als er zurückkam, tröstete ihn der Gedanke, dass er schon bald Gelegenheit haben würde, eine solche zu bauen. Überdies war sein Glashaus auch so schon das größte der Welt. Selbst die Hallen der Bahnhöfe verneigten sich vor ihm – und deren Träger waren aus Eisen.

Die Krönung des von einer riesigen Halbtonne überwölbten Baus aber war die Konstruktion des Daches, das aus langen, sich über die Außenhaut rundenden gläsernen Zacken bestand, die wie aus dem Wasser ragende Rücken riesiger Fische aussahen und die er *ridge and furrow* nannte, obgleich weder der Begriff noch die Konstruktion von ihm stammten. Er würde die Sache später als *ridge and valley* zum Patent anmelden. Und: Er würde damit erfolgreich sein.

Es waren die Jahre, in denen die Geschichtsbücher so offenstanden wie die Mäuler der staunenden Masse. Ganze Kapitel waren noch ungeschrieben.

Jetzt aber ging es erst einmal darum, das nur spärlich vorhandene Sonnenlicht bestmöglich zu nutzen – und die Dachkonstruktion sollte Dick dabei helfen. Die schräggestellten Glasflächen, so hatte er errechnet, würden die morgens und abends flach über die Hügel ins Land fallenden Strahlen in einen rechten Winkel bringen, derweil die hoch über dem Pflanzhaus stehende Mittagssonne in seinem Inneren keinen Schaden würde anrichten können. Zudem, so teilte Dick dem leicht abwesend wirkenden Herzog mit, seien derart geneigte Scheiben bestens gegen Hagelschlag geschützt, viel besser jedenfalls als das alte Glashaus, bei dessen Abriss sich schließlich gezeigt habe, dass es nicht nur von den hochgewachsenen Bäumen durchbrochen, sondern auch von Hagelkörnern zersiebt worden war.

Dass die Längsseiten des neuen Glashauses von Nord nach Süd zeigten, sagte er dem Herzog nicht. Er konnte es ja mit eigenen Augen sehen.

Was der Herzog dagegen nicht sah – und auch nicht sehen sollte, selbst wenn er davon wusste – waren die tief in der Erde seines Landes liegenden Tunnel und Kanäle, durch die ein ganzer Wall gusseiserner Rohre lief, an deren Ende riesige Heizkessel thronen, die schon im ersten Winter zwei Tonnen Kohle pro Nacht fraßen. Nach Dicks Berechnungen galt es, eine Million Kubikfuß Luft zu erwärmen, ohne dass die Besucher im Pflanzhaus Notiz davon nahmen. Nichts sollte von der reinen Erscheinung ablenken, nichts die majestätische Erhabenheit des Bauwerkes stören.

Die Kohlebunker lagen meilenweit entfernt in einem kleinen Stück Wald, zwischen dessen Bäumen sich der ausgeblasene Rauch kräuselte. Dazwischen fuhren Menschen wie Material unter Tage umher, lief eine ganze Welt vor und zurück auf Schienen.

Oben aber glitten sie auf Kutschen durchs Glas, bewunderten Palmen, Kakteen und tropische Früchte tragende Bäume, deren Namen in Messingschilder eingraviert waren, erkannten Zuckerrohr und Papyrusstauden und fuhren mit feingliedrigen Händen über ein dreißig Fuß hohes Felswerk, in dem Erz lag und Kristall schimmerte. Goldfische schwammen zwischen Stalagmiten umher, und metallisch schimmernde Kolibris saßen in den Wipfeln der Bäume. Lemuren schwangen sich von Ast zu Ast. Sie nahmen das Glas gar nicht wahr.

Wer wollte, konnte sich ihnen über Treppen nähern oder in die Kronen der Bäume steigen, durch die sich ein Pfad wand. Im Grunde aber genügte es, über den Boden zu flanieren und sich im Geiste zu erheben, genügte es, erhaben zu sein.

Dick jedenfalls hatte alles dafür getan, mochte auch das Geld des Herzogs schwinden. Es war ihm egal.

Anfang und Ende der Promenade waren mit zwei steinernen Portalen markiert, die mit ihren Säulen und den vielen Verzierungen an einen Tempel erinnerten, in dem die Besucher schon bald zu Tausenden ein- und ausgingen. Man nahm es als Reminiszenz an die alte Größe eines neuen Landes.

Dick indes arbeitete bereits an seinem nächsten Project. Die Königin sollte kommen. Sie sollte kommen und staunen und seinen Namen verziern. Er drängte über die Hügel. Irgendwas schnürte ihn ein.

Fürs erste war es nur eine Handvoll Häuser. Sie lagen verstreut unten am Fluss. Sie verdarben den Blick.

Als Dick die Häuser wegreißen ließ, betrachtete er es als Teil einer Tradition, die der Gärtner des vorletzten Herzogs in seinem Bemühen, dem Land einen möglichst natürlichen Anstrich zu geben, begründet hatte. Die Häuser auf der Westseite des Fluss' hatten ihn bei seinem Wunsch nach Natur am meisten gestört. Also ließ er sie dem Erdboden gleichmachen, grub alles um und säte Rasen.

Allein, als er auch das andere Ufer in Natur verwandeln wollte, wurde er abberufen. Doch focht ihn das nicht weiter an. Noch auf dem Sterbebett gab er sich den Namen *Leistungsfähigkeit* und verkündete, als nächstes den Garten Eden umgestalten zu wollen.

Als Dick von ihm hörte, war Eden noch immer ein Teil des herzoglichen Landes, auch wenn es nur noch aus fünf Häusern bestand.

Er ließ sie allesamt wegreißen. Dann baute er den Ort, größer als je zuvor, hinter den Hügeln wieder auf.

Er würde vollenden, was *Leistungsfähigkeit* begonnen hatte – und danach ein neues Kapitel im großen Buch der Zeit aufschlagen. Mit etwas Glück, würde es das letzte sein.

Dick nannte Eden ein Modell-Dorf, auch wenn ihm ein Modul-Dorf lieber gewesen wäre. Allein, dafür was es noch zu früh. Oder zu spät, je nachdem. Die Kirche, um die sich die neuen Häuser gruppieren, war jedenfalls schon vor ihm dagewesen – seit einem halben Jahrtausend schon.

Und was *Leistungsfähigkeit* betraf, so war auch er hinter den Hügeln nicht untätig geblieben und hatte, kurz bevor ihn der Allmächtige holte, noch schnell einen riesigen achteckigen Stall bauen lassen, in dem nun schon seit Jahrzehnten all jene lebten, die seiner Natur im Wege gewesen waren.

Am schwersten aber wog für Dick die Tatsache, dass ihm der Herzog zwei Striche durch die zukunftssträchtige Rechnung gemacht hatte.

Weil er zu beschäftigt war, um sich mit seinen Umsiedlungsmaßnahmen zu befassen, und weil er wusste, dass er, je mehr er sich mit etwas befasste, umso weniger in der Lage war, sich für einen bestimmten Vorschlag zu entscheiden, hatte der Herzog kurzerhand alle Entwürfe akzeptiert, die ihm, da Dick für einige Wochen verreist war, sein vor Übereifer zwischen den Hügeln hin und her jagender Architekt unter die herrschaftliche Nase gehalten hatte. Als Dick selbigen bei seiner Rückkehr abging, hatte die aus der herzoglichen Bibliothek entnommene *Enzyklopädie sämtlicher Baustile* bereits angefangen, sich über alles Papier hinaus zu materialisieren.

Als Dick sah, was er sah, war er wie versteinert, doch fiel ihm – zu seinem wie des Architekten Glück – sogleich ein, dass das Dorf hinter den Hügeln lag und überdies mit einer Mauer versehen werden konnte, welche in der *Enzyklopädie* bislang fehlte. Die alte Kirche indes würde er später austauschen. Fürs erste genügte es jedenfalls, die Leichenhalle, welche infolge des alle Stile durchziehenden Bauwahns überflüssig geworden war, wieder mit Leben zu füllen. Dass sie völlig überdimensioniert war, erwies sich dabei für Dick als ausgesprochener Glücksfall, bot sich ihm doch dadurch die Chance, sämtliche vor Ort lebende Schweine darin unterzubringen, und dass um so mehr, als deren Haltung auf eigenem Grund und Boden inzwischen ebenso untersagt war wie der Anbau von Obst und Gemüse, schließlich gab es dazu am Rande des Dorfes ausgewiesene Flächen.

Gleichwohl, eines der kleinen Feldstücke blieb immer brach liegen, da die aus Seite zweihundertvierundneunzig herausgefallene Polizeistation plante, es als Austragungsort von in der Kneipe angezettelten Schlägereien zu nutzen – ein Vorhaben, das Dicks volle Unterstützung fand, schließlich war er um seine Pflanzen ebenso besorgt wie die Ordnungshüter um die Sicherheit der ihnen anvertrauten Bürger.

Und so ging's dahin. Und der Ort vor die Hunde.

Selbst die Kneipe verfiel und verkam, derweil die Zelle in der enzyklopädisch einwandfreien Polizeistation bald schon als Pensionszimmer angeboten wurde, wobei man es sich nicht nehmen ließ, das Nachtquartier trotz demontierten Fenstergitters als *besonders sicher* anzupreisen. Das Gitter indes legte man auf den Teich, der sehr klein war, neben der wegen anhaltenden Verfalls mit einer hohen Mauer umgebenen Kneipe stand und sich nicht mehr bewegte.

Gleichwohl, damit war erst eines der beiden vom Herzog geschaffenen Probleme gelöst. Das andere war dreiundsiebzig Jahre alt und nannte sich abwechselnd *Steineiche* oder *kleine Insel*. Eigentlich war er nur ein gewöhnlicher Pachtbauer, doch hatte er aus für Dick unerfindlichen Gründen vom Herzog die Erlaubnis erhalten, zu bleiben, wo er war, und alle Lockungen und Angebote, ins schöne neue Eden zu ziehen, prallten an ihm ab wie ein Ball an einer Mauer. Er wohnte lieber in seinem kleinen, baufälligen Haus auf hochherrschaftlichem Grund und wünschte, nicht gestört zu werden. Er war, so schien es, der letzte Starrkopf der alten Zeit.



Dick aber wusste, dass die Sache auf ein stilles Duell hinauslief. Und: Er würde nicht als Verlierer vom Platz gehen.

Der Grund für seine Versuche, den Alten zum Umziehen zu bewegen, waren indes auch dem Herzog bekannt, selbst wenn Dick, der längst mehr für ihn war als nur ein einfacher Gestalter des Landes, nicht offen mit ihm darüber sprach: Die Hütte des alten Mannes lag auf dem Weg, den die Königin nehmen sollte, mochte ein solcher bereits vorhanden sein oder auch nicht. Er war geplant und von der Abteilung Straßenneubauten des Königlichen Besuchswegeamtes für angemessen befunden worden. Und das war schließlich, was zählte.

Weil der alte Mann aber partout nicht weichen wollte, schenkte ihm Dick über Nacht eine Mauer, deren Steine derart mit weißer Farbe bestrichen waren, dass sie auf der gen Osten gewandeten Innenseite des Wort *Ha-Ha* formten, derweil auf der Außenseite *Aha* stand. Der Schriftzug wiederholte sich auf der gegenüberliegenden Seite, mit dem Unterschied, dass das *Ha-Ha* nun nach außen wies und im Innern *Aha* zu lesen war.

Inmitten der großen grünen Wiese gab es jetzt tatsächlich so etwas wie eine kleine Insel.

Zwei Wochen später war sie von ausgewachsenen Steineichen umgeben.

Als die Königin drei Tage später, in einer mondlosen Dezemberrnacht, ins Land zog, verkündete der neben ihrem Wagen herlaufende Dick am Ende einer langen Geraden, dass sie die erste Person der Weltgeschichte sei, die einen Kreisverkehr durchfähre. Die Königin nickte und lächelte – und blieb vollkommen stumm. Sie hatte keine Ahnung, was ein Kreisverkehr war.

Als sie hineinglitt, winkte sie den Steineichen wie eine Automatenfigur zu. Dann kam auch schon die nächste Gerade. An ihrem Ende aber glühte der Große Ofen.

Vierzehntausend Lampen. Und jede davon brannte nur wenige Stunden.

Das Licht war rot und grün und blau. Es spiegelte sich unten im Wasser und brach sich oben durchs Glas.

Es war elektrisches Licht. Der Wagen der Königin fuhr durch den steinernen Portikus direkt hinein.

Als sie ausstieg, stand vor ihr ein vierzig Fuß hoher Baum. Dick hatte ihn erst vor zwei Tagen von weither aus einem zu klein gewordenen Glas-

haus geholt. Er wollte dem Herzog zeigen, dass es nichts gab, das nicht verpflanzt werden konnte.

Vierhundert Männer hatten das alte Glashaus abgerissen, den Baum ausgegraben, ihn auf eigens dafür konstruierte Wagen gelegt, zwei Dutzend Pferde davor gespannt und zu ihm gebracht. Die Module machten es leicht, den Großen Ofen zu öffnen und den Baum einzusetzen. Alles, dachte Dick, während die Module rückklappten, alles lässt sich ganz einfach verfragen.

Weil jedoch die Arbeiter kaum geschlafen hatten und unachtsam waren, brachen beim Aufstellen des riesigen Baums einige Äste. Roter Saft spritzte heraus. Die Männer schrien. Ihre Kleidung sah aus, als wären die Körper darunter zerschossen.

Es war Drachenblut. Dick sagte, man habe es einst zur Mumifizierung von Toten verwandt und erst später erkannt, dass sich aus dem Harz auch Heilsalben herstellen ließen.

Der Drachenbaum schlug schnell feste Wurzeln.

Dem Herzog aber schien es, als sei sein Stamm aus in Ketten hängenden Leibern zusammengefügt. Er war dick und grau und verwachsen. Nichts verzweigte sich an ihm. Nur ganz oben gabelten sich die Äste, und der Baum nahm die Form eines Pilzes an. Oder die eines Trichters.

Jetzt aber stand die Königin vor ihm, und Dick hatte dafür gesorgt, dass sie eine Überraschung erlebte. Kaum dass sie aus ihrem Wagen gestiegen war, öffnete sich der Stamm. Eine Kapelle trat heraus und begann, auf tiefdunkelroten Violinen zu spielen. Der Herzog staunte. Die Königin war entzückt. Dick gab sich zufrieden. Die Kapelle absolvierte ihr Programm.

Dann ging sie zurück in den Baum, schloss die Tür und fuhr nach unten. Die Königin winkte. Sie glaubte, dass die Musiker in dem Stamm wohnten.

Aber da hatte Dick den königlichen Blick bereits in die Wipfel gelenkt und geleitete ihn durch Blätter und Beeren und Blüten in sämtlichen Farben und Formen und Größen. Es war ein Spaziergang. Dick und die königliche Gesellschaft flanierten unter ihrer eigenen Größe. Im Erdreich brannten die Lemuren.

Dick selbst hatte dafür gesorgt. Und der Herzog hatte ihm dabei geholfen.

Kurz vor dem Eintreffen der Königin hatte er Dick – geradezu beiläufig – mitgeteilt, dass es sich der Sage nach bei den Lemuren um Totengeis-

ter handele, vorzugsweise um solche von böser Natur, auch wenn es unter ihnen genug gäbe, die den Menschen freundlich gesinnt seien. Er sagte das ganz ohne Grund, ja, fast war es, als entsprängen die Worte einer jener herzoglichen Launen, die kein Gespür für die Wirkung einer Information hatten – und auch keines für den Wert des Weglassens oder Hinauszögerns einer solchen. Kein Wunder, dass er kurz darauf zu dichten anfing.

Allein, was der Herzog nicht wusste, ja noch nicht einmal ahnte, war, dass Dick die Zeilen, die er ihm vortrug, nicht kannte. Und ebensowenig wusste oder ahnte er, dass Dick die Worte auf sich bezog und überdies annahm, dass es der Herzog war, der hier sprach. Dabei konnte dieser das Gedicht noch nicht mal richtig zitieren – und vermengte überdies sämtliche Rollen.

Ob Solo oder Chor, es war ihm alles eins.

Er sprach:

Wer hat das Haus so schlecht gebaut,
Mit Schaufeln und mit Spaten?
Dir, dumpfer Gast im hänfenen Gewand,
Ist's viel zu gut geraten.

Wer hat den Saal so schlecht versorgt?
Wo blieben Tisch und Stühle?
Er war auf kurze Zeit geborgt.
Der Gläubiger sind viele.

In diesem Augenblick klopfte es an der Tür. Dick schien es wie eine Erlösung. Der Herzog aber rief:

Herein, herein!
Ihr schlotternden Lemuren,
Aus Bändern, Sehnen und Gebein,
Geflickte Halbnaturen.

Als daraufhin niemand eintrat, zuckte der Herzog kurz mit den Schultern, ließ den Rest vom Gedicht ärschlings zur Hölle fahren und setzte seinen Vortrag über die sagenhaften Lemuren fort.

Die bösen Geister, so sagte er, könne man austreiben. Dazu aber müsse das Oberhaupt des Hauses – und hier wandte er sich an Dick – um Mitternacht, wenn alle schliefen, im Hause umherlaufen und neunmal je eine schwarze Bohne hinter sich werfen. Dabei dürfe er sich aber keinesfalls umsehen, auch müsse er barfuß sein und schweigen. Erlaubt sei nur der Bannspruch, in dem es heißt: Mit diesen Bohnen lös ich mich wie ich auch lös die Meinen.

Vor der Zeremonie aber sei es die Pflicht des Hausvaters, seine Hände am Brunnen zu waschen und nach getaner Arbeit neunmal zu beten, wobei er jedes Mal ausrufe: Ziehst von dannen, ihr Seelen meiner Ahnen. Dies alles natürlich in einem beschwörerischen Ton und so weiter.

Nun, es ist gewiss nicht schwer zu erraten, dass Dick die Geschichte wie ein einziges Schauermärchen vorkam und er darin nichts als den Hokuspokus vergangener Zeiten erblickte. Doch wollte er sichergehen, dass nichts den Besuch der Königin störte, und seien es auch nur die Hirngespinnste der Alten und Toten. Und so befahl er, die Lemuren von den Bäumen zu locken und sie hinab in die Schächte zu bringen, wo man sie sogleich tötete und ihnen die Knopfaugen austach. Das sparte ihm sämtlichen Ärger – und dem Herzog zehn Pfund Kohle.

Unter Tage aber fanden sie in dieser Nacht keine Ruhe, denn kaum dass die Königin das Glashaus verlassen und sich mitsamt ihrem Gefolge in den zweihundert Zimmern des herzoglichen Schlosses verteilt hatte, strömte auch schon das Volk herbei, formte vor dem Eingang des Glashauses einen auf dem Kopf stehenden Trichter, scheuerte sich die Haut wie die Kleider an den steinernen Säulen und stand kurz darauf andächtig vor einer Zwergbananenstaude, von der es hieß, die Königin habe sie mit bloßen Händen berührt. Keiner wagte zu sprechen. Nur einer schrieb später in sein Tagebuch: ›Die Kunst übertrumpft hier die Natur ganz und gar. Es ist noch besser als auf den Inseln.‹

Im Wald leerten sie unterdessen die Kohlebunker und füllten sich die Lungen mit Rauch, der aus vergitterten Kanälen bleckte.

Dick aber stand in einem seiner Zimmer und schaute hinab auf den großen brennenden Ofen, dessen Lichter nach und nach erloschen. Sie platzten wie Seifenblasen. Er hatte es so gewollt.

Am nächsten Morgen reiste die Königin um Punkt neun Uhr ab. Weil es kalt war, nahm sie den Weg durch das Treibhaus. Auf dem Boden lag kein



einziges Blatt, und nicht ein Fußabdruck war mehr zu sehen. Ein Dutzend von Dicks Männern hatte über Nacht alle Spuren des Volkes beseitigt.

Dick stand derweil unter dem steinernen Portikus und winkte der Königin nach, bis von ihrer Kutsche nichts mehr zu sehen war. Als er die Hand schließlich herunternahm und sich zum Gehen wandte, sah er den Herzog unter einem scharlachroten Rhododendron sitzen. Er wusste, dass ihn der Besuch der Königin teuer zu stehen gekommen war. Die fünftausend ans Volk verkauften Karten hatten noch nicht einmal die Kosten für die Beleuchtung gedeckt.

Und doch, mochte ihm auch das Wohl und Wehe der ganzen Welt egal sein, so nannte es der Herzog ein Glück, dass die Königin ihr Kommen so überaus kurzfristig angekündigt hatte, schließlich entlaste das nicht nur sein Gewissen, sondern auch seine Planungen für das kommende Jahr. Denn, so fügte er, kaum dass sich Dick zu ihm gesetzt hatte, hinzu: Lieber drei stumpfsinnige Wochen unter müden, missgelaunten Männern, als dass einem die Ankunft einer Frau monatelang nicht schlafen lässt.

Im Gegensatz zu Dick heiratete der Herzog nie. Es sei, so hatte er ihm einmal gesagt, keine schöne Vorstellung, seine Pflichten zu verdoppeln und seine Rechte zu halbieren.

Dick war jetzt vierzig Jahre alt. Er hatte Frau und Kinder. Es war an der Zeit, das Erreichte zu sichern – und noch einen Schritt weiterzugehen. Die finanziellen Reserven des Herzogs gingen langsam zur Neige. Dick wusste, dass er nicht für immer hierbleiben konnte. Der Gedanke schnürte ihm plötzlich das Herz. Er entschied sich, für eine Weile zu verreisen.

Als er zurückkam, hielt er ein kleines Gewächshaus in den Händen. Es war kaum größer als ein Schuhkarton. Darin aber lag der Setzling einer Riesenseerose – und schon bald begann sie zu wachsen.

Nach sechs Wochen maßen die Blätter bereits einen Meter und nach weiteren sechs Wochen zwei. Sie waren rund und schwammen im Wasser wie riesige Teller aus grünem Papier.

Dick hatte ihr im Glashaus ein eigenes Bassin bauen lassen. Aus Holz. Und mit Zink ausgeschlagen. Die Konstruktion, das wusste er, ließ sich auf diese Weise leichter beheizen. Um jedoch ganz sicherzugehen, brachte er am Rande des Beckens noch ein kleines Rädchen an, mit dessen Hilfe das Wasser beständig um die Pflanze strömte und sie glauben machte, sie sei zurück in dem Fluss, aus dem sie entnommen worden war.



Am Abend des achten November erlag die Riesenseerose dieser Fiktion. Zwischen den großen, grünen Blättern zeigte sich eine schlohweiße Blüte. Es war die erste ihrer Art in diesen Breiten. Dick hatte den Wettstreit gegen die Natur gewonnen – und im Namen des Herzogs auch das Rennen gegen ein paar dutzend vornehme, schlohweiße Blüten züchtende Häupter.

In den kommenden Wochen eilten sie alle herbei.

Dick aber wusste, dass das Bassin zu klein geworden war. Es war an der Zeit, der Seerose ein eigenes Haus zu bauen.

Indes, da man ihr bereits den Namen der Königin gegeben hatte, war es an ihm, der Regentin eines der Blätter zu schicken und eine Knospe beizulegen. Ein transportables Glashaus sorgte dafür, dass nichts verwelkte, und dank der Eisenbahn war das kleine Arrangement schon am nächsten Tag da.

Und dann ging alles ganz schnell. Die Seerose bekam ein eigenes Haus, der Herzog frisches Geld und Dick von irgendwoher den Auftrag, die Welt neu zu machen. Und auch wenn das Holz knapp wurde – Eisen und Glas gab es inzwischen genug. Alles, was Dick jetzt noch tun musste, war, ein paar tausend Module aneinanderzureihen und ...«

»Ich will nicht, dass du weitererzählst.«



In dieser Nacht träumen sie. Einen Kollektivtraum, so steht's geschrieben. Jedoch: kein homogenes Gespinnst, kein synchrones Erleben, noch nicht einmal eine Kette aus luftigen Gliedern, die sich durch die Köpfe zieht, sie zusammenbindet wie Sklaven an den Grund ihres Herrn. Oh nein, der Traumfaden folgt keiner Linie, keiner Kontinuität, springt lieber hierhin und dahin, reichert sich an, fächert sich auf und verändert die Form, bekommt hier und da etwas Farbe, wird verkürzt und verändert sich selbst, und nimmt sich dabei nicht mal die Zeit auszuträumen, sondern flüppt weiter, immer so, als würde in dunkler Nacht gerade irgendwo ein Licht angehen – und er müsse hin. Der Traumfaden, er spinnt sich eine Geschichte zusammen, die er gleich wieder vergisst. Was soll denn das werden, wie will er's verweben? Er verwebt's, weil er ist. Er baut sich seinen eignen Kokon.

Der Wellblechzaun, der eiserne Vorhang, er hat längst aufgehört, eine unüberwindbare Barriere zu sein, ist nur noch der Reiz, den der Traum braucht, um zu entstehen. Und so fliegen die Gedanken über den Zaun wie Luftschlangen über einen Tisch, einen Stuhl, einen Schädel vielleicht, gehen durch ihn hindurch und graben sich vermittels des Erdreichs ins Innere ein. Alles ist wahr – und die Projektionsfläche dahin. Sie schauen jetzt von der anderen Seite in Richtung des Zauns. Sehen sie ihn? Wo ist innen, wo außen? Es schert sie nen Dreck. Sie träumen. Sieh nur, sieh, wie sie träumen!

Er sitzt direkt an der Tür, der Stahltür, der schweren, und schaut durch die eisernen Fenster nach draußen. Um ihn herum alles voll Leute. Er muss aufpassen, muss sich sputen, muss der erste am Fluss unten sein. Die Weiber sind keine Gefahr, aber der Pfarrer, der hält was unterm Rock versteckt. Er schaut aus dem Fenster, doch das Fenster ist zu hoch, er kann nur den Himmel sehen. Gott sitzt auf einer Wolke und angelt. Zieht mit der Strömung flussabwärts und fischt alles leer. Und mit jedem Fisch, den er fängt, kommt ein neuer Gast in die Kirche. Wo kommen die denn alle her? Die hat er hier noch nie gesehen! Alles Männer. Einer kommt im Bachforellenkostüm. Er sucht draußen nach einem Regenbogen, findet aber keinen. Gott fängt derweil einen Walfisch. Der Walfisch passt genau in die Wolke. Gott angelt trotzdem weiter.

»Der Walfisch, es ist der Leviathan!«, ruft der Pfarrer.



»Zwei Walfische, zwei Leviathane«, schallt's ihm von oben entgegen.

Draußen zieht Gott einen zweiten Walfisch empor.

Die Empore!, durchschaudert's ihn da. Aber da fallen sie ihm bereits vor die Füße, drängen vorbei, raus, runter, zum Fluss. Der Wal, so hört er, hat Gott verschlungen.

»Weißt du, ich hatte immer Angst davor, eine Tür zu öffnen, von der ich nicht wusste, was mich dahinter erwartet. Und dabei konnte ich mir immer sicher sein, dass es nie der Tod sein würde, dem ich in die Augen zu blicken hätte. Ich wusste es von Anfang an. Und jetzt ist es nicht anders, nur dass ich diesmal nicht die geringste Angst verspürt habe und mir der Tod nichts anhaben kann, denn ich weiß, dass es deine Augen sein werden, in die zu blicken ich gezwungen bin – und dass du es bist, der sterben wird.

Verzeih mir, ich rede daher und denke nur an mich, statt mich um den zu kümmern, der hier vor mir liegt. Dabei tut es so gut, deine Hand zu halten.

Sie ist kalt. Ich werde sie dir wärmen. Du wirst eine warme Hand brauchen.

Willst du denn gar nicht wissen, wozu?

Oh, verzeih, du kannst nicht sprechen, wie konnte ich das nur vergessen. Deine Zunge gehorcht dir nicht mehr. Ein altes, schmutziges Stück Fleisch, das dir den Mund von innen verstopft.

Glaub mir, ich weiß, dass du alles dafür geben würdest, sie hinunterzuschlucken. Sogar dein Leben. Vielleicht sogar ganz besonders dein Leben. Nur darfst du nicht glauben, dass du der einzige bist, der hier leidet. Ich hätte mir deinen Anblick auch ersparen und dich zu meinen Erinnerungen legen können, hätte das Gras drüber wachsen lassen können, auf dem wir damals gelegen. Aber jetzt, jetzt bist du es, der vor mir liegt. Achtzehn Jahre sind eine lange Zeit. Es ist viel passiert. Du bist alt geworden.

Soll ich dir die Augen zunähen? Nein? Aber du schaust mich ja doch nicht an. Warum also nicht? Es sind nur wenige Stiche. Erinnerst du dich, nur wenige Stiche ... Wenn du mich anschauen würdest, würdest du sehen, dass mein Mantel voller Staub ist. Du solltest es dir wirklich einmal anschauen. Ich habe es für dich getan. Ich habe deinen Sarg mit bloßen Händen gesäubert, regelrecht ausgewischt habe ich ihn. Du siehst



es nicht? Nein? Dann stell dir einfach vor, wie jemand warmes Blut von den kalten Fliesen eines Schlachthauses leckt.

Ich weiß, dass du mich hörst. Weil man die Ohren mit einer Hand nicht verschließen kann. Aber ich will nicht, dass du dich quälst. Das musst du mir glauben. Ich halte deine Hand nicht umsonst. Ich halte sie für uns, verstehst du, für uns, auch wenn du sterben wirst und es für mich hier keinen Tod geben kann. Du darfst mich trotzdem nicht loslassen. Du wirst nämlich eine warme Hand brauchen, bald schon, ganz bald.

Willst du wirklich nicht wissen, wozu? Verzeih, das war dumm von mir. Natürlich weißt du es. Dein Kopf hat dir die Antwort längst schon gegeben. Ein Schrei in deinem Innern, den ich nie hören werde. Aber das ist nicht wichtig. Wichtig ist nur, dass du alles wahrnimmst, was um dich herum geschieht – dass du siehst, *was mit dir passiert*.

Ich fürchte, ich werde ein paar Dinge beschreiben müssen, damit die Bilder durch dein offenes Ohr zu dir dringen – damit ich eindringe in dich. Wir wollen schließlich sichergehen, dass sie dein Herz auch erreichen. Aber es gibt noch einen anderen Grund, warum ich dir ein bisschen was beschreiben muss. Es fällt mir nicht leicht, die Sache zu erklären, und glaub mir, du könntest deine Augen auch öffnen, das würde es mir nicht leichter machen, im Gegenteil. Sagen wir einfach, es gibt da etwas, das außerhalb deines Gesichtskreises liegt. Vielleicht sogar mehr, als du glaubst. Aber du brauchst keine Angst zu haben, ich bin bei dir, und was uns zu unserem Glück noch fehlt, werde ich holen. Ich werde alles holen, was du brauchst.

Wir sind durch den Wald gekommen. Wir sind den Schienen gefolgt, zwischen denen die Vögel sitzen, die ihre Gesichter im blanken Metall der Gleise spiegeln und ihre Schnäbel daran wetzen, um die Schotterkrumen aufzupicken.

Wer *wir* sind? Oh, keine Sorge, ich werde es dir gleich erzählen. Ich will nur noch schnell die Vorhänge aufziehen. Wir wollen doch nicht, dass unser Besuch Angst bekommt, wenn er den Raum hier betritt.

Es ist viel zu dunkel hier drin. Dabei gibt es draußen so viel Licht.

Der Ausblick, er ist phantastisch! Du stirbst im Angesicht Gottes! Wie kannst du dich nur davor verschließen? Glaubst du wirklich, du kannst dich vor Gott verschließen? Oder vor mir? Oh nein, das kannst du nicht, das kannst du ganz gewiss nicht.



Wie herrlich die Aussicht doch ist. Ich kann sogar den Friedhof sehen, auf dem du bald liegen wirst. Es sind zwei Friedhöfe, ich weiß. Aber keine Sorge, du weißt, von welchem ich rede.

Ich sollte deine Hand wieder nehmen. Du darfst sie nicht unter die Bettdecke ziehen, es ist keine gute Wärme da. Also gib sie mir zurück. Gib sie mir ... Ja, so ist gut. Siehst du, wie kalt sie geworden ist. Ganz kalt ist sie geworden. Und ich will nicht, dass sie kalt wird. Das habe ich dir doch gesagt, nicht wahr, ich habe gesagt, dass sie nicht kalt werden darf. Wir werden dein warmes Händchen schließlich noch brauchen.

Soll ich dir sagen, wer draußen vor der Tür auf dich wartet? Ja? Nein? Na schön, lass mich dir ein kleines Rätsel aufgeben. Wenn du die Antwort weißt, drückst du fest zu. Und keine Angst, du wirst mir nicht wehtun, du nicht.

Also, fangen wir an.

Es ist ein Mann.

Er ist noch recht jung.

Er hat dich noch nie zuvor gesehen.

Und du hast ihn auch noch nie ... War das ein Drücken? Nein, das war kein Drücken, das war überhaupt nichts. Also weiter. Ihr habt euch noch nie gesehen, und doch hat er dir etwas voraus, denn er weiß, dass es dich gibt.

Er hat trotzdem Angst hereinzukommen.

Und du, hast du auch Angst? Hast du?

Entschuldige, wie kann ich dich nur so etwas fragen. Natürlich hast du Angst. Du brauchst keine Bilder, die Ahnung, die aus meinen Worten entsteht, ist schlimm genug. Aber ich sollte nicht länger warten, sondern ihn hereinholen – *deinen Sohn*.

Warum öffnest du nicht die Augen? Du solltest ihn dir wirklich ansehen, er steht vor dir im schönsten Licht. Sieh doch, was ich mit seinem Haar gemacht habe. Schau es dir doch nur einmal an. Du wirst nicht mehr oft Gelegenheit dazu haben. Im Grunde nur noch diese eine hier, wie mir scheint.

Also, wovor verschließt du dich? Vor ihm? Oder vor dem Tod? Oder ist es dein Leben, in das zurückzublicken du dich nicht traust? Aber wer weiß, vielleicht gibt es da ja nicht mal einen Unterschied. Nun, wir werden sehen.



Er wird jetzt wieder gehen. Hast du verstanden? Dein Sohn verlässt jetzt wieder das Zimmer. Die Schritte, die du hörst, sind seine. Er ist gekommen, um dich zu beerben. Aber das ist längst noch nicht alles. Du wirst es erleben. Oh ja, das wirst du, und wenn es das letzte ist, was du tust.

Wie warm deine Hand ist. Ich werde sie gleich brauchen. Aber erst muss ich mich noch entkleiden.

Du öffnest deine Augen noch immer nicht? Du bist wirklich alt geworden.

Oder spürst du, dass ich mich gar nicht entkleide? Weil ich noch immer deine Hand halte. Aber ich darf sie nicht kalt werden lassen. Sie muss warm sein, wenn ich sie zu mir führe. Ich würde sie sonst zu sehr spüren. Ich würde *dich* zu sehr spüren.

Ich weiß, dass du dich erinnerst. Du erinnerst dich genau, ich brauche es dir nicht zu erzählen. Wir können die Geschichte ruhen lassen. Du weißt, wie sie ausgeht. Oh nein, ich meine nicht deinen Tod, das ist nur ein kleiner Teil davon. Ein unvermeidlicher, gewiss, doch letztlich nur ein Teil. Ob es für dich ein schöner wird, wage ich nicht zu sagen. Für mich dagegen ist er es schon.

Ich werde jetzt deine Hand nehmen und sie in mich einführen, damit sie mich ein wenig mit dir sterben lässt. Ein kleiner Tod neben dem großen. Und während ich alles Glück erfahre und du stirbst, wird dein Sohn von all seinen Ängsten befreit ins Zimmer treten und zu uns ans Bett kommen, um aus deiner erkaltenden Hand den Kamm zu empfangen, den ich im Moment des größten Glücks in sie hineinlegen werde, auf dass er mir mein Haar kämme und mich für die Zeit der großen Trauer vorbereite – und sich zu deinem Nachfolger kröne an diesem einst so trügerischen Ort.

Er lehnt am Zaun und liest nochmal, was er geschrieben. (Hat er das geschrieben? Hat er wirklich ...? Der Rhythmus ist so ... Egal, los geht's.) Die Kegel sind innen hohl und oben raucht's raus. Beim Bergankegeln kommen die Kugeln von alleine zurück. Selbst neben den Schienen laufen sie wie auf. Dabei sind es eigentlich Rinnen. Eine links, eine rechts und hinten gibt's auch eine. Ist wie bei den Menschen. Das Steigungsverhältnis beträgt 1 : 40. Nur 0,02 % aller Streckenkilometer bei normalspurigen Eisenbahnen weisen ein Steigungsverhältnis von 1 : 40 oder noch weniger auf.



Noch weniger ist noch seltener. Das heißt nicht vorhanden. Irgendwann wird es Schmalspurbahnen geben. Schmalspurbahnen können bis 1:33. Aber die Leute darauf nicht kegeln. Schmalspurbahnkegelvereine werden nicht viele Mitglieder haben. Das ist heute schon abzusehen. Heute Komma kegeln sie im Langschub. Langschub auf Langbahn auf Schienenstück. Normalspur, 1435 mm. In Kurven sind's nochmal dreißig mm mehr. Kurven gibt es auf der Langbahn nicht. Das Kegelrund wurde abgeschafft. Es bestand nur aus Kurven. Das hat die Kugel irritiert. Sie wusste nicht, wo vorn und wo hinten ist. Jetzt erkennt sie es an der Rinne. Mit Rinnen kennt sie sich aus. Und links und rechts lernt sie auch noch zu scheiden. Problem: In der Wahrnehmung der Kugel ist die Langbahn auch eine Kugel. Exkurs: Die Langbahn besteht unten aus Lehmerde und oben aus Sand, Blut und Hammerschlag. Das gibt einen schönen festen Belag. Hammerschlag und Belag reimen sich. Wenn eines Tages Zement, Asphalt und Marmorplatten kommen, ist es mit der Reimerei vorbei. Exkurs Ende. Problem: In der Wahrnehmung der Kugel ist die Langbahn (= Erde) noch immer eine Kugel. Der Himmel sowieso. Die Kugel hat beim Spielen immer das Gefühl, auf der Innenseite der Erde entlangzurollen und in den Himmel zu schauen, der in der Erdmitte liegt. Dann müsste die Erde aber hohl sein. Das ist natürlich Quatsch – und das Problem damit gelöst. Erklärung: Hohl sind nur die Kegel. Das wurde bereits erwähnt und muss nicht mehr eigens bewiesen werden. Es gibt Leute, die glauben, dass der Dampfausstoß der Kegel ungleichmäßig erfolgt. Sie führen das auf Spannungen innerhalb der Kegel-Gruppe zurück. Die Spannungen haben nach Ansicht dieser Leute zur Spaltung der Gruppe geführt. Über die Art der Spaltung wurde auf der Langbahn lange diskutiert. Anschließend wurde die Sache in die Breite gezogen. Kegelzahl und Aufstellung waren irgendwann nur noch Randbedingungen. Der Vorsitzende des Normalspurbahnkegelvereins versuchte sich in einer Ausgründung. Er gründete den Normalspurlangbahnkegelverein. Er wollte die Sache auf die kurze Bahn schieben. Irgendjemand maß nach. Sechsenddreißig Fuß, bei zwei Stückchen Schiene. Das ging nicht durch. Der Vorsitzende löste den Normalspurlangbahnkegelverein auf und trat von seinem Amt im Normalspurbahnkegelverein zurück. Er hatte Tränen in den Augen. Die Leute führten es auf Spannungen innerhalb des Vorsitzenden zurück. Dann diskutierten sie weiter. Die Diskussionen über die Spaltungsarten haben zur Spaltung



der Gruppe geführt, die glaubt, dass der Dampfausstoß der Kegel ungleichmäßig erfolgt. Seitdem werden Mischformen, Koalitionen und Mischkoalitionen gebildet. Dass die Kegel innen hohl sind, bezweifelt niemand. Die Tagesform entscheidet. Die Gruppe, die die Links-Rechts-Mitte-Spaltung favorisiert hat, hat sich inzwischen aufgelöst. Ihr Spaltungsschema basierte auf der Aufstellung der Kegel im Dreierquadrat. Das Dreierquadratkegeln wurde wegen Verstoßes gegen die himmlische Dreizahl verboten, die Leute wegen Gotteslästerung angeklagt und die Zahl der Kegel auf zehn erhöht. Der Dampfausstoß der Kegel erfolgt jetzt noch unregelmäßiger. Die Spieler sind verunsichert. Unbekannte haben folgende Warnung ins Aufsatzbrett der Kegelbahn geritzt: »Erst eins, dann zwei, dann drei, dann vier, dann steht die Kugel vor der Tür.« Unter dem zehnten Kegel fand man einen Zettel, auf dem stand: »Die Oben-Unten-Spaltungs-Gruppe sucht noch theoretisch versierte Köpfe zur Ausdehnung ihres Ansatzes auf das Ebenebahnkegeln.« Offensichtlich eine Finte. Die Anordnung der Kegel im Dreieck wird trotzdem diskutiert. Die Aufstellung eines Königs gilt als unwahrscheinlich. Der Vorschlag, Löcher in die Kugeln zu bohren, wurde abgelehnt. Das eine, heißt es, hat mit dem anderen nichts zu tun. Es gibt ein Bild, das zeigt Bauern beim Kegeln. Sie haben nur einen Kegel. Er ist klein und sieht aus wie ein abgehackter Finger. Oder noch Schlimmeres. Er steht mitten auf dem Hof. Die Bauern haben keine Kegelbahn. Dafür vier Kugeln. Sie sind aber zu fünf. Der fünfte Bauer steht hinter einem Misthaufen und pisst gegen eine Bretterwand, die offenbar keine andere Funktion als ebendiese hat. Zwar hängt an der Wand ein kleiner Krug, aber der ist nur Zierde und hat keine Funktion. Da der fünfte Bauer gegen die Mauer pisst, fällt das Fehlen der fünften Kugel nicht auf. Der abgehackte Finger wirkt dadurch jedoch noch bedrohlicher. Was, wenn ... Die Fenster im Haus nebeneinander sind so groß wie Schießscharten. Das Haus ist nur Kullisse. Hinter dem Haus: hügeliges Land, Buschwerk, Feld. Hintergrundkullisse. Die Bauern, vorn, schauen alle auf den Spieler, links. Er ist tief gebeugt, hält die Kugel vors Gesicht. Die Haare unter seiner Kappe wirken wie die Reste einer Perücke, grob gespitzt, wie das Muster eines märchenhaften Kamms. Die Kappe selbst ist braun und hat die Form eines von Schnecken zerfressenen Steinpilzkopfes. Auf der Oberseite ist deutlich eine Eindellung zu erkennen. Es sieht aus, als habe der Spieler die Kugel auf seinem Hut getragen. (Sie auf den Kopf bekommen?) Der zweite Bauer,



rechts von ihm, hält die Hände hinter dem Rücken verschränkt. Er hat eine Knollnase und einen knallroten Hut. (Ein Barrett?) Der dritte greift mit der rechten Hand auf Brusthöhe in seine Jacke (eine beredte Geste?) und mit den Fingern der linken in etwas, das vor ihm auf dem Boden steht. (Eine große Kugel?). Der vierte steht da und erwartet den Wurf. Er hat die Kappe tief ins Gesicht gezogen, die Haare darunter gleichsam gespitzt. In seiner rechten Hand ein dünnes Pfeifchen, das aussieht, als wär's aus Papier. Der Himmel über den Bauern wolkenverquollen. Hinter dem Spieler ganz links eine steinerne Wand. Sie scheint zu keinem der Gebäude zu gehören. Eher eine Mauer, denn eine Wand. Darin, ganz oben, eine Öffnung. Davor ein hölzerner Fensterladen. Er steht offen. Licht fällt ein. (Sonnenlicht?) Dahinter ist ein schmaler Streifen blauen Himmels zu erkennen. Der Spieler wirft einen Schatten vor sich in den Dreck. Er ist hufeisenförmig. Es ist sein Schatten. Gleich wird er werfen. Allein, ob das Bild wirklich Bauern beim Kegeln zeigt, scheint plötzlich unklar. Die drei Kugeln sind nach den Würfeln (von wem?) nicht beiseite geschafft worden. Sie liegen noch immer zwischen den drei Beobachtern im Dreck. Überdies sind zwei der Kugeln vor dem Kegel(?) liegen geblieben. Eine ist leicht eingesunken. Der Spieler zielt. In einer Tür, in einem der undurchsichtigen Schuppengebäude im Hintergrund, ist ein Loch. Es ist genauso groß wie die Kugel, die der Spieler in der Hand hält. Gleich wird die Kugel einen eigenen Schatten werfen, ihn vor sich herschieben, ihn zu überrollen versuchen. Der Spieler steht vor dem Schuppen. Hinter ihm der Misthaufen. Und dahinter, in der Ecke, der gegen die Wand pissende Mann. (mingens ad parietem?) Er sieht das Loch nicht. Und selbst wenn, es ist viel zu weit oben, als dass er dadurch in den Schuppen schauen könnte. Und die Tür lässt sich auch nicht öffnen. Es gibt keinen Griff, keine Klinke, nichts. Überdies hat jemand (zur Sicherheit? Wovor?) von oben ein dickes Brett vor das Türblatt gezimmert. Es heißt, das Ende der Welt sei mit Brettern vernagelt. Hinter dem Ende der Welt aber ... Es gibt ein Bild, das zeigt eine Kegengesellschaft. Darauf fünfzehn Personen: elf Männer, eine Frau, drei Kinder, zwei Hunde. Einer der Männer kegelt. Vier andere wirken verdächtig. Erstens: der Mann ganz rechts auf dem Bild. Er schaut von dem Kegelspieler weg (zu der Frau) und hält dabei etwas in der Hand, das wie ein Stock oder eine Peitsche aussieht. Zweitens: der sitzende Mann links neben ihm, der, eingerahmt von zwei anderen, zu dem Kegelspieler, der gleich werfen wird, aufschaut. Es hat den



Anschein, als verdächtige er ihn eines Verbrechens. Offenbar eines, das erst noch begangen werden muss. Drittens: der Gendarm links hinter dem Kegelspieler. Er hat seine Hände in einer auf Zuschlag hoffenden Geste vor der Brust gefaltet und fixiert den Spieler von der Seite. Sein Blick wirkt fordernd. Er scheint nur darauf zu warten, dass der Spieler endlich wirft. Viertens: der Mann mit dem lindgrünen Hut im Hintergrund. Er schaut verstohlen zu dem Kegelspieler. Es sieht so aus, als wisse er, dass gleich ...

»Weißwolkigtes Zeug flaggt über den Himmel, zieht Bahnen und Schlieren, als hätte Gott Durchfall. Aber wohin soll Gott auch sonst scheißen, wenn nicht in den Himmel? Auf die Erde?«

»Was haben Sie da, Jakob?«

»Ein Stück Papier, mein Herr.«

»Das sehe ich. Ich würde aber gern wissen, woher sie es haben.«

»Es hing am Zaun.«

»Und Sie hatten klebrige Hände ...«

»Dann würden Sie es jetzt nicht in den Ihren halten.«

»Weißwolkigtes Zeug flaggt über den Himmel, zieht Bahnen und Schlieren, als hätte Gott Durchfall.« – Klingt, als wäre unter diesen Männern, die aussehen, als würden sie sich beim Scheißen den Rotz aus der Nase blasen, ein Poet.«

»Ich weiß nicht, vielleicht ist es ja nur ein versteckter Hinweis. Ich meine, nach allem, was ich gesehen habe, bauen sie die Kirche hier ohne Abtritt. Ist jedenfalls weder im Grundriss noch in sonst einem der Pläne einer vermerkt.«

»Und die Gutsherrenloge, die man mir verkauft hat?«

»Ist vorhanden. Westseite, verglast, bester Blick auf den Altar.«

»Und kein Abtritt dazu?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Glauben Sie, dass Gott auf die Erde scheißen würde, Jakob?«

»Was?«

»Glauben Sie, dass Gott auf die Erde scheißen würde?«

»Ich ... ich weiß es nicht.«

»Glauben, nicht wissen, mein Lieber. Glauben!«

»Ich glaube ... ich hoffe, dass er es nicht tut.«

»Und wir, können wir in den Himmel scheißen?«



- »Wir könnten die Rohre des Aborterkers ... nein, das könnten wir nicht.«
- »Was schlagen Sie also vor?«
- »Wir sollten die Pläne ändern.«
- »Einen Teufel werden Sie tun!«
- »Ich ...«
- »Schon gut, Jakob, lassen Sie mich das machen.«
- »Trutz von Trübestrom, nehme ich an.«
- »Ganz recht, der Herr, Trutz von Trübestrom, Käufer einer Loge ohne Abtritt und ...«
- »Sie haben Rückgaberecht.«
- »Rückgaberecht?«
- »Was wir natürlich bedauern würden. Sie sollten vielleicht einen Nachtopf ... Ihr Sohn würde ihn sicherlich für Sie ...«
- »Er ist nicht mein Sohn.«
- »Ihr Diener.«
- »Jakob.«
- »Johann.«
- »Ich verstehe nicht.«
- »Glauben Sie, dass Gott Stuhlgang hat?«
- »Was?«
- »Schauen Sie nach oben.«
- »Aber ...«
- »Würden Sie seine Scheiße wegtragen.«
- »Ich ...«
- »Glauben Sie nicht, dass Gott seine Scheiße selbst wegtragen kann?«
- »Wovon reden Sie?«
- »Sind sie ein Mann Gottes?«
- »Sagen wir, ich bin ein Mann, der darauf achtet, dass Gott angemessen repräsentiert wird.«
- »Ohne einen Abtritt in der Kirche?«
- »Es ist nicht üblich, Abtritte in Kirchen zu bauen.«
- »Warum?«
- »Weil ...«
- »Weil Scheißhäuser keine Repräsentationsobjekte sind?«
- »So könnte man es sagen, ja.«



- »Und was ist mit den Kirchen?«
»Sie repräsentieren den Herrn.«
»Welchen Herrn?«
»Unser aller Herrn.«
»Man hat mir eine Gutsherrnloge verkauft.«
»Zu einem äußerst günstigen Preis, wenn ich das anmerken darf.«
»Sie dürfen. Wir wissen doch beide, zu welchem Preis ich dieses Land hier ... Aber wir wollen nicht mehr davon reden.«
»Ihr Diener ...«
»Jakob.«
»Johannes.«
» ... er verzieht das Gesicht.«
»Das macht er immer, wenn er ... Aber sagen Sie, ist es nicht vielmehr so, dass der Pfarrer die Kirche repräsentiert und die Kirche selbst der Leib Christi ist?«
»So gesehen ...«
»Gut, dann scheinen Sie also wirklich zu glauben, dass der Herr keinen Stuhlgang hat.«
»Ich glaube gar nichts.«
»Das hatte ich befürchtet.«
»Was wollen Sie?«
»Dass sie einen Abtritt in die Kirche bauen?«
»In Ihre Gutsherrnloge.«
»In die Kirche.«
»Das würde sie entweihen.«
»Sie haben kaum die Grundmauern gebaut.«
»Ihr Diener ...«
»Johannes.«
»Hören Sie, Herr Glaubenichts, es sind nicht die Dinge, die zum Munde hineingehen, die den Menschen unrein machen. Es sind die Dinge, die aus ihm herauskommen.«
»Ich fürchte, Sie haben die Stelle nicht aufmerksam genug gelesen, Herr von Trübestrom. Was zum Munde hineingeht, sagt der Herr, das geht in den Bauch und wird danach in die Grube entleert.«
»Und wo ist die Grube?«
»Was glauben Sie, wo wir uns hier befinden?«



»Aufdemneuenkirchengelände.«

»Ihr Diener scheint dringend ...«

»Er muss scheißen, ich weiß.«

»Die Grube ist hinter dem Zaun.«

»Wo?«

»Warten Sie, Johannes!«

»Johannes?!«

»Warum befindet sich die Grube *hinter* dem Zaun?«

»Weil die Männer innerhalb des Lagers keine errichten dürfen.«

»Innerhalb des ...«

»Lagers, ganz recht. Sie hätten die ganze Schrift lesen sollen, verehrter Herr von Trübestrom. Moses 5, 23: ›Du sollst draußen vor dem Lager einen Platz haben, dahin du zur Not gehen kannst. Und sollst eine Schaufel bei deinem Gepäck haben, damit du ein Loch graben und deine Ausscheidung bedecken kannst, wenn du dich draußen hingehockt hast. Denn der Herr, dein Gott, wandelt in deinem Lager, um dich zu erretten und dir deine Feinde preiszugeben. Darum muss dein Lager heilig sein, damit er nichts Schändliches bei dir finde und sich von dir wende.«

Nun, ich gebe zu, dass unser notdürftiger Ort nicht außerhalb des Lagers liegt, da es sich hier um einen, sagen wir, *geschlossenen Ort* handelt. Aber ich kann Ihnen versichern, dass wir alles in unserer Macht stehende getan haben, um nicht gegen die Heilige Schrift zu verstoßen. Unsere Theologen sind jedenfalls zu dem Schluss gekommen, es wäre den Anforderungen des Gesetzes Genüge getan, wenn wir innerhalb des Lagers einen Bereich abtrennen, das heißt, einen Zaun innerhalb des Zaunes ziehen.«

»Ein Außenlager.«

»Nun, nennen Sie es, wie Sie wollen. Fest steht, dass jeder Mann, den die Not ruft, dorthin – und nur dorthin – zu gehen verpflichtet ist. Wenn Ihr Diener also«

... ..

»Das hätten Sie nicht tun dürfen.«

»Ich wollte ihn nicht vertreiben.«

»Das meine ich nicht.«

»Er darf nicht vergessen, seine Hinterlassenschaft mit Ätzkalk zu versiegeln. Wir wollen schließlich, dass unser Lager rein bleibt. Sie wissen doch: Hier – und nur hier – werden der Herr und der Himmel vorgebildet.«



Auf dem Kirchgelände, zwischen Gerüsten und Steinen und Schaufeln.
Und Haken und Seilen. In einem Erdloch. Eine Maus.

Auf dem Kirchgelände, über Gerüsten und Steinen und Schaufeln.
Und Haken und Seilen. Und einem Erdloch. Eine Katze.

Aber wo sind denn die Bauarbeiter?

Die machen Mittag.

Streiken.

Ach so.

Hee, wart mal. Was würde eigentlich passieren, wenn ich einen der
Steine hier nehmen und ihn dir auf die Füße fallen lassen würde?

Das sind Bruchsteine, die bekommst du nicht hoch.

Und was, wenn doch?

Dann würdest du dir den Stein auf deine eigenen Füße werfen.

Und wenn ich deine treffen würde?

Dann würde ich nicht mehr mit dir reden.

Wie lange nicht?

Bis mein Fuß verheilt ist.

Glaubst du, das würde wieder heilen?

Glaubst du, man wird wieder richtig gesund, wenn man einmal in eine
frisch gedengelte Sense gelaufen ist, die einem die Muskeln und Bänder
wie Grashalme durchgeschnitten hat?

Also gut, was glaubst du, wird passieren?

Die Katze springt von der Mauer, kriecht ins Erdloch, frisst die Maus,
aus.

Ich sage: Maus untergräbt Kirche, Kirche stürzt ein, Katze tot, fein.

Und die Maus?

Die kommt raus.

Ihr streitet schon wieder!

Schön, dann bist du ab jetzt unser Schiedsrichter.

Hältst du wenigstens mal den Mund.

Und lässt uns in Ruhe diskutieren.

Also, wo waren wir stehengeblieben?

Auf dem Kirchgelände, zwischen Gerüsten und Steinen und Schaufeln.

Und Haken und Seilen.

Aber wo sind denn die Bauarbeiter?

Die machen Mittag.



Streiken.
Rauchen.
Oder frühstücken noch.
Sag mal, kann es sein, dass die Katze gewachsen ist.
Sieht eher aus, als wäre sie kleiner geworden.
Auf jeden Fall sitzt sie jetzt weiter oben.
Scheint irgendwas zu fressen.
Die Bauarbeiter machen auch Mittag,
Ich glaube eher, sie streiken.
Vielleicht sind sie nur eine rauchen gegangen.
Oder frühstücken noch.
Oder spielen Karten.
Oder haben früh Feierabend gemacht.
Die Kirche wird bestimmt bald zusammenstürzen.
Die Katze wird die Maus fressen.
Na dann schau mal nach oben, ich kann die Katze schon nicht mal mehr sehen.
Und du schau mal nach unten, siehst du da noch irgendwo eine Maus?
Sie sehen keine Katze.
Zu hoch.
Sie sehen keine Maus.
Zu tief.
Unentschieden, murmeln sie. Auf dem Kirchgelände, zwischen Gerüsten und Steinen und Schaufeln und Haken und Seilen.

Eine Kirche, gebaut aus lauter Rüben. Ein Rübendom. Er hält seine Rübe in den Dom, drin alles voller Rüben. Mohrrüben auf Futterrübenbänken, rote Rüben auf der Steckrübenempore. Rutscht mal rüber. Worüber erzählt der denn da vorn? Von Rübezahl? Aber wir sind doch in der Überzahl! Nein, nein, geh raus, reck deine Riesenrübe woanders rein.

Die Katze sitzt auf dem höchsten Stein. Und wenn einer höher baut, dann wandert sie rüber auf den. Setzt sich hin und miaut. Die Katze verlässt nämlich niemals die Mauer. Sie schläft auf den sonnendurchwärmten Steinen. Am Tag und auch in der Nacht. Und wenn sie nicht schläft, sitzt sie da und miaut. Die Männer, die gerade Pause haben, jagen Mäuse für



die Katze. Aber sie frisst sie nur auf dem höchsten Stein. (Das treibt die Männer ganz schön an, denkt er sich, aber da wacht er auf, ist er längst schon erwacht.)

Und während er da hockt, hört er's in der Ferne, wie in einem Traum ...

»Ist Gott Anorektiker?«

»Bitte?!«

»Haben diese ganzen Heiligen deshalb andauernd gefastet? Weil sie die Tatsache, dass sie Stuhlgang hatten, nicht wahrhaben wollten? Und geben Sie Ihren Leuten deshalb so wenig zu fressen, sperren sie ein und verstecken die Grube im Lager? Weil Sie den ganzen Dreck und die Scheiße nicht ertragen? Sind sie ein Heiliger?«

»Sie werden vulgär.«

»Ich fürchte, das lässt sich nicht vermeiden.«

»Dann lassen Sie mich noch schnell Ihre Frage beantworten. Die Antwort lautet: Nein.«

»Die Antwort auf welche Frage?«

»Auf all Ihre Fragen. Und bevor Sie noch eine stellen, will ich Ihnen die beantworten, die Sie mich vorhin nicht haben beantworten *lassen* – und glauben Sie mir, ich merke mir so etwas. Sie fragten, warum es nicht üblich sei, Abtritte in Kirchen zu bauen. Nun, die Antwort lautet: Weil es unter den Menschen, die eine Kirche besuchen, immer auch eine Handvoll Unreine gibt. Und wir wollen ihnen gar nicht erst Gelegenheit geben, ihre schmutzigen Triebe auszuleben. Sie haben es schon zur Genüge getan.

Sie schweigen?

Nun, ich glaube, oder vielleicht sollte ich besser sagen: *ich fürchte*, Sie wissen, wovon ich rede. Männer, die heimlich hinter die Altäre schissen, vor denen sie sich einstmals getraut, Frauen, die in aller Öffentlichkeit in Weihwasserbecken urinierten und Kinder, die jeden Geistlichen, den sie sahen, mit Kot bewarfen – sämtliche Abscheulichkeiten, die man sich nur vorstellen kann. Und das nur, um unsere große Kirche zu beschmutzen, sie zu verunreinigen und zu entweihen. Und dabei glaubten diese Leute noch, sie wären die Sauberen, die Reinen.«

»Es gab Zeiten, da hat der Klerus selbst die Menge mit Kot beworfen.«

»Eine Fruchtbarkeitsspende für die verarmten Massen.«

»Die einzige Spende, die man ihnen geben kann, ist das Sakrament.«



»Ich fürchte, ich kann Ihnen nicht folgen.«

»Nun, müssen wir den Leib Christi nicht auch verdauen, wenn wir ihn essen? Und müssen wir ihn dann nicht auch ausscheiden? Ist das nicht die bessere Fruchtbarkeitsspende? Wenn wir mit dem Leib Christi unsere Felder düngen?«

»Der Kot ist ein Zeichen unserer Schuld.«

»Wir scheißen in unseren eigenen Sündenpfehl, ist es das, was Sie mir zu sagen versuchen?«

»Wenn Sie so wollen. Aber ich sage Ihnen noch mehr. Unsere Exkremte mögen ein Zeichen von Schuld sein, doch ist es keine Schuld, die unser Innerstes, unser *Wesen*, berührt. Der menschliche Organismus ist ein Werkzeug des Geistes, eines, das sich durch Exkremte nicht verunreinigen lässt. Der Herr hat schließlich nicht umsonst den Verdauungstrakt und alle Ausscheidungen so weit als möglich von unserem Kopf entfernt angebracht. Er wollte uns damit etwas sagen.«

»Er hätte uns auch im Unterschenkel verdauen und aus der großen Zehe scheißen lassen können.«

»Sie werden schon wieder vulgär.«

»Und Sie träumen noch immer von einem Leben frei von Dreck und Scheiße. Dabei müssen Sie sich nur einmal umschauchen.«

»Ich kann nichts dergleichen erkennen.«

»Sehen Sie! Dabei sind wir doch alle Sünder. Das einzige, was uns fehlt, ist der Mut, unsere Sünden zu zeigen, sie offenzulegen, auf dass sie zum Himmel stinken und den erreichen, der uns als einziger von ihnen erlösen kann.«

»Sie meinen die Exkremte.«

»Ich meine die Sünden. Und nein, das ist nicht dasselbe. Gott ist keiner von diesen Heiligen, die sich ihrer Scheiße schämen. Das tut allein die große Kirche für ihn.«

»Gott hat keinen Stuhlgang.«

»Und Sie damit eine weitere Frage beantwortet, ich weiß.«

»Sie lernen.«

»Kennen Sie die Geschichte desjenigen, der in ein Badehaus ging und hineinschiss, weil er wusste, dass die wahre Reinheit nicht nur eine äußere sein darf?«

»Ich wüsste nicht, was das mit uns zu tun hat.«



»Nun, derjenige, von dem hier die Rede ist, war Küster in einem kleinen Dorfe und stand eines Tages in der Kirche hinter seinem Pfaffen, als dieser einen gewaltigen Furz ließ. Unser Mann fragte, ob das die Opfergabe sei, doch der Pfaffe gab ihm zu verstehen, dass das seine Kirche sei und er darin tun und lassen könne, was ihm beliebe, sogar mittenreinscheißen könne er. Natürlich hielt unser Mann dagegen und wettete um ein Fass voller Bier. Also schiss der Pfarrer einen großen Haufen in seine Kirche und war zufrieden, doch als er nach dem Bier verlangte, bekam er es nicht, denn leider – unser Mann maß eigenhändig nach – leider hatte er nicht die Mitte getroffen, sondern war um ein Viertel zu kurz geblieben.«

»Und was wollen Sie mir damit sagen? Dass man der Kirche ins Herz scheißen soll? Oder wollen Sie einfach nur, dass wir unsere Exkremeunte verehren? Ist es das, was Sie wollen? Aber was, wenn ... wenn zum Beispiel die Katze da eine Hostie frisst? Was dann? Müssen wir sie dann auch verehren? Und ihre Exkremeunte gleich mit?«

»Nun, wir glauben nicht an die Transsubstantiationslehre.«

»Und was, wenn wir es doch täten?«

»Dann hätte noch immer niemand von verehren gesprochen. Außerdem sollte die Transsubstantiation zumindest für Sie eine rein geistige Sache sein. Weshalb also die Aufregung? Im übrigen scheint mir die Katze da drüben zu schlafen. Sie wird also keine Hostie fressen.«

Nein, sagt ein Aal
(der gerade zur Tür reingekrochen kommt).
Der Wal
Der Gott stahl
Hielt sich für zweite Wahl
Deshalb er ihn stahl.

Du bist ein verdammt großer Aal.

Aber da ist die Tür schon wieder zu. Und er allein in der Kirche.

»Sie werden es nicht glauben, aber ich fürchte, ich habe gerade den Leib Christi ausgeschissen.«

»Und wie ich das glaube, mein Sohn. Ich sah seinen Geist als Schäfchenwolke am Himmel ziehen.«



Du darfst nicht so ziehen, meine kleine Sause, nicht so ziehen! Und pass auf, dass du die Spur hältst. Ja, so ist fein. Immer schön die Spur halten. Und nicht die Schienen berühren. Schwelle-Schotter-Schotter Schwelle-Schotter-Schotter ... So ist's recht. Immer eins von den dicken Beinchen vor das andere setzen. Entschuldige, ich rede zuviel. Dabei ist das gar nicht meine Art, kenne ich gar nicht von mir. Aber das ist die neue Zeit, sagen die Leute, die neue Zeit, und ich sag, jaja, die neue Zeit, das ist die neue Zeit. Aber ich sag noch mehr, jaja, noch viel mehr. Ich sag meiner kleinen Sause nämlich, dass ihr der neue Panzer gut steht. Sehr gut sogar. Und wie er glänzt! Mein poliertes Panzermädchen. Darfst wirklich nicht anecken damit. Hab mir große Mühe gegeben, alles schön glatt zu machen. Sogar verzinkt hab ich ihn. Nur für dich, meine kleine Sause. Aber du darfst trotzdem nicht so ziehen. Ein alter Mann ist kein Dampfzug. Hee, hast du das gehört? Ein alter Mann ist kein Dampfzug. Das hab ich mir gerade ausgedacht. Klingt gut, was? Passt ja auch zu uns. Nur solltest du nicht so schnell machen, nicht so schnell!!!

Hör zu, ich kann die Leine nicht länger lassen, du rennst mir sonst gegen die Schienen, und dein schöner Panzer bekommt Kratzer. Außerdem hat dir das arme Tierchen gar nichts getan. Er ist nur ein Wetterhahn. Du solltest ihn wirklich lassen. Du weißt doch, dass ich ihn gemacht habe. Er ist es einfach nicht wert. Wir sollten lieber einen Ausflug machen. Die schöne Aussicht genießen ...

Sieh mal, die Katze kommt auch mit. Ich weiß, dass du die Katze nicht magst, aber ihr könntet euch kennenlernen. Jetzt zieh doch nicht so! Und bleib auf den Gleisen, auf den ... Nein, nicht das Boot, nicht das ...

Wie schön du paddelst. Wie eine richtige Wasserschildkröte. Wir sollten trotzdem umkehren. Wir wollen den Hahn nicht stören. Er ist gerade erst eingezogen, er muss sich noch orientieren.

Siehst du, jetzt schaut er uns an. Wir sollten wirklich ... Und hör bitte auf, so zu ziehen! Du machst mir ... du machst ihm Angst. Siehst du, jetzt hat sich der Hahn weggedreht. Du solltest ihn in Ruhe lassen, du kriegst ihn nicht runter. Wie willst du denn ... Jetzt schau mich nicht so an. Ich weiß, dass ich dir diese Zähne gemacht habe. Dreh deinen Kopf nicht so, du wirst dir noch weh tun. Und hör auf, mit diesen Zähnen im Mund zu lachen. Das macht dich so ... *anders*. Der Hahn kommt nicht runter.



Und ich will auch nicht, dass du zu ihm hochgehst. Wir wollen unseren kleinen Ausflug schließlich genießen.

Jetzt lach doch nicht so. Und hör auf, mich anzufunkeln!

Also schön, wenn du willst, kannst du die Katze totbeißen. Sie ist sowieso alt. Sie hat Stahlmäuse in ihrem Bauch. Stahlskelette von Stahlmäusen. Das wäre genau das Richtige für deine Zähne.

Also was ist, soll ich sie opfern?

Sieh nur, die Kinder. Wie sie leuchten. Ihre kleinen Körper sind zur Gänze aus Glas.

Aber was tun sie denn da?

Sie gehen zur Arbeit. Die guten Kinder, schau nur, wie fleißig sie sind. Haben alle das kleine Licht geschluckt, die Glühwürmchen. Man sieht sie gar nicht, wenn sie in das Große eintreten. Sie gehen komplett darin auf.

Es ist ein Bogenlichtstrahl.

Sie sind Kinder ihrer Zeit.

Aber das kann nicht sein!

Aber warum denn nicht? Du hast sie doch gesehen.

Es ist ein geschichtstheoretisches Problem.

Aber was erzählst du denn da? Wir sind alle Kinder unserer Zeit.

Oh nein!

Oh doch!

Aber wie kommt denn dann die Zeit in die Geschichte? Und wie die Kinder?

Das ist keine Frage, du solltest dich nicht damit quälen. Das Licht in ihren kleinen Körpern geht ganz von allein wieder aus.

Aber ...

Es dauert nur zwölf Stunden, dann treten sie zurück in die Nacht. Schwarze Punkte, aufflackernde Schatten, verglimmende Körper. Sie haben ihre Pflicht getan. Sie verlassen den gleißenden Kegel, um sich schlafen zu legen.

Aber man sieht sie nicht.

Sie gehen in der Dunkelheit auf wie im Licht.

Der neue Mensch ...

Er schluckt jeden Morgen ein Licht.



»Ha-«

»Ha-«

»Haben wir dich endlich.«

»Erwischt.«

»Nasenmann.«

»Was baustn hier hinter dem Zaun?«

»Ja, was soll's denn mal werden?«

»Und was isses überhaupt?«

»Ne Blechhütte mit mauerfarbenem Anstrich?«

»Oder ne gusseiserne Kirche mit Eichenholzfassade?«

»Haben sogar schon mit Gips beworfnes Holzgebälk gesehn.«

»Dabei ist Gips nur bei Statuen erwünscht.«

»Von wegen reine Kunst und so.«

»Du verstehst?«

»Mogeleien sind nur bei der Bestuhlung erlaubt.«

»Einschalen zum Beispiel ist in Ordnung.«

»Oder Umstreichen.«

»Wenn's billiges Holz ist.«

»Ansonsten verlangt ein Kirchenbau.«

»Dauerhaftes Material.«

»Und solide Herstellung.«

»Ohne täuschenden Bewurf oder Anstrich.«

»So, und jetzt kramst du mal in deiner Nase und erzählst uns was über den letzten Satz unter Punkt drei.«

»Und zwar aus dem neuesten Kirchenbau-Regulativ.«

»Obwohl das auch schon wieder fünf Jahre her ist.«

»Wie die Zeit vergeht.«

»Dafür können wir's auswendig.«

»Sag einfach:«

»Aber sollen nicht brauchbare Reste älterer Kirchengebäude sorgfältig erhalten und maßgebend benutzt werden?«

»Sagen wir:«

»Tja, da müssen wir dir leider sagen:«

»Nicht brauchbare Reste können nicht benutzt werden.«

»Ist praktisch unmöglich.«

»Dafür darf aber jetzt der Raum vorm Altar.«



- »In welchem der Geistliche steht.«
- »Schranken haben.«
- »Muss er sogar.«
- »Sagen wir.«
- »Sagst du:«
- »Aber es heißt doch, es dürfen keine Schranken den Altarraum vom Kirchenschiffe trennen.«
- »Gibt's zur Antwort: Es heißt: ›von dem Kirchenschiffe trennen.««
- »Außerdem gehen wir mit der Zeit.«
- »Das neue Pfarrhaus sieht.«
- »Nicht umsonst aus.«
- »Wie ein Eisenbahnwaggon.«
- »Fehlen bloß noch die Räder.«
- »Und ein Stück Schiene.«
- »Aber die sind schon unterwegs.«
- »Weshalb der Pfarrer.«
- »Auch bald schon.«
- »Von zu Hause aus.«
- »Zur Kirche fahren kann.«
- »Direkt bis vor den Altar.«
- »Schranke auf«
- »Pfarrer rein«
- »Schranke zu.«
- »Fertig.«

Lilly, ich steige große verwitterte Stufen empor. Sie gehören zum Kirchturm, doch führen sie zu keiner Tür, nur zu einem Loch, einer Aussparung im Raum, zu weit unten, um das, was dahinter liegt, Himmel, zu weit oben, um es Erde zu nennen. Ich schreibe jetzt ganz frei, ganz schnell, ganz leicht. Ich bin jetzt ganz oben in der Kirche. Die Wolken ziehen hier auf der einen Seite zu den Fenstern rein und zur anderen wieder raus. Sie haben großes Glück, dass kein Glas drin ist. Sonst würden sie sich hinter den Scheiben stauen, und ich könnte meinen Kopf nicht auf sie legen. Manchmal sauge ich ein paar von ihnen ein und schieße sie als weiße Strahlen durch meine Nasenlöcher zurück in den Tag. Jetzt aber sitze ich hier und sehe die Wolken durch die Fenster ziehen. Wenn ich aufstehe,



kann ich meinen Kopf darin verstecken. Ich werde jetzt aufstehen, Lilly, ich stehe jetzt auf.

Du musst aufwachen, Sophie, wach auf! Die Wolken sind Glieder einer Kette, an der wir alle mitsamt der Kirchenruine hängen. Nein, das stimmt nicht. Die Wolken sind selbst nur ein Glied. Die Kette aber kann ich nicht sehen. Nur die Kirchenruine, dieses nie fertig werdende Loch im Himmel.

Sophie, seit Tagen feuern sie mit ihren Kanonen ins Land. Sie schießen ziellos und ohne Grund. Sie erfreuen sich allein an den Flugbahnen – und noch mehr an den Detonationen. Es muss ein wahrhaft erhabenes Gefühl für sie sein, die Kugeln über das Tal ziehen zu sehen, von einem Hang zum andern, bis sie einschlagen, die Erde aufspritzt und sich ihr Innerstes über unsere Tage verteilt. Die Kanonenkugeln, Sophie, sind die irdischen Brüder der Wolken. Sie erwachen in den Nächten, wenn das schmierige Dahingleiten zur Obsession wird und die Gardinen wie dicke Milch vor allem hängen, was Aussicht gewährt – und sei es nur auf das Dunkel, das uns alle umgibt. Sophie, es ist ein durchwachter Fiebertraum, in dem wir sterben. Ich sehe uns auf der Empore stehen, die Rücken zu den Fenstern und die Gesichter einander zugewandt, darauf wartend, wer als erster von uns wolkenweiß aufgeschlitzt wird.

Hast du noch immer nicht genug?

Glaubst du wirklich, du kannst hier tun und lassen, was du willst?

Aber der Wal, der Wal will doch nur spielen.

Grundstücksecken, welche ehemdem selbst ihren Eigentümern unbekannt und ob ihrer punktuellen Ausdehnung auf keiner Flurkarte verzeichnet, wechseln für astronomische Summen ihre Besitzer und spülen Heere von katastrierten Anwälten und Geschwindschreibern ins Land, welche, nachdem die niederen Erdmesskünstler ihre Instrumente wieder verpackt und ein Netz höherer Ordnung geschaffen haben, Vertragswerke zurücklassen, die, würde man sie auf dem veräußerten Boden auslegen, für diesen deutlich zu groß wären.



»Also schön, ich will Sie über meinen Auftrag nicht länger im unklaren lassen«, bemerkt Johanna Maria Fuggert, derweil Gottlob Friedrich Pacius einen gewissen Satzakzent bemerkt, bei dem, würde man die frisch verklungenen Worte aufschreiben, besagter *Auftrag* hervorzuheben und mit zwei vom Verschwinden bedrohten Lautpausen einzuhegen wäre.

»Um es kurz zu machen, ich bin Pfarrfrau. In gewissem Sinne Teil der Kirche, vor der wir stehen, ohne dass wir sie sehen.«

Die Bemerkungen, die aufzuschreiben Gottlob Friedrich Pacius nicht möglich ist, nehmen zweifellos zu. *In gewissem Sinne* wird hervorgehoben und flugs eingehegt.

»Dabei ... vielleicht zeigt der Zaun hier ja mehr als er verdeckt.«

Prompt *dabei*.

»Aber wie dem auch sei, ich bitte Sie, mich Pfarrfrau und nicht Pfarrersfrau zu nennen. Es sind für gewöhnlich Männer, die dieses Zuviel an *er* pflegen.«

Ehr?

Er weiß es nicht.

Als er nach unten blickt, sieht er, dass er noch immer ihre Hand hält.

Raupe, die: *plur. inus.* eine Krankheit des Viehs, besonders des Rindviehs, welche in bösen Füßen besteht, welche triefend werden und einen rauhen Grind ansetzen.

Raupe, stählerne: in Analogie zu den im → Tierreich vorkommenden Raupen (→ Schmetterlinge) von W. Rethal geschaffener Ausdruck für temporäre und zugleich (in sich) mobile Wohn- bzw. Arbeitsstätten, bes. im → Eisenbahnbau. (→ Temporamobilität). Als Material dient in aller Regel → Wellblech, insbes. Trägerwellblech, welches ohne Gründung (→ Fundament) auskommt und stattdessen auf Eisenbahnlängsschwellen ruht, wobei sich die Verbindung von [-Eisen und aufmontiertem L-Träger als bes. zweckmäßig erwiesen hat, da hier die bei Wellblechgebäuden sonst üblichen wandbildenden Konstruktionen (→ Eisenskelette; → Gerippe) entfallen.

Nutzung: Bezüglich der Nutzung der st. R. unterscheidet man zwischen Wohn- und Arbeitsstätten, gleichwohl in jüngster Vergangenheit vermehrt kombinierte Anlagen entwickelt wurden, als deren unmittelbarster Ausdruck die Rethalsche Begriffsprägung gelten kann. (→ Sprachwanderung; → Abstraktion).

Generelle Merkmale: Eines der wichtigsten Merkmale aller st. Rn. ist ihr »genuin antistationärer, in beständigem Fortschritt begriffener Charakter« (A. Missa), wobei zwischen (temporär) wachsenden und sich durch permanente Verlagerung ihrer einzelnen Teile fortbewegenden Raupen-Systemen zu unterscheiden ist. Während letztere weitgehend unabhängig operieren und nur in geringem Maße auf Versorgung von außen angewiesen sind, benötigen erstere einen Zentral- oder Knotenpunkt, welcher der Aufrechterhaltung der grundlegenden Funktionen, der Nachschubversorgung sowie der Fortentwicklung der st. R. dient. Als Verbindungsglied fungiert dabei die sog. st. Afterraupe. (→ Analogie; → Blattwespen). Diese wird, bes. beim Eisenbahnbau, von der st. R. selbst geschaffen, weshalb das gesamte System mitunter als autovegetativ bzw. autopoietisch bezeichnet wird. Unterstützung erhält die in diesen Termini begriffene Ansicht durch den Umstand, dass ein Teil der (später) zur Afterraupe gehörenden und in ihr liegenden Einrichtungen erst auf dem Weg der Ausdehnung der st. R. gewonnen und dem jeweiligen Zwecke angepasst bzw. umfunktioniert werden; beim Eisenbahnbau etwa die auf

der Strecke liegenden Sand- und Kiesvorkommen, desweiteren die für die Bettung nötigen Steinbrüche oder die als Holzschwellen Verwendung findenden Bäume. (→ Wald (1)). Gleichwohl muss bedacht werden, dass oft nur ein geringer Teil des z. B. für eine Eisenbahnstrecke notwendigen Materials auf diesem Weg gewonnen werden kann und das Gros der an einem solchen Bau beteiligten Maschinen, Werkzeuge und Arbeitskräfte von außen kommt. Auch sei darauf verwiesen, dass die st. R. als solche ohne (beständige) Verbindung nach außen nicht wachsen kann, während die qua Permanentverlagerung mobilen Systeme lediglich insofern auf eine Versorgung von außen angewiesen sind, als dass ihre mit Ölfarbe bestrichenen und der Witterung ausgesetzten Wellblechplatten aller zwei bis drei Jahre ausgetauscht werden müssen. In welchem Maße ein Zinküberzug hier Verbesserungen bringt, kann noch nicht abschließend beurteilt werden, gleichwohl die bisher gemachten Erfahrungen positiv sind und eine fünf- bis achtfache Verlängerung der Haltbarkeitszeit des Wellblechs versprechen. (→ Verzinken).

Größe: Die Länge einer st. R. ist funktionsabhängig. Sie kann von wenigen Metern (vor allem im → Brückenbau) bis hin zu mehreren Meilen reichen. Missa kommt in seiner Untersuchung mehrmeiliger st. Rn. zu dem Ergebnis, »dass es sich hierbei ausnahmslos um (temporär) wachsende Systeme handelt, welche Wohn- und Arbeitsbereiche in sich vereinen, obgleich nur in 47 % aller Fälle die beiden Komplexe deutlich voneinander geschieden sind, während sie in 34 % direkt ineinander übergehen und in 19 % überhaupt keine räumliche Trennung zu erkennen ist.«

Verglichen mit der Länge variiert der → Durchmesser der st. R. in deutlich geringerem Maße. Die mittlerweile üblichen rechteckigen Aufbauten haben, soweit hierfür Zahlen vorliegen, eine Breite von drei bis neunzehn Metern, während die Höhe mit zwei bis elf Metern angegeben wird. Obgleich seit einigen Jahren Bleche mit einer Tafellänge von vier, ja sogar fünf oder sechs Metern existieren, ist deren Verwendung für st. Rn. nur in wenigen Fällen bezeugt, da die Kosten für Bleche über drei Meter Länge noch immer unverhältnismäßig hoch sind und überdies die Deckbreiten aufgrund des verbesserten Materials und neuerer Befestigungssysteme (Hakenschrauben; → Nieten; → Riegel) abgenommen haben. Selbst mehrmeilige st. Rn. bestehen derzeit noch ausnahmslos aus zweimetrigen Blechtafeln mit engen Riegelsystemen.

Wohn- und Arbeitsbedingungen: Galten die st. Rn. anfangs als karge, unwirtschaftliche und – gerade im Zuge der Entwicklung der ersten mehrmeiligen Raupen-Systeme – auch als gesundheitsgefährdende Einrichtungen, so hat sich dieses Bild in den letzten Jahren deutlich gewandelt. So hielten, nicht zuletzt aufgrund der zunehmenden Nachtarbeit, elektrische Beleuchtungssysteme Einzug in die bis dahin dunkel und eng wirkenden Innenräume. Zugleich ging man dazu über, auch die Außenseiten der st. Rn. zu beleuchten, wozu sich das dareinst nur bei größeren Bauvorhaben verwendete Bogenlicht (→ Bogenlampe; → Kohle; → Graphit) am besten eignet. Zwar ist selbiges nicht regulierbar, doch sind Intensität und Ausdehnung dieser Leuchtquelle (→ Scheinwerfer; → Flammenbogen) so groß, dass sich mit ihrer Hilfe auf Baustellen, auf denen keine Nachtarbeit stattfindet, Diebe und sonstige unberechtigte Besucher leicht fernhalten lassen. Dagegen ist die Zahl der st. Rn., welche mit Fenstern versehen sind, in den vergangenen Jahren stetig zurückgegangen.

Neben den Fortschritten bei den Beleuchtungs- sind auch solche bei den Belüftungssystemen zu verzeichnen, wovon vor allem jene mehrere Meilen messenden st. Rn. profitieren, welche bis auf Ein- und Ausgang vollständig in sich geschlossen sind. (Missa bezeichnet diese st. Rn. als »oberirdische Tunnel«.)

Den größten Fortschritt zur Verbesserung der Wohn- und Arbeitsbedingungen brachte jedoch die Einführung allgemeiner Duschanlagen (→ Dusche; → Volkshygiene). Ob diese, wie Rethal annimmt, ein Äquivalent zur Häutung der Raupe in der Natur darstellen, muss allerdings offenbleiben und darüber hinaus angemerkt werden, dass gerade bei mehrmeiligen st. Rn. ein anderes Prinzip deutlich zutage tritt. Dem Größenzuwachs wird hier nicht durch Häutung und Neuaufhäutung, sondern durch sukzessives Längenwachstum entsprochen. Zudem findet bei st. R., wie gesehen, generell eher ein Längen- denn ein Dickenwachstum statt. Dennoch kann man, der Analogiebildung Rethals folgend, sagen, »dass das finale Aufplatzen und Abstreifen der Raupenhaut und ihr schließliches Dasein als Schmetterling insbesondere bei den im Eisenbahnbau verwendeten stählernen Raupen sein Äquivalent im Prozess der Demontage und Offenlegung der Schienenstränge samt anschließender Fahrt mit dem Zug in fliegender Geschwindigkeit« findet.



Addendum: Die st. R. ist nicht zu verwechseln mit der in Victor Knies Phantasiestück »In Gottes Terra« erwähnten stählernen Raupe, welche sich – mit Minen ausgestattet – durch die Erde gräbt, um schließlich in feindlichem Gebiet wiederaufzutauchen.

Literatur: [1] W. Rethal: In stählernen Raupen durch die Welt. – [2] A. Missa: Die »stählerne Raupe«. Empirische Befunde eines neueren Begriffs, in: Zeitschrift für Socialpolitik und Bevölkerungsöconomie, Heft 1, 3. Jg., S. 46–59. – [3] V. Knie: In Gottes Terra.



Die stählerne Raupe hängt ihr Maul über die Hügel hinab ins Land.

Sie hat Hunger.

Sie will essen.

Kirschbäume sind ihr Leibgericht.

»Jetzt mach schon, komm runter.«

'S ist Miranda, die da im Kirschbaum sitzt. Miranda, die Wunderbare. Und neben ihr Samuel. Samuel, der seine Mutter nicht kennt und dessen Vater einen Steinwurf von ihm entfernt in der Erde liegt. Samuel, der von Gott Gegebene. Und unter dem Kirschbaum – die Schmoker. Des einen leibhaftige Brüder und der anderen beigegebene Cousins. Die Schmoker, 's funktioniert einfach nicht, wenn nur einer was sagt.

»Der Baum muss weg.«

Die stählerne Raupe hat ihr Maul weit aufgerissen. Normblattenweit. Sie würde den Baum gern mitsamt den Kindern essen. Aber das darf sie nicht. Man hat ihr gesagt, dass man die Kinder noch braucht.

Also singt die Raupe »Time is on my side«. Und schaut sich an, was passiert.

»Hör zu, Miranda, der Baum kann nicht stehenbleiben, er ist im Weg.«

»Und deshalb muss er weg.«

Statt einer Antwort von oben eine Stimme von links.

»Hee Schmoker!« Verdammt, Universalis. Was macht der denn hier? Will wohl auf den Friedhof? »Kennt ihr die Geschichte von dem, dem der Weg im Weg war?«

»Ähem.«

»Also, wir.«

»Wollen ja nicht unhöflich sein.«

»Aber deine Geschichte.«

»Interessiert uns nicht.«

»Klar?«

Die Schmoker ellbogen einander kurz in die Seiten. Hee, das war ganz schön mutig.

Die Raupe singt: »Yes it was.«

Die Geschichte kann warten.

Die Antwort von oben könnte naiver nicht sein.

»Ihr habt einfach kein Recht den Baum hier zu fällen.«

»Aber der König hat's.«

»Und der Herzog auch.«

»Und die haben's uns gegeben.«

»Worüber ihr froh sein solltet.«

»Weil, sie hätten's auch anderen geben können.«

»Die nicht unterm Kirschbaum stehen und diskutieren.«

»Und euch zum Schluss noch Zugeständnisse machen.«

»Was soll das heißen?«

Samuel, der sonst kaum ein Wort sagt.

»Nun ja«, geheimniskrämern die Schmoker und kramen in ihren hanfhosnen Taschen, »hier steht:«

»Wenn Acker-, Wiesen- oder Gartenland abzutreten ist, und die Uebergabe des Bodens in die Zeit fällt, wo die Früchte reif werden, und wenn Holzboden mit stehenden Gehölzern abgetreten werden soll, so kann der Eigenthümer den abzutretenden Grund und Boden selbst räumen und die Früchte und das Holz hinwegnehmen; will der Eigenthümer dies nicht, so ist solches entweder den Unternehmen gegen Vergütung des Werthes der angebrachten Sache freizustellen, oder die Commissarien haben die Räumung und die Versteigerung des Abgebrachten zu veranstalten und den Erlös dem Eigenthümer nach Abzug der Räumungs- und Versteigerungskosten zu verabfolgen.«

»Wenn nun aber der Acker zu einer Zeit übergeben werden soll, in welcher die Früchte nicht reifen werden, gleichwohl aber nicht nur der zur zukünftigen Production erforderliche Dünger, sondern vielleicht auch der Saame unter die Erde gebracht, oder sonst eine auf die künftige Ernte abzweckende Arbeit bereits vollbracht ist, so muß allerdings der Werth des untergebrachten Saamens und eingeackerten Düngers restituirt und die nunmehr gewinnlosen Arbeitslöhne müssen entschädigt werden.«

»Ganz schön lange Sätze für euren Geschmack«, trällert's oben im Baum.

»Hee, warte, wir sind noch nicht fertig!«

»Weil, die Räumung findet auch bei Wiesen- und Gartenland statt.«

»Es ist aber bei Gartenland die größere Cultur und der, wenn gewerbsmäßige Gärtnerei darin getrieben wird, um ein Drittheil, ja fast um die Hälfte höhere, als bei andern Ackern zu vermittelnde Betrag zu berücksichtigen. Ist der Garten mit Obstbäumen bestanden, so machen dieselben je nach ihrer Stärke und der darnach zu berechnenden Ertragsfähigkeit einen besondern Theil der Entschädigung aus.«

»Ist aber der Garten eine Vergnügungsanlage, ein Park und dergleichen, so tritt zum Ertragswerthe auf Verlangen des Eigenthümers noch der Affectionswerth, wenn sich derselbe für die ausgeworfene Entschädigungssumme nicht anderwärts einen gleichbeschaffenen Garten verschaffen oder anlegen kann.«

Und dann, weiter, ohne Pause.

»Wir könnten also den Taxatoren sagen, dass der Baum euch gehört.«

»Euch ganz allein.«

»Und dass das hier eindeutig Gartenland ist.«

»Is schießlich ne Wiese.«

»Und dass hier früher im großen Stil Gärtnerei betrieben wurde.«

»Zum Beispiel mit Tabak.«

»Und dass der Kirschbaum immer viel getragen hat.«

»Sogar rotznäsige Kinder.«

»Und dass er so stark geworden ist, weil er immer ordentlich gedüngt wurde.«

»Wobei wir das Gepinkel vom verrückten Hickerling gar nicht erwähnen wollen.«

»Und stattdessen sagen würden, dass die Kirschen gar nicht grün sind.«

»Sondern eher so ... hellrot.«

»Und dass man die Dinger jetzt ernten muss.«

»Weil's ne besondere Sorte ist, die nicht mal beim dicken Bary im Treibhaus wächst.«

»Und dass der Baum ein Liebhaberstück ist.«

»Wie's auf der ganzen Welt kein zweites gibt.«

»Also dann würde ich von dem Baum runterkommen.«

»Und ich erst recht.«

»Dazu müsstet ihr aber erstmal hochkommen.«

Miranda, von Ästen und Blättern umschlungen.

»Hör zu, *Schwesterchen*, wir können auch zu Fuggert gehen.«

»Dem seiner Kirche gehört nämlich das Land.«

»Und sagen, dass der Baum hier eine Vergnügungsanlage ist.«

»In der's andauernd knick-knack macht.«

»Dabei sind's gar nicht die Äste.«

»Und wenn, muss mal einer hochklettern und die Dinger *festnageln*.«

Ein Echo, das nicht vorgesehen ist.

»Weiß nicht, ob der bei Nageln an dasselbe denkt wie ihr.« Und weil keiner der beiden Schmoker was sagt: »Ist schon ein Kreuz mit der Sprache.«

Die Raupe liegt ganz ruhig da und singt, halb in sich versunken: »Now you always say, that you want to be free. But you'll come running back, you'll come running back, you'll come running back to me.«

Zeit, dass die Schmoker mal wieder was sagen.

»Hört zu, wir machen hier nur unseren Job.«

»Ihr macht was?«

»Wir arbeiten.«

»Oh, das ist neu.«

»So neu ist das nicht.«

»Und jetzt kommt runter.«

»... ti-ha-ha-hime is on my side ...«

»Sagt mal, müsstet ihr nicht eigentlich in der Schule sein?«

»Heute ist der erste Mai.«

»Hee Universalis, wen interessiert das?«

»You're searching for good times ...«

»Heute vor fünfzehn Jahren haben ein paar Jungs, die kaum älter waren als ihr, die Welt unter Glas gesetzt.«

»But ...«

»Eigentlich sollten sie der Welt bloß ein schönes, gläsernes Flachdach bauen, und die Jungs hätten das bestimmt auch getan, wenn nicht ein paar Leute gekommen wären und ihnen gesagt hätten, dass es Bäume gibt, die bis rauf in den Himmel wachsen und deshalb höher sind als ihre Welt. Und wisst ihr, was die Jungs da gemacht haben?«

»... just wait and see.«

»Sie sind zu dem gegangen, der die ganze Sache geplant hat. Und der hat seinen Plan genommen, das Himmelsgewölbe dazu gezeichnet und es gleich mit unter Glas gesetzt.«

»Und, kommt jetzt noch was?«

»Hee, wo willst du denn hin?«

»You'll come running back.«

»Gehst du jetzt nach Hause?«

»Oder gleich auf den Friedhof?«

»I won't have to worry no more.«



Die Raupe hängt ihr Maul in den Fluss.
Sie hat Durst.
Sie will trinken.
Sie hat gerade eine Leichenkammer, einen Schweinestall und eine
Scheune gefressen, mitsamt dem Stroh und dem Lehm in den Wänden.
Davon bekommt sie immer ein ganz trockenes Maul.
Und dann kann sie nicht mehr singen.



Als die Raupe aus Stahl ihren Kopf aus dem Wald streckt, staunen die Leute.

»Hui!«

Die Schmoker aber stehen nur da und lachen.

»Ha-Ha.«

Da verschluckt die Raupe aus Stahl die Schmoker aus Fleisch.

»Mmpffff.«

Sah fast so aus, als wären sie dem Vieh in den Rachen gekrochen.

»Selber schuld.«

Und haben dabei nicht mal die »Zeitung über den allgemeinen Fortschritt des Bauwesens« aus den Händen gelegt.

»Ueber das Walzen beschotterter Straßen.«

»Mit der Anwendung eines Bindematerials.«

»Zur leichteren Bereinigung der Steine.

»Von Schattenmann, Seite 95 bis 101.«

Zum Glück können sie's auswendig, sonst müssten sie den aufgefederten Papierschenken zum Lesen vor die irrlichternden Zigarettenspitzen halten ... und tief einatmen ... und dabei die Augen zusammenkneifen ... und dann die Luft anhalten ... und den Qualm runter schlucken ... und nichts rauslassen ... außer ein paar auserwählten Worten.

»Arbeitet!«

Ist nicht ganz klar, wer das sagt, noch dazu zu ihnen – den Schmokern!

»Hee, wir sind trinkfest.«

»Und arbeitsscheu.«

»Aber ...«

»Das werden wir ja sehen!«

Eine Stimme, soviel ist klar.

»Hast dich wohl im Dunkeln versteckt, was?«

»Oder stehst du am anderen Ende von dem Tunnel hier und redest?«

»Klingst jedenfalls ganz schön blechern.«

»Bist du vielleicht ein Sprechapparat?«

»Oder spielst du nur ein bisschen Theater?«

»Oder ...«

»Hört zu!« Wieder dieser schnarrende Ton.

»Klingt irgendwie ... *unmenschlich*.«

»Kein Wunder, ist ja auch kein Mensch zu sehen.«

»Ha-ha.«

»Schluss!« Und dann, als befürchte die Stimme, ein wenig zu schaurig geklungen zu haben. »Hört zu, was wir brauchen, sind echte Gedichte.«

Is klar.

»Mannhafte Zeilen, frei von Hohn und Spott und alten Possen.«

Also ...

»Wir nennen das hier die Poesie des Tuns und Machens, klar?!« Und tut, bevor auch nur einer »Is klar« sagen kann, die Sache anschaulich machen.

Wer ist die Maschine?

Ich bin die Maschine.

Wer ist die Maschine?

Ihr seid die Maschine.

»Hee, das hat sich nicht gereimt!«, protestieren die Schmoker.

Weiter kommen sie nicht.

Eine Hand, von der keiner später wird sagen können, wie sie aussah (sie selbst geben zu Protokoll, dass sie »nicht aussah«), greift nach dem wie ein Schutzschild aufgerichteten Sammelwerk, als stünde das Gedicht da drin, und wirft es durch ein Loch im Dach nach draußen.

»Und jetzt arbeitet.«

»Für wen?«

»Ich bin frei, frei!«

»Für mich.«

»Für eine ... Maschine?«

»Scheiße, Flachdach.«

»Dann tut's für euch.«

Und weil die Schmoker zögern.

»Tut's!«

»Aber was sollen wir denn tun?«

»Zuerstmal die Zigaretten ausmachen.«

»Was?!«

»Rauchen verboten«, spricht's ohne Ton und Gefall, indes die Schmoker ihre Köpfe in Richtung eines schwarz-weiß funkeln- den Emailleschildes drehen, als hätte jemand darauf gezeigt.

Ein Mann mit einer weggeschossenen Kieferhälfte drängt an ihnen vorbei, verdeckt mit einer Wellblechplatte des Schild.

Weil sich die Münder öffnen, kippen die Zigaretten von selbst raus.

Weil sie offen stehenbleiben, gehen sie auch aus.

»Wir fangen langsam an zu verstehen, nicht wahr?«

Und weil die Schmoker schweigen ...

»Die Kugel hat eigentlich nur seine Unterlippe gestreift. Aber dann sind ihm die Zähne im Mund explodiert.«

Die Schmoker pressen ihre Lippen wie Zahnleisten aufeinander. Dass die Zigaretten dazwischen fehlen, fällt keinem auf. Und selbst wenn – ist besser so.

»Er ist nun schon das achtzehnte Jahr bei uns, baut ein Tunnelchen nach dem anderen. Und das, obwohl er weiß, dass er sie am Ende alle wieder abbauen muss.«

Schweigen.

Keine Ahnung, wovon es spricht.

»Das erinnert euch nicht zufällig an etwas? Nein? Na, vielleicht kommt ihr noch drauf.«

Der Tunnel ist rechteckig, nicht rund.

Der Entkieferte steht an seinem Ausgang.

Als Silhouette in einer Tür aus Licht.

In deren Flucht er die Blechplatte setzt.

»Nun, wie dem auch sei, wir sollten uns nicht an einem Einzelschicksal aufhalten, es gibt zu viele davon. Reden wir lieber über eure Straßen.«

»Am Ende des vergangenen Jahres erschien ... in ...«

»wenn man die Köpfe der Steine ... die zer-

malmt sind ...«

»Ich krieg's nicht zusammen.«

»Ich krieg's nicht zusammen.«

»Und ich schlage vor, wir lassen das mit dem Walzen beschotterter Straßen und reden stattdessen über die perfekte Straße, denn darum geht's doch, nicht wahr?

Nun, wir können uns kurz fassen. Erstens: Die perfekte Straße ist hart, glatt, eben und gerade. Zweitens: Sie muss nicht gewalzt werden, denn sie ist schon gewalzt. Drittens: Der Schotter liegt untendrunter, nicht obendrauf. So, und jetzt dürft ihr mal raten, was für eine Straße wir hier bauen.«

»Plus hundert.«

»Plus hundertereins.«

»Macht sechshundertsechsdachtzig.«

»Zigaretten.«

»Für jeden.«

»Wären's gewesen.«

Der Mann hat die Platte montiert und läuft an ihnen vorbei ins Dunkel.

Der weggeschossene Kiefer ist von dieser Seite aus nicht zu sehen.

Sein Gesicht sieht aus wie entkerntes Obst.

Er schaut sich nicht einmal um.

»Na schön, die Maschine ist kein Unmensch und fabuliert sich noch einen letzten kleinen Tipp von der geschundenen Seele. Also: Die perfekte Straße ist ein Ganzes, dessen Teile so fest miteinander verbunden sind, dass manch einer in Versuchung kam zu behaupten, sie seien allesamt miteinander verzahnt – ein, wie wir inzwischen wissen, in die Sprache gewandertes Relikt eines kleinen historischen Irrtums, dessen Vertreter glaubten, beim Ge-



danken an die perfekte Straße durchdrehen zu müssen.

Na? Klingelt's?

Zahnräder auf Zahnschienen, genau!«

Zähne, immer wieder Zähne ...

»Die höchst materielle Lösung eines höchst imaginären Problems.«

Der Entkernte drängt mit neuen Blechplatten an ihnen vorbei.

»Nun, wir haben die Sache auf andere Weise fortgeführt«, prophezeit's, woraufhin die Schmoker die Hutkrempe neunzig Grad anstellen und die bleichen Köpfe in Richtung des Loches drehen, aus dem unlängst ihre Einnahmequelle geflogen.

›Und nun?‹

›Was will es uns damit sagen?‹

»Kommt. Na kommt schon, kommt.

Und immer fein nach oben schauen.«

Was sie sehen, ist eine nicht enden wollende Reihe von Löchern, allesamt mittig ins Wellblech geschnitten und so groß wie ihre Hüte.

Loch an Loch

Und hält doch.

Aber das kommt ihnen nicht in den Sinn.

»Wir nennen es Abdampfstraße. Im Prinzip nichts anderes als die oberste Schicht einer Reihe imaginärer Zahnräder. Jedes Stück perfekt abgestimmt auf den Takt der Maschine. Dampfkolb, Kolbenblock, Abdampfstrahl, Humankapital, ihr versteht?«

??

»Ist alles miteinander verbunden.«

»Is klar.«

Die Schmoker feixen, bringen Köpfe wie Hüte auf Augenhöhe zurück. Die Krepfen bilden jetzt ein geschlossenes Dach. Darunter aber bricht's in Schüben hervor.

»Ist«

»alles«

»miteinander«

»verbunden.«

Und weil's unisono noch immer am besten klingt:

»Ist alles miteinander verbunden.«

Was folgt, ist Gelächter, doch scheint's den Schmokern nicht nur das ihre zu sein.

Als sie sich umschaun, blicken sie in stumm fordernde Gesichter.

Fünf Mann. Auf jeder Seite. In den Händen je eine achtzehn Fuß lange Schiene.

Da treten die Schmoker Rücken an Rücken.

Da schiebt's ihnen die Hüte auf und zusammen.

Da werden die eisernen Stränge gelegt.

Parallel.

Wie die Hosenträger.

Der Männer.

Mit den Hakennägeln.

Die jetzt kommen.

»Gleich gibt's Keile«, orakelt die Stimme.

Aber da greifen die Schmoker selbst zu.

Machen mit.

Schnappen sich die Zangen.

Und ziehen den Nägeln.

Die Ohren lang.

Zwei Stunden später schlafen sie fest.

Als die Schmoker am nächsten Morgen ihre Köpfe aus der stählernen Raupe strecken, staunen die Leute.



»Huil!«

Die Schmoker aber stehen nur da und arbeiten.

Und sagen kein Wort.

Da umarmt die Raupe aus Stahl die beiden Schmoker. So sanft, dass sie's gar nicht bemerken. Die Schmoker, stehen da und setzen Blechplatte an Blechplatte, vernieten und riegelnd alles fest ab, derweil hinter ihnen die Schienenstränge ihre glänzenden Enden aus dem Dunkel strecken und erwartungsfroh funkeln.

Da schnauft die Maschine und stößt heißkalten Brodem aus den Löchern nach oben, und da kommt Lore.

der über dem Blechdach im Zeitraffer eruptiert und zu Wolken und -bändern aufquillt, die ins Land ziehen, verwirbeln, vergehen ... leerlaufende Rauchzeichen, auf die Antworten folgen, welche für die Außenstehenden nichts als Spiegelbilder sind.



Sie hatten seit Tagen kein Wort miteinander gewechselt, das Sprechen unterdrückt, bis selbst die Gesten verstummt waren, hatten ihre Arbeit getan, waren schlafen gegangen und wieder aufgestanden, hatten im Licht alle Blicke vermieden und ihre Routinen von einem Ort an einen anderen transportiert wie die Möbel, die er ihnen als Zeichen seines Danks überlassen hatte, waren in einem Kegel aufgleißenden Lichts hinab zum Fluss gelaufen und mit dem Boot übergesetzt, als gäbe es kein Zurück, als sei es eine Reise in der Zeit und keine im Raum, waren den Hang auf der anderen Seite wie in einem Spiegelbild hinaufgelaufen, hatten ihre Arbeit getan, waren schlafen gegangen und wieder aufgestanden, hatten die Wände und Türen aus Wellblech betastet, sich daran gewöhnt, ein kleines Beet angelegt, Suppengrün ins Braun gesät und einander gegenüber an den Tisch gesetzt, dazwischen ein Kanten Brot, etwas Wurst, kaum noch Käse. Es war die Nahrungskette, die sie verband.

Als sich ihre Messer auf einem Stück Butter berührten, war es ein Anfang. Sie vögelten den ganzen verdammten Rest des Tages miteinander.

Die Nacht aber gehörte den Mündern.

›Wir sind Härchen in einer Suppe, die der Herrgott nicht rührt.«

Es waren die Worte, die ihr in den Kopf kamen. Den Kopf, der auf seiner Brust lag, die Haut in dickes Gelb eingetaucht, der Glanz von Fett in talgesättigtem Licht.

›Wir sind Härchen in einer Suppe, die der Herrgott nicht rührt.«

Es waren die Worte, die kamen und blieben. Als hätten sie Angst, nach all den stummen Tagen gleich wieder zu vergehen.

Als sie in ihrem Kopf nach anderen suchte, fiel ihr auf, dass sie auch Hühnersuppe sagen könnte. Aber da küsste sie schon seine Brust, leckte ihm den salzigen Panzer auf und sagte leise, ganz leise: »Wir sind Härchen in einer Suppe, die der Herrgott nicht rührt.«

»Das tun andere.«

Es war alles, was sie von ihm vernahm. Drei Worte: »Das tun andere.«

Es klang besänftigend, apathisch, fatal. Als hätte sie ihn gefragt, ob sie sich Sorgen machen müssten.

»Das tun andere.«

Sie schwieg. Und legte ihr Ohr auf seine Brust, hörte sein Herz schlagen, spürte die sinkende Frequenz.

Sie nahm ihre Zunge, leckte ihm das nächste Stück aus dem Panzer,



sagte: »Ich weiß.« Und dann: »Aber sie tun es nicht für Ihn, auch wenn sie in Seinem Namen handeln.«

»Wir müssen uns fügen.«

Sie vernahm seine Worte, schmeckte das Salz auf dem Panzer, der Brust, sagte: »So wie du es in deinen Predigten tust?«

Es war eine Frage.

Er gab keine Antwort.

Sie zog ihm mit den Zähnen langsam, ganz langsam, ein Haar aus der Brust. Umschloss es mit den Lippen wie ein Fisch einen Wurm. Biss es durch.

Sein Schrei erstickte zwischen Schafswolle, Brettern und Teer.

Sie sagte: »Fuggert, der Füger.«

Er griff ihren Kopf, riss ihn hoch, riss sich ein Büschel Haar aus der Brust.

Sie sagte: »Fuggert, der Fuger.«

Er schlug seinen Mund auf den ihren, fraß Haare, dann Haut.

Als sie voneinander abließen, sah er sich wieder, erkannte sich selbst.

Er sitzt an seinem Schreibtisch, Kirschholz, rotbraun glänzend, zwei Schubladen links, zwei rechts, darüber die Platte und darauf das Leder, geweicht, enthaart und entfleischt – wie geschaffen für das, was da ist, wie geschaffen für das, was er tut. Ein Buch, Zettel, Notizen, Papier. Dazwischen seine rechte Hand, die wäscht die Worte ins Reine.

Er dreht sich zu ihr, sagt: »Ich sitze mittig an meinem Tisch, damit ich jede der vier Schubladen ganz bequem erreichen kann.«

Sie öffnet die Lippen, sagt: »Ich höre dir, still atmend, zu.«

Er: »Es ist mir darum zu tun, meine Predigt vom Vortag ins Reine zu schreiben, denn ich bin gewillt, sie einer baldigen Publikation zuzuführen.«

Sie: »Du hast alle vier Schubladen deines Schreibtischs geöffnet.«

Er: »Ich will dir zeigen, wie ich sie bediene.«

Sie: »Ich will sehen, wie du dich bedienst.«

Er: »Ich werde alle Register ziehen.«

Sie: »Du bist ...«

Er: »Ein Organist.«

Sie: »... ein Organon.«

Er: »Der Organisator meines eigenen Texts. Ein, mit Verlaub, Genie.«

Sie: »Ich höre dir, still atmend, zu.«



Er: »Bevor meine Hände enteilen, will ich, dass du das hier siehst.«
Sie: »Ein Dutzend leerer Blätter im Quartformat.«
Er: »Ich lege sie hier vor mir auf den Tisch.«
Sie: »Der Heiligen Schrift zu Füßen.«
Er: »Die rechte Perikope ist schon aufgeschlagen.«
Sie: »Sie auszuschneiden wäre auch nicht recht.«
Er: »Wir werden über Dissektion noch sprechen.«
Sie: »In einer eigenen Sektion.«
Er: »Gewiss. Bis dahin aber ist noch viel zu tun, zumal ich noch immer nicht begonnen hab.«
Sie: »Mir scheint, da ist noch ein Drittes, das du mir zeigen willst.«
Er: »Es ist der Entwurf der Predigt.«
Sie: »Die du gestern hieltest?«
Er: »Die ich hier und heute vollenden werde.«
Sie: »Ich höre dir, still atmend, zu.«
Er: »Wohl, ich werde nun beginnen. Noch einmal lese ich den ersten Teil meiner Predigt. Ist er mir vollauf gelungen, so werd ich ihn sogleich aufs Quartformatpapier copirn.«

Er: »Er ist es nicht.«
Sie: »Was nun?«
Er: »Nun, es handelt sich nur um einen Entwurf, ein Exposé ...«
Sie: »... eine Maquette, ein Modell.«
Er: »Jedenfalls nicht um ein druckfertiges Werk.«
Sie: »Wiewohl es, wie ich hörte, *druckreif* ist.«
Er: »Nun, die Reife einer Quelle bedeutet mir gewiss sehr viel, doch wollen die Quellen allesamt benannt und kein Zitat vergessen werden.«
Sie: »Ich dacht, man macht es andersrum.«
Er: »Die Quellen allesamt vergessen?«
Sie: »Und kein Zitat benennen.«
Er: »Nun, wie dem auch sei, bevor ich in die Fächer greife, erklär ich dir, dass mir die Reinschrift auf direktem Wege nur selten wohl gelingt.«

Er: »Wohl, ich greife nun mit meiner linken Hand, welche ich als Temporalhand bezeichne, in die obere der beiden linken Schubladen und entnehme ihr die zu diesem Abschnitt von mir angefertigten Notizen.«



Er: »Ich möchte an dieser Stelle darauf hinweisen, dass sämtliche Notizen bereits zu dem Zeitpunkt, an dem wir uns gerade befinden, d. h. *jetzt* in vollem Umfang geordnet sein müssen, um jegliches Suchen zu vermeiden und der Gefahr der Deflexion zu entgehen.«

Sie: »Verzeih, ich war in Gedanken abgeschweift.«

Er: »Ich hoffe, es war nicht Defloration, was deine Ohren gehört, deinen Geist betört, dein ...«

Sie: »Ich höre dir, still atmend, zu.«

Er: »Schön. Wo war ich stehengeblieben?«

Sie: »Bei der Ordnung der Notizen.«

Er: »Ganz recht. Die linke Hand, welche, wie bereits erwähnt, als Temporalhand hier fungiert, aufgrund der Dauer wie auch der Qualität ihres Einsatzes gleichsam als Secundairhand bezeichnet werden kann ...«

Sie: »... diese linke Hand ...«

Er: »... legt nun, nachdem sie ob der eingangs erwähnten Ordnung blind zugegriffen hat, die Notizen so auf den Tisch, dass die Augen, welche nach wie vor auf dem Entwürfe ruhen ...«

Sie: »... und nicht auf mir...«

Er: »... selbige mühelos erfassen können und der Kopf, in Abgleich mit dem daneben liegenden Entwürfe, alles noch einmal prüfen und das Beste behalten kann. Und das, nur das!, bringt die rechte Hand jetzt aufs Papier.«

Sie: »Ein Vorgang, der mit bloßem Auge nicht zu erfassen ist.«

Er: »Nun, das wär getan.«

Sie: »Ein schöner Anfang.«

Er: »So ist's recht. Ich werde nun den ersten Teil meines Predigtentwurfs mit Hilfe dieses Lineals hier ausradiern und die Notizen links unten in die Lade legen.«

Sie: »Es ist eine Schublade.«

Er: »Ganz recht.«

Sie: »Sie ist leer.«

Er: »Sie wird sich füllen.«

Sie: »In dem Maße, in dem du dich leerst.«

Er: »In dem, in dem ich die obre Lade leere.«

Sie: »Ich kann es kaum erwarten, das zu sehen.«



Er: »Ich weiß, doch bevor meine Hände nun zum zweiten Mal enteilen, wollen wir noch einmal innehalten und uns zusammen vergewissern, was passiert, wenn mir – was gottlob bisher nie der Fall gewesen – weder mein Entwurf noch meine Notizen recht behagen.«

Sie: »Kann man nicht auch das scheinbar Minderwertige prüfen und von diesem dann das Beste wohl behalten?«

Er: »Man könnte, doch verspricht es deutlich höheren Ertrag, wenn ich mit der Reinschrift noch ein wenig warte und mit meiner Primärhand in eine der beiden Schubladen rechts von mir reingreife.«

Sie: »Du hast sie bisher mit keinem Wort erwähnt.«

Er: »Du hast gesagt, sie sind geöffnet.«

Sie: »Sonst könntest du nicht in sie greifen.«

Er: »Du siehst, ich sitz noch immer mittig an dem Tisch.«

Sie: »Und verrückst den Stuhl nicht im geringsten.«

Er: »Ich greife also rein.«

Sie: »Warte! Was machen all die Zettel da?«

Er: »Das fragst du *jetzt*?«

Sie: »Ich hörte dir, still atmend, zu.«

Er: »Das heißt?«

Sie: »Ich dachte, du würdest es mir sagen.«

Er: »Na schön. Auf den Zetteln stehn Exzerpte, Herausgepflücktes, das ich gleich noch einmal pflücken werde. Mit andren Worten: Blumen aus Papier.«

Sie: »Die niemals welken. Und die auch keine Sonne brauchen.«

Er: »Die in der Tiefe Sonne sehen. Gleichwohl, es geht mir um die eignen Taxa – und im Grunde ist es auch ganz leicht. Wie du siehst, gibt es rechts von mir zwei Schub-Schub-Laden.«

Sie: »Mit einem Steg je in der Mitte.«

Er: »Dazu gleich mehr. Entscheidend erst einmal, dass die Zettel in der obren Lade alphabetisch Ordnung tragen, gemäß der Namen unsrer Hochgelahrten. Hat indes einer mehr als nur ein Werk verfasst, so wird die alphabetisch Ordnung noch mit der zeitlichen verquickt. Die Zettel folgen dann nicht nur dem Namen, sondern auch der Chronologie der unter ihm publik gemachten Bücher.«

Sie: »Beginnend mit dem zuerst veröffentlichten Werk.«

Er: »Gewiss.«



Sie: »Nun denn, so weiter.«

Er: »In der untren, gleichsam gut gefüllten Lade sind die Exzerpte dagegen thematisch aufgereiht, von Abaddon bis Zoom.«

Sie: »Und das ist alles?«

Er: »Nicht ganz. Die meisten Karten hier sind doppelt existent, auch wenn ich sie nur einmal finde.«

Sie: »Man merkt es erst, wenn man sie findet.«

Er: »Ganz recht.«

Sie: »Nun zu den Stegen.«

Er: »Warte, wir müssen zu den Schub-Schub-Läden kurz zurück.«

Sie: »So kommen wir hier nicht voran.«

Er: »Wie du siehst, sitz ich noch immer mittig an dem Tisch.«

Sie: »Und verrückst den Stuhl nicht im geringsten.«

Er: »Ich halte still, ich werde mich allein im Geist bewegen.«

Sie: »*Allein*, ganz recht.«

Er: »Auch wenn ich es nicht aufgeschrieben hab, erinnre ich mich doch, gesagt zu haben, wir sollten nochmal innehalten und uns vergewissern, was passiert, wenn mir – was gottlob bisher nie der Fall gewesen – weder mein Entwurf noch meine Notizen recht behagen. Mit andren Worten: Ich handle hier und jetzt im Konjunktiv.«

Sie: »Und der bedarf keiner Bewegung.«

Er: »Sie würde ihn zerstören! Doch gut, ich will es dir in Form einer Rechenaufgabe demonstriern. An ihrem Ende steht die Null, von der aus wir fortfahren können. Oder eine Eins, denn die Null hat leichtes Spiel.«

Sie: »Du musst mir mehr erklären.«

Er: »Nun gut, gehen wir zum ersten davon aus, dass ich meine Exzerpte seit jeher auf Blätter im Octav-Format notiere, und gehen wir desweiteren davon aus, dass ich – einem gewissen Obligatorium zufolge – nunmehr sechstausend solcher Blätter wohl besitze, so erscheint es meiner Ansicht nach nicht unplausibel, dass ich meine ganze Collection, bevor ich diesen Schreibtisch hier besaß, in langen, hölzern' Kästen aufbewahrte.«

Sie: »Die ich niemals zu Gesicht bekam.«

Er: »Natürlich nicht, mein frühes Zimmer bot genügend Platz, mein Papier vor aller Welten zu verstecken. Die Kästen waren folglich auch das erste, was ich mit an diesen Ort hier nahm.«

Sie: »Du meinst, als der Auftrag dich ergriff.«



Er: »Ganz recht. Allein, als ich zum ersten Mal in meine Kammer trat, war da kein Platz, die Kästen zu verstecken. Das Bett zu kurz, der Schrank zu klein, es war zu viel Papier für diesen Ort. In meiner Not setzt ich mich an den Tisch und zog die Laden auf und zu.«

Sie: »Schub-Schub?«

Er: »Schub-Schub.«

Sie: »Und dabei kam dir die Idee?«

Er: »Nicht im geringsten. Die Laden waren viel zu groß und ungeteilt. An Ordnung war nicht mal zu denken.«

Sie: »Und dann?«

Er: »Brach ich zwei Dielen aus dem Boden. Und vergrub die Kästen allesamt darunter.«

Sie: »Und die Schüttung?«

Er: »Die warf ich aus dem Fenster, Stein für Stein.«

Sie: »Per aspera ad terram ... Doch sag, wie ging es weiter?«

Er: »Nun, dünkt ich mich einmal ungestört, zog ich die Kästen schnell empor. Und doch, ich schrieb nur schlechte Predigten und Briefe, derweil sich auf dem Tisch ganz anderes Papier zum Himmel türmte. Und eines Tages schrieb man mir, dass alles zu erfassen sei.«

Sie: »Doch tatest du's nicht.«

Er: »Es ging nicht. Es war einfach viel zu viel.«

Sie: »Von wem kam damals der Brief?«

Er: »Ich erinnere mich nicht mehr.«

Sie: »Die Quellen wollen allesamt benannt sein.«

Er: »Diese nicht.«

Sie: »Dann sag mir, was du hast getan.«

Er: »Ich öffnete die Laden und stopfte alles, was auf dem Tische lag, hinein.«

Sie: »All das Papier?«

Er: »Das ganze. Ich hätte nie gedacht, dass alles unterkommt.«

Sie: »Du maßest also nach.«

Er: »Ganz recht.«

Sie: »Und was kam dabei heraus?«

Er: »295 Millimeter war die Lade breit, und 260 hoch dazu, 550 aber maß sie in der Länge – und ich, ich hatte vier davon.«

Sie: »Dann solltest du mir jetzt die Rechnung präsentieren.«



Er: »Nun, die Octav-Blätter sind 142 und einen halben Millimeter breit, und in der Höhe sind es 2-5-5. Nimmt man zwei davon zusammen und stellt sie hochkant aneinander, breiten sie sich über 285 Millimeter aus, indes sich ihre Höhe nicht verändert. Addiert man dazu noch den Steg, der alles trennt, so kommt man schnell auf 2-9-1, was zugleich heißt, das man in jedem Laden zwei von diesen Reihen gut vereinen kann. Rechnet man – zum Schluss – noch einen halben Millimeter für ein Blatt, so wird schnell klar, dass jede Lade 2200 Blättern Platz gewährt, jedes davon parallel zum nächsten, und keins hat mehr als einen Millimeter Spiel.«

Sie: »Dann können wir jetzt also weitergehen?«

Er: »Wir können.«

Sie: »Was wurde aus den hölzern' Kästen?«

Er: »Ich zeigt sie Gütergotz, und der hat sie verbrannt.«

Sie: »Und du? Du tatest nichts?«

Er: »Oh doch! Ich ging zurück in meine Kammer, und er, er gab mir diesen Tisch.«

Sie: »Der mit dem Steg und dem Papier dein Leben fest umschlungen hält.«

Er: »Gütergotz erklärte mir, der Tisch sei Grund genug, mich morgen schon zu visitiern.«

Sie: »Wie's scheint, hat er sein Licht bereits gelöscht.«

Er: »Mag sein, doch kannst du es von hier aus nicht erkennen.«

Sie: »Gestern Abend sah ich's noch.«

Er: »Es ist zu hell da draußen.«

Sie: »Es ist Nacht.«

Er: »Doch nicht für ihn.«

Sie: »Na schön, doch sag mir, was geschah mit den anderen Notizen, die du zur Reinschrift deiner Predigt nutzt?«

Er: »Sie wanderten allesamt mit in die linke untre Lade.«

Sie: »Und dann?«

Er: »Verschloss ich die beiden rechten mit den Blumen und verbrannte die Notizen mitsamt dem Entwurfe im Kamin.«

Sie: »Und zurück blieb nur ein Dutzend fein beschriebner Blätter, allesamt im Quartformat.«

Er: »Das fertig Werk hier vor mir auf dem Tisch.«

Sie: »Zu Füßen der Heiligen Schrift.«

Sophie, warum antwortest du nicht? Hast du meinen Brief nicht bekommen? Arthur hat ihn dir doch gegeben, nicht wahr? Er hat mir gesagt, dass er ihn dir gegeben hat. Und dass du ihn genommen und nichts dazu gesagt hast, ihn einfach nur genommen hast wie die Klappe des Briefkastens, gleichgültig, mechanisch und ohne ein Wort.

Erinnerst du dich an das, was du mir einmal gesagt hast, Sophie? Du hast gesagt, dass die Zeit eine Vorder- und eine Rückseite hat. Auf der einen, hast du gesagt, leben wir, und von der anderen werden wir gelebt.

Ich habe dich gefragt, wo diese andere Seite ist.

Sie ist unter uns, hast du gesagt.

Sophie, ich erkenne erst jetzt, wie Recht du damit hattest. Die Seite, auf der man uns lebt, ist unter uns. Sie hat sich verdoppelt, um in uns zu dringen und sich unseren Blicken zu entziehen. Aber was können wir tun? Uns eine Wohnstatt im Himmel bauen, weil unter uns die Erde brennt? Aber wir merken es ja kaum. Sogar an die Glashäuser haben wir uns gewöhnt, haben das Staunen abgelegt wie die Strümpfe und Schuhe und die Beine im warmen Wasser gebadet. Man hat uns gesagt, es würde die Körper kuriern. Und selbst wenn nicht, das Wasser hat doch bloß unsere Beine benetzt und ist uns nicht bis ins Blut gedrungen. Außerdem haben wir unsere Strümpfe und Schuhe wieder angezogen und sind nach draußen gelaufen und haben gestaunt, über uns und das Haus aus Glas, unter dem die Erde brannte und immer noch brennt, haben gestaunt und konnten's kaum glauben, obwohl wir wussten, dass es so war und gesehen haben, wie Richard dasaß, auf dem Rand des Beckens, mit Charnosyna im Arm.

Keine Frage, wir waren da und haben es genossen – und bald schon wird es im großen Treibhaus die erste Ernte geben, und wir werden Melonen essen und Bananen und Orangen, werden essen von den Bäumen der Erkenntnis von süß und noch süßer und die Früchte wie verkehrte Weihgaben übers Feld in unsere überhitzten Wohnstätten tragen, und wenn wir satt sind, spielen wir damit Kegeln in Kartoffelzeilen und Ackerfurchen. Unmöglich, dass dabei nur der König umfällt.

Und der Zaun? Er ist keine Scheidewand, Sophie. Dahinter werden sie genauso gelebt. Vielleicht liegt hinter dem Zaun nichts als die Vorderseite der Zeit, in der wir alle bald leben werden. Und sterben.

Sophie, ich habe Arthur hinter dem Zaun stehen sehen. Es gab keine Tür, durch die er gegangen ist, kein Loch, nichts. Er war einfach drin –

und ich stand draußen. Aber ich konnte ihn sehen, hörst du, ich konnte ihn wirklich sehen. Er sah mich an, als wisse er, was kommt, als habe er es auf sich genommen, um mir die Angst zu nehmen. Ein dreizehnjähriger Held mit einer zerkratschten Schiebermütze auf dem Kopf, der glaubt, er könne die Angst besiegen, wenn er ihr ins Herz kriecht.

Es war, als würde ich ihn durch ein Fenster wahrnehmen. Plötzlich tauchten Kinder auf. Es waren Arthurs Schulkameraden. Sie scharten sich um ihn wie um eine Errungenschaft. Aber kaum, dass sie bei ihm waren, ertönte ein Pfiff – und sie glitten zurück, als liefen sie alle auf Schienen, glitten zurück und schauten ihm zu, wie er mich ansah. Dann glitt auch er davon, ohne sich zu bewegen. Es gab keinen letzten Gruß. Sein ganzer Körper war wie fixiert, aber ich war nicht länger der Punkt, der ihn hielt. Dann drehte er sich und kippte mit den anderen hinab in die Grube. Ich schrie, aber da schob sich ein Wagen vor mein Gesicht – ein Pferdewagen, der Wagen von Schaustellern –, und der Kasper schaute aus einem der Fenster zu mir herab und redete auf mich ein und sagte, dass nun alles besser werde, und seine Frau strich mit ihrer ausgestreckten Hand über meinen Kopf, und hinter ihnen schaukelte Charmosyna auf einem silbernen Bügel. Dann fiel er runter. Eine kleine Kette bewahrte ihn davor, auf den Boden zu schlagen. Die Frau nahm ihre Hand von meinem Kopf und hob den Papagei wieder hoch, während sich der Kasper kurz zu ihm umdrehte und sagte: »Musst weiter fein üben.« Und Charmosyna begann, von neuem zu schaukeln. Dann führen sie fort, und es klang, als würde ihr Wagen auf Schienen laufen. – Ich konnte jetzt wieder in das Lager sehen. Aber da bemerkte ich, dass es gar kein Lager war. Warum hatte ich nur gedacht, dass es ein Lager sei? Es war doch ein Garten, ein wunderschöner Garten mit einer Allee aus jungen Eichen in der Mitte. Sie war mit tausenden Steinen gepflastert und so lang, dass ich ihr Ende nicht sehen konnte. Aber dafür sah ich Arthur. Er lief direkt auf mich zu. Schon von weitem sah ich, dass er die rechte Hand ausgestreckt hatte. Es sah aus, als wolle er mir etwas geben. Ich lächelte ihn an, aber da blieb er plötzlich stehen, keine zwei Meter von mir entfernt, und öffnete die Faust. Ein Milchzahn lag darin. »Mein letzter«, sagte er und schaute mich an, und ich sah, dass es ihm nicht wehgetan hatte und dass die Wolken über ihm alle aus Glas waren.

L.



Achtzehneinhalb Tonnen schwer, einsvierundvierzig breit, vier-vierzig hoch: Lore.

»Einen schönen guten Abend, die Herren.«

Die Schmoker, verschwitzt, mit aufgerissenen Augen und Händen.

Die Schmoker im Licht blechblendender Laternen.

Die Schmoker, zusammenschlitzend die Augen.

»Wollt ihr euch nicht zu mir setzen?«, und klappt den Schornstein nach hinten und bietet ihnen zwei Plätze an. Der eine auf dem Dampfdom vom Stehkesselscheitel, der andre auf dem Dampfdom hinterm Kessel schuss.

Die Schmoker nehmen ihre Schildkappen ab, halten sie gegen's Licht, sehen die Dome, aufgenietet, rund und – nicht dampfend.

Die Schmoker hängen die Kappen auf die Pufferteller der Kupplung, gehen links und rechts an der Lokomotive vorbei, klettern durchs fehlende Führerhaus nach oben.

Über ihnen die Löcher im Dach, Scheinwerfer, gefluteter Himmel.

Unter ihnen die Löcher im Dom, wie gemacht für Ruhe und hanfhosne Hintern.

»Ich sehe euch das erste Mal hintereinander sitzen.«

»Du siehst uns überhaupt zum ersten Mal«, entwindet sich einer der Schmoker. Er sitzt vorn, hat Körper und Gesicht zum Schornstein geneigt.

Der Schornstein, der plötzlich wieder aufrecht vor ihnen steht.

Der Schornstein, durch den der Abdampfstrahl schießt.



Der Schornstein, aus dem die Worte zu kommen scheinen.

»Es ist schön, hier zu sitzen, nicht wahr? Das Tagwerk zu sehen. Auszuruhn.«

Und weil keiner von beiden was sagt:

»Wisst ihr, man nennt mich auch Aschenputtel. Oder fleißiges Lieschen. Weil ich weiß, was meine Pflicht ist und ohne zu murren meine Arbeit tue. Aber Lore gefällt mir am besten. Das bedeutet ›Gott ist mein Licht.«

Nicht unbedingt das, worüber die Schmoker jetzt reden wollen.

»Kennst du die Centaur?«

»Oder die Cyclop?«

»Ob ich sie kenne? Ob ich ... Na, ihr seid mir vielleicht zwei. Na klar kenn ich sie. Jeder kennt sie! Sie sind«, ein Dampfstoß blubbt aus dem Schornstein, weht über die durch die Löcher schielenden Schmoker hinweg, »sie sind die Stars auf unseren Straßen.«

»Du musst uns alles über sie erzählen!«

Und weil Lore dasteht und schweigt.

»Bitte!«

»Also gut, aber ihr müsst mir etwas versprechen.«

»Was immer du willst, Lorchen.«

»Er meint es nicht so. «

»Na schön, Regel Nummer eins: Ihr dürft die Geschichte keinem weitererzählen.«

»Was? Warum denn nicht?«

»Was er damit sagen will ... «

»Hört zu. Vor ein paar Jahren gab es schon mal zwei, die genau wie ihr in einer Höhle saßen.«

»Aber das hier ist doch ein Tunnel.«

»Jetzt wart's doch mal ab.«



»Sie saßen also da und dachten an nichts, da hörten sie plötzlich eine Stimme.«

»Na klar ...«

»Psst!«

»Die Stimme sagte, dass sie ihnen jetzt eine Geschichte erzählen werde. Eine unglaubliche Geschichte.«

»Und dann?«

»Dann erzählte sie ihnen eine Geschichte. Eine Geschichte, die so unglaublich war, dass die zwei nicht länger an sich halten konnten und ihre Höhle verließen, um sie weiterzu-erzählen und aller Welt davon zu berichten. Und wisst ihr, was dann passiert ist?«

»Nein.«

»Das wissen wir nicht.«

»Die Leute draußen in der Welt haben ihnen kein Wort geglaubt und sie erschlagen, noch bevor sie die Geschichte zu Ende erzählt hatten.«

»Jesses.«

»Und du meinst ... ich meine, schwörst du, dass du dir das nicht bloß ausgedacht hast?«

»So wahr ich Lore heiße.«

»Und was ist mit dem Aschenputtel?«

»Und dem fleißigen Lieschen?«

»Dann schwöre ich es eben bei meinem voranlaufenden Drehgestell.«

»Bei was?«

»Bei meinem«, und klippklappt den Schornstein nach vorn, »voranlaufenden Drehgestell.«

Die Schmoker sitzen da, als sei das Tunnelende vor ihnen das Ende der Welt, der Rand einer Scheibe, von der sich Lore gleich stürzt – und nicht der Eingang in die neue Zeit, die



Flucht hinab in ein Land, das frei vor ihnen liegt, jetzt, wo das Ende des Schornsteins auf den Schienen ruht – jetzt sitzen die Schmoker da und sagen kein Wort.

»Ihr könnt gern nachschauen, wenn ihr wollt«, dampft's unter ihnen gegen die Steine.

»Danke, wir haben's uns hier oben grad so schön gemütlich gemacht.«

»Würden lieber Regel Nummer zwei hören.«

»Abgemacht«, und schnellst eilends zurück,

»Regel Nummer zwei lautet: Während ich die Geschichte erzähle, müsst ihr leise sein.«

»Weil wir sonst die anderen wecken.«

»Und die die Geschichte dann hören.«

»Und bestimmt weitererzählen.«

»Und erschlagen werden.«

»Weil sie nicht wissen, dass man's nicht sagen darf.«

»Weil's außer uns keiner glaubt.«

»Und dann müssen wir die ganze Arbeit hier alleine machen.«

»Weil die anderen alle tot sind.«

»Und das wollen wir nicht.«

»Gut. Regel Nummer drei: Nicht auf mir rumhüpfen.«

»Was?«

»Ich glaube, sie meint ...«

»Sitzenbleiben und zuhören, sonst gibt's keine Geschichte.«

»Is klar, Regulore.«

»Ich fürchte, das hat er ernst gemeint.«

Und Lore klippklappt ihren Schornstein zurück, legt dem erstbesten Schmoker sein Ende in den Schoß und beginnt zu erzählen. Die Geschichte von Cyclop und Centaur, den Zwillingsslokomotiven.

×

Lilly, ich sitze hier und weiß nichts zu schreiben. Alles, was ich mich frage, ist, warum wir nicht in unser Essen spucken, wo wir es doch mit unserer Spucke vermischt hinunterschlucken.

S.



Ein Schrei kommt über den Himmel. Das ist hier schon mal passiert, mit *dem* Geheul aber lässt sich nichts vergleichen. 'S ist Charmosyna, der im Anflug ist. Schon pfeift er durch ein zu zwei Dritteln geschlossenes Fenster, durchschlägt alsdann ein frei im Raum stehendes Bücherregal und geht als Fleisch gewordene Bombe vor Suse hernieder, die freilich zu beschäftigt ist, um sich darüber zu wundern – und den Vogel aufhebt, als sei er aus Papier.

Eine bibliomanische Selbstverständlichkeit. Die beiden Flügel sind nichts als Buchdeckel. Und die Schwanzfeder dient als Lesezeichen. Suse blättert mit ihrem Rüssel ein bisschen in Charmosynas Gefieder. Dann stellt sie ihn vor sich ins Regal. Da wird ihr die Funktion des Schnabels bewusst.

»Ich klebe! Verdammte Sauerei, ich klebe!«, kreischt Charmosyna und leckt sich mit der Zunge die Relikte des Rüssels aus dem grün glänzenden Gesicht. Charmosyna kommt mit dem Ding bis in die Augen!

Katzenwäsche.

Kinderspiel.

Allein, die Schmuckfedern bleiben ein unappetitlich schmierigter Haufen.

Suse nimmt's als Teil der neueren Evolutionsgeschichte.

»Kannst von Glück reden, dass ich noch nicht alle Bücher eingeräumt habe«, spricht's und schiebt eins links und eins rechts neben den zitternden, zeternden Vogel. »Hättest dir sonst noch den Schnabel an irgendner goldgeprägten Schweineschwarte gebrochen.«

Was Charmosyna natürlich nicht davon abhält, die zweifelhafte Züngelei zu beenden und wieder in die Offensive zu gehen. Rein rostrumtiv, versteht sich. Die zygodactylen Zehen kleben fest am Holz.

»Ich hab mir noch nie was gebrochen, höchstens mal ne Feder geknickt. Und das auch nur, weil mich dein schaumschnäuziger Schweinefreund mit unlauteren Mitteln von der Palme geschüttelt hat. Aber, sag mal, wo ist der eigentlich?«

»Draußen. Dürfte jeden Moment wieder reinkommen.«

Was in Anbetracht des verklebten Gefieders Charmosyna zu einer Neubewertung der Lage zwingt.

»Könntest du vielleicht dieses Buch da ... ja, das große ... am besten direkt vor mich ... nein, nicht so, für quer, sonst fall ich hinten runter ...«



Als das getan ist, sieht Charmosyna schwarz. Hellschwarz, um genau zu sein.

Dann vergeht ein bisschen Zeit.

Dann hört Suse ihn wieder. Ein unterdrücktes Geheul. Kaum mehr als ein Flüstern.

Verrückt, was so ein Buch alles schluckt.

»Und, kommt er?«

»Ich glaube, er ist gegangen«, so Suse eindeutig in Richtung Tür gewandt und in einem derart theatralischen Ton, dass jeder, der auf ein Paar überfiederte und auf hochherzige Zwischentöne geeichte Ohren angewiesen ist, glauben würde, der Angesprochene sei längst im Raum und warte nur darauf, mit seinem Rüssel die in Schweinsleder gewickelte Wand zu durchschlagen, sich den Papagei zwischen die ausgekauerten Mahlzähne zu schieben und –

»Wahrscheinlich ist er Bücher ausfahren.«

»Er ist was?«

Das Buch – ja, das große! – klippklappt nach vorn aus dem Regal, Suse direkt auf die Hufe.

Sie nimmt's als Teil des allgemeinen Kulturverfalls.

Charmosyna thront derweil vor ihr im Regal wie eine von einem wütenden Lama bearbeitete Büste.

Zeit, dass Suse für ein bisschen Aufklärung sorgt.

»Suscrofius fährt Bücher aus. Mit seinem Wagen. Ich dachte, du wüsstest davon. Er macht das, seit er laufen kann. Hat er mir zumindest gesagt. Er ist so eine Art lokaler Kolporteur.«

»Der hinderliche Hausierer.«

»Was?«

»Die Krähe! Jetzt weiß ich, wen sie damit gemeint hat.«

»Suscrofius war bei ihr?«

»Sieht ganz danach aus. Andererseits, vielleicht ist er ihr ja auch nur über die lackierten Zehen gerollt.«

»Ihre Zehen sind was?«

»Lackiert. Dick hält's für die Imitation irgendwelcher Blütenblätter und nimmts als Liebesbeweis, dabei hab ich ihm gesagt, dass die Krähe den Kack aus dem Kochbuch abgemalt hat, das ihr der promiskure Pflanzenstecher zugesteckt hat. Aber der treudoofe Dick will davon nichts wissen,



genausowenig wie von meiner Vermutung, dass ihr der Kerl vorher noch was ganz anderes zugesteckt hat. Oh, und selbst wenn ich mich in diesem einen Punkt irren sollte – was ich ganz bestimmt nicht tue –, fest steht, dass ihr dieser bumsfidele Botaniker noch mehr dagelassen hat als nur'n Kochbuch, nen Katalog und paar Samen. Zum Beispiel 'n dämliches Grinsen und ein Fläschchen Öl, mit dem sich die Krähe gleich die Krallen poliert hat, bevor sie sich was ganz anderes hat polieren lassen. Als der Kerl endlich weg war und Dick heimkam, hatte sie ihre Krallen jedenfalls schon rot angestrichen. Tja, und was soll ich sagen? Seitdem herrscht Schicht im Schacht.«

»Charmosyna!!« Dies fast so theatralisch wie zuvor. Dafür mit deutlich mehr Empörung. Klingt ihm allerdings immer noch zu gespielt. Also noch schnell einen hinterherschieben. Einen, wo er sich sicher sein kann, dass ...

»Weiber, die die Nägel pinseln, meistens auch beim Nageln winseln.«
Genau so einen.

Die Reaktion ist standesgemäß.

Als Suse wieder Luft bekommt: »Ich hoffe nicht, dass Suscrofius bei ihr war.«

»Kann mich nicht entsinnen, ihn gesehen zu haben.«

»Trotzdem, hinderlicher Hausierer klingt mir nicht danach, als sei er ihr *zufällig* über den Weg gelaufen.« Und dann, nach einer Sekunde scheinbar andächtigen Schweigens: »Wer weiß, wo ihn die Witwe Quilting überall hinschickt.«

»Du meinst, in was für ... ähem ... *Löcher?*«

»Charmosyna!«

Klare Sache: 100 % Empörung.

Und darin ein Anflug von Angst.

Vielleicht hält er jetzt besser mal den Schnabel. Zumindest für ne Weile. Und legt den Kopf zur Seite. Und schaut sich mal um. Sieht er das überall im Stall herumliegende Papier – und sagt, so sanft er nur kann:

»Ich wusste nicht, dass er die Bücher der Bibliothek ausfährt.«

»Die von Universalius will leider keiner haben.«

»Außer du.«

»Und Suscrofius.«

»Deshalb sammelt ihr sie auch.«

»Nicht ganz.« Und dann, als hätte er ihr ein Stichwort gegeben. »Ich



glaube, Universalis hat von Anfang an geplant, diesen Ort hier als – wie Suscrofius es nennt – *Multifunktionsraum* zu nutzen, das heißt sowohl als Schweinestall wie auch als Archiv, wobei es ihm darum ging, sich dem, wie Universalis wahrscheinlich sagen würde, *präökkupativen Antagonismus* zwischen dreckigen Schweinen hier und saubereren Büchern da zu widersetzen und selbigen konkret architektonisch aufzulösen.«

(Sind wirklich nicht ganz sauber, die Schweine.)

»So betrachtet ist dieser Ort hier alles andere als unpassend, obgleich ich zugeben muss, dass er strengenommen gar kein Archiv ist.«

(Dafür umso mehr ein Schweinestall.)

»Es ist eher so eine Art Dublettenverwahrnastalt, wobei Suscrofius und ich natürlich sämtliche Werke uneingeschränkt nutzen dürfen und inzwischen auch alles besitzen, was Universalis jemals geschrieben hat – außer natürlich sein Buch über die mondäne Monade Mundanus Monachós, aber wie es heißt, gibt es davon auch nur ein Exemplar. Ungebunden, soweit ich weiß.«

(Wenn sie wüsste ...)

»Du wirst dich jetzt vielleicht fragen, warum Universalis' Bücher hier überall im Stroh rumliegen.«

(Ähem ... nö.)

»Nun, es ist nicht so, dass wir sie alle gleichzeitig lesen, auch wenn zumindest ich das mitunter gern täte, allein schon, um die versteckten Verbindungen zwischen all den Seiten zu entdecken. Suscrofius meint zwar, es gäbe gar keine – und falls doch, so sei das ein vollkommen sinnloses Unterfangen, jedenfalls nichts, wofür man Universalis verantwortlich machen könnte – aber er begreift nicht, dass es darum überhaupt gar nicht geht. Naja, kein Wunder, dass er sich den Büchern gegenüber wie ein Schwein benimmt.«

(Soweit ich weiß, liegen die Bücher hier nur rum, weil Universalis seine Bibliothek zu Papp...)

»Aber gut, ich will mich darüber nicht weiter echauffieren. Du weißt doch, die Abwesenden haben immer Unrecht. Obwohl, wie könnte ich das Unrecht lieben?«

(Mit klebt's gleich wieder alles zu.)

»Na, wie dem auch sei, der wahre Grund für die kleine Unaufgeräumtheit hier ist jedenfalls der, dass Universalis seine Bibliothek umbaut und



alles neu ordnet, wobei er, wie Suscrofius meinte, auch gleich seine alten Regale mit ausgemistet hat.«

(Ausmisten wäre hier in der Tat mal angebracht.)

»Du kannst dir bestimmt vorstellen, wie froh ich war, endlich die passenden Regale zu meinen Büchern zu bekommen.«

(So froh, dass Suscrofius gleich abgehauen ist.)

»Ich schweife ab, nicht wahr?«

(Ähem ... ja.)

»Andererseits, liegen ja alle friedlich da.«

(Büchern sieht man ihre Schandtaten von außen ja auch nicht an.)

»So, und jetzt, mein lieber Charmosyna, will ich, dass du dir die Bücher hier mal ganz genau anschaust.«

(Bücher, sehen aus wie verdammte Bücher. Irgendwelches Papier, das außer ein paar Schweinen keinen interessiert.)

»Findest du nicht, dass sie wie Krippenfiguren aussehen?«

(Stopp!)

Pause.

Dann:

»Oh nein!«

»Oh doch!«

»Du bist ...«

»In der dritten Woche.«

Und dann, als hätten ihre Worte den Lautsprecher in ihm abgedreht.

»Bleiben nur noch drei Monate und drei Tage.«

»Was?«

»Nichts. Vergiss es.«

»Hee, wo ist denn der gute alte Charmosyna plötzlich hin?«

»Weg.«

»Und was wollte der Charmosyna, der vor fünf Minuten hier reingestürzt kam, als sei ein Schwarm Aaskrähen hinter ihm her?«

»Der wollte ...«

»Der wollte *was*?«

»Der wollte wild mit den Flügeln schlagen und rufen: Wir müssen was tun! Jetzt, sofort!«

»Und warum tut er's dann nicht?«

»Weil ihr's schon getan habt. Auch wenn's nicht das war, was ich meinte.«



- »Nicht?«
- »Nein.«
- »Charmosyna.«
- »Ja.«
- »Ich fang an, mir Sorgen zu machen.«
- »Brauchst du nicht. Außerdem solltest du nicht ... ich meine ... du bist ...«
- »In der dritten Woche!«
- »Du wirst deinen Stall nicht mehr verlassen.«
- »Wir können jederzeit gehen. Ich muss Suscrofus nur eine Notiz dalassen und sagen, dass ich zurückkomme.«
- »Er kann mitkommen. Das heißt, wenn du willst.«
- »Erst sagst du mir, was los ist. Obwohl, vorher wüsste ich gern noch, warum du überhaupt hier bist. Ich meine, wolltest du nicht den Rest deiner Tage auf irgendeiner Insel verbringen? Mit der Gischt des Wasser die Gicht in den Knochen heilen?«
- »Was für Knochen?«
- »Keine Ahnung, hab's nur gehört.«
- »Fehlinformation.«
- »Na schön, und was ist mit diesem *Nichts geht mehr*? War angeblich das einzige, was du in den letzten Wochen von dir gegeben hast.«
- »Die Krähe hat mir die Worte in den Schnabel gelegt.«
- »Sie hat was?«
- »Nen Vertrag aufgesetzt und mich mitsamt den Worten da reingelegt. Oh ja, und wie sie mich reingelegt hat! Benutzt hat sie mich! Verraten! Verkauft!«
- »Erzähl! Obwohl, erst will ich wissen, warum du hier bist!«
- »Das hängt alles miteinander zusammen.«
- »Na dann ...«
- »Dann was?«
- »Erzähl!«
- »Also schön. Um es kurz zu machen: Es geht wirklich nichts mehr. Dabei hat die Sache, um die es geht, noch gar nicht angefangen.«
- »Welche Sache denn?«
- »Das getürkte Glücksspiel, die von innen und außen gesäuberten Menschen, die ganze Kurpfuscherei.«



»Charmosyna?«

»Ja.«

»Bist du sicher, wovon du gerade sprichst? Ich meine, keine irren Zukunftsszenarien? Keiner deiner apokalyptischen Pläne? Alles hier und jetzt und ganz real?«

»So real wie deine Sabber in meinen Federn.«

»Dann erzähl!«

»Wie du willst ... Ein Haus, darin ein Zimmer, darin eine Wanne, darin ein Mann. Der Mann, dazu die Seife, dazu der Lappen, dazu das Wasser. Kalt. Ein ...«

»Eyh, was soll denn der Quatsch?! Entweder, du erzählst so, dass ich was verstehe, oder du lässt es.«

»Is ja schon gut, wollte doch nur mal bisschen Universalius spielen.«

»Ich wüsste nicht, was das mit Universalius zu tun hat! Ist überhaupt nicht sein Stil. Du solltest sein Werk erst mal lesen, bevor du irgendwas davon zu kopieren versuchst. Hier, *Einführung und Expression*, sein zugänglichstes Buch, hat er erst vor kurzem geschrieben.«

»Danke, hatte in letzter Zeit Einführung genug. *Ach du armer Charmosyna, ich kann mir vorstellen, wie schwer das für dich ist. Nach so einem entbehrungsreichen Leben ... Das müssen höllische Schmerzen sein. Willst du dich denn nicht mal zur Ruhe setzen? Auf einer kleinen Insel vielleicht, wo es schön warm ist und dir die reifen Früchte in den Schnabel fallen? Du kommst doch aus dieser Gegend, nicht wahr? Das müsste dir doch gefallen ... blabla.*«

Oh, und was die Sache mit der Expression angeht – da hab ich meinen eignen Stil. Also, wo fang ich an? Sagen wir einfach, die Krähe hatte Warzen am Arsch.«

»Charmosyna!!«

»Was denn, soll ich vielleicht von *perianalen condylomata acuminata* reden, so wie der fischelante Fischer? Verdammst, die Krähe sah um'n Arsch rum aus, als hätt sie Klabusterbeeren gesammelt.«

»Cha-tastrophal!«

»Und wie! Klassische Form der Beetbildung. Dabei ist eigentlich Dick für sowas zuständig. Aber der war's in dem Fall ganz bestimmt nicht, weil, in den seinen Beeten sehn die Früchte nicht aus wie die Erde, auf der sie wachsen – wenn du verstehst, was ich meine.«



- »Ich ...«
- »Muss also nen andren geben, der ihr das Zeug *zugesteckt* hat.«
- »Verstehe.«
- »Vielleicht waren's aber auch zwei oder drei.«
- »Ich sagte, ich hab's verstanden, Charmosyna, ver-stan-den!«
- »Oh, klar. Wollte auch gar nicht über den lehmigen Boden hier reden.«
- ›Arghhh!«
- »Jedenfalls hat ihr's Fischerchen ordentlich Thuja-Öl auf die Pubertze gepinselt.«
- ›Sinnlos ...«
- »Hat gesagt, das hilft. Wobei sie von Glück reden kann, dass im Treibhaus nebenan der passende Baum wächst und das Doktorchen Handschuhe dabei hatte. Das Zeug is nämlich giftig – und zwar so sehr, dass einem die Augen rausfallen, wenn man auch nur einen Spritzer reinbekommt. Um vom Mund mal zu schweigen.«
- ›Widerlich.«
- »Und sowas nennen die Leute dann Lebensbaum. Jaja, lebt man sich schön zu Tode mit dem Baum. Aber von mir aus, sollen sie machen. Ich hab meinen Spaß gehabt. Werd den Anblick nie vergessen, wie die Krähe da überm Beckenrand hing und der Doktor sich hinter sie gekniet hat. Wobei, soeben hat mir ein höheres Wesen befohlen, ich solle mir ausnahmsweise mal eine richtige Zote erlauben. Also, was glaubst du, wie ich den Doktor wohl nenne?«
- »Arschäologe.«
- »Och Mann.«
- ›Hoffentlich haben die Kleinen das nicht gehört.«
- »Charmosyna?«
- »Ja.«
- »Könnte es sein, dass du dir das alles nur ausgedacht hast?«
- »Und wie ich das hab. Wenn du mitkommst, zeig ich dir sogar das Loch in der Tür, das der imaginäre Handschuh von meinem eingebildeten Aftertumsforscher da reingefressen hat.«
- ›Er hat was?«
- »Die Tür hinter der Krähe zugemacht und vorher vergessen, den Handschuh auszuziehen. Ich sag nur, Thuja-Thuja durch die Tür ...«
- ›Und dann?«



»Bin ich hinterher. Tja, und irgendwann saß ich bei ihm vorm Fenster. Das heißt, eigentlich wars das Fenster vom alten Fischer, aber der alte Fischer ist ja nun nicht mehr, also saß sein Sohn in der Kammer, das heißt in der vom alten Fischer, obwohl er ja selbst auch nicht mehr der Jüngste ist.«

»Und was hat er da gemacht?«

»Gebadet.«

»Gebadet?«

»In ner Wanne.«

»So richtig mit Wasser?«

»Sah jedenfalls danach aus.«

»Und die Wanne, wie sah die aus?«

»Warum willst du das wissen?«

»Weil ich mir ein Bild machen will. Und ... und weil wir über eine Wassergeburt nachdenken.«

»Wassergeburt?«

»Ganz recht.«

»Wir?«

»Suscrofius findet die Idee fantastisch. Er ist auch im Wasser geboren worden. Das heißt: wiedergeboren.«

»Die arme Sau.«

»Jetzt guck mich nicht so an.«

»Och menno, ich kann nun mal nicht anders.«

»Na schön, die Wanne war aus Kupfer, von oben bis unten aus Kupfer. Und sie stand mitten im Raum. Und daneben war noch ne Wanne. Und irgendein Kasten. Und in der Ecke stand ein Duschapparat. Und daneben lagen zwei große spitze Hüte – alles klar?«

»Und was hat das mit dir zu tun?«

»Hör zu, ich weiß, was die Krähe vorhat, und ich kann mir denken, welche Rolle der Doktor dabei spielt.«

»Na dann, ich höre.«

»Ich saß vorm Fenster.«

»Ich weiß.«



»Das heißt, ich hab nichts gehört.«

»Aber du hast was gesehen.«

»Ja, einen Mann, der in der Badewanne sitzt und überrascht ist, als seine Frau reinkommt.«

»Und du hast nicht gehört, was sie zu ihm gesagt hat?«

»Kein Sterbenswörtchen.«

»Und du weißt auch nicht, was er gesagt hat?«

»Ähem... nein.«

»Gut, dann denk dir was aus.«

»Ich soll mir ... Na schön, wie du willst. Es ist Samstagmorgen. Der Doktor, der gerade der Krähe ...«

»Stopp!«

»Was?«

»Keine schmutzigen Geschichten!«

»Aber ...«

»Denk dir was anderes aus. Und wenn dir nichts einfällt, schlägst du hier nach.«

»*Universalis: Geschichte der Balneologie.*«

»Das heißt Bäderkunde«, dies Suscrofius, der gerade bar aller Bücher in den Stall reingerollt kommt. Und während sich die Köpfe noch drehen und vier Augen das völlig verdreckte Schwein zu mustern beginnen: »Ich denke, wir sollten uns auf den Weg machen.«

»... ach was, dem Entkieferten können wir's erzählen, der kann schließlich nicht reden.«
»Und Lore?«
»Lore ist nicht da, ist heut morgen abgedampft. Holt, soweit ich weiß, neue Schienen.«
»Ist dir mal aufgefallen, dass sie rückwärts genauso schnell fahren kann wie vorwärts.«
»Kann sie's nur oder tut sie's auch?«
»Macht sie auf jeden Fall.«
»Is mir noch nie aufgefallen.«
»Deshalb braucht sie am Ende vom Tunnel auch nicht zu wenden.«
»Würde bei einem Gleis ohnehin nicht gehn.«
»Aber sie hat das Drehgestell.«
»Das hat sie wegen der engen Kurven.«
»Aber es gibt hier gar keine Kurven.«
»Einfaltspinsel, das is, falls mal eine kommt. Apropos, da hinten kommt unser Kieferchen.«
»Du solltest aufhören, ihn so zu nennen.«
»Was denn, soll ich ihn vielleicht so nennen, wie die Maschine ihn nennt?«
»Wie nennt die Maschine ihn denn?«
»Hat gesagt, der Kerl heißt Adam Antinom.«
»Komischer Name. Ist bestimmt nicht sein richtiger.«
»Wen kümmert's.«
»Antinom ... klingt fast so, als hätt er gar keinen.«
»Und wenn schon. Adam passt jedenfalls zu ihm. Benimmt sich wie der erste Mensch, wenn man ihm was andres als Wellblech in die Hand drückt.
Hee, Kieferchen! Ja, genau du. Komm mal her, wir haben dir was zu erzählen.«



»Du badest?«

»Ganz recht.«

»In kaltem Wasser?«

»Ich ...«

»Oh, verzeih, ich sollte natürlich überrascht sein, wo all die Apparate auf einmal herkommen, nicht wahr?«

»Ich ...«

»Du solltest antworten, Liebling.«

»Ich ...«

»Du überlegst zu lange.«

Sie zieht sich aus, steigt zu ihm in die Wanne.

»Und jetzt schweigst du.«

»Das Wasser ist kalt.«

»Willst du darüber reden?«

»Eigentlich ...«

»Du solltest es tun«, und während sie sich zu ihm beugt, »es dient der Triebabfuhr.«

»Wasser hat immer eine apotropäische Wirkung.«

»Wie schön du das gesagt hast. Als hätte man dir einen Eimer kaltes Wasser über den Kopf gegossen.«

»Dafür hab ich die Hüte.«

»Oh, die Hüte, natürlich«, und schaut sich kurz um, »wie konnte ich die nur vergessen. Dabei hast du gleich zwei davon. Sehen aus wie Zuckertüten, findest du nicht? Nur leider nicht so bunt. Und allem Anschein nach aus Blech.«

»Sie gehören zu dem neuen Duschapparat.«

»Gewiss, und ich bin mir sicher, du wirst sie mir auch noch vorführen und erklären, dass sie das Duschwasser nach allen Seiten hin ableiten und den Kopf davor bewahren, von den herabstürzenden Rinnsalen erschüttert zu werden. Aber wir sollten nichts überstürzen, Liebling, auch wenn ich der Ansicht bin, dass ich deinen Schwanz nun lang genug geknetet habe.«

»Meinen ...«

»Sag nicht, du hast davon nichts bemerkt?!«

»Das Wasser ist kalt.«

»Und mindert den Trieb, ich weiß.« Und während sie sich zurücklehnt:
»Bleibt nur noch die Frage, was du mit apotropäisch meinst.«



»Es bedeutet Unheil abwendend.«

»Nicht ganz, mein Zuckerschnäuzchen, nicht ganz. Von Unheil ist in dem Wort keine Rede. Apotrepéin heißt abwenden, sonst nichts. Ob Heil oder Unheil, ist eine offene Frage – auch wenn ich zugeben muss, dass sie in deinem Fall beantwortet scheint.«

»Du solltest nicht so streng zu mir sein – und überdies *mir* die kleine Etymologie überlassen. Das Wort leitet sich schließlich von Apotropaion her, was sehr wohl *das Unheil Abwendende* heißt.«

»Weißt du«, säuselt's und lehnt sich nach vorn, »es gibt nicht viele Männer, mit denen eine Frau über solche Dinge reden kann. Noch dazu in einer Wanne voll mit kaltem Wasser, in der ein kleines, schrumpfliges Tropaion schwimmt.«

»Sind wir im Krieg?«

»Ich fürchte schon.«

»... wenn ich's dir doch sage. Die beiden kommen hierher. Machen extra wegen uns nen Abstecher.«

»Aber ich dachte, sie sind auf Tour?«

»Sind sie ja auch. Auf großer sogar. Als sie losgefahren sind, hat man ihnen Laubkränze umgehängt. Und Böllerschüsse abgegeben. Und Fahnen gehisst. Die ganze Welt war auf den Beinen.«

»Was du nicht sagst.«

»Und wie ich das sage! War schließlich am ersten September. Das komplette Garde-Schützen-Regiment hat Spalier gestanden. Und das Musik-Corps vom Reiter-Regiment hat den Pepita-Marsch gespielt. Sogar der König wollte den beiden seine Ehre erweisen, nur konnte er an dem Tag leider nicht. Musste irgendnen Friedensvertrag unterschreiben. Und danach paar verdiente Kriegsmaschinen auszeichnen. Aber dafür war der Herr Ober-Finanzrat da. Und der Oberbürgermeister. Und irgendein Ober-Präsident. Und natürlich jede Menge Oberleutnants.«

»Und hohe Beamte?«

»Zu Hunderten. Sind ihnen nach dem großen Gabelfrühstück alle gefolgt. Ich kann dir sagen, die ganze Strecke war voll mit Leuten. Haben dagestanden, mit ihren Tüchern gewunken und die Hüte

in die Luft geworfen. Tja, und da haben die beiden gleich mal eines ihrer Kunststücke aufgeführt.«

»Was haben sie denn gemacht?«

»Was sie gemacht haben? Sag bloß, das weißt du nicht.«

»Bist du dagewesen oder ich?«

»Ich war auch nicht da.«

»Aber du bist der Postmeister.«

»Stimmt.«

»Und du hast das ›Organ für Fortschritte des Eisenbahn- und Signalwesens‹ abonniert.«

»Ja. Aber woher weißt du das?«

»Ich, also ... du hast mir letztens nen Fisch drin eingewickelt.«

»Sowas würde ich nie tun!«

»Dann war's deine Frau.«

»So eine ... Und ich dachte, Heft Nummer 49 wäre noch gar nicht erschienen.«

»Das ändert nichts an der Sache.«

»Na schön, hör zu. Die Centaur und die Cyclop fahren gerade so schön durchs Land, da sieht die Cyclop plötzlich, wie ein paar Meter vor ihr ein Mann seinen Hut in die Luft wirft, so hoch, dass er ihr von oben in den Schornstein gucken könnte. Also gibt sie der Centaur ein Zeichen, fährt weiter, verlangsamt dann ihre Fahrt, bis sie direkt neben dem Kerl ist – und ZACK, schnappt sich mit ihrem Dampfstrahl den Hut, setzt ihn sich auf den Schornstein, stellt

Knall auf Fall das Rauchen ein und hält an.«

»Und der Mann?«

»Der war natürlich geschockt, genau wie alle anderen auch. Wussten ja nicht, was los ist. Dachten wahrscheinlich, die Lok ist kaputt. Die Weiber sind natürlich gleich reihenweise ohnmächtig geworden, und die Kinder haben angefangen zu heulen und sich mit den Winktüchern die Tränen aus den Augen gewischt, während die Alten reingeschnaubt haben, als wären sie selbst ne Dampflok. Einer rief sogar: Der Cyclop ist blind!, obwohl es eigentlich die Cyclop heißen muss. Aber da hatte die Maschine natürlich nur drauf gewartet, und kaum dass die Verwirrung am größten ist, gibt sie Gas und schießt den Hut hoch in die Luft, genau auf den Schornstein der Centaur, die hinter ihr steht.«

»Ich nehme an, dass der Jubel groß war.«

»Groß? Grenzenlos war er, absolut grenzenlos. Lebehoch-Rufe, so weit man hören konnte. Aber das war erst der Anfang. Weil, die beiden konnten es ja nicht zulassen, dass jedes Mal die Hälfte der Weiber ohnmächtig wird und die Kinder so laut kreischen, dass man vom Klang der Maschinen nichts mehr hört. Also haben sie ihr Pro-

gramm bisschen abgeändert und noch ein paar neue Kunststücke dazugenommen.«

»Bis für jeden was dabei war und die ganze Familie ohne Angst vor irgendwelchen Ausfällen zum Bahnhof gehen konnte.«

»Wenn du das so sagst ... Jedenfalls, um ganz sicherzugehen, haben sie angefangen, den Namen des Ortes, der als nächstes auf ihrer Strecke lag, mit Dampf in die Luft zu schreiben – und zwar bei voller Fahrt und so hoch, dass man's noch aus zehn Meilen Entfernung lesen konnte. Hieß dann immer: Wir grüßen XYZ, wobei sie natürlich einen Plan hatten, auf dem stand, was sie für XYZ einsetzen müssen. Waren ja andauernd woanders. Außerdem mussten sie das XYZ zuerst ausspucken, und immer im Wechsel, jeder nur einen Buchstaben, die hintere Lok mit dem Z vorneweg, weil's ihnen die Dinger jedes Mal überm Schornstein weg-geweht hat.«

»Luftige Lettern, was?«

»Wie?«

»zyx neßürg riw«

»Hä?«

»Hätte sonst am Himmel gestanden.«

»Wenn du meinst ... Jedenfalls war an den Bahnhöfen zunehmend die Hölle los. Ein Gedränge wie in

einem Schwarm Fische. Die Weiber sind natürlich wieder reihenweise umgekippt, weil sie keine mehr Luft gekriegt haben, aber das war nicht weiter schlimm, weil die Männer dadurch besser sehen konnten und auch mal an die Maschinen ran gekommen sind.«

»Ich nehme an, die elenden Bälger haben die Sache ausgenutzt, sind auf die Loks geklettert und haben Blödsinn gemacht.«

»Weiß nicht. Angeblich haben ein paar von den Müttern ihre Kleinen in den Führerstand gehoben und ihnen die Armaturen in die Hände gedrückt.«

»Na, du wirst schon sehen, was in Nummer 49 steht.«

»Was steht denn drin?«

»Im Grunde nicht viel, sind nur zwei Bilder abgedruckt.«

»Was denn für Bilder?«

»Die Centaur hält ein Kind im Arm. Und: Die Cyclop wiegt ein Baby in den Schlaf.«

»Schööön.«

»Solltest aufpassen, dass dir das nicht auch noch passiert.«

»Was denn, im Führerhaus stehen?«

»Mit der Treibstange spielen.«

»In Nummer 47 stand, dass einer sogar seinen letzten Wunsch geändert hat, nur um die beiden sehen zu können.«

»Und, hat er sie gesehen?«

»Nicht ganz, in Nummer 48 haben sie geschrieben, dass er auf dem Weg zum Bahnhof gestorben ist. Aber er hat trotzdem Glück gehabt, weil, er hatte seiner Familie vorher nämlich gesagt, dass er verbrannt werden will. Also sind sie mit ihm gleich weiter zum Bahnhof und da haben die beiden spontan und unbürokratisch geholfen.«

»Wollten wahrscheinlich einfach nur los.«

»Kann sein, obwohl das mit der Tour nicht immer so einfach ist. Müssen ganz schön oft ihren Plan ändern und in irgendeiner Gegend, die gar keine ist, einen kurzen Zwischenstopp einlegen, weil die Leute dort über Nacht einen Bahnhof gebaut haben, nur damit die beiden anhalten und ihre Kunststücke zeigen.«

»Kann mir nicht vorstellen, dass es Freude macht, aller paar Meter anzuhalten und vor irgendwelchen Kaspern den Spaßvogel zu mimen. Ich meine, so eine Maschine will ja auch arbeiten.«

»Gut möglich, aber die Leute haben einfach nicht lockergelassen, und als sie gemerkt haben, dass so ein popliger Bahnhof nicht mehr reicht, haben sie angefangen, Städte drumrum zu bauen oder ihre Dörfer zu vergrößern.«

»Von sowas hört man in letzter Zeit oft.«

»Siehst du! In einer Stadt haben sie die beiden sogar ins Theater eingeladen. Sollten in einer Verwechslungskomödie mitspielen.«

»Ich nehme an, man hat das Theater direkt über den Schienen errichtet.«

»Bühne mit Gleisanschluss, stand im Programm.«

»Und was haben sie gemacht?«

»Nichts, sind weitergefahren, weil sie für ihr neuestes Kunststück zwei Gleise brauchen.«

»Wozu?«

»Erzähl ich dir gleich. Erstmal musst du wissen, dass die Gleise für das Kunststück absolut parallel liegen müssen. Wurde mir zumindest so berichtet. Außerdem brauchen die beiden für ihre Show sechseinhalb atü aufm Kessel.«

»Klingt nach ner Menge.«

»Und dabei isses noch nicht mal alles, es muss auch völlige Windstille herrschen.«

»Und dann?«

»Dann stellen sie sich nebeneinander und lassen Dampf ab.«

»Klingt mir nicht gerade nach großer Kunst.«

»Sie lassen ihn ja auch nicht irgendwie ab, sondern kontrolliert, und zwar so, dass die eine Wolke in hohem Bogen nach links und die andere nach rechts geweht wird.

Und nun rate mal, wo sie landen?«

»Im Schornstein des jeweils anderen.«

»Ganz genau. Und zwar zeitgleich, und ohne zu kleckern. Na, was sagst du jetzt? Kunst oder nicht?«

»Scheint mir fast eine Parabel zu sein. Ich meine, so wie du das beschreibst.«

»Keine Ahnung, wie man das nennt. Ich stell mir das immer vor wie zwei Fische, die von einem Eimer in einen anderen springen.«

»Oder wie zwei Springbrunnen, die sich das Wasser gegenseitig in die Düsen schießen.«

»Von mir aus auch so, nur dass es mit dem Dampf nicht ganz so schnell geht ...«

»... und sich die beiden Wölkchen in der Mitte treffen und miteinander auf das Schändlichste vermischen – falls sie nicht von vornherein groß genug sind, um die ganze Zeit durcheinander durchzurauchen, was vielleicht der ganze Trick bei der Sache ist. Aber gut, vielleicht schaffen es die zwei fliegenden Künstler ja auch, den Dampf so auszustoßen, dass er auf zwei getrennten Ebenen von einem Schornstein in den anderen fliegt. Müsste vorher nur jemand entscheiden, wer oben und wer unten ist. Aber keine Sorge, ist alles nur eine Frage des Drucks.«

»Also, ich will ja nichts sagen, aber soweit ich weiß, kriegen wir hier nur ein Gleis. Dürfte also die Hutnummer werden.«

»Was du nicht sagst.«

»Ist ne Secundairbahn, da kann man nichts machen.«

»Natürlich nicht. Wahrscheinlich wirst du mir auch gleich noch erzählen, dass man auf Secundairbahnstrecken nur zweitklassige Brücken bauen kann und dass meine Composition No. 1 hier völlig fehl am Platze ist.«

»Von Brücken steht in den Grundsätzen nichts.«

»Was denn für Grundsätze?«

»Die zur Gestaltung der Eisenbahnen. Les ich mir jeden Abend vorm Schlafengehen durch. Immer genau einen Paragraph. Damit ich vorbereitet bin, wenn die hohen Herren kommen und mich fragen, ob ich Eisenbahnpostmeister werden will. Sehr gern, werde ich sagen. Und sie werden fragen, ob ich denn auch die Grundzüge zur Gestaltung der Eisenbahnen kenne. Und ich werde antworten, dass ich sie sehr gut kenne und dass ich sogar weiß, dass die Techniker-Kommission vom Verein der Eisenbahnverwaltungen die Grundsätze letztes Jahr allesamt aufgeschrieben hat, und dass sie die Weiterentwicklung der Grundzüge von vor

fünfzehn Jahren sind und dass man auch die Vorschriften über den Vereins-, Personen- und Güterverkehr und den Wagenübergang mit reingenommen hat, damit alles schön einheitlich ist und keiner irgendwelche Schmalspurbahnen baut und die Leute wissen, was es kostet, irgendwohin zu fahren oder was mit dem Zug zu schicken, zum Beispiel Fahrzeuge. Oder lebende Tiere. Oder Leichen.«

»Bekommt die Armee bestimmt Rabatt.«

»Keine Ahnung, davon steht nichts in den Grundsätzen.«

»Tja, da geht's der Armee nicht anders als den Brücken. Andererseits, was kümmert's mich? Solange sie mir nicht meine Composition No. 1 wegsprengen, wenn der Feind kommt«, und wirft einen irgendwie sehnsüchtigen Blick rüber aufs andere Ufer, auf dem die stählerne Raupe thront, der Kopf wie ein Guckkasten ausgekragt. Und da kann Bertschie Bückling nicht anders, da muss er's erzählen. Die Bilder vor ihm beginnen schon zu laufen.

»Hör zu, Kaleika, ich mach dir ein Angebot. Wir vergessen die Sache mit Nr. 49, und ich erzähl dir, was in Nr. 50 steht.«

Ist es ein Zufall, dass Justus Kaleika just in diesem Augenblick einen

Bäuchlings robben die Schmoker nach vorn, die fliehenden Kinnladen unter den schwarzen Schildkappen im Dreck und die Schwänze vor Erregung ganz weich, so ziehen sie aus, ziehen ein ins Feindesland.

Zwei inwendig hinterm Stoff zerfressene Körper, aufs engste aneinandergedrückt, und oben, in den Köpfen, unter den Schildkappen, knapp überm Dreck, mit dem Wunsch ausgestattet, unter dem jeweils anderen zu verschwinden.

Eintausendvierhundertfünfunddreißig durch zwei macht nullkommasiebeneinssiebenfünf. Und aus mm wird m.

Das rechnet sich jeder mit Leichtigkeit aus.

Unter ihnen die Schienen, der Fluss. Da hängen sie jetzt ihre Köpfe drüber, sehen's strudeln und schlürfen. Da greift jeder dem andern durch die Klamotten ins Fleisch, schieben sich die Körper zusammen, zurück.

Hänger hat, dass sich der gottverdammte Haken samt Köder und Grundblei gerade jetzt in den fauligen Resten des Stegs verfangen hat, der da in der Tiefe liegt wie das Gerippe einer längst vergangenen Zeit?

»Dieser gottverdammte ...«

Ist das wirklich ein Zufall?

Ein letztes kräftiges Ziehen, dann pfeift die Schnur aus dem Fluss, kringelt sich – von der eignen Leichtigkeit frappiert – hoch über dem Wasser auf und tänzelt vom Wind getragen ans Ufer.

»Aber kein Wort zu deiner Frau.«

Und als Justus Kaleika ihn anschaut, das Ende der Schnur mitsamt dem ungläubigen Blick noch in der blickabgewandten Hand, da fragt er ihn – da fragt er ihn, ob es Nr. 50 schon gibt ...

»Und wie es die gibt. Vielleicht noch nicht in der Form, die du in der Hand zu halten gewohnt bist, aber was macht's. Oh, und bevor du mich wieder fragst, woher ich das weiß, sei dir gesagt, dass jemand, der zwei Ufer miteinander verbindet, einfach wissen *muss*, was auf beiden geschieht.«

Und da kann Bertschie Bückling nun wirklich nicht mehr, da muss er's erzählen. Die Bilder vor ihm laufen sonst noch davon.

Und so erzählt er von der Cyclop und der Centaur, den zu einer

Doppellokomotive vereinten Zwillinglokomotiven, die am 16. Juni, einem Samstag, mit drei Wagen voller hoher Herren im Schlepptau und drei Kohlewagen vornweg oberhalb vom ›Schwaden‹ aus dem Wald treten werden, der erste Zug, die Verwirklichung des jüngsten Gerüchts, die Stahlrosse glanzschwitzend zwischen die offenen Wagen gekoppelt und wie Wapentiere ineinander gespiegelt, die Tender bis auf einen Rest Kohle geleert und das Innere der Maschinen ein See voller Glut, von Stahl und jubelndem Fleisch umwunden wie Kränze, die Kräfte des Guten, Wahren und Schönen vereint und auf dasselbe Ziel hin gerichtet, ziehend und schiebend, so geht es ins Land. »Ich aber werde auf der Brücke stehen und zusehen, wie tonnenweise Eisen übers Wasser rollen, und kein Pfeiler wird unter mir den Fluss brechen und nichts um mich herum den Weg des Zuges verstellen.«

»Und du bist wirklich sicher, dass das ohne Pfeiler geht?«

»Alle Last wird auf dem Land liegen, ohne dass einer es bemerkt, denn der Druck wird abgeleitet werden ins Erdreich.«

»Und Geländer gibt es auch keins?«

»Es wird weder auf der einen noch auf der anderen Seite ein Geländer

mehr sein. Doch wollen wir das als ein Zeichen des Vertrauens betrachten, in das, was wir tun. Nicht lange, und wir werden Gewissheit haben – und mit der Gewissheit wird sich auch die Einsicht Bahn brechen –, die Einsicht in die erhabene Schönheit dieser Brücke. Ja, es wird der Tag kommen, da man's eine traumwandlerische Sicherheit nennt, mit der die Maschinen auf diesem meinem Wege verkehren. Es ist der Tag, wo aller Streit gebannt und was war, vergessen sein wird, der Tag der Einheit und des Fortschritts, der Tag, an dem wir die Geschichtsbücher schließen.«
Irgendwie, so hätte sich Justus Kaleika später erinnern können, fing er an, komisch zu reden. Aber dazu gab es später keine Gelegenheit mehr. Und jetzt, jetzt hatte er andere Sorgen.

»Wie willst du denn auf der Brücke stehn, wenn der Zug drüberrollt? Ich meine, wenn sie so wird wie auf dem Bild, das du mir gezeigt hast, dann isses wirklich nur 'n Strich in der Landschaft, jedenfalls kein Platz, wo man draufstehn sollte, wenn ein Zug drüberfährt.«

»Und was für ein Platz da sein wird! Kurz bevor der Zug kommt, wird Bertschie Bückling nämlich auf die Brücke marschieren, in ihrer Mitte auf die Knie fallen, sich mit seiner

linken Hand festhalten, seine rechte unters Eisen stecken und einen kleinen Riegel finden, den er ohne zu zögern zurückschieben wird. In diesem Augenblick wird unter ihm eine Platte aus feinstem Stahl aus ihrem bündig in den nackten Brückenkörper geschnittenen Versteck klappen. Er wird sie hochziehen, das Geräusch eines schmerzlosen Einrastens vernehmen, die Platte perfekt waagrecht über dem Fluss im Sonnenlicht wiederfinden und sich draufstellen. Wenn der Zug kommt, wird er genau einen Meter von ihm entfernt auf einem Strich neben dem Strich in der Landschaft stehen und die Cycaur mitsamt den leeren Wagen an sich vorbeiziehen sehen. In diesem Moment aber wird er an seine Mutter denken und sich sagen, wie lieb er sie hat.«

Was, mal abgesehen von der Sache mit der Mutter, die Sorgen von Justus Kaleika nicht eben verringert.

»Aber wieso sind die Wagen denn leer?«

»Weil sie erst noch gefüllt werden müssen, denn das ist ihre Bestimmung. Und die Findelgrube ist der Ort, an dem die Pflicht zu tun ist, um sich des Auserwähltseins würdig zu erweisen. Und so wird es geschehen: Der Zug wird über die Brücke den Hang hinauf an

den Glashäusern vorbei in den Wald rollen und in das Mundloch des Stollens einfahren, wo er die erste Ladung Kohle aufnehmen und das Licht der neuen Zeit zu uns bringen wird. Ihr aber werdet ihn nicht sehen, denn er ist im Walde verschwunden. Und doch wird es ein Zeichen geben, denn der Zug fährt nur zur Hälfte ins Mundloch ein. Die andere Hälfte aber schaut raus, und würde einer kommen, der von den aneinandergeschlossenen Maschinen nichts weiß, so würde er glauben, es wäre der ganze Zug, der da steht. Ein Personenzug, so nähme er an. Und doch wird nur die Hälfte des Zuges verschwunden sein, und drei Kohlewagen werden hinter dem Mundloch gefüllt. Ist das getan, werdet ihr weißen Rauch aufsteigen sehen. Dann ist die Arbeit fürs erste geschafft, und der Zug wird wieder aus dem Wald herausrollen und an den Glashäusern vorbei über die Brücke zu euch kommen. Und ihr werdet ihm dabei zuschauen, und die Welt wird neu und voller Jubel sein. Die hohen Herren aber werden wieder in ihre Wagen steigen, ohne dass der Zug gewendet hat.

Ich dagegen werde neben meiner Brücke verharren und zu euch aufsehen und daran denken, dass die

neue Zeit Millionen von Jahren gewartet hat.«

»Und ich werde den hohen Herren einen Brief mitgeben. Meine Bewerbung zum Eisenbahnpostmeister.«

Als sich die Schmoker umdrehen, zieht ihnen die stählerne Raupe ein Schienenende durchs Gesicht. Blut spritzt von einem Mund in den andern.

»Blutsbrüder, ha-ha.«

In jener Nacht hört er ein Scharren, ein Scharren, als würde jemand metallische Körper über felsiges Gestein schleifen, doch sieht er, als er rauschaut, nicht das Geringste, nur den Zaun, die Nacht und die Sterne, diese kleinen Chronisten der großen Verbrechen, die gerade so hell scheinen, als dass sie sehen können, was die Nacht allen andern verdeckt ... ein über felsigen Grund geschliffener Körper, der eigentlich noch intakt aussieht, aber offenbar nicht mehr ist, jedenfalls zu nichts mehr zu gebrauchen ist, obwohl er da schon anderes gesehen hat, ganz anderes, aber was soll's, der hier ist hin, hin und weg, falls man das so sagen kann, wenn man ein Star ist, ein gottverdammter Star, denn genau das ist er, ein gottverdammter Star, einer, der dem alten Herrn von oben die graumelierte Platte poliert und seinem Sohn nen Heiligenschein schenkt, damit der Quälgeist endlich Ruhe gibt und anfängt, über allen Schmerz erhaben zu sein, und zwar ernsthaft, so wie der da unten, auch wenn der hin ist, das heißt nicht mehr funktioniert und höchstens noch zur eignen Verwesung taugt, obwohl zu befürchten ist, dass es den Kerl so ausgezehrt hat, dass er nicht mal mehr Erde abwirft, aber was soll's, Erde hin, Himmel her, es sollte eigentlich ein leichtes sein, ihn zu tragen, aber sie, sie schleifen ihn, denn das ist er gewohnt, und man bricht nicht mit Gepflogenheiten, wenn's einem schon das Genick gebrochen hat, also schleifen sie ihn über felsigen Grund, bis der Hinterkopf zwei hässliche Spuren zieht und sie ihn drehen müssen, um dasselbe nochmal zu tun, wobei dem Kerl schon nach zwei Metern der Kiefer aufklappt, als würde er sehen, wie ihm geschieht, aber bis hoch in den Himmel isses ein weiter Weg, also kann er sich's erst später anschauen, wie überhaupt die einzigen, die was sehen, die beiden Kerle sind, die ihn ziehen, das heißt gezogen haben, denn jetzt hängt der Kerl mitsamt seinem Dreckskiefer fest an nem Stein, hat sich verhakt, richtig drübergestülpt, und fast sieht es so aus, als würde er das Ding zu fressen versuchen, aber da steigen sie ihm auch schon auf den Kopf und drückens ihm rein, denn wenn das Fressen nicht ins Maul will, muss das Maul ins Fressen, und da lachen sie und steigen auf den Schädel und balancieren darauf wie Kinder auf einem knallroten Ball und versauen sich die schönen Stiefel, obwohl der Schädel nicht bricht, so sehr sie auch drücken, den Stein will er nicht fressen, also steigen sie runter und waschen sich die Stiefel ein paar Meter weiter in dem kleinen Wasserloch sauber, und erst da fällt ihnen ein, dass sie auch hätten springen können, hoch und

runter, immer schön drauf, dann wär der Schädel gebrochen, wär auseinanderknackt wie ein Kohlkopf, in den einer zwei Daumen gesteckt, aber jetzt sind die Stiefel sauber, und sie haben auch keine Lust, knöcheltief in Hirnschalensoße zu stehen, außerdem, selbst dann würde er den Stein nicht fressen, weil jeder weiß, dass Henkersmahlzeiten schwer im Magen liegen, wenn man das Fressen nicht gewohnt ist, also ziehen sie die Stiefel wieder an und zerren ihn weiter und brechen ihm mit einem Ruck drei Schneidezähne heraus, wovon ihm einer direkt in die Nase fährt, so dass der Kerl plötzlich aussieht wie ein verhinderter Biber, derweil der Stein nicht mal nen Kratzer abbekommen hat und im Osten der schwarz-rot glühende Besen anfängt, durch den Himmel zu furchen, an diesem neunten Juni, weil er da aufräumen soll, obwohl er mal besser hier angefangen hätte, weil die da unten von der Sache mit den Zähnen nichts mitgekriegt haben und am Ende noch eine Spur hinterlassen, die bleibt, aber was soll er machen, da kann er nichts tun, die einen räumen hier auf und die anderen da, und er kann es sich bloß ansehen und ein bisschen stummer Historiker spielen, damit die Nachkommenden verstehen, wie sich im Osten der schwarz-rot glühende Besen bereit gemacht hat, um den Leuten mal richtig durchs Weltbild zu donnern¹, selbst wenn die Männer stehenbleiben wie Bäume und die Köpfe recken, als hätten sie Kronen auf, derweil sich die Frauen und Kinder auf den Boden werfen und das Ende der Welt herbeiflehn, was ohnehin nur eine Fabel ist, weil die einzigen, die wirklich reagieren, die Hornviecher sind, an diesem neunten Juni, einem herrlichen Tag, an dem sich nur ein einziges Wölkchen am Himmel zeigt, weiß, mit schwarzen Punkten gesprenkelt, ein Wölkchen, das die Form eines Fasses hat, aus dem es leicht bläulich raucht, bis es knallt und das Wölkchen mit rotem Schweif den Himmel durchschießt und dabei kocht und braust und tönt, als würde einer Lok mit einem Male aller Dampf abgelassen, ein grollendes Getöse ist das, unter dem die Wolke auf die Erde zuschießt und zischend hinter einem Hügel verschwindet, derweil das Wasser in den Brunnen steigt und gleich wieder sinkt und für immer versiegt und sich ein Schwarm Steine über das Land ergießt, glasartig

1 »... als wenn mehrere Lastwagen mit eisernen Achsen auf einem mit Stein gepflasterten Weg in Eile vor den Fenstern vorbeigefahren wären«.

und schwarz und stumpf überrindet, einen Schwefelgeruch mit sich bringend, der nie mehr aus den Kleidern und Körpern zu waschen sein wird, mag man den größten der Steine auch finden, ein Riese von fünfeinhalb Zentnern, der hat die Wiese in Stücke gerissen und ist elf Fuß tief in die Erde gedrungen, wo er jetzt liegt, in vier Teile zerbrochen, ein Grabstein ohne Inschrift, zu Ende rotiert, zumindest für ihn, denn jetzt ist es an den Leuten, sich mit dem Stein abzuplagen, hier wie da, währenddessen sie in West, Süd-West von einer Feuerkugel schwärmen, rotglühend, wie sich's gehört, finden aber tun sie da nicht das Geringste, nur schwärmen, wie sich's gehört, von Feuerkugeln und fliegenden Besen, obwohl das Ding in Wahrheit wie ein riesiges Spermium aussieht, mit leuchtendem Köpfchen und qualmendem Schweif, der große Fruchtbringer, der Übers-Land-sich-Ergießler, der Leiber wie Köpfe schwängert, bis sie aufplatzen und ihm geben, was er verdient, aber erstmal müssen sie Löcher buddeln, Löcher für Steine und Menschen, müssen sie sie rausholen und reinwerfen, die Menschen wie Steine, sechs Stück zu fünfeinhalb Zentnern, das Dutzend für elf, buddeln da ein Loch und werfen die Scheiße hier rein, Kreuz drauf und gut, derweil sie im Osten darauf verzichten, den Dreck zusammenkehren und alles wieder herstellen wie's war, werden schließlich noch genug Zeit haben, leere Särgе runterzulassen und sich die Augen an irgendwelchen Symbolen zu füllen, derweil sie hierzulande mit ihren Stiefeln durch den Dreck marschieren und der Kerl hinter ihnen liegt wie vor ihnen ein anderer im Bett, doch hat der die Augen schon ganz von alleine wieder geschlossen, hat sie geschlossen, weil er nichts mehr gehört und nicht das Geringste erblickt, hat sie geschlossen, damit er morgen früh ausgeschlafen ist und merkt, dass er nicht träumt, wenn er aufwacht und sieht, dass er einen neuen Friedhof hat, mit einer Mauer aus Bruchstein statt Wellblech rundrum.

Vielleicht muss man die Sache erklären, vielleicht ist es nicht normal, an einem mit Bilderbuchbildern überladenen Spätsommernachmittag mit weißen Leinentüchern bekleidet reihenweise durch eine Schneise in einem Maisfeld zu stiefeln, das eigene Gehen als Flanieren zu deuten, sich an einem mitgebrachten Trinkbecher, gewichtigen Blicken und wohlmeinenden Ansichten (»Komm, da vorn gibt es die guten Gespräche«) zu ergötzen, um Punkt siebzehn Uhr ein fürwahr Nymphaeum Wilhelmineum Kuratorium genanntes Glashaus zu betreten, in den darin befindlichen künstlichen Teich zu steigen, sich einen Schlauch voll kohlenstoffreiches Mineralwasser in den Mund zu stecken, die Scheine aus den extra aufgenähten Taschen zu ziehen und auf Riesenseerosenblättern Roulette zu spielen. Vielleicht muss man das wirklich erklären, vielleicht ist das wirklich nicht ganz normal. Andererseits, immer noch besser als im Glashaus nebenan in eine Wanne zu steigen, sich auf einen aufblasbaren Sattel zu setzen, ein Gummirohr in den Arsch gesteckt zu bekommen und auf innere Reinigung zu hoffen. Das Purgatorium fürs paradiso interiore – literweise Camillenwasser, Rhizinusöl, Mohnsaft und Ammoniak – was nichts daran ändert, dass es Punkt sieben aberfüllt zurück ins Zimmer geht, derweil sie zwei Glasscheiben weiter noch immer die Kugeln über die grünen Teller flitzen lassen und der, der am meisten gewonnen hat und es sich jetzt leisten kann, flugs eine Nacht in dem hinterm Bassin stehenden Pappmachéhäuschen bucht, seine an Hysterie grenzende Freude oberflächlich verbirgt, damit das Wasser samt Riesenseerose unterschwellig aufschaukelt und sein todsicheres System binnen Sekunden zum vollständigen Absaufen bringt. Gegen Mitternacht wird er dann, mit von Heilwasser aufgegebener Haut, von einem sich in traurigem Wissen badenden Mann aus dem erdbrandigen Teich gezogen und eine entsprechende Kur für den nachfolgenden Tag verordnet, woraufhin er, begleitet von einem klinisch toten Papagei, mit hängendem Kopf in seine überbezahlte Bude schlurft, die Tür wie einen Stöpsel herauszieht und in ein Bett fällt, dessen Einfachheit im Schlaf ein allgemeines Gefühl von Landleben erwecken soll.

Ja, vielleicht muss man das wirklich erklären, vielleicht ist das wirklich nicht ganz normal.

Andererseits, hat Fuggert nicht schon vor Monaten eine lethargische Prozession somnolenter Gestalten an seinem geistlichen Auge vorbeiziehen sehen? Im November des vergangenen Jahres, als er sich beim

Schmied frisch auf den geschlagenen Amboss werfen wollte, sechs Tage bevor unter ihnen die Erde zu brennen begann? Und hat ihm dieser Anblick nicht den Rest gegeben? Den Rest, der ihn davon abhielt, sich an frischem Quellwasser zu Tode zu saufen und ihm eine erste Lücke in den pflichtigen Rhythmus zimmerte, auch wenn er die Augen schon bald wieder von ganz alleine verschloss und sie erst spät, vielleicht zu spät, wieder öffnete, an dem Morgen, als die Wallfahrt der Ungläubigen bereits siebenzig Tage vorbei und von Heilungssuchenden noch nicht mal im Traum was zu sehen war, sich stattdessen die Grenze aus Blech über Nacht verschoben, ja geradezu zurückgezogen hatte und jenen Raum freigab, der in Zukunft als Friedhof dienen sollte, auf drei Seiten umgeben von einer mannshohen Mauer aus frisch verputztem Bruchstein und vorabgefüllt mit zwei Gräbern, deren Größe vielleicht nichts Gutes, gewiss aber nicht zwei mal sechs halbe Kinder erahnen lässt.

Dick kniet nieder, pflanzt einen Korb karmesinroter Immortellen. Er hat sie heimlich gezüchtet.

Fuggert über ihm spricht kein Wort, dreht den Kopf schweigend zur Seite.

Unten im Tal werden sie die Gräber zu- und den Friedhof auflassen müssen. Den Friedhof, über dessen Mauer bald schon die Eisenbahn rollt.

Hier oben aber, auf den kiesknirschenden Wegen, liegen im Dutzend die Schnecken, die Körper von den eigenen Häusern zerschnitten und die nackten von groben Sohlen zermatscht. Hinter der Mauer aber, unter einem Busch, liegt ein Reh. Mit vom Tau glänzenden Augen, aufgebläht und bis in die Innereien durchweicht.

Vielleicht kann man die Sache hier nicht erklären.

Vielleicht muss man sie erstmal beschreiben.

Aber dazu muss man anders schreiben.

Anders, als ich es hier kann.

Noch ein Versuch. Nur noch ein Versuch.

Das Haar erst lang, dann länger, inzwischen längst schon licht, steht Richard Bary am Abend des zweiten Juni auf Trutz von Trübestroms Kartoffelfeld und beginnt, eine Melone in der Hand, zu kegeln. Ein Ziel hat er nicht, es gibt einfach keins. Ob das ein Glück ist, weiß er nicht zu sagen.

Andererseits, gäbe es eins, so müsste er es verfehlen – oder aufgrund der Unentrinnbarkeit der Zeilen zwangsläufig treffen. Und das wäre kein Kegeln, das wäre Jagen auf totes Getier.

Das Reh aber lebt von diesem Moment an noch genau sechs Tage. Am siebten Tag aber wird es ruhn. Damit er es finde, am achten, dem Anbeginn der Ewigkeit, der Zeit der Auferstehung und des Trosts, dem Tag, an dem er ihm den Tau von den Augen wischen wird.

Das Reh, das dicht an den Blechplatten vorbeijagen wird. Das Reh, das hinter Steinen verschwindet. Das Reh, das sich zum Sterben zwischen zwei Mauern legte, unter einen Busch, dessen eiserner Vorhang in der sternenklaren Nacht seines Todes aufgezogen ward.

Noch aber liegt all das außerhalb seines Möglichkeitsraums. Und selbst wenn, er hat schon zu oft voraus- und dann wieder zurückgeblickt. Dazwischen fehlte ihm jedes Mal das entscheidende Stück.

Er streicht sich über den Kopf. Bald hat er auch da eine Melone. Dabei hat er schon jetzt ein paar hundert, bei seiner allerersten Ernte.

Und seine Frau? Die lässt sich ihre beiden gerade kneten, von Sich-von-fremden-Händen-Ernährer-Händen. Starke Hände sind das. Und oben-drein noch so gepflegt. Wirklich zauberhaft, diese Hände!

*Sieh sie vögeln unterm waschblauen Himmel, sie säen's ihr ein,
doch erntet sie's nicht, sie sammelt's in Häusern aus Glas.*

Im Grunde müsste er nur weiterkegeln, die Zeilen hinter sich lassen und die grüne Kugel übers Feld hinaus in den Wald treiben, wo sie es gerade ... Aber was weiß er schon! Und selbst wenn, was kann er schon tun? Er hat geerntet, was er gesät – und jetzt treibt er's durchs Land, jagt die Melone mit jedem Wurf dreißig, vierzig Meter weit über die lehmigte Erde und genießt dabei den Klang des herabhängenden, durchschossenen Krauts. Vor und zurück. Vor und zurück. Vor und – da muss er an die Allee denken, die Allee, die er ihr ins Maisfeld bauen soll, und daran, wie die Kursüchtigen gemäß ihrem Wunsch darauf wandeln, vor und zurück, vor und zurück – wie Bauer und Ochse, das hat er sich schon damals gedacht, kurz nachdem sie (vom welchem Geld eigentlich?) das noch im Boden steckende Maisfeld gekauft, im April, als Trutz von Trübestrom anfang, sich ein Scheißhaus an die Außenwand seines Hauses zu kleben.

Verdammt nochmal, das macht doch alles keinen Sinn! Darauf kann er doch nicht sein ganzes weiteres Leben, seine Geschichte aufbauen. Und erst recht keine Häuser aus Glas. Nur weil bei irgendeinem Kerl in Gottweißwo die Kühe das Wasser aus einem alten Kohleschacht gesoffen haben und davon nicht nur gesund, sondern auch gleich noch so groß und stark geworden sind, dass sie nach ein paar Tagen angefangen haben, die ganze Weide zuzuschießen und die Leute im Dorf fortan gezwungen waren, ihr geliebtes Kuhbingo andersrum zu spielen und auf den Quadratmeter zu setzen, auf dem als letztes noch was Grünes zu sehen war.¹

1 Tatsächlich stammt diese Geschichte, wie wir gleich sehen werden, nicht von Dick, sondern von Charmosyna, der seine Quellen – wie üblich – nicht nennt und es stattdessen vorzieht, seine Aussagen irgendwelchen scheinbar frei erfundenen Figuren zuzuschreiben. Scheinbar! Denn auf dem Grund seiner abgeschmackten Phantastereien erkennen wir die harten historischen Fakten, sehen wir die geschichtliche Realität. Unsichtbar für den, der lieber Luftschlösser baut, statt im Elfenbeinturm eiserne Wissenschaft zu betreiben, ruhen sie, hinabgesunken aus dem Wolkenkuckucksheim des seichten Fabulantentums, klar und deutlich vor uns auf dem Boden der Tatsachen. Wir möchten den geneigten Leser daher bitten, das unsaubere und in jeglicher Hinsicht falsche Geschäft des Vogels mit Nichtbeachtung zu strafen (und uns damit weitere Berichte und Hinterzimmerhistorien zu ersparen). Und auch wenn es eigentlich nicht nötig ist, so wollen wir unsere Forderung doch kurz begründen und ein ganz allgemeines Beispiel dieses Fiktionen vor Fakten setzenden Treibens geben. So schnurren – und dies ist wirklich nur ein ganz allgemeines Beispiel – historische Entwicklungen, welche Jahre, ja Jahrzehnte dauerten, bei Charmosyna für gewöhnlich auf wenige Tage, ja mitunter auf Stunden zusammen, derweil sich die Komplexität historischer Prozesse als »lustige« Abfolge lächerlicher Zufälle, unmotivierter Auftritte und niederer Beweggründe zu »erkennen« gibt, woraufhin sich die von lauter unlauteren Projektionen und billigen Herabwürdigungen durchsetzte Geschichte zu entwirren scheint. Scheint! Denn in Wahrheit werden auf diese wahrhaft unverbesserliche Art und Weise sämtliche Fakten verdreht, vergessen, verkehrt oder vertauscht. (Wir werden weiter unten noch Gelegenheit haben, dafür Beispiel zu geben.) Es ist uns daher ein Gebot der Stunde, Charmosynas heißgedrehtes Histörchen (»Hör zu Dicker, wenn das so weitergeht, seh ich mich gezwungen ...«) links liegen zu lassen (auch wenn es tatsächlich vor uns liegt, um nicht zu sagen über uns steht) und die Geschichte noch einmal zu schreiben. Hat der getreue Leser sie bis zum Ende verfolgt, mag er mit »Drei Tage später stößt Richard Bary auf seinem Feld auf neues Glas« weitermachen. All jenen aber, die selbst der schlimmsten Verlarvung noch etwas abzugewinnen versuchen, raten wir, Charmosynas schamlose Camouflage ohne Anspruch und

Hoffnung auf Gewinn zu lesen, sie mit den von uns präsentierten Fakten zu vergleichen und darüber zu erkennen, wie es eigentlich gewesen ist.

So denn: Waren Charmosynas Flausen über dampfbetriebene U-Boote noch in der Zukunft angesiedelt, so bewegen wir uns diesmal im Bereich der Realgeschichte, obgleich diese, wie bereits erwähnt, von Charmosyna »phantastisch« umgeformt und somit ihres realgeschichtlichen Charakters entkleidet wird. (Bloßes Fabulamentum und eine nackte Fälschung der Tatsachen sind nicht selten das Ergebnis eines derart verantwortungslosen Handelns.) Gleichwohl, fest steht, dass im Jahr 45 v. Ch. (d. h. vor Charmosyna) ein gewisser John Parkinson – ein gewöhnlicher Spekulant und Projectemacher – in einem kleinen, von unseren historischen Landkarten zurecht verschwundenen Ort ein Stück Land erwarb, unter welchem er reiche Kohlevorkommen vermutete. Ohne zuvor geologische Erkundungen angestellt zu haben und ausgerüstet mit nichts als ein paar Spitzhacken und Schaufeln, begannen Parkinson und eine Handvoll von ihm angeheuerter Männer, deren sämtliche Namen im Dunkel der Geschichte begraben liegen, damit, das Land unter ihren Füßen aufzuschaueln. Allein, nach exakt 155,45 Metern stießen sie auf einen Riss, oder Spalt (die Quellen sind sich hierin nicht einig), welcher große Mengen salzhaltigen Wassers freigab und ihren bloß provisorisch ausgemauerten Schacht zu überfluten drohte. Getrieben von der Aussicht auf reiche Gewinne, ließ Parkinson eilig einen Kanal graben, leitete das Wasser über einen toten Querarm ins Nirgendwo und machte sich zurück an die Arbeit. Zweihundert Meter über seinem Kopf warteten bereits die ersten Aktionäre, und Parkinson wusste, dass sie ihm aufs Haupt schlagen würden, wenn er nicht bald Kohle fände. Jedoch, so tief und breit seine Männer auch gruben, von Kohle nirgends eine Spur. Schließlich, nach dreieinhalb Monaten allerschlimmster Plackerei, hievte Parkinson zwei Hände allerbestes Brennmaterial ans Tageslicht, und die allgemeine Freude war groß. Allein, die Begeisterung entpuppte sich als Strohfeder, wurde doch das Gerücht laut, Parkinson habe sich die Kohle zuvor andernorts besorgt und sie in seinen Hosentaschen nach unten geschmuggelt, wo er sich in aller Ruhe Gesicht und Kleidung einreiben konnte, um den Fund angemessen zu präsentieren. Was hieran Wahrheit und was Dichtung ist, lässt sich mit letzter Sicherheit nicht sagen, doch fällt auf, dass bereits zwei Tage später die Schaufeln und Spitzhacken weggelegt wurden und man es von nun an vorzog, die Suche mit Sprengstoff fortzusetzen, was Parkinson mit der »extremen Festigkeit des Gesteins« begründete (Schichtbuch, S. 55). Von den beiden kurz darauf sich ereignenden Sprengunfällen (ein Toter, drei Verletzte) lesen wir bei ihm indes nichts, und einzig die Tatsache, dass der Schacht im darauffolgenden Jahr in sämtlichen behördlichen Quellen als »aufgegeben« ausgewiesen ist, zeigt das vollständige Scheitern der Unternehmung an. Parkinson verließ daraufhin das Land, offenbar nicht daran denkend, dass hinter den dicken Baumstämmen, die den Eingang des Schachtes fortan versperrten, noch immer eine Quelle sprudelte – und dass sie dabei war, sich einen Weg aus der aufgeweichten Erde heraus zu

bahnen. Die ersten, die etwas davon mitbekamen, war eine Herde ziemlich abgetakelter Rinder, die auf einer nahegelegenen Wiese grasten und das salzhaltige Wasser offenbar für einen großen, flüssig gewordenen Leckstein hielten und tranken. Drei Wochen später stellte ein ob der ebenso plötzlichen wie unerklärlichen Verjüngung des gesamten Bestandes vom Besitzer herbeigerufener Veterinär »eine abnorme Kräftigung der Oberschenkelmuskulatur ausnahmslos aller Tiere« fest, was die komplette Herde allerdings nicht davor bewahrte, die nächsten zwei Tage im Stall zu verbringen, da auf der von Menschen und Eimern überquellenden Wiese einfach nicht mehr genug Platz für sie war. In der Nacht zum dritten Tag aber gelang es dem Besitzer des Landes, einem Manne namens Hotchkin (andere Quellen nennen ihn Hotchkiss oder Hotkiss), den Austrittspunkt der Quelle zu lokalisieren, ihn mit einem Brunnen zu ummauern, Wachen aufzustellen und selbige mit anderthalb Litern pro Stunde zu bezahlen – ein Vorgang, der als »Erste große Abspeisung« Eingang in die Lokalgeschichtsschreibung gefunden hat. Die »Zweite große Abspeisung«, welche gewiss ungleich größer war, schloss sich direkt an diese an und war besonders in ihrer frühen, der sogenannten ruralen Phase von einer Flut kollektiver Entgichtung geprägt. »Bucklige Alte, welche ehemals ohne Stock umgefallen, warfen, kaum dass sie vom Wasser gekostet, ihre Gehhilfen fort und fielen übereinander her, wie sie es selbst zu ihren unkeuschesten Zeiten niemals getan«, heißt es etwa in der Studie *Von den Anfängen der Brunnisten* (S. 304). Gleichwohl sollte es noch bis ins Jahr 32 v. Ch. dauern, bevor T. J. Hotkiss (unter diesem Namen erscheint er jetzt ausnahmslos in sämtlichen Quellen) vor Ort das erste Badehaus errichtete, dessen Nutzung er jedoch zunächst ausschließlich sich selbst vorbehielt. (Rheuma ...)

Desungeachtet wuchs die Zahl derer, die sich von dem Wasser Heilung versprachen und zu der Quelle pilgerten, im Laufe der Jahre immer mehr an, weshalb auch das umliegende Dorf, welches vor der Entdeckung der fehlenden Kohle lediglich achtundneunzig Seelen zählte und im Grunde nicht mehr war als eine zwischen zwei Felder ins Gras gekippte Ladung dunkler Hütten und halb verfallener Gehöfte, zu prosperieren begann. Und gewiss, mochten die dort lebenden Seelen auch nicht die edelsten sein, so besaßen doch nicht wenige von ihnen einen ausgeprägten Sinn fürs Geschäft, wie zwei zeitgenössische Berichte sehr gut illustrieren. Der erste wurde bereits wenige Wochen nach dem »herrlich Kuhvertränken«, worunter hier die Zeit *vor* der ersten großen Abspeisung zu verstehen ist, von einem uns unbekanntem Autor verfasst. Er schreibt: »Und ist jetzt ein so großes Zulaufen von allen Orten und Enden, von den armen Krüppeln, Lahmen, Tauben, Blinden und besessenen Menschen, ja auch was sie für Krankheiten haben, daß man nicht Herberg noch Behausung genug haben mag, sondern machen allda auf dem Feld Hütten gleich wie in einem Lager.« Nun, es ist eine ganze Reihe von Punkten, die den aufmerksamen Historiographen hier aufhorchen lassen. Erstens gab es in dieser, wie wir sie nennen wollen, »präprosperativen Phase« – wir schreiben das Jahr 43 v. Ch. – nicht genug Unterkünfte für alle Heilsu-

chenden, weshalb diese – zweitens – dazu übergangen, selbst für ihre Behausung zu sorgen, wobei sie sich – drittens – offenbar an der Architektur des (damaligen) Dorfes orientierten und auf den naheliegenden Feldern »Hütten« bauten, welche man sich als kleine, eilends aus Holz- und Pflanzenresten zusammengezimmerte Verschläge vorstellen muss, die wahlweise bis unters »Dach« verräuchert oder von allen Seiten von Zugluft durchpiffen waren. Dass eine – und damit kommen wir zum vierten Punkt – unter derartigen Bedingungen durchgeführte Kur überhaupt nicht erfolgreich sein kann, scheint selbst einem Historische-Tatsachen-Verächter wie Charnosyna nicht entgangen zu sein, spricht er doch – obgleich nur am Rande (»Im übrigen ...«) – von der Notwendigkeit, die Kur zu wiederholen. Doch glaube man ja nicht, damit sei die ganze Phantasterei des Vogels weniger falsch und abgeschmackt. Im Gegenteil! Die – so wollen wir als studierte Historiker sagen – strukturellen Grundlagen des Raummangels verkehren sich bei ihm zur unbegründeten (und letztlich auch unbegründbaren) Laune irgendeines frei erfundenen Subjekts, so dass es geradezu passend erscheint, dass selbiges permanent seinen Namen wechselt. Doch wollen wir lieber fortfahren, als dem Vogel auch noch hier »unten« Raum zu geben, obgleich zuvor noch der fünfte und letzte Punkt unserer kleinen Quellenexegeese genannt werden soll, schließlich – und damit kommen wir zu einem begriffsgeschichtlichen Aspekt – werden die Hütten auf dem Feld zu einem »Lager« vereint, welches einen geradezu grauenhaften Anblick geboten haben muss und mit den Lagern, wie wir sie heute kennen, nicht das Geringste gemein hatte.

Nun, bevor wir den zweiten Bericht vorstellen, sei der Vollständigkeit halber noch jene Übergangsphase (42 bis 26 v. Ch.) genannt, in welcher vor Ort zwar viele Herbergen gebaut und auch der Mangel an Übernachtungsmöglichkeiten um einiges verringert wurde, es jedoch für nicht wenige Einheimische zur Gewohnheit wurde, in zwei Schichten zu schlafen, hatte man doch, vor allem in den Anfangsjahren, 50 Prozent der eigenen Betten an Heilsuchende vermietet. (Hauptschlafenszeiten waren 20 Uhr bis 2 Uhr und 2 Uhr bis 8 Uhr, wobei es, wenn man den Quellen Glauben schenken darf, gegen 2 Uhr häufig zu Auseinandersetzungen kam, welche in 87 Prozent der Fälle von der Muntergebliebenen gewonnen wurden. (Addendum: Die hier zu Rate gezogenen Schichtbücher dürfen nicht mit den im Bergbau verwendeten Schichtbüchern verwechselt oder gar mit diesen gleichgesetzt werden.))

Nun aber zu unserer zweiten Quelle, einer im Jahr 25 v. Ch. anlässlich des »Zwanzigjährigen Aufbruchs des Wassers« von einem Mitglied des Verschönerung-Vereins gehaltenen Rede, die in einer vom Verein herausgegebenen und unter seinen Mitgliedern verteilten Festschrift abgedruckt ist (»Schöner unsere Stadt«, S. xii–xiv). Und gleichob es uns auch in diesem Fall noch nicht gelungen ist, den Autor namhaft zu machen, so zeigt uns doch allein die Wahl der Worte, welche ungeheure Entwicklung hier binnen weniger Jahre vorstatten gegangen sein muss. Die Rede nun liest sich so. (Auszug).

»Was ist nur aus diesem trostlos unter ewig grauem Himmel liegenden Land geworden? Wo ist der dumpf vor sich hin darbende Ort, wo die versumpften Äcker und Seelen? Ich sage es euch: Wir haben sie allesamt zum Teufel gejagt! Und: Wir haben gut daran getan! (Laute, zustimmende Rufe.)

Schauen wir uns doch nur einmal um. Vergessen die Hütten, in denen wir mit unseren Tieren hausten! Hinfort die Jahre, in denen wir den Schlaf der Gerechten teilten!! Vorbei die ganze dunkle Zeit!!! (Vorbei, vorbei!)

Wir leben in einem kleinen, gesunden Städtchen, in dem der Wohlstand groß und die Sterblichkeit gering ist. Wir sind umgeben von einem Kranz herrlicher Landschaftsbilder und freundlicher Architektur. Und dabei genießen wir auch noch die ewige Sommerfrische – und bieten unseren Gästen obendrein die Frühlingfrische ... und die Herbstfrische ... und seit neuestem sogar die Winterfrische! Wir sind gesegnet – und die Quelle hört nicht auf zu sprudeln. (Möge sie es niemals tun!)

Meine lieben Freunde, ich will nicht in die Geschichte abschweifen und schon gar nicht da verweilen, aber vor zwanzig Jahren brach ein Trupp schmutziger, von der Aussicht auf schnelles Geld getriebener Männer auf, um unter unseren Füßen Kohle zu finden. (Gelächter.)

Was ist aus ihnen geworden? Nun, wir wissen es nicht. Nicht, dass es uns egal wäre – vielleicht hat sich ja der ein oder andere inzwischen als Gast an unserer Quelle gelabt –, aber, was ich sagen will, ist dies. Diese Männer trachteten nach dem Falschen und suchten nicht das Richtige. Das Richtige aber ist das Reine. Nicht Kohle, sondern Wasser. (Erhöre ihn, oh Herr, erhöre ihn!)

Das Wasser aber nutzen wir, nutzen es für Solebäder, Stahlbäder, Duschbäder und tausenderlei andere Bäder obendrein. Und Tausende sind es auch, die da kommen, Jahr für Jahr – und Jahr für Jahr werden es mehr. (Und wir nehmen noch mehr!)

Vorbei die Zeiten, in denen die Krüppel und Kranken auf den Feldern lagen. Heute muss keiner mehr die Nächte durchdarben – es sei denn, der Arzt hat es ihm verschrieben. (Gelächter.) Längst haben wir spezielle Zimmer für Gichtkranke, haben Rheuma-Pensionen und Behausungen für Träger sämtlicher uns bekannter Katharre. Und ja, sprechen wir es ruhig aus: Seit einiger Zeit bieten manche von uns sogar Herbergen für Frauen mit abnormalem Geschlechtstrieb und andere solche für Männer, deren Sexualorgane an Überreizungen leiden. (Ganz hinten ruft einer: Zusammenlegen, zusammenlegen! Er wird aus dem Saal gebeten.) Flanieren sie aber über unsere schöne Allee, so sind sie alle vereint. Hier endlich ist Geselligkeit, ist tägliches Orchester, Spiel. Mögen sie also zu uns kommen, die Erholungssuchenden, die Probekurenden und Rekonvaleszenten, die Kurschatten und chronisch Kranken (mit Ausschluss der Geisteskranken und von ansteckenden Krankheiten Geplagten). Mögen sie zu uns kommen oder sich unser Wasser schicken lassen, damit sie gesunden an dem, was uns der Herr gegeben. (Applaus. Amen. Applaus.)«

Nun, die Quelle spricht für sich, wir können uns also kurz fassen: Die Leute kamen, zu Tausenden und Abertausenden. Ja, sie kamen in derart großer Zahl, dass die ortsansässigen Kurärzte irgendwann anfangen, ihre Diagnosen an den noch freien Betten auszurichten, was dazu führte, dass Ochsenhungrige mit Anorektischen tafelten, Schnarchbindenträger neben Neurotischen nächtigten und ganze Gruppen von Urinrinkern unter den Betten von Diabetes-mellitus-Patienten verweilten. Und auch wenn dadurch einige – gewiss ganz zufällig zu nennende – Erfolge erzielt wurden, so wurde unter den Herbergsbesitzern schon bald die Sorge laut, mehr Geld sei nur noch durch »Schichtschlafen« zu verdienen. Und weil man damit gar nicht erst wieder anfangen, mit dem anderen aber noch viel weniger aufhören wollte, ließ T. J. Hotkiss im Namen des Verschönerungsvereins (dessen selbstverständlicher Vorsitzender er war) im Jahr 23 v. Ch. den Entrepreneur und Handlungsreisenden B. Turner kommen, von dem es hieß, er könne »jedes Gebäude in jeder Form und Größe« binnen kürzester Zeit liefern und aufbauen. (Nebenbei bemerkt: Charmosyna scheint seinen billigen Witz (der gusseiserne Bahnhof, der eigentlich ein Hotel und deshalb unbrauchbar ist) aus dem Umstand bezogen zu haben, dass in den Quellen – Akten des Verschönerungsvereins, Bd. XII, S. 137 ff. – nicht auch explizit von »jeder Funktion« die Rede ist. Aber wie dem auch sei, was dem einen recht ist, ist dem anderen billig. Wir wollen uns folglich nicht an derartigen Lücken laben, sondern einzig und allein der historischen Wahrheit wegen festhalten, dass sich die Geschichte ex negativo nicht schreiben lässt. Erst recht nicht, wenn sie – wie wir an Charmosynas Beispiel weiter unten zu zeigen gedenken – einem Puzzle gleicht, bei dem nicht nur ein paar, sondern die Mehrzahl aller Teile fehlt und überdies von den entscheidenden nicht das Geringste zu sehen ist.)

Fahren wir also fort. Den erhaltenen Quellen zufolge stellte sich der besagte Turner als tatkräftiger und keine Schwierigkeiten kennender Mann vor, der angab, »im letzten Jahr sechs von Gott eigenhändig bereits registrierte, abgenommene und Chthonia halbwegs treu enthobene [=gebrauchte] Kirchen auf- und weiterverkauft« zu haben, und zwar »als Ganzes wie auch in Teilen«. (Ebd., S. 139).*

* Der ob dieses Tuns möglicherweise leicht irritierte Leser möge sich vor Augen führen, dass es zu dieser Zeit (24 v. Ch.) eine Vielzahl an Kirchen gab, deren Charakter – durch die äußeren Umstände bedingt – von äußerst temporärer Natur war. Gemeinden mit kleinem Budget zogen aus dieser Tatsache oft großen Nutzen und kauften Dächer, Türme, Wände und Altäre bereits gebrauchter Kirchen zur Ausbesserung ihrer eigenen auf. Zudem: Dort, wo Kirchengneubauten geplant waren – und das war zu dieser Zeit häufig der Fall – waren gebrauchte Gotteshäuser eine gern genutzte, wenn auch nicht immer gern gesehene Alternative. Die gebrauchten Kirchen jedenfalls wurden in aller Regel öffentlich versteigert und mussten vom Höchstbietenden binnen zwei Wochen bezahlt und abgebaut werden. In Charmosynas Phantastereien findet sich von all-

dem nichts. Das Puzzle bleibt auch an dieser Stelle leer. Lethe, so scheint es, ist seine einzige Quelle. (Im übrigen sei angemerkt, dass das Thema »Gebrauchtkirchen« noch immer einer eigenen Studie harret. Was die Quellenlage betrifft, so kann diese durch eine Vielzahl entsprechender Zeitungsannoncen als gut bis sehr gut gelten.)

Und so kommt es, wie es kommen musste: Turner wird beauftragt, »möglichst lautlos und schnell« ein Hotel zu besorgen, »so groß und günstig als irgendwie machbar« und darüber hinaus »ästhetisch von einer solchen Zumutung, dass die Aufenthaltsdauer der Gäste« – »der darin wie der davor« – »notwendigerweise um ein bis zwei Wochen verlängert wird.« (Die Zitate zu dieser kleinen Collage finden sich ebd., S. 142, S. 141, S. 142, S. 142, S. 142; in dieser Reihenfolge.) Nun, man mag besonders den zweiten Teil der Forderungen als unsachgemäßen, ja vielleicht sogar ungehörigen Eingriff in den Prozess der Heilung brandmarken, doch gilt es zu bedenken, dass die durchschnittliche Dauer einer Kur damals weniger als drei Wochen betrug, sich zugleich aber sämtliche Ärzte und Balneologen darin einig waren, dass für eine wirklich erfolgreiche Behandlung mindestens vier Wochen nötig seien. Doch wollen wir die Geschichte nun zu ihrem Ende bringen. Es dauerte nicht lange (unsere Quelle spricht von geradezu unglaublichen vierzig Tagen, Charmosyna wie gewöhnlich von vier), da thronte mit einem Male ein neuer, majestätischer Bau über dem Land. Dass er aus Wellblech und nicht, wie Charmosyna behauptet, aus Gusseisen war, mochte anfangs keiner so recht glauben, und es bedurfte des ein oder anderen heimlichen Handanlegens, um aus Zweifeln Gewissheit zu machen. Aber wie dem auch sei, während die Herren noch über der Statik grübelten und, als diese sicher berechnet erschien, ästhetische Diskussionen begannen, zeigten sich die Damen schon bald ganz selbstverständlich auf den Balkonen aus Blech, putzten mit ihren Röcken die Wände zu matt glänzenden Spiegeln und flanierten über die Stufen, als seien diese aus Marmor, woraufhin die Diskussionen der Herren sofort verstummten. Als zwei Jahre später die Eisenbahn den Ort erreichte, war auch der letzte Makel beseitigt – und die Geschichte fügte sich an ihrem höchsten Punkte zusammen. »So wie der Dampf ihrem Schornstein entsteigt, entwindet sich das Wasser unter unseren Füßen der Erde«, schrieb T. J. Hotkiss, mittlerweile 84jährig, seinem Verschönerungs-Verein in die Bücher.

Was folgte, war stilles Verdauern.

Im Jahr 117 n. Ch. versiegte die Quelle so plötzlich wie vollständig, und das letzte Zeugnis, das wir besitzen, ist eine mühselig in eine Eisenbahnschiene geritzte Notiz. »Das Wasser ist in der Erde geblieben. Die Geschichte wird von nun an rückwärts laufen. Sie wird es mit der Beschleunigung tun, die wir ihr in unserem Vorwärtsdrange gegeben. Wir folgen der Quelle. Wir gehen allesamt ein.«

Angeblich hat die Krähe die Geschichte in einer ihrer Zeitschriften gelesen und sich davon *inspirieren* lassen; nur hat ihm Charmosyna da was ganz anderes erzählt ...

»Hör zu Dicker, wenn das so weitergeht, seh ich mich gezwungen, dich demnächst den hosenmatzigen Hahnrei zu nennen. War nämlich schon wieder so 'n aufgeblasner Gockel da, und zwar genau in der Stunde, in der du nicht da warst. Und glaub mir, wenn ich dich nicht besser kennen würde, würde ich sagen, du machst das mit Absicht, aber so treudoof bist nicht mal du, zumal ich gesehen hab, wie du mit ner Kiste voller Immortellen übern Hof geschlichen bist. Hättest dich allerdings besser mal umgedreht, weil, kaum dass du weg warst, ist der Kerl zum Tor reingeschneit, als wär's sein eignes und hat einen auf dicke Hose gemacht. Dein Sohn war übrigens mal wieder nicht in der Schule, dafür aber blöd genug, sich mit nem Satz Briefmarken aus der letzten Ausgabe von Herzblättchens Zeitvertreib abspesen zu lassen, wobei der Idiot tatsächlich so dämlich war, sich mit dem Mist die Zeit zu vertreiben, derweil sich der Gockel auf deinem Bett breiter gemacht hat, als du's je werden kannst, was schon mal einiges heißen will, aber noch längst nicht alles ist, weil, kaum dass er da lag, hat er das dumme Huhn, das du deine Frau nennst, auf sich gezerrt – und wenn ich nicht herzbättchenmäßig erzogen wäre, würd ich sagen, er hat mit ihr Eierlegen rückwärts gespielt. Wobei, das erinnert mich an die Geschichte, die dieser Scheiß-Gockel dem gerupften Huhn während ihres kleinen Verkehrte-Welt-Spiels erzählt hat. Wenn du mich fragst, typischer Fall von *coitus retardus narratus*¹ oder wie immer das heißt. Jedenfalls hat er von nem Kerl namens Schmatzschwein oder Schwatzschwein erzählt, der in Gottweißwo lebt und dessen Kühe angeblich das Wasser aus nem alten Kohlenschacht gesoffen haben, wobei die Viecher natürlich nicht so dämlich waren, runter in den Schacht zu marschieren, sondern gewartet haben, bis das Wasser zu ihnen raufkommt, was zwangsläufig irgendwann passieren musste, wenn man bedenkt, dass es in dem Ding gar keine Kohle gab, dafür aber umso mehr Wasser, was die Typen, die die Kohle gesucht haben, aber nicht wussten, weshalb sie auch nen Brunnen gebaut

1 Der Ausdruck »*coitus retardus narratus*« findet sich auf der ersten Seite von Universalis' Texttorso *Umfängliches Beflecken. Fragmente zur Lage eines ungelebten Ichs*. (Unvollendet, unpubliziert.)

und mit Dynamit weitergesucht haben, so lange, bis die ersten heulten, weils anfang, weh zu tun und nichts von dem, was sie reingesteckt hatten, wieder rauskam, was man von dem Gockel und dem aufgespießten Huhn im übrigen nicht sagen kann. Aber gut, den Kohlschacht haben sie jedenfalls irgendwann dicht gemacht, nur leider vergessen, dass da unten noch ne Quelle war, die fröhlich vor sich hin sprudelte, was man, um die Sache abzuschließen, von dem Gockel ebenfalls nicht behaupten kann, es sei denn, man rechnet sein verdammtes Geschwätz mit dazu, was ich aus naheliegenden Gründen aber nicht tun will und dir stattdessen mitteile, dass das Wasser aus dem Schacht eines Tages auf die Wiese gelaufen is, irgendwelchen gichtkranken Kühen direkt vor den Schnabel, was für die Viecher so ziemlich das Beste war, was passieren konnte, waren schließlich kaum noch in der Lage zu laufen, weshalb sie sich auch nicht lange haben lumpen lassen und das Zeug gesoffen haben wie andere ihre Milch. Und siehe da, kaum dass die ersten tausend Liter vorn rein und hinten wieder raus waren, fingen die Viecher an zu wachsen, wurden einfach immer größer und wie man sich denken kann, auch schwerer, was irgendwann dazu führte, dass eine nach der andern anfang, in der matschigen Wiese zu versinken. Anstatt aber kurz *Muh* zu rufen und in stiller Einfalt zu ertrinken, haben sie gegenseitig ihre Schwänze ins Maul genommen und sich aus dem Schlammassel rausgekaut, woraufhin sie sich geschworen haben, nie mehr stillzustehn und von da an nur noch rumgerannt sind, und zwar Tag und Nacht, als hätte sie einer aufgezogen. Nicht mal zum Fressen und Saufen haben die Viecher mehr angehalten, weshalb ihnen das Gras auch nur so durch alle fünf Mägen gepfiffen is und sie angefangen haben, die ganze Wiese zuzuscheißen, bis irgendwann kaum noch was Grünes zu sehen war. In dem Moment aber muss der Gockel dort aufgetaucht sein. Wenn ich sein Gestöhn richtig verstanden hab, war gerade Bingonachmittag und er in der Stimmung für ein kleines Spielchen, was er, nebenbei bemerkt, des öfteren zu sein scheint, obwohl er eigentlich nicht wirklich gespielt hat, zumindest nicht, wenn's stimmt, was er dem Huhn auf seiner Stange erzählt hat, nämlich, dass er sich die Kühe nur kurz angeschaut und dann den Laufweg jeder einzelnen anhand ihres Schwanzwedelns vorausberechnet hat, was bei drei Dutzend durcheinanderrennenden Kühen und – uuaahhhh – lauter angekauften Schwänzen meiner Meinung nach vollkommen unmöglich is, auch wenn der überzüchtete Gockel natürlich

das Gegenteil behauptet und gemeint hat, dass es keine große Sache war, weil die Viecher alle einem einfachen Links-rechts-und-beim-Scheißen-still-hochhalten-Schema folgen, weshalb er schon Bingo rufen konnte, bevor der vorletzte Grashalm sein Fladenbrot gekriegt hat.«

»Sag mal, Charmosyna, hast du eigentlich irgendeine Idee, worauf du hinauswillst? Ich meine, außer einer weiteren Demütigung meiner Person?«

»Klar, also, um's kurz zu machen – Schmatzschwein hat seine Kühe am nächsten Tag allesamt schlachten lassen und mit dem omnipotenten Platzschwein aus deinem Bett gemeinsame Sache gemacht, was nichts anderes heißt, als dass der eine seine Wiese umgepflügt und der andere ne Pumpe samt Badehaus draufgestellt hat, woraufhin das Wasser kontrolliert nach oben geflossen is, wo's jeden Tag mindestens zwei Dutzend Leute gab, die genug Geld hatten, um guten Gewissens glauben zu können, es sei irgendwie heilsam, die gichtigen Knochen unter Sturzbäche aus jodhaltigem Wasser zu halten oder stundenlang in Brom zu baden.«

»Wir haben hier keine Quelle.«

»Als wenn's ein Problem wäre, nen Schlauch zu vergraben und das Wasser so sprudeln zu lassen, dass es gesund aussieht. Im übrigen, das schmierige Platzschwein meinte, man müsse den Leuten weismachen, dass so eine Kur nur dann was bringt, wenn sie jedes Jahr wiederholt wird. Schmatzschwein scheint da aber irgendwie anderer Meinung gewesen zu sein, jedenfalls hat er sich den Pflug geschnappt und Badehaus von Platzschwein kurzerhand unter die Kuhscheiße gepflügt.«

»Und dann?«

»Hat sich das Platzschwein ein neues gebaut, zehnmal größer als das alte und vollständig aus Glas, woraufhin die Leute in Scharen gekommen sind und er schnellstmöglich ein Hotel brauchte. Und weil er keine Lust hatte, eins zu bauen, hat er sich eins bringen lassen. Komplett aus Gusseisen und innerhalb von vier Tagen geliefert von einem seiner mobilen Projectmacher-Freunde. Der hatte das Ding angeblich drei Monate vorher irgendnem Provinznest am anderen Ende der Welt als Bahnhof verkauft, war aber so schlau gewesen, die vierhundertzweihunddreißig Zimmer genau wie die umlaufende Veranda in Einzelteilen zu liefern, weshalb den Leuten vor Ort Fehlfunktion und Überdimensionierung erst auffielen, als das Ding komplett vor ihnen stand.«

Drei Tage später stößt Richard Bary auf seinem Feld auf neues Glas.

Als er daraufhin die Krähe stoßen will, stößt die ihn zurück.

Also nimmt er den Spaten und stößt zu – und gräbt unter dem Glas ein riesiges Loch. Dann legt er sich drüber, nickt mit einem Buch¹ in den Händen ein, schläft unruhig, wacht auf, sieht ein grellweißes Licht, hält die Sache für nichts Gutes, schläft wieder ein und erblickt im Traum eine eiserne Kirche.

Am darauffolgenden Tag findet er ihr Abbild, ganz real, einer Anordnung gleich auf Holz geschlagen und sagt: »Scheiße«, und dann, »große«. ²

Aber das ist lange her, und er weiß auch nicht mehr, wann all das passiert ist, *wann es überhaupt passiert sein soll*, und warum, falls es überhaupt jemals passiert ist und er nicht irgendwo auf einer Wiese liegt und träumt, vorwärts und rückwärts, bis er die Stücke alle beisammen hat ... die Kirche, die Glashäuser, die Schienen, das Bergwerk, die Kohle ... wird alles immer mehr und gerät durcheinander, genau wie die Zeit, die irgendwann mal klar und deutlich vor ihm lag, wie ein Feld mit frisch gezogenen Kartoffelzeilen, unverwachsen und gerade; aber jetzt, wo er hier steht und dem Mais beim Wachsen zusieht, ist ihm alles nur noch Kraut und Gewirr, und Gott allein weiß, was in dieser Erde liegt und aus ihr erwächst – und alles, was er tun kann, ist, das traurige Wissen in seinem Kopf zu verscharren und sich einen Weg zu bahnen, ziellos, mit einer Melone in der Hand.

1 An dieser Stelle seien die bibliographischen Angaben, soweit bekannt, nachgetragen. Bei dem Werk handelt es sich um das von einem gewissen Johann Gottfried Graffé herausgegebene Buch *Das Treibhaus. Eine Schrift für bärtige Jünglinge und junge Greise*. Richard Bary scheint über dem vorletzten Paragraphen eingeschlafen zu sein, jedenfalls liegt dieser aufgeschlagen in seinem Schoß.

2 Richard Barys Worte sind uns durch eine Mitschrift Justus Kaleikas überliefert, welcher auf demselben Blatt (es ist auf den 20. Februar datiert) auch die Reaktion des »Holzfällers Nante« dokumentiert hat. Kaleika schreibt: »Als Nante die neue Kirche gesehen hat, hat er ganz laut geröchelt.« Dahinter die Anmerkung »[sic!]«. Weitere Einträge für diesen Tag finden sich nicht, doch gibt es am Ende der Seite einen Kommentar zu Nante, der zweifellos nicht aus Kaleikas Feder stammt. »Hätte im letzten Jahr fast den König gefällt, ohne dabei einen Mann mitzureißen. Beim Austritt der Kugel aus dem Kreis schwankte nur ein einziger Kegel. Als er endlich fiel, lag der König schon eine ganze Sekunde lang außerhalb des hölzernen Rings.«

Man muss sich das wie einen Triumphzug vorstellen. Vorn Suse, dahinter Suscrofius und am Ende Charmosyna. Sie kommen geradewegs aus dem Stall. Sie kommen keine drei Meter weit.

Charmosyna ist zusammengebrochen, Suscrofius hat es laut Seufzen gehört.

Er stoppt, dreht sich um, da schwant ihm schon nichts Gutes. Und siehe da, Charmosyna hat die ganze Sache nur *inszeniert*. Schlägt seine Flügel vor der Brust zusammen, presst die Handschwingen gegeneinander und bittet mit inständig nach oben gerichtetem Blick, auf dem Veloziped mitfahren zu dürfen. »Nur ein einziges Mal. Biittttteeeee!!!«

Suscrofius dreht sich zu Suse.

Suse verdreht die Augen.

Suscrofius sagt: »Du kannst fliegen.«

»Ich bin schon mal abgestürzt«, rückerinnert sich Charmosyna behänd. Und dann: »Solltest du eigentlich wissen.«

»Weiß ich«, sagt Suscrofius.

»So was hat Nachwirkungen«, vermutet Charmosyna.

»Kann ich mir bei dir nicht vorstellen«, argwöhnt Suscrofius.

»Meine Federn sind ganz verklebt«, beweisstückt Charmosyna. »Ich kann nicht mehr fliegen.«

»Deshalb laufen wir ja«, rückbezeugt Suscrofius.

»Aber ich kann nicht so schnell wie ihr«, wehklagt Charmosyna. Aber da hat Suscrofius bereits genauer hingeschaut.

»Du solltest aufhören, im Sitzen deine Kniescheibe nach hinten zu drehen.«

»Hee, das ist mein Laufgelenk.«

»Laufgelenk? Interessant ...«

»Im Vergleich zu dem anderer Vögel extrem kurz. Und verglichen mit meinem Unterschenkel geradezu winzig.«

»Ich kann keinen Unterschenkel bei dir erkennen.«

»Steckt im Gefeder, genau wie der Oberschenkel und das Knie.«

»Dann zieh sie raus.«

»Dann seh ich aus wie ein Storch. Andererseits, würde ja passen ...«

»Spring auf.«

»Was?«

»Du sollst aufspringen.«



Und das war eben das. Der Anfang eines echten Triumphzuges. Char-
mosyna in Feldherrenpose auf einem velozipedalen Streitwagen, gezogen
von einer Viertelquadriga aus zu Schweinen mutierten Pferden.

Jetzt mussten es nur noch die Leute sehen ...



»Hört zu, ich will euch was sagen«, sagte das Mundloch. »Ich bin ein Mundloch. Zweiunddreißig Zähne, Bruchstein, halboval ausgemauert, alles klar?«

»Nein«, sagten die Kinder, lautlos, wie sich's für gute Kinder gehört.

»Macht nichts«, sagte das Mundloch, das alles hörte, »nennt mich einfach Kindermund.«

»Kindermund«, fispelten die Kinder.

»Ganz recht«, sagte der Kindermund, »Kindermund tut Kindern kund.«

»Hört nicht auf ihn«, kam's irgendwo tief aus dem Loch, »Kindermund ist Kindergrund.«

Die Stimme klang drückend. Die Kinder wichen kommandogleich zurück, scharten sich ineinander, wussten nicht woher und wohin.

»Kindermund«, sagte das Mundloch, »Kindermund gibt Kindern Grund.«

Der Ton war süß und vertraut, wie der Geschmack von Kirschen. Die Kinder drängten reihenweise zu dem Mund, schmiegt sich an seine Steine, bildeten kleine Haufen.

»So ist's recht«, sagte der Kirschmund, »noch ein Schritt und ihr seid im Schlaraffenland.«

»Hört nicht auf ihn«, wiederholte die Stimme aus dem Mund, »das wahre Schlaraffenland heißt Kokanien.«

Es klang wie ein Echo.

Die Kleinen verstanden kein Wort.

»Kokanien ist kein Ort für Kinder«, log der Kindermund, süß und hell, von Honigbächen durchspült, »das Paradies der Kinder ist das Schlaraffenland.«

»Schlaraffenland!«, jubelten die Kinder, warfen die Arme in die Höhe und scheuerten sich die Spitzen der Finger im Mund vom Mund an den Zähnen aus Stein.

»Das kitzelt«, sagte der Kindermund.

»Schlupp«, sagten die Fingerspitzen.

»Angeschlagen«, frohlockte der Schlussstein.

Die Kinder jubelten, bissen das überhängende Fleisch einfach ab.

»Ihr dürft nicht reinkommen«, rückdrängte die Stimme im Innern, bedrohlich und tief.

Das Mundloch lachte. »Ha, ha.«

Die Kinder nahmen's als Aufforderung.

»Hi, hi«, sagte der Schlussstein des Loches im Kopf, »ab jetzt geht alles ganz von allein.«

Dann wandte er sich nach innen, denn dafür war jetzt Zeit.

»Und nun?«

»Ein dreckiges Loch in einem dreckigen Loch, was will man erwarten?!«

»Du gibst auf?«, fragte der Mund, »ziehst dich zurück?«

»Ich hole Anlauf«, sagte die Stimme.

»Wenn du rausspringst, laufen die Kinder ins Leere«, triumphierte der Schlussstein, der die Sache hier überblickte.

»Sie fahren«, korrigierte die Stimme freiraus.

»Das ändert nichts. Wenn du raus bist, bist du raus. Kein Druck mehr.

Und die Kinder fahren.«

»Auf Schienen«, sagte die Stimme, stumm, zu sich selbst.

»Ich höre alles«, sagte das Loch, »ich bin dein Resonator.«

»Hohlraumresonator«, sagte die Stimme.

»Das hast du gesagt«, sagte das Loch.

Und dann, als der Schall verklungen war.

»Wo sind die Kinder?«

»Auf dem Weg.«

»Auf welchem Weg?«

»Es gibt nur einen«, sagte das Loch.

»Und der führt zu mir«, fiel die Stimme ein.

»Wenn du nicht aufpasst, führt er an dir vorbei«, gab der Mund zu bedenken.

»Wer bin ich?«, fragte die Stimme.

»Keine Ahnung«, sagte das Mundloch, »hab nie darüber nachgedacht.«

»Vielleicht bin ich ja deine innere Stimme«, sagte die Stimme.

»Das darfst du mich nicht fragen«, sagte das Loch.

»Oder ich bin viele Stimmen.«

»Vielleicht solltest du dich mal umschaun.«

»Ich kann nichts sehen«, sagte die Stimme, »ist alles dunkel hier.«

»Dann bist du allein.«

»Und dann?«

»Bist du wahrscheinlich die Grenze, die mein Schlaraffenland braucht.«

»Was für eine Grenze?«

»Keine Ahnung«, sagte der Mund, »vielleicht irgendein Gesetz, das ich nicht kenne.«

»Gewerbegesetz«, rief die Stimme, »§ 62. Kinder unter 12 Jahren dürfen außer dem Haus ihrer Eltern und Versorger überhaupt nicht in solchen Werkstätten beschäftigt werden, für welche der Unternehmer nach § 76 zu Aufstellung einer Fabrikordnung verpflichtet ist.«

»Ich kenne § 76 nicht«, sagte das Loch mit dem Mund.

»Das wird dir nichts nützen«, zwitscherte die Stimme zurück.

»Lies weiter«, forderte der Mund mit dem Loch.

»Es ist dunkel«, sagte die Stimme, »ich zitiere: ›Öffentliche Beschäftigungsanstalten für Kinder sind von dem Verbote ausgenommen.«

»Sehr schön«, sagte das Loch mit der Stimme im Mund, »fährst am besten inwendig auswendig fort.«

»Kinder von 12 bis 14 Jahren dürfen nur in der Tageszeit von morgens 5 Uhr bis abends 8 Uhr und nicht länger als 10 Stunden täglich beschäftigt werden.«

»Das ist in Ordnung«, sagte der Mund durch das Loch zur Stimme.

»Im Verordnungswege«, sagte die Stimme durch das Loch zum Mund, »können durch das Ministerium des Innern für einzelne Fabrikzweige, auf welche vorstehende Bestimmungen nicht ganz passen sollten, Ausnahmen und Abänderungen bestimmt werden.«

»Was, wenn du das Ministerium des Innern bist?«, fragte der Mund.

»Darüber muss ich nachdenken«, sagte die Stimme.

»Mach das«, sagte das Loch, »ich kümmere mich derweil um die Kinder.«

»Wo sind sie?«, unterbrach sich die Stimme.

»Im Schlaraffenland«, sagte das Loch.

»Im Schlaraffenland arbeiten sie nicht!«, deklamierte die Stimme.

»Wir haben alle auf Schulunlust kontrolliert«, sagte das Loch.

»Wer ist wir?«, fragte die Stimme.

»Pluralis modestiae«, log das Loch, »Bescheidenheitsplural. Rede da nur ungen drüber.«

»Du lügst!«, rief die Stimme.

»Stimmt«, sagte der Mund, »ist eigentlich ein Kontrollkollektiv. Pluralis auctoris, wenn du verstehst, was ich meine.«

- »Es gibt kein Kontrollkollektiv im Schlaraffenland«, erklärte die Stimme.
- »Deshalb haben wir's ja vorgeschaltet«, sagte der Schlusstein.
- »Ihr habt aus der Utopie eine Moralsatire gemacht«, dröhnte die Stimme.
- »Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen«, gab das Loch schulterzuckend zurück.
- »Und die Dichter haben euch ihre Stimme geliehen«, dröhnte die Stimme in ihm fort.
- »Du solltest aufhören zu predigen und schauen, was die Kinder tun«, sagte der Schlusstein.
- »Sie lernen fleißig und beten«, sagte die Stimme, »denn dann kommen sie in euer Schlaraffenland.«
- »Es reicht, wenn sie den Herrgott ehren«, sagte das Loch, »außerdem haben wir jedem, der eine Stunde in der Schule fehlt, eine im Bergwerk geschenkt.«
- »Und das nennt ihr Schlaraffenland?!«, ereiferte sich die Stimme und ging eine Tonlage höher.
- »Wenn du einen besseren Vorschlag hast ...«, bemerkte das Loch, schulterzuckend, wie eben zuvor.
- »Her mit dem schönen Leben!«, rief die Stimme.
- »Was?«, riefen der Schlusstein, der Mund und das Loch.
- »Wir dachten, du würdest Kokanien sagen«, sagte das Loch.
- »Nein«, sagte die Stimme, »her mit dem schönen Leben!«
- »Was soll das heißen?«, fragte der Mund.
- »Das wisst ihr ganz genau«, antwortete die Stimme und klang ganz beschwingt, »die Stollen sind ab sofort essbar, klar?«
- »Nicht klar«, sagte der Schlusstein.
- »Die Stollen sind flach«, referierte das Loch.
- »Die Männer zu groß und die Frauen zu schwach«, endreimte der Mund.
- »Außerdem sind Kinder drin«, beschloss der Schlusstein die Diskussion.
- »Im Schlaraffenland wird nichts produziert«, referierte die Stimme verzweifelt.
- »Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen«, sagte der Mund ganz offen.



»Seht die Vögel unter dem Himmel«, repetierte die Stimme, »sie säen nicht, sie ernten nicht, sie sammeln nicht in die Scheunen; und euer himmlischer Vater ernährt sie doch.«

»Es gibt hier keine Vögel zu sehen«, sagte das Loch.

»Noch nicht mal gebratene Tauben«, ergänzte die Stimme im Mund.

»Und während du hier redest«, rief der Schlusstein, »schleppen woanders die Kinder die Kohle.«

»Ich weiß«, sagte die Stimme und schwieg.



Die Zinken über den Holmen ineinandergehakt und die Stiele fest auf den Boden gestellt, stehen sich die beiden Heurechen gegenüber wie zwei vor langer Zeit zu Kampfbeginn eingefrorene und mittlerweile bis auf die Knochen abgemagerte Ringer und bilden zusammen mit der stoppeligten Wiese ein Dreieck, das irgendetwas darstellen soll oder auch nicht. Direkt hinter der post-pastoralen Installation indes steht ein Leiterwagen (von unbestimmbarer Größe) samt Pferdefuhrwerk (ohne Pferde), über dessen hüfthohen, eisenbeschlagenen Rädern sich ein derart großer Heuhaufen türmt, dass es ein leichtes wäre, eine komplette Schneiderei darin zu verstecken – Außenstehende würden bestenfalls glauben, sie ständen vor einem bis übers Dach zugewachsenen Haus, welches auf seltsame Weise beweglich ...

Ganz oben aber sitzen Ferdinand und Reginald. Und nicht einmal Gott weiß, wie sie da hochgekommen sind.

»Stell dir vor, was aus uns geworden wäre, wenn wir auf meine Frau gehört und das ganze Zeug hier zwei Mal gewendet hätten«, dies Ferdinand in einem Ton, der klarmacht, dass er nicht aus, sondern *auf* dem Häuschen ist. Wobei er zur Bestätigung einen Blick in den farbkastenblauen Himmel wirft.

»Will ich mir lieber nicht vorstellen«, so Reginald, ein wenig zu entspannt, um ernsthaft besorgt zu klingen, »hat schon gereicht, den ganzen Mist hier zusammenzurechen und hochzugeben. Wenn du mich fragst, mal wieder ein eindeutiger Beweis dafür, dass die Weiber von Revolution nichts verstehen.«

»Aber du hast doch letztens selbst gesagt, dass Revolution *wenden* heißt.«

»Wenn ich mich recht erinnere, hab ich von *wegrollen* gesprochen. Außerdem ging's um nen Stein und nicht um Heu, was so ziemlich der größtmögliche Gegensatz ist, den sich selbst jemand wie du denken können müsste.«

»Fangen wir schon wieder an zu streiten?«

»Soweit ich weiß, erwartet dich deine Frau erst gegen Abend zurück.«

»Wir hätten also genug Zeit.«

»Und auch schon ein Thema.«

»Wenn du so freundlich wärst, es mir nochmal zu erklären.«

»Sagen wir: Heuwenden als Ausdruck einer reaktionären Gesinnung.«



»Einverstanden, du fängst an.«

»Im Grunde ganz einfach. Wenn wir die Wiese da unten als einen Ort der Ausbeutung betrachten und ihre einzelnen Halme als Heer von Sklaventreibern ansehen, dann bringt es nichts, sie hin- und herzuwenden, dann müssen wir sie abbrennen.«

»Schon mal was von Feuedüngung gehört?«

»Was denn, hast du vielleicht eine bessere Idee? Etwa den Halmen sagen, dass sie vernünftig werden und sich selbst umlegen sollen? Oh, und bitte einen Haufen bilden, damit wir's gleich wegfahren können.«

»Also, ich verzichte ja nur äußerst ungern auf Widerspruch, aber weil du gerade so schön von fahren sprichst, vielleicht solltest du mal kurz aufstehen und dir anschauen, wer da gerade das Ufer hochgetrabt kommt.«

»Das Schwein vom alten Unger.«

»Du hättest damals echt mehr rausschlagen sollen. Ganz schön fett geworden, die Sau.«

»Wusste nicht, dass sie mit Charmosyna verkehrt.«

»Sieht aus, als ließe er sich von ihr tragen.«

»Elender Sklaventreiber.«

Und das war eben das.

Andererseits ... von der gegenüberliegenden Seite aus betrachtet ... ein paar Sekunden zuvor auf dem Fluss ... in Theos zerschlissenem Boot ...

»Wenn wir drüben sind, steig ich ab und schwing mich auf Suse. Das heißt, wenn du nichts dagegen hast, streitwagener Suscrofius.«

»Hab ich aber.«

»Tja, dann muss ich's leider ohne deine Zustimmung tun«, und segelt, kaum dass die Worte gesagt, Suse direkt hinten drauf.

Die verdreht die Augen, springt ans Ufer, trabt den Hang hinauf.

»Nimm's nicht persönlich, Suscrofius, aber Suse ist jetzt ein Kriegselefant.«

»Was?!«

»Solange er mich nicht Surususe nennt.«

»Wüsst nicht, warum ich das tun sollte, Eure Hoheit.«

»Der Papagei hat nen Vogel.«

»Der streitbewährte Suscrofius schweigt besser, bis die Sache hier vorbei ist. Kriegselefanten drehen nämlich schnell durch, wenn sie das Gequieke von einem Schwein hören. Ist historisch belegt.«



»Soweit ich weiß, sind die Elefanten irre geworden.«

»Genau wie der Papagei.«

»Und haben ihre Besatzung abgeworfen.«

»Nicht, wenn sie fliegen konnte. Im übrigen wäre es besser, wenn Eure Hoheit Ihrem verehrten Herrn Gemahl folgen und mich die Sache machen lassen.«

»Was für eine Sache?«

»Sprengstoff besorgen!«

Und das war der Moment, in dem Reginald aufstand.



Telegraphische Depesche Beginn d Uebertragung Samstag 2/6 10:32h
Typendrucktelegraph Uhrwerke verschaltet Sender mit Empfänger syn-
chronisiert Zuverlaessigkeit d Uebertragung gesichert Fehlerfolge durch
System Theiler vermieden Wetter sonnig RR FF auf Heuwagen Vorsichts-
massnahme geben vor mit Tieren zu reden politische Einstellung wie ge-
habt Diskussion Thema offenbar geandert Sprengstoff RR FF negieren
befuerworten Philosophie d Tat lies Propaganda d Tat dechiffriert Kon-
sonant/Konsonant Kons/Kons Vokal/Vokal Kon/Kon Vok/Vok K/K V/V
K/K K/K V/V e/- Wortstopp/Tat S. benannt Sprengoel (Nitroglycerin)
offenbar Kenntnis d Bergwerks Zweck d Verwendung unklar Kirchbau
Bruecke Schienen st. R. gesichert Treibhaeuser Zustaendigkeit unklar
Bohrloecher schwer zu finden kleiner als b Pulver vorgetauschte Diskus-
sion mit Tieren dauert an sprechender Papagei Stimme schlecht imitiert
keine Notiznahme Qualmentwicklung RR FF fluechten Heuhaufen hat
sich entzuendet Gras war noch gruen Ende d Uebertragung 2/6 10:39h
148 U/min 1036 Zeichen.



»... wenn ichs Ihnen doch sage. Dieser Nante hat ne verdammte Kinderleiche gefunden und sie den Kindern gezeigt. Und jetzt wolln die nich mehr runter. Verdammte Scheiße. Is keine zwei Tage da und findet ne verdammte Kinderleiche! Obwohls noch nich mal 'n richtiges Kind war. War noch 'n Baby. Verstehen Sie, ein Baby! Lag zwischen der ganzen Kohle rum als seis 'n verdammtes Stück Gold. Und dieser Nante muss es als erster sehn. Aber anstatt es zu melden, hat er sichs geschnappt und is damit zwischen den Kindern rumgerannt und hat denen das Ding vor die dreckigen Visagen gehalten. Klar, dass die da schreien und rausrennen. Aber Nante hat trotzdem nich aufgehört, hat einfach weitergemacht und is runter in die Gänge gekrochen und hat das verdammte Kind vor sich hergeschoben, bis ihm die andern entgegengekommen sind. Und denen hat ers auch vor die dreckigen Visagen gehalten, als seis ein verdammter Spiegel, obwohl die da unten kaum was sehen, aber das hat den nich ge- juckt, im Gegenteil, hat die ganze Zeit gerufen, *das Kind is wie neu, guckt mal, wie neu*, und bei Gott, ich schwörs, dass es das auch war, auch wenn ichs nur kurz gesehen hab, nämlich als Nante das Kind an mir vorbei nach draußen geschleift hat, nur dass ich ihn mir nicht greifen konnte, weil ich anderthalb Meter unter ihm stand, in einer von den kleinen Höhlen, aber dafür konnt ichs genau sehen, weil meine Augen genau auf Höhe von dem verdammten Säugling warn, den er da an der Hand durch den Dreck geschleift hat. Jedenfalls war der kein Stück verwest, sogar das Gesicht konnt ich noch erkennen. Sah aus, als hätt ihn grad einer hier ab- gelegt. Oder von draußen mit reingebracht. Verdammte Scheiße! Versetzt die ganze Baggage in Aufruhr und mich gleich mit. Die Kinder hatten so ne Angst, dass sie sich durch sämtliche Löcher nach draußen gewühlt ham. Pacius ist oben bald in Ohnmacht gefallen, als er sie überall aus der Erde hat kommen sehen. Und was macht dieser verdammte Nante? Rennt zum Ausgang und wirft das Baby hoch, als seis 'n verdammter Schatz. Aber kaum, dass er draußen is, zerfällt ihm die ganze Scheiße zwischen den Händen. Verstehn Sie, das Kind ist einfach auseinanderge- fallen. Als hätt's einer durch 'n Sieb gedrückt. Jedenfalls liegts da plötzlich aufm Boden und sieht aus wie die Asche von irgendnem lausigen Feuer, und ich denk mir noch, tja, Pech gehabt, war wohl doch nich so neu, dein kleiner Hosenscheißer, aber da merk ich, dass sich die verdammten Bäl- ger alle verkrümelt ham – und jetzt sinds keine vierundzwanzig Stunden



mehr, bis der Zug kommt, und wir ham noch immer nich genug Kohle,
um die Wagen vollzukriegen.«

»Ist das alles?«

»Ja! Scheiße Mann, reicht Ihnen das nich?«



Das hat sie sich so schön vorgestellt, die Krähe ...

Eine kleine Lichtung im Wald. Zeitgleich treten sie von drei Seiten auf die Wiese:

Henry Hektor Chick (»Hallo, schöne Frau.«)

Hilarius (»Der scheint die Sonne ausm Arsch!«) und

Der Onkel Doktor (»Muss ich mich noch vorstellen?«)

Gehen ohne zu zögern dahin, wo *Madame Rampon* schon liegt, die Beine leicht angestellt und so weit gespreizt, dass sie alle drei mit einem Blick erfassen kann; links und rechts laufen sie ihr an den Innenseiten der Schenkel hinab, und von vorn stößt der dritte gradewegs auf sie zu.

Das verspricht ein netter Abend zu werden.

Und da stehen sie auch schon vor ihr, aufgereiht wie die Orgelpfeifen, im kniehohen Gras. Schneidig, der erste, sich kaum noch zügelnd, der zweite, noch etwas verklemmt, Nummer drei. Jetzt ist es an ihr, ihnen die richtigen Töne zu entlocken. Auf den Flöten zu spielen. Sie zum Singen zu bringen.

Als sie die Hosen öffnet, fragt sie sich, was um alles in der Welt sie eigentlich an Schwänzen findet. Andererseits, immer noch besser als die Gänse, die sich erst stopfen lassen und dann doch nur gefressen werden. Am besten, sie erklärt ihnen noch schnell, wie die Sache hier läuft – und zwar *bevor* irgendwas läuft.

»Wie ich sehe, wollen sich die Herren gleich ans Vergnügen machen.«

Blicke, schnittig, roh und gespalten.

»Nur zu, es gibt nur eine einzige Regel: Sie können tun, was Ihnen beliebt – solange Sie das Geschäftliche dabei nicht vergessen.« Und dann, als sie ein leichtes Zögern bemerkt. »Das heißt auch, dass Sie unter sich ausmachen müssen, wer welches Loch zuerst penetriert.«

Der Onkel Doktor hofft, sich verhöhrt zu haben.

Hilarius tritt einen Schritt nach vorn.

Henry Hektor Chick lächelt überlegen.

»Wenn Sie nichts dagegen haben«, entschuldigt sich Hilarius und drückt ihr das handwarme Teil ins offenstehende Maul.

Der Onkel Doktor hofft, sich versehen zu haben.

Henry Hektor Chick lächelt milde, sagt: »Er hat den längsten von uns.«

»Und gewiss auch den dünnsten«, bricht es, alle Hoffnung zerstörend, aus dem Doktor hervor.

»Ganz recht. Und in der Mitte ist eine Stelle, die nicht hart wird.«

Henry Hektor Chick lächelt siegesgewiss.

Hilarius verzieht keine Miene, stopft ihr das Ding bis zum Anschlag ins Maul.

Der Doktor hofft, wegschauen zu können. Als er bemerkt, dass das nicht geht, fällt er auf die Knie und leckt ihr, als sei's seine Pflicht, die Innenseiten der Schenkel.

Henry Hektor Chick steht da und bedeutet mit einer kurzen Bewegung des Kopfes ihrem das Gras plattdrückenden Arsch, sich zu erheben, damit er sich auch *einbringen* kann. Und dann, kaum dass er unter ihr liegt: »Nun, meine Herren, die Positionen scheinen fürs erste bezogen. Ich schlage vor, wir zeigen ihr, was wir zu bieten haben.« Und wendet sich, weil der Doktor noch leckt und offensichtlich selbst schon zu lecken beginnt, an die Füße, die ohne Schuhe und geschnittene Nägel im Gras neben ihm stehen. »Wie ich hörte, sind Sie der Mann fürs Licht.« Und setzt an und stößt ordentlich zu.

Die Krähe kreischt.

Der Doktor hört auf zu lecken.

Hilarius schätzt kurz ab auf den Boden, sagt: »An Ihrer Stelle würd ich mir ne Leuchttabelle besorgen.«

Und dann geht's los.

»Wir sollten«, so der chicke Henry, der schnittige Hektor, dieser Heros der frisch angekommenen Zeit, »die Sache hier wie Männer angehen, schließlich haben wir alle dasselbe Ziel, auch wenn mir das Doktorchen gerade darüber hinauszuschießen scheint.«

»Mir scheint eher, dass er noch ne Weile braucht.«

»Nun, wie dem auch sei, die einen sind draußen und wollen rein – und die anderen sind schon drin und wollen noch tiefer.«

»Ich hoffe, Sie gehören nicht zu denen, die in Metaphern sprechen.«

»Nun, was sollte mich davon abhalten, meinen Worten einen kleinen *Bedeutungsüberschuss* zu geben?«

»Sie labern mir zuviel.«

»Mag sein, nur wäre der Spaß sonst allzu schnell vorbei, nicht wahr? Im übrigen, schauen Sie sich mal unser Doktorchen an.«

»Er scheint wie weggetreten.«

»Sehen Sie! Eine für unser Vorhaben vollkommen inakzeptable Verhaltensweise. Und gewiss auch inakzeptabel für Madame Rampon.«

»Sie kann grad nicht reden.«

»Wollen Sie mir etwa sagen ...«

»Mit vollem Mund spricht man nicht.«

»Und deshalb antworten Sie in ihrem Namen?«

»Sagen Sie mir lieber, was *Sie* vorhaben.« Und dann: »*Lehmstecher*.«

»Nun gut, verzichten wir für einen Moment auf unsere liebgewonnenen Euphemismen, sagen wir einfach, die Anlage, die uns alle vereint, dient der Veredlung der Körper und der Kontrolle des Geists. Die da kommen, werden gereinigt, kultiviert und gestärkt, zu ihrem eigenen Wohle wie zu dem unserer heiligen Nation. Und falls Ihnen das noch immer zu schönrednerisch ist: Wir rationalisieren ihnen das Fleisch wie die Seele, machen sie funktionabel und säubern sie von außen nach innen, tauchen ihre Körper mitsamt den Köpfen in glasklares Wasser und lassen sie erkennen, wie dreckig sie waren.«

Der Doktor ist derweil auf den Knien nach vorn gerutscht und tut nun so, als müsse er um Einlass betteln, indes sich der im Dunkeln stochernde Henry noch einmal an Hilarius wendet: »Und um es in aller Deutlichkeit zu sagen, mein lieber *Mundschenk*: Die Sache mit der Sauberkeit fängt bei den Füßen an.«

Der Doktor streicht sich das Gras von den Sohlen, dann dringt er ein.

Die Krähe tut ganz erfüllt.

Hilarius packt sie am Hinterkopf, zieht sie ran, drückt ihn bis zum Anschlag rein.

»UUHAMM UUHAMM UUHAMM«

Musik in seinen Ohren.

Währenddessen weiter unter ...

»Nun, Doktorchen, ich hoffe, es gefällt.«

Gewiss, er könnte die Angelegenheit jetzt vom Standpunkt der Medizin aus betrachten, könnte ihnen, den unverbesserlich-letzten Humoralpathologen mimend, mitteilen, dass das Wasser in die Körper *eindringt* und sie *auföst*, nachdem es zuvor bereits den Schmutz der ganzen Welt absorbiert hat, weshalb alle Bäder eine Gefahr für Leib und Leben sind und nicht anders jedwede hydrotherapeutische Kur, doch steckt er inzwischen zu tief drin in der Sache, um derart zu reden – und deshalb sagt er nur: »Ahh.«

Beim nächsten Stößchen aber schnippt ihm die Kuppe – flutsch – aus dem Loch.

»Ups«, scheincondoliert Hektor, kaum dass es passiert. Hektor, der hindernde Hektor, zwischen dessen mächtigen Schenkeln er ebenso kniet wie zwischen den feinen weißen von Madame Rampon. Verdammt, er weiß einfach nicht, wie er *rankommen* soll. Das heißt, ohne diesen am Boden liegenden griechischen Helden zu stoßen.

Ha, wahrscheinlich will der das nur! Das würde dem am Ende sogar noch gefallen!! Dieses Schwein!!!

Da holt der Doktor tief Luft und beugt sich nach vorn, über den mechanisch auf- und niederfahrenden Schaft des heroischen Kolbens, schließt noch im Sinken wie zum Gebet schnell die Augen und schiebt, von Hoffnung und einem blinzelnenden Auge geleitet, seine Zunge ins rosafarbene, flaumige Fleisch.

Als er's spürt, atmet er aus – und dann ganz schnell wieder ein – und hat nach zwei, drei Zügen die dampfende Maschine unter ihm völlig vergessen, hört und sieht sie nicht mehr. Noch ein Zug, und vor ihm taucht das Gesicht Ludwig Spenglers auf, jener Mann, den er nie zuvor im Leben gesehen, von dessen Ableben er jedoch gestern, im »Journal für Wundärzte und Geburtshelfer«, erfahren hat. Ganz plötzlich, hieß es da, sei der große Brunnenarzt und Balneologe verstorben, im besten Mannesalter habe ihn die himmlische Heerschaar geholt. Jetzt aber taucht er vor ihm auf, den Kopf unter eine Glocke aus Zinn gepresst und das Gesicht von heißschäumendem Thermalwasser umsprudelt, so taucht er auf, im Innersten seines neuesten Inhalationsapparats, wo hoher Druck alles einfließende Wasser zerstäubt, damit sich die Gase ebenso rasch wie reichlich entwickeln – die Gase, die die Patienten auf der Außenseite der Glocke durch harte Kautschukschläuche zu inhalieren pflegen, gleichwohl die gesamte Apparatur recht eigentlich kein Inhalationsapparat, sondern eine Gasdusche ist – riesige Mengen Kohlensäure und etwas Stickstoff dazu, mit Wasserdampf vermischt und in Verbindung mit atmosphärischer Luft in die Nasen gepumpt und in die Rachen gesogen.

Er nimmt einen kräftigen Zug aus der schädelrot leuchtenden Pflaume – da taucht Ludwig Spengler ab, und er sieht, wie draußen ein paar seiner Kollegen die Apparatur demontieren, die Glocke anheben und wie zum Beweis auf das ausgeschwappte Wasser unter ihr zeigen, Scharlatterie, Schwindel, hört er sie sagen, ein höchst gefährlicher obendrein, erst recht, wenn man bedenkt, wie Spengler vor einigen Jahren den von

Keuchhusten Geplagten empfahl, sich ein Zimmer zu suchen, welches von einer Gasflamme erhellt werde und nur den Hahn ein wenig länger zu öffnen, um die Pertussis zu bekämpfen ... und wie er kurz darauf seinen Apparat konstruierte ... und die passende Krankheit gleich mit dazu – Laryngo-Pharyngitis granulosa ... im Grunde eine einfache folliculäre Hypertrophie, wie sie in Folge einer catarrhatischen Entzündung tausendfach auftritt ... laut ihrem Entdecker oder besser: *Erfinder* jedoch eine höchst eigentümliche Sache, mit warzigen Granulationen auf der Kehlkopfschleimhaut ... hirsegroße Erhabenheiten, die außer ihm nie einer gesehen... weshalb die einzige Eigentümlichkeit dieser Krankheit auch darin besteht, dass sie sich früher jeglicher Betrachtung entzog, sofort aber massenhaft auftrat, als das Heilmittel gefunden war ... aber da tragen sie die Glocke mitsamt den Schläuchen auch schon davon, indes er Ludwig Spengler, dieses ordentliche, correspondierende und ehrenhalber ernannte Mitglied zahlloser gelehrter Gesellschaften, erneut auftauchen, ja geradezu hochkommen sieht, geldgierige Gimpel, stößt's Spenglerchen kohlen säuregeschwängert aus, spuckt Galle wie Wasser in Richtung der abtrabenden Balneologen, aber da sieht das Doktorchen zu, dass er hinterherkommt, weil, den Apparat, den kann er gebrauchen, den macht er Madame Rampon zum Geschenk – und da öffnet er die Augen ... und sieht den schlaff unter ihm im Gras baumelnden Schlauch ... und atmet tief ein.

Weiter oben dagegen stehen die Zeichen auf Sturm. Hilarius beginnt schon das Gesicht zu verziehen. »Oh, ohh, ohhh, ohhhh, ohhhhh ...«

»Beherrschung, mein Lieber, Beherrschung«, nötigt ihn der griechische Speerkämpfer zu seinen Füßen. Und weil man's einem wie Hilarius mit Worten noch immer am besten versaut: »Spritziges Vergnügen, was?«

Die Krähe spürt nicht das geringste. So sehr, dass sie sich eigentlich dazu äußern müsste, zumal jetzt auch könnte, allerdings nicht will und deshalb auch nicht wird, stattdessen lieber der Presswurst aufhilft, die soeben von handwarm zu handzahn mutiert ist.

Für Hilarius kein Grund zur Sorge, der verdammte Nougatstampfer kann's schließlich nicht sehen – und ein paar aufbauende Leckereien gibt's obendrein noch dazu. Beste Gelegenheit, dem Kerl zu seinen Füßen noch ein paar Takte zu sagen.

»Hör mal, du heimlicher Hinterlader, unserem kleinen Maulfötzchen hier juckt der Arsch. Wär besser, wenn du deine Grütze endlich mal abschlägst.«

Der Doktor beißt die Zähne zusammen und stülpt die Lippen übereinander.

Die Krähe spürt noch immer nicht viel.

Dem griechischen Großmaul isses egal: »Im Arsch sind die Hühner taub.«

Na schön ...

»Wenn ich den im Arsch hätte, ich schiss ihn raus.«

»Und wenn schon, das Weib ist unsinnig im Arsch.«

»Dann stoß zu!« Und macht's oben schon mal vor.

»UUHAMM UUHAMM UUHAMM«

Schluss mit dem Weibergeschwätz.

Und wie's über und unter ihm scheuert und schmatzt, erscheint dem aufs neue erblindenden Doktor der Geist Ludwig Spenglers ein letztes Mal, nur sitzt er nicht länger in seinem zerlegten Gasometer, sondern steht in einem großen, T-förmig ausgemauerten Bassin, in dessen Mitte ein Springbrunnen eine Palme zu imitieren versucht. Um sich herum hört er's klatschen und sprudeln. Der große Balneologe aber steht nur da und schaut ihn an, das ganz und gar trockene Haupt durch den fließenden Baum zu ihm gewandt. Da nimmt das Doktorchen einen tiefen Zug – und taucht ab. Jedoch, kaum ist er unten, da sieht er ein das Wasser aus der Tiefe blasendes Rohr, das steckt dem guten Ludwig zwischen den Beinen. Da durch aber hat sich – bei Gott! – eine einäugige Riesenschlange geschlungen. Fleischig und feist schwebt sie durchs Wasser, schüttelt den Kopf und philosophiert mit der Stimme des großen Balneologen.

»Nun, im Grunde braucht man nicht viel mehr als ein metallenes Rohr und genug warmes Wasser. Zweiunddreißig Grad, gleichmäßig verteilt auf vierzig Cubikfuß pro Stunde und Sie sind dabei. Ich für meinen Teil habe den Austritt der Quelle allerdings ein wenig modifiziert, da die Damenwelt eine Douche ad vaginam einer Douche ascendante für gewöhnlich vorzuziehen pflegt. Doch dürfte es für Sie nicht schwer zu erkennen sein, welcher Hilfsmittel ich mich bediene, um über die äußeren auch die inneren Geschlechtsteile der Frau zu douchieren.«

Mit ein bisschen Glück sagt ihm die Schlange auch, wie er rankommt.

»Da es jedoch bei der Construction wie bei der Verwendung einer solchen Apparatur ein paar Dinge zu beachten gilt, will ich darüber noch einmal dozieren. Wohl! Zuallererst stülpe man einen Schlauch über das aus dem Boden tretende Rohr, setze auf sein Ende eine Kanüle aus Horn und schraube diese fest an. Dabei gebe man jedoch acht, dass die Kanüle – entsprechend dem zuvor erteilten ärztlichen Rat – mit der rechten Zahl an Löchern versehen und überdies eine genügend große Anzahl verschiedentlich perforierter Kanülen vorrätig ist, um sämtlichen Ansprüchen zu genügen. Hat sich die Dame nun für eine Kanüle entschieden, so führt sie sich selbige in die Vagina ein und reguliert den Wasserfluss und den Druck über den im Schlauch eingebauten Hahn. Hat der Arzt nun aber statt einer Uterusdouche ein Bad desselben verordnet, so kann auch in diesem Falle geholfen werden, habe ich doch ein entsprechendes, von mir Kolpoluter genanntes Badespeculum construiert, dessen lederne Umschnallvorrichtung das Herausfallen der steifsäuligen Apparatur verhindert und gleichsam die Gesundung der großen und kleinen Schamlefen fördert.«

Er holt jetzt besser mal Luft ... und taucht wieder auf ... und öffnet die Augen – und sieht die blaurosa Kuppe weißtropfend im Gras. Da klemmt er sich das wurstige Schläuchlein zwischen die kahldürren Beine.

Madame Rampon ist nicht amüsiert.

Hilarius stopft ihr das Maul.

Henry Hektor Chick stößt und lacht.

Der Doktor aber fordert jetzt das volle Programm.

Es ist schön, auf dem Dach der Scheune zu sitzen. Man spürt hier oben den Wind. Nein. *Ich* spüre hier oben den Wind. Aber ich wünschte, ich hätte mehr Haare.

Was sagt man denn dazu? Der Gelehrte schreibt über seine Haare. Das heißt über die paar, die er noch hat. Ein verkehrter Gelehrter ist das. Sitzt auf dem Dach und ist mit seinen Gedanken am Boden.

Was ist nur in unseren Universalien gefahren? Hockt da auf dem Dach und schwebt in Gefilden, die direkt über seiner Schädeldecke liegen.

Ja, liegen ist das richtige Wort. Diese wurzellos herumflatternden Flusen. Entweder sie pappen dir am Schädel oder schwirren auf und davon.

Wie sich das wohl anfühlt, wenn der Wind auf eine dicke Wand aus Haaren trifft? Wenn er sie dir in einem Schwaden steif nach hinten strubbt ...

Das krieg ich mit Buchstaben nicht raus.

Müsste mich da unten ins Getreidefeld setzen, direkt vorn an den Rand. Wahrscheinlich würden die Ähren anfangen, die Köpfe zu schüteln. Haben ja recht. Gedanken sind kein guter Dünger, nicht fürs Feld und nicht für den Kopf.

Und jetzt, jetzt fährt mir der Wind durch die Haare wie durch einen abgeholzten Wald, in dem hier und da noch ein paar Bäume stehen. Aber die werden auch noch verschwinden. Vielleicht ist es dann sogar besser. Vielleicht lege ich erst dann den Stift aus der Hand.

Es ist schön, auf dem Dach der Scheune zu sitzen. Von hier oben sieht es aus, als wäre die Zeit dabei, ein riesiges Loch ins Dach zu sprengen. Ganz langsam. Mittenrein. Als wäre die Last der Geschichte drübergerollt.

Ist sie vielleicht auch. Vor und zurück. Vor und zurück. Und jetzt hängt es durch.

Und ich sitze hier mit meinem fetten Arsch auf dem Dachfirst und suche nach passenden Worten für etwas, das ich nie gesehen und noch nicht einmal gespürt habe. Die Last der Geschichte. Meine Lust an der Geschichte, das war alles. Falls es überhaupt jemals eine Lust war ...

Alles wollte ich aufschreiben, nur Zeuge war ich nie. Und wer kein Zeuge ist, der kann kein Historiker sein. Es sei denn, er vertraut auf seine Einbildungskraft.

Hier auf dem Dach jedenfalls schwinden die Distanzen – und unten suchen sie sie krampfhaft. Die verehrten Herren Fachkollegen. Wollen

alles aus sicherer Entfernung erfassen und dann entscheiden. Wie Generale. Die Meister der Distanz, sie werfen Bomben aus Blättern ins Haus der Geschichte. Und ich war einer von ihnen.

Ich wünschte, ich hätte nur einmal geschrieben: Mein Standpunkt ist genau der umgekehrte. Denn ganz abgesehen davon, dass ich die verehrten Fachkollegen natürlich gar nichts entscheiden lasse, möchte ich im Gegenteil sagen: Möglichste Unvollständigkeit war überall angestrebt.

Aber das habe ich nie getan – und jetzt ist es leicht, jetzt gehört nichts mehr dazu.

Ich sitze auf einem Dach. Ich bin der Historiker eines wolkenlosen Himmels.

Ich würde jetzt gern eine Fußnote setzen, aber das habe ich schon viel zu oft getan – und jetzt habe ich das erste Mal Angst, dass keiner sie liest. Also schreibe ich es hierher: Falls eines Tages jemand dieses Tagebuch in die Hände bekommt und meinen kleinen Wunsch nach einer anderen Geschichte liest und obendrein noch spürt, dass sich die Geschichte in diesem einem kleinen Fall nicht im Konjunktiv schreiben lässt, falls all das passiert und dieser Jemand, sei er ein Niemand oder sonst irgendetwas, ein wahrer Historiker ist und kein Sesselfurzer in kurzen Hosen, so wie ich einer war, dann möge er diese Sätze nehmen und sie in ein Buch übertragen, bei dem die Herren Fachkollegen die hohen Nasen rümpfen. Als Dank habe ich nichts weiter anzubieten als diese Sätze. Sie gehören ihm, wer auch immer er ist – solange er aufrecht ist.

Und so unwahrscheinlich das alles auch sein mag, so sicher ist, dass ich mich tot lachen würde, hier oben, auf meinem Dach. Oder noch ein Stück weiter oben ...

Aber weißt du was? Selbst von da überblickt keiner die Welt. Ach was, von ganz oben überblickt sie erst recht keiner. Warum also nicht hinabsteigen, sich auf die Erde, in den Dreck und runter an die schlammigen Ufer des Flusses begeben und da hinein?! Wir können die Welt sowieso immer nur unvollständig sehen. Sie aber mit Willen unvollständig zu sehen, macht den künstlerischen Aspekt – und daran nicht zu verzweifeln, das Glück eines neuen Menschen. Also vergiss nicht: Klio muss dichten. Sie ist die Tochter einer künstlichen Erinnerung. Wir aber, wir haben sie zu einer Hure großer Männer gemacht. Damit sie schwanger gehe an unserem Geist, unserer Wissenschaft und unseren Kriegen.

Und weil sie schön aussehen sollte, haben wir angefangen, ihr ein kunstvolles Kleid zu weben. Ein Hohekunst- und Großequellenkleid. Das passt zu den Gebirgen aus Schutt, die wir angehäuft haben und von denen ich viel zu lange geglaubt habe, es seien echte Gebirge, dabei es nichts als Papierhalden sind, zu denen wir aufschauen, die Spitzen scheinbar schneeweiß, ein unbeflecktes Gebiet, das es doch nirgendwo gibt, schon gar nicht hier, in unseren ach doch so erhabenen wirkenden gelehrten Büchern und Schriften, deren Seiten allesamt eben sind, und einzig sie zu zerknüllen hieße, einen Schritt vorwärtszukommen, vielleicht sogar aufwärtszugehen. Die Gipfel aber bleiben vergilbt und grau, sind ausgetreten in endlosen Höhenkammwanderungen, bei denen ich vor Andacht fast gestorben wäre, toteschwitzt in den Fußstapfen alter Männer, derweil die Geschichte unten im Tal spielte, das einst Teil einer Ebene war, gesäumt von Feldern, Wald, ein paar Hügeln und durchzogen von einem Fluss, nicht anders als hier, wo sich das Land selbst nicht mehr formt und die Natur ein Produkt ihrer eigenen Marginalisierung ist. Oh nein, wir stehen nicht auf den Schultern von Giganten, wir sitzen auf dem Schutt unseres Geistes – und ich auf dem Dach.

Unten gibt's großes Gebell. Jemand schlägt mit einem Hammer gegen Metall.

Wir hätten Fuggert die Sinfonie spielen lassen sollen. Vielleicht hätte es uns zusammengebracht, auch wenn ihm der Hammer aus der Hand geflogen wäre. Jetzt, fürchte ich, ist es zu spät.

Der Tunnel schiebt sich durchs Land. Bald wird er im Wald verschwunden sein. Er wird eine Schneise schlagen, so wie er es auf der anderen Seite bereits getan hat. Er frisst die Bäume und legt sie sich als Schwellen zu Füßen.

Wir leben in einer Schwellenzeit, einer ewigen Schwellenzeit.

Universalius fängt schon wieder an zu philosophieren, dabei wollte er doch dichten.

Lieb Abendland, magst ruhig sein!
 Unter deinen Schädeldecken
 schlummert die Verwesung
 fröhlich stinkend
 Tag für Tag.



Nein, das ist zu humorlos. Viel zu humorlos.

Ich habe die Bücher alle unter dem Misthaufen vergraben. Eines Tages wird sie Theo aufs Feld streuen und einackern. Dann werden die Gedanken doch noch zu Dünger.

(Das ist ein schöner Gedanke.)

Der Wind in den Haaren,
Der Wind im Gesicht,
Der Wind in den Jahren,
Der Wind war es nicht.

Wer immer das hier liest (falls es überhaupt je einer liest), denn das ist das einzige Buch, das ich noch habe, und das letzte, das bleiben wird – er wird es finden, mein aufgebrochenes Ich.

Theo kommt gerade mit den Schweinen zurück. Und ich sitze auf dem Dach und wünsche, ich hätte mehr Haare. Aber dafür ist es jetzt zu spät.

Es ist Mittwoch, der 30. Mai. Unten jagen die Schweine Theo über den Hof und oben sagt mir die Sonne, dass sie höher nicht steigen kann.

Ich habe nicht gefrühstückt, und ich werde auch nicht zu Mittag essen. Ich bin satt.

Wie es dazu gekommen war, dass Theophilus Ohneland am Nachmittag des 16. Juni (einem Samstag) über in der Sonne glänzenden Gleisen auf einer festlich geschmückten Rednertribüne lag und in einen Himmel schaute, der ihm saftrote Erdbeeren in den Mund fallen ließ, wann immer er wollte, konnte er nicht so genau sagen. War ihm aber auch egal.

Und selbst wenn, wer würde schon vermuten, dass derartig paradisiische Zustände ihren Ursprung in einem Verspaar von höchst zweifelhafter Qualität haben? Oder in ein paar Versen mehr. Theophilus Ohneland jedenfalls nicht. Und auch sonst keiner. Es sei denn, er lügt das Blaue vom Himmel herunter. Aber das ist noch da. Und fest hängt es auch. Sieht nur aus wie angemalt. Machen wir's also kurz: Unter einem malerisch blauen Himmel liegend, ist der kleine Theophilus Ohneland aus Versehen von der Geburt ins Himmelreich gekommen.

Da aber, den üblichen Historikersagen *Von den Anfängen bis zur Gegenwart* (und darüber hinaus) zum Trotz, an jedem Ursprung nichts als Unstimmigkeiten herrschen und irgendein obskures Versehen fast schon zum guten Ton gehört, begann die ganze Sache in Wahrheit damit, dass Charlotte Apitius-Quilting – gemäß der stillen Verzweiflung ihres Mannes »ein von der allerschlimmsten Lesesucht befallenes Frauenzimmer, das über seine abenteuerlichen Ausschweifungen noch die Stunde der Niederkunft vergessen wird« – zu nämlichem Zeitpunkt hellwach, wiewohl reichlich gelangweilt in ihrem Bette lag und darauf wartete, dass es – oder zumindest *etwas* – passierte.

Doch nichts geschah.

Zweimal.

Und weil das so nicht weitergehen konnte, mithin etwas passieren *musste*, zumal ein weiteres Exemplar dieser, wie es früher (oder später) hieß, »verantwortungslosen Erzählungen, die nicht zwischen Fakt und Fiktion unterscheiden«, seit zehn Minuten fertig-aus-gelesen neben ihr lag, scherte sich das allesverschlingende Weib weder um ihren Mann, der klein und bleich in einer Ecke hockte und dabei war, in die Wand zu diffundieren, noch um die Hebamme, die, ein wenig zu fett, um noch irgendwie gutmütig zu wirken, kopfschüttelnd neben dem sein gesamtes Besteck ausbreitenden Arzt stand, und griff zum nächsten, um nicht zu sagen *nächstbesten* Roman, indes irgendwo tief in ihr, von dem erhabenen »Gemälde auf geschichtlichem Hintergrund« kaum zu überdecken, die Kontraktionen begannen.

Immerhin schaffte die omnivore Charlotte noch die ersten zwei Seiten, auch wenn diese nur sehr bedingt Teil der mehrbändigen Ausschweifung waren, was sie unter anderen Umständen gewiss bemerkt hätte, auf die Schnelle jedoch ebenso übersah wie die Tatsache, dass die darin verwendete Du-Form so revolutionär nicht war und weder das Resultat eines mehr oder weniger schizoiden Gesprächs der Autorin mit sich selbst oder einer ihrer Romanfiguren, noch irgendeine inständige Anrufung von Leser oder Herrgott darstellte (falls das alles überhaupt einen Unterschied macht), sondern einer gewissen Gräfin Mathilde galt, der die Verfasserin ihr schlicht »Edwina« betiteltes Werk hochachtungsvoll gewidmet hatte.

Aber für derartige Detailfragen war natürlich keine Zeit.

Und so kam es, dass Charlotte Apitius-Quilting unmittelbar vor jenem Stakkato an Presswehen, welches ihr das Weiterlesen unerträglich machte und das Buch aus den Händen zwischen die Zähne wandern ließ, den sechsten und letzten Vers dieses ihrer Meinung nach bis dato reichlich unverständlichen ergo höchst poetischen Prologs las oder vielmehr *hinabhechelte* und ihm in einem Akt spontaner Erleuchtung eine Bedeutung gab, die er nie zuvor besessen hatte – und die sich im Fortgang der Geschichte, das heißt keine zwei Stunden später, als eine gewöhnliche Fehlinterpretation entpuppte. Doch war es da bereits zu spät, das Kind geboren und Edwina genannt.

»Empfange denn, mit gastlich schöner Sitte,
 So hold als alles, was sich je Dir naht,
 Die ich Dir sende in der Deinen Mitte.
 Edwina ist's, für die ich Schutz erbat!
 Von Dir beschirmt, darf sie den Eintritt wagen
 In eine Welt, der sie sich naht mit Zagen.«

Sie hätte aber auch schwören können, dass hier von einer Niederkunft die Rede war ...

Dreiundzwanzig Jahre später – der kleine bleiche Mann war längst tot, Charlottes Sucht trivial und der untere Teil ihres Hauses bis zur Decke mit Büchern ausgekleidet – war es wieder mal soweit, nur dass diesmal Edwina in dem Bette lag, derweil der Arzt ein anerkannter Geburtshelfer und die Hebamme so fett geworden war, dass sie schon wieder gutmütig

wirkte, wenn auch nur auf eine symbolische Art und Weise, die mit ihrem tatsächlichen Gemüt nach wie vor in keinerlei Verbindung stand, von blanker Negation einmal abgesehen.

Und während der Arzt sein Besteck herauskramte und sich die Hebamme kopfschüttelnd neben ihm ausbreitete, schlich Charlotte aus ihrer Ecke zum Bett, zog ein Buch darunter hervor und drückte es ihrer Tochter in die überraschten Hände.

»Was soll ich damit?«

»Lesen.«

»Aber ich bekomme gerade ein Kind!«

»Sowas kann dauern.«

»Aber ...«

»Ohne dieses Buch wärest du nicht die, die du bist.«

»Was?«

»Du würdest Puberta heißen.«

»Wie?«

»Eine der wenigen Ideen deines Vaters.«

»Aber ...«

»Dieses Buch und ich, wir haben das zu verhindern gewusst.«

»Aber das Kind ...«

Ausgepresste Worte.

»Nimm's und beiß rein!«

Sie nahm's.

Und biss rein.

Und raus kamen drei Kinder.

»Sammelausgabe«, erklärte ihre Mutter, kaum dass es vorbei war. »Drei Bände in einem.«

»Wie sollen sie denn heißen?«, fragte der Arzt, der durch nichts zu erschüttern war.

»Na los!«, brummte die Fleisch gewordene Mogelpackung.

»Albin«, hechelte Edwina.

Sie vernahm alles nur noch schemenhaft.

»Albin?«, wiederholte der Arzt leise fragend.

»Los, noch zwei!«, brüllte die misanthropische Mäeutikerin.

»Nein, noch drei«, fuhr Charlotte dazwischen. »Albin ist ihr Mann!« Und nach einem Wimpernschlag, der keiner war: »Scheint mal wieder

unauffindbar.« Womit sie sich wieder ihrer Tochter zuwandte. »Ohneland – ohne Pfand«, und nahm ihr das Buch aus dem Mund und drückte es ihr zurück in die Hände. »Da stehen noch mehr schöne Namen drin. Lies einfach die Kapitelüberschriften vor.«

Sozial vorbelastet, wie sie war, tat sie's. Zeit und Raum taten den Rest. Mutter Natur tat nichts zur Sache. Edwina las einfach die Kapitelüberschriften vor.

Der Arzt schwieg. Mutter Charlotte wartete ungeduldig. Die Kinder schrien in einem fort. Die Hebamme schrie zurück. Die Kinder schwiegen abrupt.

Als wieder etwas zu hören war:

»Ein Bild aus dem Leben der großen Welt.«

»Vergiss es.«

»Die Scheidung.«

»Darüber reden wir später.«

»Die Künstlerin.«

»Wir nähern uns.«

»Der Brief.«

»Wer hat ihn unterzeichnet?«

»Constanze.«

»Gut, wer kommt als nächstes?«

»Leontine.«

»Fehlt nur noch eine.«

»Theophilia.«

»Passt!«

»Passt nicht«, entgegnete der Arzt, schob ein Stück der ungebärdigten Geburtshelferin beiseite und zeigte auf Nummer drei. »Bisschen viel dran für eine Theophilia.«

»Dann eben Theophilus.«

»Steht der Name auch da drin?«, fragte der Arzt und zeigte mit seinem Besteck aufs Papier.

»Nein, das ist verdammt nochmal ein Buch und nicht das – *Leben*.«

Hatte sie gezögert? Und lag da etwa eine leichte Erschütterung in ihrer Stimme?

Zum Glück kam Albin Ohneland zur Tür reingestürmt.

Zu spät.

Zumindest für ihn.

»Zzz«, zischelte die Mutter.

»Albin!«, rief Edwina.

»Edwina!«, rief Albin.

Halb sank er hin, halb wurde er gezogen.

Der Arzt verließ auf leisen Sohlen den Raum.

Die Hebamme bedrohte die Kinder mit Blicken.

Die Mutter rettete ihr geschichtsträchtiges Gemälde.

»Wir sind jetzt zu fünft«, hauchte Edwina ihrem Albin ins Ohr.

»Ich weiß, aber die beiden bleiben bestimmt nicht lange«, säuselte ihr Angehauchter zurück.

»Das hab ich gehört!«, gab die Mutter zu verstehen und ging. Wahrscheinlich lesen.

»Ihre Frau hat drei Mal geworfen«, raunte die obstinate Bedrohung und entband sich selbst ihrer Pflichten.

»Wir sind noch immer zu fünft«, sagte Edwina, »und ich will, dass wir es auch bleiben.«

Es folgte Verwunderung. Und ein Versprechen.

Vierzehneinhalb Jahre später hat sich daran nichts geändert. Nur dass die Verwunderung jetzt eine andere ist.

»Irgendjemand ne Idee, warum unser alter Erzeuger derart in Eile ist?«, drängt es Theophilus zu wissen.

»Klarer Fall von Überkompensation«, erwidert Constanze, siebenge-scheit bis neunmalklug.

»Ich könnte vorlaufen und ihm ein Bein stellen«, anerbietet sich Le-ontine.

»Kinder!«, ruft Edwina und klingt fast empört. »Seid froh, dass euer Vater einen Ausflug mit euch macht.«

Schweigen.

Widerworte.

Gedämpfte Sabotageangebote.

Edwina nimmt's gelassen, legt aber – für den Fall irgendeines anderen Falles – einen Schritt zu, derweil Albin derer zwei tut und schließlich in einen allseits unbekanntnen Trab verfällt.

»Er ist für Sekundenbruchteile mit beiden Füßen in der Luft.«

»Wenn er jetzt stolpert ...«

»Lassen wir ihn.«

Ist ohnehin zu spät.

Das letzte, was die drei von ihm hören, ist ein Reim, auf den sich frei-
lich jeder seinen eigenen macht.

»Wer von der Familie Ohneland
ist zuerst am Waldesrand?«

Aber da ist er – zum Glück – schon ganz woanders.

In einem Kokon aus gleißendem Licht schwebt Albin Ohneland den
Hang hinauf durchs Dorf und ist, allen Rufen zum Trotz, von hymnischen
Klängen durchdrungen, auf deren Tonleitern er mit raumübergreifendem
Schritt wie in einer nicht enden wollenden Traumsequenz ständig höher-
steigt, derweil riesige Plakate, obwohl fest angeschlagen, an ihm vorbeiflat-
tern, Gartenzäune, Baumstämme, Schmiedetore, überall Plakate, wohin
er den Kopf auch dreht, selbst am »Schwaden«, *wändeweisse weiße Wische*,
wie es ihn rückblickend überfällt, indes unten im Tal die Brücke blinkt
und leuchtet und oben auf dem Hügel festlich geschmückte Tribünen vor
ihm auftauchen, zwischen denen ein schwarzes Loch aus dem Wald ragt.
Oder hinein. Egal. Die dionysischen Gefilde enden unmittelbar davor.
Edwina hat ihn am Schlafittchen und lässt ihn nicht mehr los.

»Wenn du dich umbringen willst, dann sag mir gefälligst vorher Be-
scheid.«

Sie zerrt ihn zurück, dreht ihn zu sich, schiebt ihren Blick in den sei-
nen.

»Hast du das Signal nicht gesehen? Ausgestreckter Arm, das heißt
Stopp. Und zwar nicht nur für den Zug.«

Dann, nach einer Sekunde, vielleicht auch zwei.

»Du hast mir etwas versprochen. Erinnerst du dich?«

»Aber ...«

»Kein Aber. Wenn dich der Zug erwischt, kommst du nie wieder zu
spät.«

»Aber ich wollte der erste sein. Nur dieses eine Mal.«

»Bist du ja auch. Nur nicht da drin«, und wirft einen Blick in die in den
Wald geschlagene Schneise, deren allseits perfekte Geraden in irgendeiner
Ferne, die der Horizont sein mag oder auch nicht, zusammenlaufen.

»So ein Zug ist wie ein riesiges Projektil, und ich hab dich ganz bestimmt nicht geheiratet, um dich eines Tages aus einem überdimensionierten Gewehrlauf zu kratzen.«

»Aber so lange keiner abdrückt ...«

»Wenn abgedrückt ist, ist es zu spät«, woraufhin ihn Edwina eilends aus der Schusslinie und unter einer Wimpelkette hindurch hinter eine der Tribünen zieht, wohl wissend, dass keine zwanzig Meter entfernt bereits neue Bahnen die Landschaft durchkreuzen, diesmal von Beginn an in tiefem, warmen Rot.

»Vorschlag, wir knutschen bisschen rum, gehen dann ganz entspannt zurück zu unseren Kindern und sind entsetzt, dass sie sich mit Erdbeeren bewerfen.«

»Sie tun was?!«

»Erst knutschen.«

»Aber ...«

»Entspann dich ... gut so ... ja ... und jetzt noch die Hände ...«

Eine nicht näher bestimmbare Zahl an Minuten später steht Edwina Ohneland kopfschüttelnd vor der mittleren der drei Tribünen – zweifellos die für die Redner – und schaut hinauf zu Theophilus, dessen Hemd nur noch Spuren des ursprünglichen Weiß zeigt.

Für einen Augenblick bemächtigt sich ein apokalyptisches Bild ihres Kopfes, durchschießt ihr die Fasern. Theophilus, wie er dasteht und an sich hinabschaut und nicht begreift, was er sieht, und ungläubig, wie in Trance, den kleinen Körper betastet, der ein letztes Mal zuckt, derweil sich sein Mund öffnet, aus dem kein Laut mehr entweicht und seine Augen, aufgerissen von einer einzigen Frage, zu ihr wandern, um etwas zu erbitten, das es längst nicht mehr gibt.

»Wir waren das nicht!«, weißwäscht sich's unisono aus den Mündern der Schwestern. Und dann, nach einem Blick, den zu deuten ihr nicht gelingt. »Er hat uns nicht mit auf den Turm gelassen!«

Womit zumindest der grundlegende Konflikt benannt wäre, zumal von oben keinerlei Einwände kommen.

Zeit für Albin, entsetzt zu sein.

»Habt ihr also mit Erdbeeren geworfen, was?«

Irgendwie hatte sie sich das mit dem Entsetztsein anders vorgestellt.

»Na, da will ich euch mal was erzählen.«

Es folgen die üblichen Reaktionen.

»Ach nö.«

»Nicht schon wieder ein Vortrag.«

»Oh Mann ...«

Zu spät.

Doch nicht für ihn. Diesmal nicht!

»Als ich so alt war wie ihr, hab ich auch manchmal mit Erdbeeren geworfen.« Ein seitlich ausfahrendes Bein gemahnt ihn an seinen pädagogischen Auftrag. »Aber das war früher und damit was ganz anderes. Außerdem war ich – im Gegensatz zu euch – nicht zu dritt.«

»Dafür können wir nichts.«

»Eure Schuld!«

»... ist das peinlich.«

»Nun, wie dem auch sei, jedenfalls sehe ich mich gezwungen, euch daran zu erinnern, dass die Erdbeere das Symbol der Dreieinigkeit ist. Tja, und wie im Himmel so auf Erden, wenn ihr wisst, was ich meine.«

Kopfschütteln, ungläubige und entgeisterte Blicke.

»Außerdem ist euch bestimmt schon mal aufgefallen, dass die Blüten der Erdbeere fünfblättrig sind, was nicht zufällig der Zahl unserer Familie entspricht und uns daran erinnern soll, friedlich miteinander umzugehen.«

»Ketzerie!«

Dies natürlich Constanze, die selbstredend auch gleich fortfährt, woraufhin sich eine angeregte Diskussion entspinnt, in der die These von der familiären Eintracht einiges an Plausibilität verliert und die zur allgemeinen Abkühlung eingestreute Anmerkung, bei der Erdbeere handle es sich um eine Frucht, die von Demut und Bescheidenheit zeuge, mit dem etwas unüberlegten Hinweis auf die süßen Verlockungen irgendeines Lustgartens gekontert, um nicht zu sagen *zunichte* gemacht wird. Die anschließende These, dernach die Erdbeere nur eine Scheinfrucht und ein Bewerfen mit Scheinfrüchten kein richtiges Bewerfen, ja im Grunde überhaupt gar kein Bewerfen sei, wird sogleich vermittels eines angeblich »von selbst« heruntergefallenen Exemplars widerlegt, was zu neuerlichen Konflikten führt, bei denen auch das Verhältnis von Jungfrau und Mutter zur Sprache, wiewohl – Gott sei Dank – nicht über die symbolische Ebene hinauskommt, so dass schlussendlich alle zufrieden sind und in einem

Anflug von Großzügigkeit, Erschöpfung und Apathie – vielleicht aber auch schlichtweg aus *Liebe* – Albin das Wort überlassen, der nach kurzer Untersuchung feststellt, »dass es sich bei den verwendeten Geschossen um eine Sorte handelt, die nach dem Kronprinzen Albert benannt ist, der in Wahrheit Friedrich August Albert Anton Ferdinand Joseph Karl Maria Baptist Nepomuk Wilhelm Xaver Georg Fidelis heißt und überdies angekündigt hat, heute Nachmittag hier zu erscheinen.«

Die Mädchen nehmen's als Aufforderung, ihre Kleider zu ordnen, derweil Theophilus still lächelnd die Flecken in seinem Hemd betrachtet und Albin sich an Edwina wendet und ihr versichert, die Sorte sei nicht remontierend.



An diesem Abend brennen überall im Land Feuer.

Die Schmoker haben ihres vor der stählernen Raupe entzündet, keine drei Meter von dem Mundloch entfernt, in dem, kaum dass der Schein der Flammen dran leckt, das Gesicht von Hans Christian Nante aufglimmt.

Hans Christian Nante – steht da und sagt kein Wort. Steht da und – Zeit, dass die Schmoker was sagen.

»Haben gehört, bei euch gab's heute großes Geschrei.«

»Berggeschrei, nehmen wir an.«

»Solltest dich zu uns setzen.«

»Dann können wir zusammen feiern.«

»Haben nämlich auch einen Grund.«

»Ist schließlich unser letzter Abend hier.«

»Haben deshalb auch Ausgang.«

»Und die Befugnis zu feuern.«

»Hat uns die stählerne Raupe erlaubt.«

»Da staunst du, was?«

»Es gibt Krieg.«

Hans Christian Nante – steht da und sagt, es gibt Krieg.

»Na hör sich das einer an.«

»Was sagt man denn dazu?«

»Das wirft leider einen Schatten auf unseren schönen Abend«, sagt die stählerne Raupe, »findet ihr nicht?«

»Und wie wir das finden«, repetieren die Schmoker, »sitzen schließlich in der Findelgrube.«

»Ha-ha«, blechhallt die Raupe. Und weil Nante keine Miene verzieht:

»Ich finde, wir sollten alle zusammen lustig sein.«

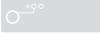
Als sei die Sache längst ausgemacht, erheben sich die Schmoker von ihren Plätzen, ziehen zwei kleine, dickleibige Bücher aus ihren Hosentaschen und nehmen Haltung an. Natürlich synchron.

Die Raupe erklärt indes die Situation: »Aus dem Liedbuch unserer Industrie. Lied 815. Aufteilung wie folgt: Zwei mal zwei, dann das Ganze einmal ganz laut und zum Schluss ihr zusammen solo. Alles klar?«

»Ei, ei!«

»Gut, ich fang an.«

Und tut's.



»Forte.«

Wir sind des Königs Eisen
Bahn – Bahn – Bahn.
Wir dienen dem gemeinen
Wohl – Wohl – Wohl.

Wir rauben und wir stehlen
Nie – Nie – Nie.
Wir steigern nur den Aktien
Kurs – Kurs – Kurs.

»Und jetzt *fortissimo*.«

Wir wachsen, ja, wir wachsen
Tum – Tum – Tum.
Wir schreiten, ja, wir schreiten
Fort – Fort – Fort.

»Und jetzt ihr allein.«

Wir bringen's Geld zu Kohle,
durchs Schienennetzgesträng
und helfen's rasch verbrennen,
dann haben alle mehr.

»Das war PHANNN-TASSTISCH!!!«, triumphiert die Raupe.

»Das hat sich nicht mal gereimt«, fällt's mir derweil ein. Aber das scheint hier keinen zu interessieren.

»GEBT MIR FÜNF!«, trällert's den Schmokern entgegen.

»BÄNG-BÄNG«, trällern die Schmoker zurück.

»Angeschlagen«, sagt der Schlussstein des Mundlochs, »zwei Mal.«

»Schnauze«, sagt Hans Christian Nante, dreht sich um und spuckt ihm ins Gesicht. Dann geht er und setzt sich ans Feuer. Und schweigt. Und will anscheinend noch immer nicht lustig sein. Was die Schmoker natürlich nicht auf sich sitzen lassen können. Zumal sie immer noch stehen.



Na, da setzen sie sich am besten mal hin. Und lassen die Haltung fahren wie Fürze. Und fragen einfach mal nach.

»Sag mal, wo ist eigentlich Pacius?«

»Noch drin.«

»Und die anderen?«

»Sind weg.«

»Wo sind die denn hin?«

»Nach Hause gegangen.«

»Bereiten sich auf den großen Tag vor, was?«

»Vermutlich.«

Ist wirklich nicht gerade ne Stimmungskanone, der Kerl. Andererseits ...

»Habt bestimmt ne Menge Spaß da unten.«

»Aber sicher doch, das Feuer brennt, wir finden Leichen statt Kohle, und ich will eigentlich nur noch raus.«

»Ich hätte da was für dich«, raunt die stählerne Raupe.

Die Schmoker nehmen's gar nicht wahr.

Nicht wahr?

Siehst du, keine Reaktion.

Stattdessen:

»Aber du bist doch draußen.«

»Sitzt mit uns am Lagerfeuer.«

»Unterm Sternenhimmel.«

»Neben den Gleisen.«

»Direkt am Eingang zur Hölle«, beendet Hans Christian Nante das Schmokergespräch, wickelt es ab und starrt ohne hinzusehen in die bleckenden Flammen.

Die Schmoker schauen sich kurz an, werfen zwei mal nullkommafünf Blicke ins Mundloch und schütteln eilends die Köpfe.

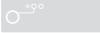
»Weißt du, in der stählernen Raupe sagen wir immer.«

»Lieber eine Hölle voll Freunde, als ein Himmel voll Fremder.«

Die Sterne nehmen als Aufforderung, sich hinter die nächstbeste Wolke zu verziehen.

Überall im Land brennen Feuer. Und die Schmoker stehen auf, um Tabak zu holen.

»Willst du mitkommen?«, liebkundet die Raupe.



»Was«, fragt Hans Christian Nante, »wohin?«

»Wir ziehen uns zurück«, sagt die Raupe.

»Um Anlauf zu holen«, sagt eine Stimme aus dem Loch.

»Es ist Krieg«, sagt Hans Christian Nante und weiß nicht, wohin er sich wenden soll.

»Ich weiß«, sagt die Raupe, »aber ich habe ein Schutzschild aus Stahl.«

»Da kannst du dagegen spucken, soviel du willst«, ruft der Schlussstein, »das rostet nicht, ist verzinkt.«

»Geh«, sagt die Stimme, »geh, bevor du zum Krüppel wirst.«

»Ich soll flüchten?«

»Du sollst nicht flüchten«, säuselt die Raupe – und fährt dann sanftfrieselnd fort. »Hör zu, ich mach dir ein Angebot. Wir vergessen die Sache mit dem kleinen Bastard und ich erzähl dir dafür eine Geschichte. Was meinst du?«

»Was für eine Geschichte?«

»Eine Abenteuergeschichte. Du magst doch Abenteuergeschichten, oder etwa nicht? Na klar magst du sie, jeder Junge mag sie. Ich weiß, du bist kein Junge mehr, du bist schon erwachsen. Siebzehn Jahre, da ist man kein Junge mehr. Bist auch viel zu groß für die Arbeit da unten. Haben dich nur geholt, weil sie einen brauchen, der genug Kohle abschlagen kann. Wie ein richtiger Mann, stimmt's?«

»Da hat er ganz recht«, verkündet die Stimme im Mund mit dem Loch.

»Pass auf, wir machen's ganz einfach«, sagt die Raupe und schlägt auch gleich zwei Lösungen vor, »wenn dir die Geschichte gefällt, kommst du mit, wenn nicht, bleibst du hier.«

»Jetzt sag schon zu«, fordern der Mund, das Loch, der Stein und die Stimme.

»Er wartet ab und entscheidet erst dann«, erklärt die stählerne Raupe, »so etwas weiß ich zu schätzen.« Und wendet sich weiter an ihn. »Zumal ich ebenso weiß, dass du nicht zögerst, wenn es darum geht, der Gemeinschaft einen Dienst zu erweisen. Oder war das ein anderer, der damals das Feuer entdeckt und seinen Vater losgeschickt hat, damit er die Leute warnt?«

»Du solltest aufhören, so bescheiden zu sein«, kommt's aus dem Loch.

»Ich weiß schon, du glaubst, dass du nichts Großes geleistet hast, dass es dieser Universalius war, der das Feuer gelöscht hat. Aber das stimmt nicht,

er hat es nicht gelöscht – eine Maschine hat es getan. Und selbst die hat nur die Flammen gelöscht. Bloß frage ich mich, ob das alles so schlimm ist.«

»Jetzt sag doch endlich mal was!«

»Vielleicht hat er Angst, etwas Falsches zu sagen«, umfragt die stählerne Raupe den Mund, das Loch, den Stein und die Stimme, »vielleicht glaubt er, dass die Maschine nicht richtig gehandelt hat.« Und bevor auch nur einer antworten kann: »Aber darum geht es nicht.« Und wendet sich auch schon wieder dem Jungen zu. »Und weißt du auch, warum? Weil ich weiß, dass *du* richtig gehandelt hast, weil du noch am selben Tag zurück auf den Baum geklettert bist, von dem aus du das Feuer gesehen hast, bist hochgeklettert und hast ihm die Krone abgeschnitten.«

»Mein Vater hat gesagt, dass ich sie abschneiden soll.«

»Aber das war vor dem Feuer, nicht wahr?«

»Er ist nach dem Feuer mit den andern in die Kneipe gegangen.«

»Und du wusstest nicht, was du tun solltest.«

»Ich habe getan, was er mir gesagt hat.«

»Siehst du, und nicht anders ist es bei mir, wobei du in meinem Fall sogar noch abwarten kannst, wie die Geschichte ausgeht und erst danach entscheiden musst, was du tust – je nachdem, ob dir die Geschichte gefallen hat oder nicht.«

»Das is 'n einmaliges Angebot, Junge.«

»Nur solltest du mir jetzt sagen, ob du sie überhaupt hören willst«, erbittet die Raupe und klappt zwei Blechplatten wie Türen nach innen. »Die Schmoker kennen die Geschichte schon, ich will sie nicht damit langweilen.«

»Ich höre«, sagt Hans Christian Nante und klingt herausfordernd, resignierend, apathisch, wer weiß.

»Es war, wenn ich mich recht erinnere, im Jahr deiner Geburt, vielleicht sogar an dem Tag, an dem du das Licht der Welt erblickt hast, als ein junger Mann, kaum älter, als du es jetzt bist, sein Dorf verließ, um in der Stadt sein Glück zu versuchen.«

»Das klingt nach ner verdammten guten Geschichte«, rufen der Mund, das Loch, der Stein und die Stimme.

Die Raupe indes fährt ungerührt fort.

»Der Vater und Großvater des Jungen hatten als Steinmetze ein auskömmliches Einkommen gefunden, und auch der Junge hatte das Hand-

werk erlernt, doch dünkte es ihm schon bald nach einem anderen Berufe, denn die Arbeit eines Steinmetzen schien ihm gar zu mühselig. Der Vater, der wusste, dass er den Jungen nicht halten konnte, ließ ihn gehen, in der Hoffnung, dass er in der Fremde sein Glück finden und, so Gott wollte, eines Tages zurückkehren würde – und sei es auch nur, um ihm zu berichten, dass er seinen Weg gemacht und sein Glück gefunden habe. Doch tat es ihm einen großen Stich ins Herz, als ihm sein Junge nach wenigen Tagen, in dem einzigen Briefe, den er ihm überhaupt schrieb, mitteilte, dass er jetzt, da er endlich die Freiheit verspüre, seinen Namen abgelegt und den eines Wolkenmachers angenommen habe.

Es war, als schäme er sich seiner Herkunft, als sei ihm die Welt nicht genug.

Monatelang zog er durchs Land, immer von einer Stadt in die nächste. Nach Arbeit stand ihm kaum der Sinn, und wenn er sich doch einmal überwand und einen Meister danach fragte, weil ihn der Hunger gar zu sehr plagte oder er einen Platz zum Schlafen brauchte, so tat er es nur mit halbem Herzen und ohne Verstand. Bekam er aber eine Arbeit, so hielt er es nicht lange aus und packte schon bald seine Siebensachen und zog weiter, gleich einer vom Wind umhergetriebenen Wolke.

Nun, der Winter ging ins Land, und es war längst Frühling geworden, als ihm, während er im Schatten einer großen Kirche schlief, im Traum eine Lokomotive erschien, ein stählernes Ross, wie er zuvor noch nie eines gesehen hatte – und als er erwachte, waren seine Hände kohlrabenschwarz und seine Stirn von Schweiß ganz verklebt. Und da wusste er plötzlich, was er zu tun hatte. Eilends lief er in die nächste Stadt – und siehe da, dort gab es wahrhaftig einen kleinen Bahnhof, und auf dem Gleis stand seine Lokomotive. Er näherte sich ihr wie einem wilden Pferd, vorsichtig und darauf bedacht, nur keinen falschen Schritt zu tun. Die Lokomotive aber stand nur da und schnaufte. Ihr Name, das konnte er auf dem Kessel lesen, war Pegasus.

Der Billeteur des Bahnhofs aber hatte den Jungen schon von weitem gesehen und trat, kaum dass dieser sich der Maschine auf zehn Schritte genähert hatte, an ihn heran und fragte nach seinem Begehre.

Auf der Maschine arbeiten wolle er, sagte der Junge ohne zu zögern, gleich er wohl von seinen eigenen Worten überrascht war. Das könne er nicht, sagte der Billeteur, wolle er aber mitfahren, so müsse er zahlen.

Dazu habe er kein Geld, sagte der Junge und wollte schon wieder gehen, als ihm der Billeteur, der ein guter Mann war und das Herz am rechten Fleck hatte, dableiben hieß. Fünf quälend lange Minuten vergingen, da kam der Billeteur mit einem Manne zurück, der sich sogleich als Bahnhofsinspector vorstellte. Er wolle arbeiten?, fragte der Mann. Ja, sagte der Junge, das wolle er. Ob er auch bereit sei, niedere Dienste zu übernehmen?, wollte da der Mann wissen. Ja, das sei er, antwortete ihm der Junge nach einem Augenblick des Zögerns. Gut, sagte der Bahnhofsinspector und war bereits wieder am Gehen, als ihm einfiel, dass er noch nicht einmal den Namen desjenigen kannte, dem er da soeben ein Auskommen gesichert hatte. Wie er denn heiße?, fragte er ihn. Wolkenmacher, sagte der Junge, er heiße Wolkenmacher. Wolkenmacher?, wiederholte der Inspector mit fragender Stimme und schaute in den wolkenlosen Himmel. In seinen Ohren klang es wie der Vorbote einer anderen Zeit.

Der Junge aber erfüllte seine Pflichten zur vollsten Zufriedenheit, lud Güter ein und aus, schmierte die Wagen, schob sie zusammen, hängte die einen ab und andere an und durfte, nach vierundzwanzig beharrlichen Wochen, zum ersten Mal selbst eine Weiche stellen. Kaum aber war das getan, da bat ihn der Bahnhofsinspector, der ein Mann von rechtem Geiste war und einen jeden unabhängig von Name oder Stand einzig nach seiner Leistung bewertete, zu einem Gespräch, worin er den Jungen fragte, ob er, da der alte Heizer seinen Dienst bald quittiere, die Versorgung der Maschine übernehmen wolle.

Man kann sich vorstellen, welches Glücksgefühl den Jungen da durchströmte, und es dauerte nur wenige Tage, da gab er dem stählernen Ross mit seinen eigenen Händen die Sporen, schaufelte Kohle vom Schlepptender auf den Rost, kontrollierte den Wasservorrat und prüfte den Druck des Kessels. Einem frisch abgeschossenen Pfeile gleich flog er durchs Land, zog seine Bahn vor und zurück unter den Wolken. Endlich hatte er sein Glück gefunden. Und sein Vater würde in wenigen Tagen davon erfahren.

Doch sollte sich das Blatt schon bald wenden – und sich der Junge auf der dunklen Seite der Geschichte wiederfinden.

Am ersten Mai, einem Dienstag, zog die Pegasus vollbeladen durchs Land. Die Sonne schien, und die Menschen auf den Feldern neben der Strecke hoben ihre Köpfe, nahmen die Mützen ab und winkten, als der Zug durch die von ihnen fruchtbar gemachten Ebenen fuhr, für einige

Kilometer den Windungen eines Flusses folgte und schließlich eine kleine Steigung hinaufschnaufte, wobei er fortwährend dicke Rauchwolken in den Himmel stieß. Der Lokomotivführer, ein seinen Pflichten treu ergebener und von allen geachteter Mann, erfreute sich wie an jedem Tage an dem herrlichen Schauspiel, und gerade hatte er dem Jungen gesagt, dass er ein rechter Wolkenmacher sei, als ihn – wie aus heiterem Himmel – der Schlag traf. Einen Moment lang war es dem Jungen wie in einem Traume, dann aber besann er sich und ergriff, ohne zu zögern, die Zügel des feuerspeienden Rosses und brachte es sicher zum Stehen. Sein beherztes Eingreifen rettete vierundzwanzig Menschen das Leben und bewahrte viele wertvolle Güter vor der sicheren Zerstörung. Zum Dank ernannte das Directorium der Bahn den Jungen noch am Abend desselben Tages zum neuen Führer der Pegasus, und er nahm, so sehr sein Herz auch vom schmerzlichen Verlust des Kameraden erfüllt war, die Aufgabe mit großem Stolz und in tiefster Verbundenheit an.

Doch war dieser Verlust nur ein Vorbote, das Nadelöhr, um das sich der Faden seines selbstgewählten Schicksals schlang und den er erst später, viel später, zu entwirren vermochte.

Es war am dritten Mai, frühmorgens, kurz nach sechs Uhr, als der Bahnhofsinspector herbeigeeilt kam und dem Jungen, der die Lok noch keine zwei Tage führte, dringlichst davon abriet, auf die Strecke zu gehen, hatte er doch soeben erfahren, dass sich in der Stadt, welche der Zielpunkt seiner Reise war, revolutionärer Pöbel zusammenzurotten beginne. Bereits in den Tagen zuvor waren zahlreiche Deputationen mit dem Zug in die Hauptstadt gefahren und hatten, wie erst jetzt bekanntgeworden war, dem König durch die Übermittlung falscher Tatsachen ihren Willen aufzunötigen versucht, ihr schändliches Ansinnen zum Glück aber nicht durchbringen können. Jetzt aber, wo die Rebellen – und nichts anderes waren diese Deputationen – mit ihren maßlosen Forderungen gescheitert waren, sei damit zu rechnen, dass sie alles daran setzen würden, sich der Eisenbahn zu bemächtigen, um Hunderte, wenn nicht gar Tausende vorgeblicher Freiheitskämpfer in die Stadt einzuschleusen, gleich wie sie es bereits vor einem Jahr getan.

Bei diesen Worten stockte die Stimme des Bahnhofsinspectors, doch gewann sein unerschütterlicher Geist gleich wieder die Oberhand. Nicht noch einmal, so sagte er und spannte jede Faser seines Körpers, nicht

noch einmal sollte diese alle Ordnung mit Füßen tretende Lumpenbande die Eisenbahn für ihre Zwecke missbrauchen.

Der Junge, der sich alles angehört, jedoch mit seinen Gedanken bereits auf dem Weg befunden hatte, sagte, er verstehe die Befürchtungen des Inspectors sehr wohl, doch wolle er sich selbst ein Bild machen und vertraue überdies auf die Kraft seiner Maschine, welche sämtliche Blockaden, so es denn überhaupt welche gäbe, mit Leichtigkeit durchbrechen könne. Der Inspector erwoh kurz, ihm die Abfahrt zu untersagen, doch wollte er dem Jungen das gerade erst gegebene Vertrauen nicht gleich wieder entziehen. Überdies, das wusste er, war die Pegasus tatsächlich eine zuverlässige Lokomotive, die in den vergangenen zehn Jahren – auf rund 20 000 Meilen Strecke – nicht ein einziges Mal ausgefallen war und alle Schwierigkeiten problemlos gemeistert hatte.

Als der Zug den Bahnhof verließ, war sich der Inspector sicher, die richtige Entscheidung getroffen zu haben.

Der Frühling hatte sich in seiner ganzen Schönheit über die Erde ausgebreitet, und die Pegasus zog mit einigen Güterwagen im Schlepptau durch die üppigen Fluren, über welche der Himmel seinen hellsten Glanz ergoss, als aus einer kleinen, unmittelbar vorausliegenden Stadt die Sturmglocken des Aufruhrs herüberhallten. Und da geschah es. Als hätten die Glocken den längst totgeglaubten Abenteurer und Vagabunden in ihm zu neuem Leben erweckt, hörte der Wolkenmacher mit einem Male auf, seinem stählernen Ross die Sporen zu geben, gebot dem Heizer Einhalt und ließ den Unterconductor auf dem Wagendach das Bremswerk ziehen. Der Autorität des Lokomotivführers vertrauend, taten sie, wie ihnen geheiß – und waren kurz darauf von zwei Dutzend Rebellen umringt, die mit ihren Säbeln rasselten und sie aufforderten, sie sofort in die Stadt zu bringen, um dort, wie sie sagten, die Freiheit zu erkämpfen und eine rote Republik auszurufen.

Nun, wie inzwischen jedermann weiß, trug diese Freiheit die Züge einer Gewaltherrschaft, und ihr Rot war nur der Vorbote eines kommenden, schrecklichen Blutvergießens. Und so kam es, dass der Pöbel, der glaubte, ihm sei die Macht des Entscheidens gegeben, alle liberalen Forderungen verwarf und sich weder um das Reich noch um seine Verfasstheit kümmerte. Es war ein vom Fanatismus gepackter Volkshaufen, der mit jedem Kilometer, den der Zug fuhr, anwuchs, ohne je auch nur im entferntesten

die Mehrheit im Lande zu stellen – und das einzige, wonach er trachtete, war, die weltliche wie die göttliche Ordnung zu stürzen und eine allgemeine Despotie zu errichten. Und falls es dazu noch eines Beweises bedurfte, so lieferte ihn die geblendete Masse gleich selbst. Denn kaum dass die Freischärler den Zug erklimmen und ihn unter ihre Gewalt gebracht hatten, teilten sie dem Jungen mit, dass sie, falls er nicht gewillt sei, sie in die Stadt zu fahren und unterwegs weitere Männer aufzunehmen, die Gleise vor und hinter dem Zug zerstören und zu Fuß weiterziehen würden. Und dann, so fügte ihr Anführer, ein kleiner, grobschlächtiger Kerl, hinzu, würde er ganz gewiss keine Gelegenheit haben, feindliche Truppen ins Land zu bringen. Kaum dass er fertig geredet hatte, befahl der Wolkenmacher weiterzufahren.

Der Bremsenführer aber, der ein mutiger und all seinen Lokomotivführern treu ergebener Mann war und glaubte, der Junge habe nur deshalb gestoppt, weil er kein Blutvergießen habe anrichten wollen, gab ihm, just in dem Augenblick, als sich der Zug wieder in Bewegung setzte, zu verstehen, dass er in seiner Tasche ein paar Bleikugeln trage, die er, da er ohnehin auf dem Dach sei, leicht in den Schornstein der Lokomotive werfen und so die Maschine für eine Weile lahmlegen könne, lange genug jedenfalls, um die Freischärler glauben zu lassen, der Zug sei defekt, eine Demontage der Schienen daher nicht nötig. Er hatte diesen Kunstgriff bereits im Jahr zuvor mit Erfolg angewandt und wartete nun auf das entsprechende Signal – doch nichts geschah. Er konnte nicht ahnen, dass das von Monaten zielloser Wanderschaft und Pflichtlosigkeit vergiftete Blut des Wokenmachers schwerer wog als alles Blei dieser Welt. Und erst als er sah, mit welcher Freude der Wolkenmacher ans Werk ging, begriff er, dass dieser sich mit den Rebellen verbündet hatte. Immer wieder wies er den Heizer an, mehr Kohle aufs Rost zu schaufeln und nur nicht müde zu werden. Die Pegasus antwortete mit wildem Schnaufen und spie Feuer und Rauch aus all ihren Löchern. Allein, es nützte ihr nichts. Der Wolkenmacher hatte das stählerne Ross fest im Griff und ließ die Zügel kein Stück locker. Es war, als hätte es geradezu einer solchen Maschine bedurft, um seine unbotmäßige Lust und seine ganze Maßlosigkeit voll zu entflammen.

Zwei Stunden später stoppte die Pegasus inmitten eines Freischärlerhaufens, und die Rebellen, etwa achtzig an der Zahl, verließen unter lau-

tem Gegröhle den Zug. Sie waren bereit, dem in der Ferne knatternden Gewehrfeuer neue Nahrung zu geben. Der Wolkenmacher aber ließ es sich nicht nehmen, von der Lokomotive herunterzusteigen und den Gesetzlosen Glück und einen schnellen Erfolg zu wünschen. Bereits zuvor hatte er, sich sicher fühlend in der dumpf wabernden Masse des ruchlosen Pöbels, den Bremser von seinen Pflichten entbunden und auch den Heizer entlassen. Einen Bremser, so sagte er, brauche er jetzt nicht mehr, und heizen, das könne er selbst. Und während der Wolkenmacher umkehrte, um neue Truppen zu holen und sie ins blutende Herz der Stadt zu bringen, bauten die Freischärler schon bald die ersten Barrikaden, griffen das Militär an und schoben dabei unablässig Greise und Kinder nach vorn, um Märtyrer zu haben, an denen sich zu ergötzen ihnen eine Leidenschaft war.

Der Pöbel war irre geworden an seiner vermeintlichen Allmacht, und selbst ein Kartätschenschuss, der zwanzig Rebellen den Tod brachte, konnte daran nichts ändern.

Der König aber, der den ganzen Tag über ausgeharrt hatte, verließ nun seine geliebte Stadt und begab sich schweren Herzens auf ein Dampfschiff, das ihn zu einer nahegelegenen Festung brachte, wohl wissend, dass sein Rückzug weder von Dauer noch eine Flucht war, sondern es vielmehr darum ging, sein Leben und damit auch das seines geliebten Volkes zu schützen. Das Militär aber verblieb in der Stadt, um das getreue Volk vor dem Terror und der Anarchie der selbsternannten Revolutionäre zu bewahren. Und siehe da, schon bald gab es unter denen, die treu geblieben waren, keinen Zweifel mehr: Nicht geflüchtet war der König, sondern Beistand und Ermutigung spendete er noch aus der Ferne seinen Untertanen. Denn während die Soldaten vor dem Volke standen und es mit der Waffe in der Hand gegen das von Allmachtsphantasien durchsetzte Revolutionsgesindel verteidigten, stand der König im Geiste hinter seinen Getreuen, einer Festung gleich, die durch nichts zu erschüttern war.

Der Wolkenmacher aber bekam von alledem nichts mit – und selbst wenn, es hätte sein Herz ebenso wenig erweicht wie die gebrandschatzte, zertrümmerte Stadt, die sich hinter ihm in den glutroten Himmel erhob. Mit fiebrigem Blut jagte er die Pegasus durchs Land, nahm die an den Gleisen entlangstreunenden Rebellen auf und brachte sie, denen kein Eigentum etwas galt, ohne einen Groschen des Lohns in die brennende Stadt.

Der Funke eines falschen Gottes Freude hatte sich entzündet.

Und während die Freischärler im einbrechenden Dunkel des Abends von einem hohen Turme aus Raketensignale ins Land sandten, um Unterstützung für die falsche Sache zu fordern, machte sich der Wolkenmacher auf, um das Land ein drittes Mal zu durchweiden.

Es sollte seine letzte Reise sein.

Noch bevor er eine weitere Gruppe Rebellen aufnehmen und sich von neuem an der Maschine versündigen konnte, sprang die Pegasus bei voller Fahrt aus den Schienen und stürzte sich, wild schnaufend, einen steilen Abhang hinunter. Als sie schließlich auf einer angrenzenden Wiese zum Stehen kam, sah sie, dass sie den Körper des Wolkenmachers von sich geworfen hatte und sein blutige Possen treibender Geist in den Händen des Herrn lag. Sie tat einen letzten Zug. Es war ihr wie eine Befreiung.«

»Das ist eine wunderschöne Geschichte.« (Der Schlussstein, schluchzend).

»Märchenhaft!« (Das Loch, lobhudeleiend.)

»Phantastisch!!« (Der Mund, maulaffenweitoffen.)

»Entwaffnend!!!« (Die Stimme, schuld bewusst.)

Und dann das ganze nochmal mit Begründung.

»Sagenhaft erzählt«, schwadroniert der SS.

»Vom Anfang bis zum Ende«, liebäugelt das L.

»Ich habe richtige Bilder gesehen«, meint der M.

»Mir ist's, als wären's meine eigenen Worte gewesen«, stimmt S. schließlich zu.

»Und du, was ist mit dir?«, fragt die stählerne Raupe und schaut den stumm am Feuer sitzenden Hans Christian Nante durch zwei mit Türen verkleidete Augen an.

»Ich weiß nicht, was die Geschichte mir sagen soll.«

»Das ist doch ganz klar!«, rufen der Mund, das Loch, der Stein und die Stimme, natürlich im Chor.

»Du hast ganz recht«, antwortet die stählerne Raupe, »du wartest ab, denn es fehlt noch ein Stück.«

»Unglaublich«, süßlockt der Schlussstein.

»Ein Epos«, lächelt das Loch.

»Ich seh's schon vor mir«, möglicht der Mund.

»Es ist wie in meiner Roman-Zeitung«, säuselt die Stimme, für manch einen Geschmack ein wenig zu hoch.



Die stählerne Raupe indes kümmert das nicht. Sie hat zu berichten, wie sich's weiter zutrug, zur damaligen Zeit.

»Der Wolkenmacher war nicht tot«, setzt's punktgenau ein, »aber wir haben nicht mehr viel Zeit, deshalb will ich's dir schnell erzählen.« Und hexamoriert's: »Er fiel in einen Brombeerstrauch und stach sich beide Augen aus. Und irrte durchs Land, fünf Tage und Nächte. Am sechsten Tag aber kam er zum Hause des Vaters, kriechend vor Erschöpfung und Schmerz. Der Vater weinte und dankte dem Herrn. Und sprach: Du hast mir meinen Sohn zurückgegeben, jetzt will ich ihn dir zum ewigen Leben bereiten. Und während er ihn wusch und bereitmachte für seine letzte Reise, schlugen sie in der großen Stadt das revolutionäre Pack in die Flucht, auf dass es nie mehr zurückkehre, und der Junge vernahm wie im Traum diese Kunde und griff nach der Hand seines Vaters, die gezeichnet war von Arbeit und Gnade und dankte ihm und schlief friedlich ein.«

Schweigen.

Dann: »Was ist aus der Pegasus geworden?«, fragt der Junge, den sie Nante nennen, seine aufrichtige Anteilnahme unter einem in züngelnde Flammen gesenkten Kopfe verbergend.

»Nun, die Pegasus wurde gerettet«, protokolliert die stählerne Raupe, »man brachte sie zurück auf das Gleis und geleitete sie unter großem Jubel zum Bahnhof. Jedoch erwiesen sich ihre Verletzungen als zu schwer, um weiter auf der Strecke fahren zu können, und so entschied man sich schweren Herzens, die Lokomotive auf ihre letzte Reise zu schicken und fuhr sie zurück in das Werk, in dem sie einstmals erschaffen. Dort aber zerlegte sie der Meister in all ihre Teile und machte ein großes Feuer und schmolz sie zu einem neuen stählernen Rosse um. Und als sich fünfhundert Tage später die Tore der großen Halle öffneten, stand da die Phoenix, die stärkste Lokomotive der Welt.«

Ein vierfaches Juchhee, gefolgt von einem weiteren.

Dann:

»Und wer führt die Phoenix jetzt?«

»Niemand«, beschwört die stählerne Raupe. Und bevor auch nur *einer* was sagen kann: »Und falls du wissen willst, wo sie gerade ist, so sage ich dir: Sie ist ganz in deiner Nähe.«

»Wo?«

»Erst musst du mir sagen, ob dir die Geschichte gefallen hat.«



»Ja.«

Da rückklappen die Türen, die Wände, alles Wellblech verschwind'.

Der Rücklauf. Im Zeitraffer. Gesehen durch die Augen eines Kindes. Die stählerne Raupe: eine Reihe von Dominosteinen, die, von einem Mundhauch bewegt, zusammenbrechen. Es sind die stählernen Steine des Herrn. Sie brechen auf ein Wort hin zusammen, lassen die Maske fallen und verschwinden auf den Schienen, die sie gelegt. Und nichts bleibt zurück – nichts, außer den Schienen. Die Raupe aber schlägt noch im Verschwinden eine Schneise in den Wald, frisst sich den Hang hinab über die Brücke und rast auf der anderen Seite den Hang wieder rauf – und entschwindet in einer weiteren Schneise im Wald, die ihre eigene ist oder auch nicht.

»Lokomotivflucht«, schließt der Schlussstein.

»Mit Nante«, lächelt das Loch.

»Es ist Krieg«, mitteilt der Mund.

»Ich weiß«, sagt die Stimme.

Die Schmoker aber stehen nur da, auf im Feuer glänzenden Schienen, und verstehen kein Wort – und schnippen sich zur Beruhigung zwei Zigaretten in die aufgeregtschlotternden Münder, ansatzlos, synchron, von einem zum andern. Dann drehen sie sich um, gehen, werden nie mehr gesehen.



Schal schmeckende Münder reißen den noch jungfräulichen Tag auf und beflecken ihn, noch bevor's einer merkt, mit allerlei Unausgegorenem, welches nur zu geringen Teilen aus Gaumen aufquillt, Köpfe tasten sich mit zusammengekniffenen Augen nach draußen und stoßen auf in dicke Milch getauchte Streifen Sonne, derweil sich drinnen, in den Betten, Oberkörper gegen Gravitationskräfte, Gelüste und gichtige Knochen aufzulehnen beginnen, Bäuche wulstig nach außen gestülpt und käsigte Beine unter nach Luft schnappenden Decken hervorgezogen werden; Füße tappen blindlings in dienlichst bereitstehende Latschen, verlassen mit senkrecht darüber aufgebahrten Körpern Kammern und Kabüffchen und scharwenzeln treppab, steigen friedlich im Haus herumliegenden Katzen auf den Schwanz und anderen ins Gemüt, tragen Gesichter in Spiegel und das Ergebnis schnell wieder raus, und fast will es scheinen, als passiere hier alles gleichzeitig oder drehe sich im Kreis, da werden, als habe das Zeitalter der Tagtäglichkeiten nur Generalprobe gemacht, ruckartig knarrende Kommoden und sargdeckelgroße Schranktüren geöffnet und die letzten noch Schlafenden geweckt, die indes längst noch nicht munter sind, als ihre Hände, in ebenso bekannte wie undefinierbare Formen gebracht, in schüsselweise kaltes Wasser ein- und sogleich wieder auftauchen, hoch bis in trübsinnig fragende Augen, in deren Umkreis das, was vom Nass übrigbleibt, auf eine geheimnisvolle, wiewohl nicht sonderlich effektive Weise ausgeschüttet wird, um nichts zurückzulassen bis auf das letzte bisschen Schlaf. Allein Justus Kaleika ist schon seit Stunden wach. Keine Kunst, hat er sich doch gar nicht erst zu Bett begeben. Hat schließlich die ganze Nacht lang geangelt. Das heißt, eigentlich nur die halbe Nacht, die andere Hälfte hat er nämlich damit verbracht, seinen Fang einzufangen. Auf dem Friedhof. Und dabei hat er sich auch noch zum Schotenhüter gemacht. »Das kann ich doch keinem erzählen«, erklärt er sich's selbst gegenüber und entschwindet, während er in der Küche sitzt und fünfhundert Cyclopen und nicht weniger Centauren zu kleinen Losen zusammenrollt, zurück in die Zeit am Wasser, wo er gerade ankommt, die Rute wie ein Bajonett über der Schulter und die Würmdose rechts in der Hand, so steigt er in den Kahn, der ihn im Schatten der Brücke zehn Meter raus zu einem kleinen Loch bringt, denn hier will er ihn fangen, den Aal, den aalergroßten Aal, den je einer gefangen hat, den Aal, den er morgen dem Kronprinzen schenken wird, auch wenn der noch nichts von seinem Glück weiß, aber was macht das schon?, Hauptsache, er



weiß, dass der Kronprinz Aalbert nen Aal bekommt, weil der – das sagt ja schon der Name – Aal gerne isst, so sehr, dass manche ihn den Aalkönig nennen, obwohl er noch gar kein König ist, aber Aalkönig klingt gut, das gefällt ihm, und deshalb wird Justus Kaaleika dem Aalkönig Aalbert den aalergrößten Aal im ganzen Weltaal fangen, und wenn alles so klappt, wie er sich's vorgestellt hat, dann wird er ihn vorher sogar noch räuchern, und zwar drüben im Wald, überm Schornstein der Cyclop, oder der Centaur, je nachdem, welche von beiden draußen vorm Mundloch steht, obwohl, im Grunde isses egal, weil, der Abdampfstrahl is bei beiden gleich und außerdem so stark, dass das mit dem Räuchern nicht lang dauern wird, selbst wenn sie die Maschinen zum Beladen runterfahren, bleibt auf jeden Fall genug Zeit, um zurückzulaufen, bevor drüben im Wald weißer Dampf aufsteigt und die beiden wieder rübergefahren kommen, wo er dann schon stehen wird, Justus Kaleika, direkt neben dem Kronprinzen, der gerade in der Lotterie einen Aal gewonnen hat, ein kapitaales Exemplar, der Hauptpreis, wird er sagen, frisch geräuchert von mir und den Maschinen, und während sie ihn mit dem Kronprinzen und dem Weltaal in den Händen vor den schnaufenden Rössern fotografieren, wird er seiner Hoheit ins Ohr flüstern, dass er der hiesige Postmeister ist und gern Eisenbahnpostmeister wäre, und er, der Kronprinz Aalbert, könne gern überprüfen, wie gut er sich dazu eigne, denn er, der Postmeister Kaaleika, könne ihm, auch wenn das Land des Aalkönigs kein Eisenbahngesetz hat, auf Anhieb sagen, was es kostet, einen frisch geräucherten Aal durch die Gegend zu kutschieren, weil er nämlich alle Grundsätze auswendig kennt, die die Techniker-Kommission vom Verein der Eisenbahnverwaltungen jemals aufgeschrieben hat, auch wenn noch geklärt werden muss, ob geräucherte Aale als lebende Tiere oder als Leichen zu betrachten sind, weil ja jeder weiß, dass das ausgeschnittene Herz eines Aals bis zu vierundzwanzig Stunden nach dem waidgerechten Ableben noch reizbar ist und es schon Aale gegeben hat, die selbst dann noch gezappelt haben, als sie schon in Stücke geschnitten waren.

›Jetzt muss ich das Vieh nur noch fangen,‹ denkt er sich und wirft das Pödderloth stromab in den Fluss.¹

1 Hier, was sich Justus Kaleika nicht denkt, weil er's schon kennt, und was ich abschreibe, weil's ein anderer schon aufgeschrieben hat: Das Pödderloth.



»Jetzt kommt's drauf an«, beschwört Justus Kaleika unter stahlstrichiger Composition, derweil es der Aal tatsächlich drauf ankommen lässt und geschlagene drei Stunden um die Regenwurmbatterie streicht, als wäre die sich abzeichnende Tragödie nur in angespanntem Warten erträglich, als müsse man selbst in den tieferen Regionen des Landes der Endkampfdramatik Genüge tun.

Die Batteriebetriebenen sind indes bald ersoffen, und so entspinnt sich fortan ein lustiges Fädel-dich-aus-und-fädel-dich-ein, bei welchem Justus Kaleika gar nicht anders kann, als an Aale zu denken, ein dickes Bündel voll Aale, das sich ihm um die Finger schlingt und die Hand ver-, aber da denkt er am besten nicht dran, denkt lieber an das arme Schwein, dem die Freunde nach einem Saufgelage einen Aal in den Arsch gesteckt haben, richtig reingestopft hatten sie ihn, hat er's gerüchten gehört, so tief, dass ihn keiner mehr rausbekam und sich der Aal, sich windend vor

»Hierzu gehöret züförderst ein länglicht gegossenes viereckigtes Stück Bley, 3 Zoll lang, und an allen Seiten 2 Zoll breit, davon die scharfen Enden abgeschnitten sind. An beyden Enden der Länge ist ein Heft, oder Oehse, von starkem Messingdraht eingegossen, wodurch man einen dicken Pfeifenstiel stecken kann. Oft vertreten durchs Bley gebohrte Löcher die Stelle dieser Oehse. In die eine Oehse wird eine starke hanfne dreydrähtige Schnur festgebunden, 4 bis 5 Ellen lang, die an einer etwa 6 Fuß langen Handhabe befestigt ist. In die andere Oehse wird der Köder eingebunden und folgendermaßen bereitet. Der Fischer sucht züvörderst einen guten Vorrat von Regenwürmern (*Lumbricus terrestris*). Er steckt zu dem Ende eine dreyzackigte Mistgabel in ein fettes Erdreich, am vorteilhaftesten in einen fetten grünen Grasanger, ein wenig schräg, tief, bis an den Heft ein; klopft behendiglich mit der Hand an den Stiel, woran die Mistgabel befestigt ist. Durch diese kleine Erschütterung, welche dadurch in der Erde entsteht, kriechen die Regenwürmer schnell und häufig hervor, und werden mit der anderen Hand in ein kleines enges und tiefes hölzernes Gefäß gesammelt, worin sich etwas trockene Erde befindet, bis er glaubt, sein Vorrath der Würmer sey hinreichend. Dann nimmt er einen von starkem Hanf gesponnenen Faden, wie er zum Leinwandmachen gebraucht wird, und reiht seine Regenwürmer, vermittelst einer 5 Zoll langen dünnen Nadel, nach der Länge auf den Faden, dass dieser 12 Ellen lange Faden etwa wie ein einziger eben so langer Regenwurm aussieht. Denselben wickelt er nun um vier Finger seiner Hand, so, daß ein dickes Bündel daraus wird. Dieses bindet er recht fest an das andere Ende seines Pöddeloths, und nun ist er zum Fange gerüstet.« (Johann Karl Gottfried Jacobssons technologisches Wörterbuch, s. v. Aalfang mit dem Pöddeloth, Paarloth, Aalparen).



Angst, nach innen durchbiss, erst die Darmwand und dann die Organe, und als sie's aufschnitten, das arme Schwein, war der Aal noch geschäftig und kroch, kaum dass er seine Hätscher erblickt, durch die Speiseröhre des armen, toten Schweins in ein kurzes Leben zurück.

Justus Kaleika fädelt einen neuen Strang Würmer auf die Schnur, knüllt sie zusammen und wirft sie ins Wasser.

Vielleicht hätte er es mit Fröschen versuchen sollen.

Hat ihm nicht vor paar Tagen jemand was von Fröschen erzählt? Aber wer war das nochmal? Oder hat er das nur geträumt?

Er weiß es nicht, starrt in das schlohweiße Licht, das zu beiden Seiten der Brücke wie ausgestrichen auf dem Wasser liegt.

Bogenlampenlicht. Licht, das keiner unbesehen durchströmt. Klarwasserlicht.

Die Frösche müssen jung sein. Und am besten ohne Haut. Aber wo soll er um diese Zeit junge gehäutete Frösche herkriegern?!

Also wartet er.

Und wartet.

Und wartet.

Der Grund vom Fluss scheint heute wie ausgewischt. Kein Biss. Noch nicht mal ein Hänger. Dabei müsste's die Tauwürmer direkt durch den abgesoffnen Steg treiben.

Sapperlot, da beißt's! Am Pödderloth, gerade wo er einpacken will.

Die Rutenspitze schlägt ins Wasser. Das muss ein Riesenvieh sein! Jetzt muss er sich beeilen. Wenn er Glück hat, hat er den ganzen Wurmhauten verschlungen. Also ziehen! Ziehen!! Ziehen!!!

Da taucht er auch schon auf, der ausgefischte Schlangenkopf. Und erstarrt, von kaltem Licht übergossen. Klatscht stocksteif in den bereitgehaltenen Sack. Als wär's ein Stück vom alten Steg.

Das war ne leichte Übung. Jetzt bloß noch zubinden und dann nichts wie zurück ans Ufer.

Da beginnt's über ihm zu rumpeln. Da erlischt alles Licht. Da erweckt's das Stück Holz zu seinen Füßen zum Leben. Da kann er sich winden, wie er will.

Rudern! Rudern!! Rudern!!!

Das Vieh drückt von innen gegen den Sack. Versucht seinen Kopf oben durch den Knoten zu schieben.



Da gibt er ihm eine mit der Hacke. Das stachelt ihn nur noch mehr an. Na schön, kann er haben, denkt er sich und wirft die Ruder ins Boot, schnappt sich den Sack, sieht den sich herauswindenden Kopf, lässt ihn bis hinter die Kiemen gewähren. Dann zieht er fest zu.

Oben am Himmel / der güldene Mond / sichelt Licht / ins dunkle Land.

Neulicht. Ein breitmauliges, schiefes Grinsen. Wie das vom Riesenvieh. Nur dass dem ein fetter Klumpen Würmer im Halse steckt. Einige bewegen sich sogar noch. Wie ineinandergeschlungnes Gedärm. Es sprudelt richtig aus ihm raus.

»Jetzt siehst du mal, wie das ist.« Und zieht den Knoten noch fester zu. »Na, gefällt dir das?« Und gleitet ans Ufer und steigt aus dem Boot und wirft ihn sich über die Schulter, damit er was sieht.

»Wollen doch mal sehen, was das da vorn ist.« Und macht ein paar Schritte über die frisch abgeseigte Wiese. »Na, was denkst du, was das da ist?« Doch dann: »Oh, entschuldige, hatte ganz vergessen, dass du gerade nicht sprechen kannst. Aber keine Sorge, ich werd's dir erzählen.« Und tut's. »Das da ist ein Heuschober. Ein schöner großer Heuschober. Und, woran erinnert der dich? Richtig, an diejenigen deiner Artgenossen, die mal versucht haben, in so einem Ding zu überwintern. Is schon ne Weile her, klar, und hat ja leider auch nich geklappt, warn im Frühling nich mal mehr als Kreiselpeitsche zu gebrauchen. Tja, da staunst du, was ich alles weiß.« Und dreht sich zu ihm um und will ihm vom vollkommenen Angler erzählen, da schnappt das Riesenvieh zu. Erwischt ihn zwar nicht, aber er lässt ihn fallen, den Sack mit dem Aal mit den Würmern darin. Und der Aal schlängelt sich durch den Knoten. Und schleicht sich mit den Würmern im Maul über die Wiese. Und schlängelt sich in Richtung des Friedhofs. Und er, er folgt der Versuchung. Folgt ihr ins offengelassene Paradies.

»Na warte!« Und dann, wie sich's gehört. »Du entkommst mir nicht!« Und als er durchs schmiedeeiserne Tor tritt: »Gleich hab ich dich!« Und so weiter.

Aber nicht so fort. Nicht sofort hat er ihn. Hat noch nicht mal ne Idee, wo das »Mistvieh!« eigentlich hin ist. Ihm fällt ja noch nicht mal auf, dass er heute *schon mal* hier war. Das heißt, eigentlich war's gestern, vor dreieinhalb Stunden, kurz nach um neun ... Da steht er auf dem fettesten Grasanger, den's weit und breit gibt, sattgrün, weil die Erde nahrhaft ist



und die Leute die Gräber freitagabends besonders gut pflegen. Aber jetzt ist keiner mehr hier, keiner außer ihm, und er kann sich's nicht verkneifen, fispelt: »Ich hab fünfhundert Leute unter mir«, und fuchtel mit der Mistgabel rum und sticht schließlich zu. *Tambour battant*.

Kurz darauf sieht er sie krauchen und schnappt sich ein paar.

Die fettesten Würmer aber, das weiß er, die findet man nicht auf der fettesten Wiese, die findet man unter dem fettesten Stein. Und läuft rüber zur Mauer und wühlt sich durch einen Haufen leicht aufgelassener Steine, Marmor, roter Porphy, Granit, was immer der Ewigkeit trotzt, was immer der Geldbeutel bitt' – Tauwürmer so groß wie kleine Aale, vier Stück auf eine Elle Schnur.

»Ein drei Ellen langer Aal. Mit einem Dutzend Würmern im Maul.« Damit braucht er gar nicht erst anzufangen, das glaubt ihm kein Schwein.

»Das Vieh muss doch hier irgendwo sein«, und bückt sich und furcht mit den Pfoten durch ein blühendes Beet, derweil das RIESENVIEH hinter ihm den Kopf aus einem feuchten Gießkannenhals steckt und Justus Kaleikas khakifarbenen Hintern taxiert. »Breitarsch«, denkt sich der fischelante Spitzkopfaal. Und dann: »Ich könnt dir da ne Geschichte erzählen ...¹ Aber da wird ihm der Kannenhals langsam zu eng, und er schlingt sich raus wie eine dunkle, sich mit Druck aus dem Darm pressende Wurst und gleitet durchs Gras auf einen der Steine, bettet den Kopf auf die großen, güldenen Lettern und wedelt mit dem flosskiehligen Schwanz, bis Kaleika ihn sieht und die friedhöfge Hatz eine Fortsetzung findet.

Die nächste Station ist, wie könnte es anders sein, ein Apfelbaum, ein kleines, knorrig verwachsenes Ding, das der Aal in einer dunklen Erinnerung befangen umkreist – das Holz gewordene Gegenteil der stolzen Robinie, deren untersten Ast sich Justus Kaleika soeben geschnappt und nun versucht, ihm das Genick zu brechen. Es knackt sogar. Der Aal schüttelt nur noch den Kopf. »Wenn er den Ast ins Wasser legt, wird bestimmt 'n riesen Vieh draus.« Bis dahin aber ... muss er weiter mit dem Schwanz wedeln.

Allein, es hilft alles nichts. Justus Kaleika kommt auf ewig zu spät – und sieht nicht ein einziges Mal, was ihm entgeht:

1 Vielleicht ja sogar die hier: »In den Breitarsch der versoffnen Schweine / bohrt der Teufel seine Feuerfackel.«



Der Aal spielt die Äskulapnatter auf Carl Fischers Grabstein.

Der Aal imitiert ein Stück Eisenzaun.

Der Aal schlägt zwei Krähen in die Flucht.

Der Aal kriecht als Schlange symbolüberladen über die Wiese.

Der Aal hat jetzt genug. Justus Kaleika scheint ein Hemeraaloph zu sein. »Ein Nachtblinder«, übersetzt sich's der Aal wie zum eignen Attest, befindet, dass die Sache so keinen Spaß macht, klaubt sich ein paar Schnecken aus der Wiese und sucht unterm geschlossenen Friedhofstor das Weite. Auf dem Weg dorthin findet er den liegengelassenen Sack, knotet seinen Schwanz wie einen Strick um das offene Ende, zieht sein eignes fest zu und gleitet die Uferböschung hinab zurück in den Fluss.¹

Anderthalb Stunden später verlässt Justus Kaleika, mit zwei Eimern und einem Batzen einschlägiger Gewissheit bewaffnet, den Friedhof, stiehlt sich nebenan bei Balduin Pospichil durch den Zaun und versenkt die beiden eisernen Kameraden kurz darauf mit gerümpfter Nase randtief in eine der Aschegruben, welche vom Gerber Äscherfässer genannt und auf seinem Stück Land reihenweise in den Boden eingelassen sind. Die einzigen, die davon Notiz nehmen, sind Pospichils Hühner, welche – in den Stall gesperrt und die Reihung der gusseisernen Fässer auf ihrer Stange anstandslos imitierend – mit ansehen müssen, wie die auf den Deckeln der Fässer liegenden Strohhaufen im Laufe der nächsten fünfzehn Minuten händeweise zu Boden geworfen und ihre klandestinen Eiersammelstellen (Depots für ovotangente Temporabilitäten, Transaktionshinterlassenschaften und Erbgutfragen – DoTTER) allesamt zerstört werden.

Justus Kaleika ficht das nicht an. Er jagt den Aal. **DAS RIESENVIEH!**

Und so kommt es, wie es nach alter Gerüchte Geheiß kommen muss: Justus Kaleika beginnt, sämtliche Erbsenfelder und -beete, derer er in den folgenden anderthalb Stunden habhaft werden kann, auf ihrer dem Fluss zugewandten Seite mit einem zwei Meter dicken Aschestreifen zu umzäunen. (»Fetter Grenzwaal, da bleibt sogar das drei Ellen lange Mistvieh drin stecken.«) Dann schnappt er sich seine von allen Schnüren entbundene

1 »Als man, bei extrem niedrigem Wasserstand infolge langandauernder, großer Hitze, im darauffolgenden Jahr die alte, längst verschollen geglaubte Kirchenglocke ein paar Meter vom Rand entfernt in einem kleinen Wasserloch entdeckte, fand man auch den Sack wieder – als Ummantelung des Klöppels.«



Rute und drischt sie ins rauchgrüne Gesträuch. Wieder und wieder. Und dann noch ein Mal.

Oben am Himmel / der güldene Mond / ist längst schon verschwunden.

Als die Sonne aufgeht, sitzt Justus Kaleika in der Küche, kaut Erbsen und rollt Eisenbahnbriefmarken zu Losen.



Die Tiere wissen nicht, wie ihnen geschieht. Von allen Seiten stürmen Männer heran, verbarrikadieren die Ställe der Schweine und koppeln die Kühe mit strotzenden Riemen zusammen, treiben sie weg, weg von den Höfen, hinaus in den Wald, und mit ihnen die Frauen und Kinder, die soeben noch die Tische gedeckt.

Rauch steigt fernab himmelwärts, zerfleddert sich über ungewissem Grund und diffundiert ins Tagesgeschäft. Sie warten jetzt schon seit fast einer Stunde. *Sitzen da in ihren geordneten Kleidern und sehnen den Schmierbert herbei.* Herausgeputzt wie überreife Pfingstochsen. So sitzen sie auf den beiden großen Tribünen, unter Wimpelketten und im Wind flatternden Bändern, von Blumen und Laubwerk bekränzt, sitzen da mit von Erwartung durchblähten Garderoben und schauen hinab auf die Gleise, diese Spiegelachse aus Stahl. *Er hat den Schmierbert noch nie gesehen. Er stellt ihn sich mit aufgeplatzttem Gesicht vor.* Aufgepumpte Zylinder, doppelt und dreifach verdrahtete Krinolinen, die den ganzen Unterleib auseinanderplazieren und Gott weiß woher stammen. Wissen die Mädchen denn nicht, dass ihre kunstvollen Zöpfe die einfachsten Hoffnungen bändigen? Und die Burschen die Verheißung offen unter ihren Hüten tragen? *Seine Diener haben ihm irgendeinen Brei drübergeschmiert. Aber die beiden werden's erst sehen, wenn er vor ihnen steht. Und dann explodieren die zugekleisterten Löcher. Direkt vor ihren Gesichtern. Und dann werden sie's mit den Kleidern wegwischen müssen. Und sich artig bedanken. Und dann wird das hier doch noch ein Fest.*

Der Gendarm hat gerade einen Räuber gefangen. Jetzt wird er ins Gefängnis gesteckt. Auf den Tribünen sehen sie tatenlos zu. Die Stahlgitter sind fest verankert im Boden. *Wie's aussieht, sehen sie ihn.* Jemand hat sie über Nacht zu Bürgern gemacht.

Einige haben behauptet, der Rauch sei schon gestern zu sehen gewesen. Im Osten, wo er auch jetzt noch hängt. Da war's früh genug dunkel, hat einer von denen, die's gesehen haben, gesagt, und dann – weil's ein paar andere nicht glauben wollten, weil sie's nicht gesehen hatten (oder nicht glauben konnten, weil sie ihren Augen nicht trauten) –, dann hat er hinzugefügt, dass sich das schlohweiße Zeug kurz vor vier in einem Zug aus der Nacht in den Tag geschält hat.

Hat er wirklich »in einem Zug« gesagt? Und was ist mit »aus der Nacht in den Tag geschält«?

Tja, niemand da, den man fragen kann.

Die Tribüne in der Mitte ist noch ganz leer.

Muss man sich's eben selbst zusammenreimen.

Das Gesicht dafür schon aufgeplatzt.

Über Nacht ist im Osten der Rauch aufgewacht. Nein, noch besser:

Über Nacht hat jemand im Osten Feuer gemacht.

Aber – wer war's?

Der Schmierbert, er wird platziert, so wie's ihm passt.

War's Wolkenweiß?

Auf-ge-platzt.

Wolkenweiß, die Säule da ist wolkenweiß.

Jetzt schauen sie direkt zu ihm rüber.

Wenn's stimmt, was der Kerl mit den kaputten Schuhen gesagt hat, dann hat sich nur die Farbe des Hintergrunds geändert.

Halten sich die Hände vors Gesicht, als müssten sie niesen – und strecken ihm die Zunge raus. Haben anscheinend mal wieder kein Taschentuch dabei. Tja, da werden sie's wohl wirklich mit den Kleidern gewischen müssen, das auseinandergenierte Gesicht.

Und während der Kerl mit den kaputten Schuhen erzählt, holt der neben ihm ein Stück Papier aus der Tasche und sagt – kaum dass der andere fertig ist –, dass es keinen Tag gibt, an dem die Sonne früher aufgeht. Keinen einzigen, in dem ganzen verdammten Jahr nicht.

Und nicht vergessen, danke zu sagen.

Sogar die Zeit hat er genannt.

Vielleicht entschuldigt er sich dann ja sogar.

Dreihurvierundfünfzig. Am sechzehnten, am siebzehnten und am achtzehnten auch. Immer dreihurvierundfünfzig. Dann hat er seine Leuchttabelle eingesteckt und ist hinter dem anderen her. Aber der war schon weg.

Wenn Schmierbert nicht bald kommt, kriegt er keine einzige Erdbeere mehr!

Muss man sich's eben selbst ausschmücken ... Die Sonne, die hinter Schlieren aus weißem Rauch aufgeht und sich mit steigender Höhe wundert, dass sich der Nebel nicht zurück in den Boden verzieht. Dabei kommt er von da ...

Greifen rotzfrech ins Erdbeekörbchen. Eine nach der andern. Haben anscheinend fertig geniess.

Und dann weht der Wind der Sonne den Rauch auch noch in die Bahn. Dabei ist es die Erde, die sich dreht.

Nein, er will kein verdammtes Los kaufen. Er will seine Erdbeeren zurück, und zwar schnell!

Wie weit weg mag das sein? Zwanzig Kilometer? Dreißig? Aber seit wann können sie hier so weit sehen?

Er braucht einen Plan. Aber er hat keinen.

Und wenn er einfach rübermarschiert und ihnen die Erdbeeren wegnimmt? Dann gibt's großes Geschrei. Und seine Mutter wird das Erdbeerkörbchen beschlagnahmen – und seinen Vater zwingen, ihnen noch einen Vortrag zu halten.

Kein guter Plan.

Die Menschen hier haben sich an den Rauch gewöhnt. Er ist ihnen von einem Gespinst zu einem Stück Gegenwart geworden. Und jetzt sehen sie ihn nur noch in der Ferne.

Rauch steigt zwischen zwei Glashäusern himmelwärts, zerfleddert sich über erdbrandigem Grund und diffundiert in den zunehmend geschäftslosen Tag.

Sie warten jetzt schon eine ganze Stunde. Werfen Blicke in die Schneise und am Wald vorbei übers Land. Sie sehen den Rauch, aber sie sehen nicht, wo's brennt. Das Land wirft sich vor ihren Augen auf und nieder. Es liegt seit unvordenklichen Zeiten auf- und niedergeworfen da.

Am besten er geht erstmal pinkeln, da kommen ihm immer die besten Ideen.

Ein alter Mann läuft orientierungslos zwischen den Tribünen umher. Er sucht seinen Sohn. Er vermisst ihn. Er sagt, der Krieg habe ihn geraubt. Krieg.

Das Wort haben sie schon viel zu oft ausgeschmückt.

Na schön, geht er eben in den Wald und hangelt sich auf den Donnerbalken. Vor ihm drei Fässer und hinter ihm gleich nochmal drei. Und über ihm genug Blätter, um der ganzen Festgesellschaft den Arsch abzuwischen.

Verdammt, wenn ihm nicht bald was einfällt, kann er's vergessen.

Die Rauch scheint sich kein Stück zu bewegen, steigt einfach nur in die Höhe und lässt sich vom Wind nach Süden tragen. Da hilft auch das ganze Gefächer der Weiber nichts. Die Wolken, so heißt es, müssten sich von Grund auf anders bewegen.

Die Männer beginnen, mögliche Strecken zu diskutieren.

Illustre Gesellschaft neben ihm.

Sicher nur, dass er am Ende durch die Schneise hier kommen muss.

Scheinen schon ne Weile hier zu sitzen. Kommt weder vorne noch hinten was raus. Dafür umso mehr oben.

Aber die nehmen ihn gar nicht wahr, halten sich lieber gegenseitig weiteren Vortrag.

Einer klaubt sich den Zylinder vom kahlen Schädel und schwenkt das Teil, als könne er den Rauch damit fangen. Dabei dient's nur der Illustration einer weiteren fürwahr gehaltenen Etappe.

Speckkappe scheint nicht glücklich, dass er das hintere Fass nicht gebraucht hat. Dabei hat er schon eins voll. Sollte froh sein, dass er überhaupt hierher gekommen ist und nicht irgendeinem Pilz die vernadelte Kappe poliert hat. Außerdem, wenn er ihn noch einmal Sportschnippel nennt ...

Die anderen wischen's mit einer Handbewegung weg.

Ganz unten auf der Tribüne steht einer, der hält sich die rechte Hand vors Gesicht. Die Innenfläche aber, die hat er nach außen gekehrt.

Vor und zurück geht die Hand, vor und zurück bis zur Nase.

Ist ihm doch egal, dass es noch gar keine Pilze gibt. Es gibt Erdbeeren – und was anderes braucht er nicht.

Die Arme unterhalb der Handgelenke abgeschnitten und die Finger dicht übereinandergelegt, sehen die Männer aus wie die Frauen mit den Fächern.

Fingerspitzenfächer.

Fächer, die nur in eine Richtung gehen.

Und bloß fünf Blätter haben.

Er braucht einen Plan!

Er nennt sie Fleischfächer.

Er braucht ...

Und presst die Finger noch enger zusammen.

... einen verdammten PLAN!

Und denkt an das aufgefächerte Fleisch.

Krieg.

Er hat ...

Krieg! Krieg! Kr... Eine große fleischige Hand klatscht ihm ins Gesicht, schnappt sich das fünffingrige Brett und dreht's kurzerhand um. Auf den Tribünen sehen sie zwei Hände auf in die Wolken reißen. Die Räuber nehmen's als Zeichen des Sieges. Die Gendarmen tun's ihnen gleich. Die Frauen schnappen fächerweise nach Luft. Die Männer verfolgen die Linie.

Große fleischige Hand verdreht kleinen knöchigen Arm, will ihm's Handgelenk brechen.

Weil's die Augen nicht sehen, legt kleiner knochiger Arm den Kopf in den Nacken, dann folgt die Hand und langsam, ganz langsam, öffnet sich schaurig der Mund. Aber der Junge schreit nicht. **WARUM SCHREIT DER JUNGE DENN NICHT?**

Erstmal muss er dafür sorgen, dass sie ihn sehen. Und zwar so, dass sie denken, dass er sie nicht sieht. Oh Mann, man müsste einen Spiegel haben, der einem nicht das eigene Bild zeigt, sondern das, was die anderen von einem haben. Oh ja, genau so einen Spiegel bräuchte er jetzt.

Er schreit nicht, weil er die Alten nachahmt, ihre vollendete Erhabenheit und die stille Größe einer unbewegten Seele.

Der Spiegel müsste natürlich unsichtbar sein. Und sie dürften nicht sehen, dass er reinschaut. Weil, wenn er im Spiegel sieht, dass sie's sehen, isst es zu spät.

Der Junge wird nach unten geschleift, trennt ohne eine einzige Geste zwei Räuber und vierzehn Gendarmen.

Das mit dem Spiegel ist ihm zu kompliziert. Er muss die Sache anders angehen.

Die Männer oben auf der Tribüne schütteln die Köpfe. Ihre Zylinder bewegen sich wie das Pendel einer Uhr.

Nur wie?

In Wahrheit sind es viele Pendel.

Wie?

Dutzendware.

WIE?

Aber nur eine einzige Uhr.

Die Frauen bewegen ihre Fächer im Takt. Da heißt es plötzlich, der Rauch stamme von einem Schiff. Einem Dampfschiff, gar keine Frage.

Der das gesagt hat, hat nen Vogel. Da hinten ist überhaupt gar kein Fluss.

Am besten er macht einfach weiter wie geplant und ignoriert sie. Denken von ihm ja eh, was sie wollen.

Und selbst wenn da einer wäre, sagt ein anderer, selbst wenn, so hätte ein Dampfschiff da überhaupt nichts zu suchen. Und selbst wenn es da was zu suchen hätte, fügt ein zweiter hinzu, wäre noch immer die Frage, was. Und warum es dabei unter Volldampf stehe, sich aber kein Stück bewege, begehrt ein dritter zu wissen.

Was, wenn sich unsere Truppen zurückziehen?

Eine Frage am Beginn seiner Antwort auf all ihre Fragen.
 Der hat wirklich nen Vogel.
 Der Krieg hat doch noch nicht mal begonnen.
 Solltest weniger Geschichten lesen.
 Kapitulation vor Kriegsbeginn, haha.
 Und wenn sie die Kriegserklärung gestern verlesen haben?
 Dann wüssten wir davon.
 Dann hätte man uns das gesagt.
 Dann wär's mit dem Schaumarschieren vorbei.
 Dann würden wir jetzt nicht mehr so ruhig hier sitzen.
 Die Soldaten ziehen sich zurück.
 Unsere Armee steht wie ein Mann im heimatlichen Felde und erwartet
 den Feind.
 Zwanzig Bataillone.
 Sechzehn Escadrons und zehn Batterien
 In Summa fünfundzwanzigtausend Soldaten mit sechseinhalbtausend
 Pferden und über fünfzig Geschützen.
 Sie ziehen sich zurück, und die Avantgarde sichert sie.
 Fünf Bataillone, zwölf Schwadronen und zwei Batterien.
 Ein Pionierdetachement und die Ambulance Nr. 1.
 Allesamt zur Arrièregarde degradiert?
 Der hat doch nen Vogel.
 Einen Krieg zu gewinnen ist keine Frage der Kraft, sondern eine der
 Kommunikation.
 Was soll das heißen?
 Ja, was soll das heißen?
 Sag's uns.
 Das heißt, dass der Kerl nen Vogel hat.
 Das heißt, dass die Truppen des Königs gerade dabei sind, alle großen
 Brücken und Eisenbahnlinien zu zerstören und die Kohlelager anzuzün-
 den. Und wenn sie fertig sind, wird das Demolierdetachement auf das
 wartende Dampfschiff verladen.
 Der hat wirklich zuviel in der Geschichte gelesen.
 Zerstören tut nur der revolutionäre Pöbel.
 Und unsre Brücke steht auch noch, sieht sogar aus wie neu.
 Ist sie nämlich auch.

Kannst deinen Vogel ja mal drüberfliegen lassen. Aber pass auf, dass er nicht draufscheißt.

IHR SCHEISSREAKTIONÄREN SCHEISSVÖGEL, ICH SCHEISS EUCH GLEICH AUF DIE SCHEISS HÜTE!

Nun, bevor das possierliche Tierchen seine leere Drohung wahrmacht, sollten wir noch zu bedenken geben, dass die Kohle bei uns von ganz alleine brennt. Der Rauch könnte also auch von einem Kohlelager stammen.

Oder von einer Lokomotive, die auf der Flucht ist.

Oder von einer Brücke, die brennt.

Muss also gar nicht von einem Dampfschiff kommen.

Und außerdem, wenn es stimmt und die Avantgarde jetzt die Arrièregarde ist, dann heißt das ja wohl auch, dass die, die einst die ersten waren, jetzt die letzten sind.

Und die letzten die ersten sein werden.

Und das heißt, wir gewinnen diesen Krieg, denn wir sind auserwählt.

Und genau deshalb können wir in aller Ruhe hier sitzen und zuschauen.

Rauch steigt fernab himmelwärts, zerfleddert sich über ungewissem Grund.

Sie warten jetzt schon über eine Stunde. Der Zug scheint nicht mehr zu kommen. Zeit, die Hüte abzunehmen, sich den Schweiß von der Stirn und ...

Er hat sich in Stellung gebracht ...

... da passiert alles auf einmal.

... startet jetzt den Überraschungsangriff

Auf dem Hügel gegenüber zieht etwas, das eine Wolke sein mag oder auch nicht, die Wellblechmauer nach oben wie einen Theatervorhang, doch ist die Inszenierung damit beendet und der Blick frei für das, was da ist – eine Kirche aus Stein, eine Riesenruine. *Rennt auf sie zu.* Im selben Augenblick brechen ein paar hundert Meter weiter links die gläsernen Treibhäuser mit unerhört lautem Klirren in sich zusammen und verschwinden zappelnd im Boden, rumpeln ins Erdinnere, als sei es Treibsand, worauf sie gebaut. *Und versucht sich die Dinger zu schnappen.* Es ist dies der Moment, in dem Bertschie Bückling in Form eines fleischgewordenen Strichs von seiner Brücke runter ins Wasser kippt. *Da kommen sie ihm plötzlich entgegengestürzt, Räuber und Gendarmen und Frauen und*

Kinder, die Ordnung aufgelöst wie die Haare und Kleider und die Erwartungen als Entsetzen unter den Hüten nach außen gekehrt, stürmen sie, seine Schwestern mitreißend, den Hang runter ins Tal, *derweil er nichts als Erdbeeren sieht, ein kleiner Rest in einem noch kleineren Körbchen*, eine Weihgabe auf dem Altar eines zürnenden Gottes, *saftig und rot, die muss er jetzt haben*, Statisten in einem Schauspiel, in dem die Hauptfigur fehlt, *jetzt, da er spürt, dass sich der Faden, an dem sein kleines Glück wie ein ganzes großes Leben hängt, straffzieht und er sich nach vorn werfen muss*, zwischen die, die ihren Augen nicht trauen und deshalb jetzt ihren Füßen folgen, den Füßen, die den Augen gefolgt, *und sie krallt und sein kleines Glück in seine kleinen Hände nimmt, bevor er zurückschnellt*, in die Richtung, die sie schon vor unvordenklichen Zeiten genommen, da steht er plötzlich auf riesigen Schultern, die's unter ihm wegspült wie Kiesel und er sich über Troddeln und Quasten und Borden nach oben hangelt, auf eine Insel aus kirschrotem Samt, über der die Sonne scheint und sich der Himmel in irgendeine Unendlichkeit wölbt, und er schließt seine Augen und greift in das Körbchen und sieht die Erdbeeren vor der Sonne rot leuchten und lässt sie fallen, eine nach der anderen, lässt sie fallen aus einer Unendlichkeit in die andere, und das Körbchen dazwischen, das leert sich nie mehr.



Er lag in einer kleinen Rückströmung, hatte die Arme ausgebreitet und trieb mit dem Gesicht nach oben. Es sah aus, als erwarte er etwas.

Eine Umarmung, eine Antwort, Erlösung. Vielleicht.

Sein Mund war leicht geöffnet. Um in herum kreisten Briefmarken. Sie waren zusammengerollt. Kleine Schnüre aus geöltem Hanf banden sie ein. Sie sahen aus wie winzige Kopien einer Flaschenpost. Einer Flaschenpost, die sich ihrer schützenden Hülle, ihres *Trägers*, entledigt hatte.

Als sie ihn aus dem Wasser zerrten, zog er einen Schwarm Zentauren und Zyklopen hinter sich her.

Sie luden ihn auf einen Wagen, zogen ihn über die Schienen, die Brücke, den Fluss.

Sie brachten ihn nicht unter Tage.

Und gaben ihn auch nicht in den Himmel.

Sie wollten für ihn sorgen, auf Erden.

In ihrem herrlichen Leichensaal.

Sie hatten ihn ein Stück stromaufwärts gefunden, in der Neerströmung einer kleinen Bucht, von hunderten Briefmarken umkreiselt, derweil sein Körper ganz ruhig in der Mitte lag, als wäre er das Auge eines Zyklopen und die Marken sein Kopf. Das Bild eines Zentauren inmitten eines Sternehaufens.

Hätte man sie gefragt, wie sie dahin gekommen waren, sie hätten es nicht sagen können. Vielleicht waren sie einfach einer Erinnerung gefolgt, oder dem Vorschein einer anderen Welt, waren dem Wärmestrom des In-ihrer-Möglichkeit-Seienden entgegengelaufen. Vielleicht aber waren sie, ohne alle Erinnerung und von allen Erwartungen frei, einfach auf eine Spur gestoßen und ihr nachgegangen, eine Spur aus durchweichtem Papier, die sich den Fluss hinabschlängelte und deren Dichte mit jedem Schritt zunahm, bis sie beinahe zu einem Band geworden war, an dessen Ende die Marken kreiselten und eine nach der anderen, als wäre die leichte Strömung eine gewaltige, zentrifugale Kraft, ausgeschieden wurden, um als überfrankierte Flaschenpost ohne Nachricht den Fluss hinabzutreiben, den Fluss, in den sie, sich an den Händen nehmend, kurz darauf stiegen, um ihn, der zu ihren Füßen lag, an den Beinen zu nehmen, den Beinen, an denen sie Halt fanden und an denen sie vorsichtig zogen und



so, während er über Steine und fauligtes Holz zu ihnen glitt, den Kreislauf des Fortschwemmens durchbrachen, doch sahen sie's erst, als sie seine Füße auf dem Ufer ablegten, ihn in ihren eigenen, tiefschlammigen Abdrücken fixierten und den Kopf und die Schultern nahmen, um ihn aus dem Wasser zu hieven – hunderte Lose auf ein einziges Leben, und sie wussten, dass sie nicht eines zurücklassen durften.

Und so hielt sie den Kopf und die kleinen Schultern in ihren Händen, und er sog mit den seinen alle Marken ein, spülte ihm den ganzen Schwarm auf den Leib und in die Taschen und musste, als sie ihn das Ufer hochzogen und über die Wiese trugen, an den Briefmarkenanzug denken, von dem er berichtet hatte, als er zu ihm gekommen war, um zwei winzige Lokomotiven zu kaufen.

Im Grunde fing alles damit an, dass Bertschie Bückling ins Wasser sprang. Um genau zu sein, sprang er nicht rein, sondern ließ sich fallen, just in dem Augenblick, als die Mauern aus Blech in einer riesigen Wolke verschwanden und die Glashäuser blöd zappelnd im Boden versanken, in dem Augenblick, als er spürte, dass der Haufen bunt gekleideter Leiber auf der anderen Seite des Hanges zerfiel und zu ihm hinabrann, als sei er der Zug, der nicht gekommen war und nie mehr kommen würde, und so legte er seine Hände an die Naht seiner Hose und wurde, in den Augen derer, die da hinabrannen, zu einem senkrechten Strich in der Landschaft, der von einem waagerechten fiel.

Als Bertschie Bückling ins Wasser kippte, lehnte Thaddeus an der Außenwand der neuen Leichenhalle, ließ sich die Sonne ins Gesicht scheinen und las das 48. Kapitel von Johann Friedrich Oslanders »Volksarzneimittel und einfache, nicht pharmaceutische Arzneimittel gegen Krankheiten des Menschen, ein Haus- und Familienbuch für die gebildeten Stände«, welches im Jahr zuvor in der sechsten Auflage erschienen und vor drei Tagen auf Wegen, über die zu spekulieren ihm sinnlos erschien, in die Bibliothek der Witwe Quilting gelangt war. Er hatte Punkt acht gerade beendet und war dabei, das Gelesene zwecks Überprüfung und Erneuerung der eignen Methoden zu rekapitulieren (Starke Nervenreize als Erweckungsmittel: Namen ins Ohr schreien, Pfeffer in die Nase blasen, Parfum in die Augen gießen, Branntwein in den After spritzen,



heißer Siegellack auf den Körper tröpfeln usw.), als ihm ein Schatten durchs Gesicht fuhr. Und weil der Schatten nicht enden wollte, weil er ebenso lang wie langsam war, und weil Thaddeus keinen Punkt vergessen wollte, denn davon konnte ein ganzes Leben abhängen –, aus all diesen Gründen – und weil er plötzlich Angst hatte, das Sterben könnte nichts anderes sein als ein Sich-Überlagern unzähliger Schatten, die alles verblissen ließen und irgendwann so schwer waren, dass sich die Lider wie von selbst schlossen und die Augen nichts anderes sahen, als was sie zuvor schon getan – schaute Thaddeus auf und sah etwas, das er zuerst für eine Erscheinung, dann für einen Witz und schließlich für eine Wolke hielt, die groß genug war, um allen Scheintoten dieser Erde bis zur endgültigen Entscheidung als Zwischenlager zu dienen, etwas in der Art eines halbhimmlischen Aufenthaltsraums, der Gott weiß wo entstanden war, jetzt aber langsam, ganz langsam nach unten sank, direkt vor seinen Augen, als wolle Gott ihm zeigen, wie schwer diese Seelen doch wiegen, doch sah er schon bald, dass die Kraft von unten kam, dass es der Zaun war, der zog, der Zaun aus Blech hinter der Mauer aus Stein, in deren Mitte er saß, und so wie die Wolke sank, hob sich der Zaun, ging eins ins andere über, als seien beide Körper und Seele, Hülle und Inhalt zugleich, und als er aufstand, um besser sehen zu können, wand sich alles rauf in den Himmel, und er sah die Grundmauern der neuen Kirche aus dem Erdreich aufsteigen – und dann, dann sah er nichts mehr.

Hörte nur noch die Glashäuser klirren.

Und unten im Tal Geschrei.

Und da rannte er los.

Und las noch im Laufen Punkt neun: »Im Scheintode durch Ertrinken befreie man vor allen Dingen die Luftwege vom Schlamm, und suche das in die Lunge gedrungene Wasser, nicht durch Stürzen auf den Kopf, sondern dadurch zu entfernen, daß man ...«

Als die Leute den schreienden Bertschie Bückling aus dem Fluss fischten, stand Thaddeus am Ufer und sah zu. Als sie ihn an ihm vorbeitragten, schrie er noch immer. Er schrie, weil er nass war und am Leben.

Auf der anderen Seite des Flusses aber stand Frieda. Stand da und streckte ihre Hand nach ihm aus. Er nahm sein Buch in beide Hände und mit



den Füßen die kirschroten Schwellen. Tipp-tippel-tipp-tipp. Tipp-tippel-tipp-tipp. Und sie nahm seine Hand.

Am Ende der Wiese, in einem Heuhaufen unter der Brücke, fanden sie einen kleinen Wagen. Eine aus der Zeit oder irgendwie dazwischen geratene Mischung aus Pferdefuhrwerk, Handwagen, Draisine und Veloziped. Seine Räder waren aus Holz, Rahmen und Aufbau dagegen aus verzinktem Stahl. Vorn aber ragte eine Glasscheibe geradewegs in die Höhe. Sie war so breit wie der Wagen, die Schienen, das ganze zusammengestückte Gefährt.

Es sah aus wie ein Märchensarg, der nicht fertig geworden war. Oder ein Treibhaus, in dem nicht einmal Gras wuchs. Wahrscheinlich war es aber einfach nur eine von Universalius' Erfindungen. Sie würden sie nehmen und es ihm später erklären. Die Marke auf Justus Kaleikas Stirn begann sich bereits zu lösen.

Sie trugen ihn die Böschung hinauf, sahen keine Menschenseele, legten ihn neben die Schienen. Dann nahm er sein Buch, und sie tat wie ihr geheißen. Legte sich den Totscheinenden kopfüber auf den Schoß, steckte ihm drei Finger in den Mund, zog die Kinnlade hinab, drückte Hals und Oberkörper in Richtung der Schienen und hielt dabei mit der Hand seine Stirn. Er erbrach einen Brei aus Wasser und Erbsen. Die Briefmarke klebte jetzt wieder ganz fest.

Sie bereitete ihm ein Lager aus Heu. Es gab keinen Hebel und keine Pedale, und das war ein Glück.

Er entkleidete ihn, legte ihn auf die rechte Seite, stopfte ihm seine Jacke unter den Kopf.

Dann zogen sie mit ihm über die Schienen, die Brücke, den Fluss.

Zogen hin zu ihrem herrlichen Leichensaal.

Sie schafften nur die Hälfte der Strecke. Die Schienen wiesen nach links, liefen an den zerborstenen Glashäusern vorbei über das Feld in den Wald. Es war der Weg, den sie mit Bückling genommen hatten. Sie waren unter Tage gegangen, um ihn am Feuer zu trocknen – und den Krieg über sich ergehen zu lassen.



Glaubten: Satter Feind tötet nicht.

Sahen: In ihren verwaisten Küchen die Schinken.

Wussten: Die Tische voll mit Brot und Kuchen und Bier.

Nicht weit von ihnen der herrliche Leichensaal.

Sie kamen am Pfarrhaus vorbei, sahen Fuggert drin sitzen, er schien in etwas vertieft. Sie zogen weiter.

Hinter ihnen ein Mann. Sie sahen ihn nicht.

Als Johann Christian Martin Fuggert eine kopfhoch vor die Sonne erhobene Hand auf sein von Wellblech umschlossenes Fenster zuschnellen sieht, und noch bevor er das in ihr enthaltene Schreiben und den tief und dunkel erklirrenden Schall wahrnehmen kann, diese bruchlos zu ihm durchdringende Schlussfolgerung vierer nicht ganz vollendet aufgereihter Finger, die ungeachtet allem, was da ist und noch kommen wird, ein Stakato aus fünf rasend kurzen Akten aufzuführen gedenken, noch vor allem gilt sein erster Gedanke seinen Kräutern, die womöglich soeben unter einem grobsohligen Paar Stiefel ihren aufrechten Stand eingebüßt und der Länge nach Bekanntschaft mit einer mehr als nur lehmhaltigen Sorte Erde gemacht haben, in die hinabzusteigen er selbst schon bald verpflichtet sein wird, und das reicht dann auch für heute, zumal seine Predigt noch immer bestenfalls fragmentarischen Charakter trägt und längst nicht mehr die oberste Ebene des Tisches ziert, denn da liegt seit gestern Abend ein isoliertes Froschherz – und wo einst der Körper war, ist nun Text.

Und selbst der droht jetzt überlagert zu werden, genau wie seine Kräuter, womit er wieder am Anfang angekommen ist. Nur dass er jetzt das Schreiben eines Boten in den Händen hält, es entfaltet und mit flüchtiger, beinahe verächtlicher Geste auf den Tisch wirft, nachdem er einen kurzen Blick aus dem Fenster gewagt und Bestätigung zurückerhalten hat.

»An Meine treuen Untertanen.

Ein ungerechtfertigter Angriff nötigt Mich, die Waffen zu ergreifen!

Untertanen! Weil wir treu zur Sache des Rechtes eines Bruderstammes standen, weil wir festhielten an dem Bande, welches das große Vaterland umschlingt, weil wir bundeswidrigen Forderungen uns nicht fügten, werden wir feindlich behandelt.

Wie schmerzlich auch die Opfer sein mögen, die das Schicksal uns auflagen wird, laßt uns muthig zum Kampfe gehen für die heilige Sache!

Zwar sind wir gering an Zahl, aber Gott ist in den Schwachen mächtig, die auf Ihn trauen, und der Beistand des ganzen bundestreuen Vaterlandes wird uns nicht ausbleiben.

Bin Ich auch für den Augenblick genöthigt, der Uebermacht zu weichen und Mich von Euch zu trennen, so bleibe Ich doch in der Mitte Meines tapferen Heeres, wo Ich Mich immer noch bei Meinen Untertanen fühlen werde, und hoffe, wenn der Himmel unsere Waffen segnet, bald zu Euch zurückzukehren.

Fest vertraue Ich auf Eure Treue und Liebe. Wie wir in guten Stunden zusammengehalten haben, so werden wir auch in den Stunden der Prüfung zusammenstehen; vertrauet auch Ihr auf Mich, deren Wohl das Ziel Meines Strebens war und bleibt.

Mit Gott für das Recht! Das sei unser Wahlspruch.«

Fuggert schiebt das Blatt beiseite, als ginge ihn das alles nichts an (es trägt das heutige Datum, Siegel und Namen des Königs) und starrt auf das wieder zum Vorschein gekommene Froschherz, das in einen Zylinder gezwängt vor ihm prangt, Aorta und vena cava über Kanülen gestülpt, daneben ein Druckmesser, alles umgeben von Groß- und Kleinbuchstaben sowie vereinzelt, sich um die gesamte Apparatur bis zum Herzen hinabziehenden Worten, die, auch wenn sie seiner Feder entstammen, gewiss nicht die seinen sind – Temperaturänderungen, Herzschläge, dazwischen ein Pfeil über durchtrennten und neu verbundenen Nervensträngen, von einem gläsernen Kreislauf umgeben, in dem die mit Serum von Kaninchenblut durchtränkten Herzhöhlen hinter einer beileibe nicht nur gezeichneten Glasscheibe mechanisch ihre Arbeit zu verrichten angehalten sind. Hundeblood ist giftig für Froschherzen, und die Erwärmung über 65 Grad vernichtet die Erregbarkeit fast augenblicklich. Dagegen bringt die allmähliche Erwärmung der Nerven keinerlei Zuckungen hervor. Niemals. Die Frequenzen ändern sich, Dauer und Stärke ebenso. Die Muskeln folgen, der periphere Widerstand sinkt. Über Stunden funktionsfähig. Kommunikation entsteht, Leben erhält sich – vergeht.

Einen Moment lang überlegt Fuggert, die rechte Hand schon am Tintenfass, ob er an dieser Stelle weitermachen soll, doch da steht plötzlich Justus Kaleika vor ihm, wohl irgendein Bild aus längst vergangenen Tagen, schier farblos und so groß, dass er keinen Rand zu erkennen vermag, vielleicht gibt es aber auch gar keinen, vielleicht ist es nicht mal ein Bild, sondern nur der kleinste gemeinsame Nenner aller bisherigen Eindrücke, eine besondere Art von Empfindung, übermäßig verdichtet in seinem Innern oder sonst irgendwo. Nur dass es eben ausreicht, die Reihen ein letztes Mal zu überfliegen und sich schlussendlich mit gesteigerter Intensität und mindestens doppelt so schnell veranlasst zu fühlen, das Manuskript samt Tafel in eine der oberen Schreibtischschubladen zu legen. Ohne genau zu wissen, warum, rechnet er nach. Rund zweitausendzweihundert Jahre. Beim Herrn, er droht noch verrückt zu werden! Sollte das etwa das



Ziel sein? Gut, gut, mit ein wenig Fügung wird das nicht passieren und der Text nie verbreitet werden, was, so ist ihm gesagt worden, ohnehin erst in ein paar Wochen geschehen soll, und nur die beiden Enden eines dunklen Kanals wissen, wie er schon jetzt an die Sache hier gelangt ist.



Durch das Gewirr aus Blättern und Zweigen betrachtet, versucht die Spitzhacke dem Spatenträger ein weiteres Mal vergeblich den Schädel zu spalten, der nur dasteht und raucht und nicht und irgendwann, nach einem guten Dutzend Schlägen vielleicht, in die gelockerte Erde fährt und ein Loch zu graben beginnt, das sich zwischen all dem Grün wie eine Aufforderung ausnimmt, jedoch ohne Aussicht auf Erfolg, denn der über den schmutzigen Stiel seiner Spitzhacke Gebeugte richtet sich schon wieder auf und beginnt mit der Arbeit von vorn, bis seine Gestalt zwischen zwei Schlägen verschwimmt und vor einem Paar kindlich leuchtender Augen Zweige überkreuzt und an ihren Spitzen vorsichtig verknotet werden. Beim Zusammenziehen mähen sich die Blätter gegenseitig nieder. Dann, nach einem Augenblick der Besinnung, tasten feingliedrige Finger andächtig umher, streift der Blick durch die neu entstandene Lücke zurück auf die Wiese, wo inzwischen drei Männer zu sehen sind, deren Worte das Ohr kaum erreichen, und begierig schiebt sich ein kleiner Kopf tiefer und tiefer zwischen die nackten, gespreizten Ruten:

»... Teufel hat euch geritten?! Mitten auf den Gottesacker!«, tobt ein Mann mit dünnem, schweißnass an den Schädel gepapptem Haar, der zwischen Spaten und Spitzhacke getreten ist.

»Oben in die erste Reihe, hab ich gesagt. Und was macht ihr? Setzt es mitten auf die Wiese, wo weit und breit kein anderes Grab ist. Torfnasen!«

»Das liegt am Schatten«, erklärt der Mann mit dem Spaten.

»Genau, wegem Schatten is gewesen«, bestätigt der andere.

»An der Stelle, wo wir eigentlich sollten, da hat die Sonne nur so gegen die Mauer geprasselt.«

»Machtse noch immer«, ergänzt's von der gegenüberliegenden Seite und weist mit dem klobigen Holz der Spitzhacke in ebendie Richtung:

»Da haben wirs einfach nich ausgehalten.«

»Das hätt keiner gekonnt.«

»Also sind wir umgezogen. Hier gibt's Schatten und der Boden ist nich wie Stein. Trotzdem isses noch immer ne Plackerei, weil der Boden is selbst hier verdammt trocken.«

»Furztrocken isser.«

»Außerdem haben wirs von hier aus nich so weit mit Tragen, der Kerl is nämlich ganz schön schwer und wer weiß, ob noch einer zum Helfen



kommt. Aber wenn Sie wollen, können wirs auch wieder zumachen, kostet dann aber extra.«

»Und die Sonne ...«

»Einen Teufel werdet ihr! Bis die Beerdigung vorbei ist, wird hier gar nichts wieder zugemacht, verstanden?! Seht lieber zu, dass das Grab ordentlich ausgerichtet ist und nicht so schief dahängt wie dieses ... dieses Loch da.«

Scheinbar billigendes Gemurmel hebt an.

»Wie bei den Juden«, stöhnt der schweißnass Verklebte, unter gleichgültigen Blicken den Friedhof in Richtung Ausgang querend. »Es ist wie bei den Juden.«

Als er verschwunden ist, genchmigt sich der ältere der beiden Männer ein paar kräftige Pfeifenzüge und lehnt sich über seinen Spaten nach vorn.

»Is schon komisch, wie der Friedhof noch unten im Tal lag und mal wieder das Hochwasser gekommen is und ein paar von seinen Toten rausgespült hat, da isser, wies wieder weg war, gleich zu mir gekommen und hat gesagt, ich soll mich nur beeilen und alles wieder herrichten. Da wars ihm völlig egal, wo ich das Loch buddle und wies aussieht und ob dann nich vielleicht auf einmal zwei nebennander liegen, die sich schon zu Lebzeiten nicht ham riechen können. Hauptsache, es sah von oben alles wieder aus wie vorher. Aber seitdem sie wegen dem ewigen Hochwasser die Kirche hier hoch verlegt ham, scheints mit der Nächstenliebe bergab zu gehn.«

»Bergab, genau, so rum geht's.«

Die Spitzhacke pfeift hinter dem Schädel vorbei durch die Knie in den Boden. Fette Erdklumpen springen wie Fische ins Gras. Dazwischen aber findet das Ohr noch ein paar flugs dahingeworfene Worte.

»Zumindest was die Lebenden betrifft.«

Der kleine Kopf gleitet lautlos zurück. Was bleibt, ist das dumpfe Aufschlagen des Stahls, der lehmüberkrustet in den Boden dringt, das ratschende, rassende Einfahren des rostigen Spatens und unter Schuhen zerriebener Kies — ein Geräusch, das nach Stunden zurückkehrt und den zielichen Körper seiner Starre entkleidet, darüber ein stummes Gegurgel, das durch jene verborgene Schneise ins Gebüsch dringt, auf der ein fiebriger Blick nach außen flieht, in eine Mauer sich stumm ordnender Gestalten.

Sie erreichten den Leichensaal von der Westseite her. Es war die steinerne Seite, die verzierte Seite, die Seite einer ewigen Herrlichkeit. Gott war sechs Meter lang, drei Meter hoch, weiß gestrichen und komplett ornamentiert. Es hatte sofort Diskussionen gegeben.

»Es ist eindeutig die Rückseite.«

»Es ist viel zu schön für die Rückseite.«

Zwei Männer. Eine Stunde nach Sonnenaufgang. An dem Tag, an dem sie den neuen Leichensaal das erste Mal sahen. Neuer-Friedhof-Tag. Bruchsteinmauerstunde. Was wussten sie schon?

»Es ist eindeutig die Rückseite.«

»Es ist viel zu schön für die Rückseite.«

»Also, wenn ich mir deine Frau so anschau ...«

»Du hast sie heute noch nicht von vorn gesehen!«

»Was denn, gibt's da etwa auch kein Türchen mehr?«

»Da gibt's ... verdammt, es gibt hier nirgendwo eine Tür!«

Worin man sich – zumindest was das leichige Häuschen betrifft – einig ist. Was dagegen die Weiber angeht, so stehen die meisten von ihnen noch immer vor dem frisch erreichten Bau und schnappen nach Luft, derweil ein paar andere schon ein Stück weiter sind und kreidebleich über den Friedhof wanken. Sind anscheinend geschockt, was über Nacht alles möglich ist. Aber klar, wäre man auch, wenn sie's einem nicht immer verunmöglichen würden. Diese Weiber, haben einfach keinen Sinn für bautechnische Fragen. Fragen sich lieber, »Aber wie kann denn ...?« und »Das ist doch gar nicht möglich!«, und noch mehr solch grundstürzendes Zeug. Kein Wunder, dass sie andauernd ohnmächtig werden.

Justus Kaleika rührt sich noch immer kein Stück. Thaddeus hält ihn in seinen Armen wie einen Schatz. Frieda spürt, dass er ihn nicht mehr lange wird halten können. Irgendwann wird er ihn ablegen, ins Gras, auf den kiesschottrigen Weg. Dann ist es ausgestanden – und sie können nichts anderes tun, als ihn zu begraben. Es wird dann keinen Schatz mehr geben. Denn man sucht nicht nach Schätzen, die man selber vergraben.

Thaddeus ahnt nicht, dass sie die Tür längst gefunden hat. Schon am ersten Tag, zwischen Holz und Glas und Blech und Stein. Sie hatte sie gefunden, als alle anderen längst gegangen waren. Es war keine Frage des Geistes. Sie hatten sie nur wie eine behandelt ...



»Vier Wände – und jede aus einem anderen Material.«

»Nicht zu vergessen das fehlende Dach.«

»Wir müssen es materialistisch interpretieren!«

»Was denn, willst du's nicht lieber ignorieren, so wie die eiserne Kirche, die sie hinter dir bauen?«

Ferdinand Fulgur und Reginald Rumperding, aneinander festdiskutiert im Sonnenaufgang. Sie wissen viel mehr, als sie sehen. *Nur sehen sie nicht hin*. Der neue Friedhof liegt ihnen zu Füßen. Und darauf steht der herrliche Leichensaal.

»Ich ignoriere die eiserne Kirche hinter mir nicht. Ich negiere sie im Geiste!«

»Ja, bis sie vor dir steht.«

»Es ist überhaupt nicht bewiesen, dass sie hinter dem eisernen Vorhang irgendwas bauen.«

»Aber du hast doch selbst gesagt, dass sie die Kirche bauen!«

»Wann?«

»Als wir die Maus getroffen haben.«

»Ich hab gesagt, sie bauen die Kirche, damit sie sie einreißen können.«

»Weil deine Geschichte nur so funktioniert.«

»Genau. Deshalb reißen sie sie ja jetzt auch ein.«

»Die Geschichte?«

»Die Kirche.«

»Und das nennst du dann Revolution?«

»Ich nenn's schon immer so.«

»Eine Revolution, deren revolutionäre Subjekte unsichtbar sind.«

»Oh je, gleich wird's wieder mystisch ...«

»Und dazu noch eine Revolution, von der wir nichts mitbekommen.«

»Hab ich's nicht gesagt?!«

»Und obendrein noch eine, die ihre Vorstellung von Geschichte überleben lässt.«

»Als hätt ich's nicht ...«

»Das ist keine Revolution, das ist nur eine andere Form von diktatorischer Ordnung.«

»Da beißt die Maus kein'n Faden ab.«

»Was?«

»Das Häuschen hier hat weder Dach noch Tür.«

»Und das heißt?«

»Dass wir es mit der Negation der Negation zu tun haben.«

Was für Theo so gar kein Stichwort liefert, im Hintergrund aufzutau-chen und, von neun umhertollenden Schweinen begleitet, auf das in sämtlichen Stilen und Stoffen erbaute Haus zuzutragen, als könne er's nicht glauben – und anscheinend kann er's auch nicht, denn er fährt, als hätte er in seinem Leben noch nie was berührt, mit seinen Fingern über die Mauer, die Glaswand, das Holz und das Blech, sucht eine Tür und findet kein Dach – und stülpt sich, nach Ansicht der beiden Theoretiker aus Verwunderung, tatsächlich aber in etwas von der Art einer Erinnerung begriffen, die frisch aufgebaute Nase über den offenstehenden Mund, indes die Schweine – bis auf zwei allesamt noch recht jung und von Theo aus unerfindlichen Gründen zusammengetrommelt (womöglich eine rurale Form der Sommerfrische) – damit begonnen haben, die kreidebleich über den Friedhof Wankenden zurück ins Leben zu quiecken und die gesamte Anlage in ein Tollhaus zu verwandeln, was freilich weder Reginald noch Ferdinand dazu bringt, ihre Diskussion zu beenden. Im Gegenteil. Die Auseinandersetzung geht unvermindert weiter und hat sogar noch an theoretischer Tiefe gewonnen. Ferdinand hat den Fehdehandschuh gerade auf die nächsthöhere Stufe geworfen.

»Was soll ich tun? Die Dinge spiegeln sich nun mal in mir ab, wie sie sind, auch wenn sie *nicht* sind.«

»Verstehe, lauter Spiegel im Kopf, die nur sich selbst zeigen.«

»Nicht ganz, mein Freund, nicht ganz. Das fehlende Dach und die nicht eingebaute Tür sind – und jetzt solltest du besser genau zuhören oder noch besser: *mitschreiben* – materiell-mikrologische Äquivalente der sich hinter uns im Abriss befindlichen eisernen Kirche, sozusagen die erste Drehung in der spiralförmigen Aufwärtsbewegung, als welche wir uns die Negation der Negation vorzustellen haben und an deren Ende es weder ein Leichenhaus noch eine Kirche geben wird, denn alles wird Leben und freudige Diesseitigkeit sein.«

»Amen.«

»Das war im Grunde triadisch gedacht!«

»Und endete wie immer in monogamer Dialektik, fernab jedes echten Hylozoismus.«

»Den du mir gewiss gleich erklären wirst.«

»Den ich dir erklären werde, sobald wir einen Schiedsrichter haben.«

»Wie wär's mit Theo?«

»Wie hat der letztens entschieden?«

»Unentschieden infolge vollständiger Erschöpfung.«

»Der Beteiligten?«

»Des Schiedsrichters.«

»Er sieht noch immer ziemlich fertig aus.«

»Beste Voraussetzung, um unparteiisch zu sein.«

»Theo, komm mal her.«

Und der trottet natürlich rüber ...

»Willst du mit uns über das lustige Leichenhaus diskutieren?«

... und versucht seine Erinnerung freizulegen, sie zu artikulieren, nimmt dazu sogar seine Nase aus dem Mund.

»Ich hab sowas schon mal gesehen.«

Und meint das eklektizistische Bauwerk, von dem er zwar keinen Begriff, so aber doch ein Bild hat. Ein Bild!

»Theoretisch unmöglich.«

»Und praktisch erst recht.«

»Aber wenn ich's euch doch sage!«

Und gräbt und gräbt und findet nur Stücke.

»Dann musst du uns auch sagen, wo du es gesehen hast.«

»Und wann.«

Und schaut die beiden an und sieht die Erwartung, den Wunsch nach *Definition* in ihren Gesichtern – und hinter ihnen die Schweine rumtollen ..., und schaut nach unten, ins Gras, wo die Stücke seiner Erinnerung liegen wie zwei verschiedene Paar Schuhe – und sagt sich: die passen keinem, an beiden Beinen.

Also bleibt er stehen. Bleibt stehen und macht den Schiedsrichter.

Aber zuerst den zweien noch ein Angebot. Das letzte, fürwahr.

»Aber ich hab's doch *wirklich* gesehen.«

»Na klar, Theo.«

»Gewiss.«

»Wollen wir wetten?«

»Worum?«

»Um meine« – und schaut sich um – »Nase.«

»Danke, hab schon eine von dir.«



- »Ich auch.«
- »Aber ihr habt sie nie auf!«
- »Hätten dann ja ne Nase auf der Nase.«
- »Sozusagen das Gegenteil der Negation der Negation.«
- »Oder deren Vollendung.«
- »Was zu diskutieren wäre.«
- Womit Theo's Schicksal besiegelt ist.

Justus Kaleika rührt sich noch immer kein Stück. Thaddeus hält ihn in seinen Armen wie einen Schatz. Frieda aber greift mit ihren Händen unter das Wellblech, zieht mit einem Ruck die komplette Ostseite auf.

»Die ganze Wand«, sagt sie, »die ganze Wand ist ohne Gründung gebaut.«

Sie treten ein. Der Raum vor ihnen ist leer. Sie hatten es schon durch die Glaswand gesehen.

Als sie das Blech wieder verschließt, steht Thaddeus hinter ihr, in der Mitte des Raumes, Justus Kaleika noch immer leblos in den Armen.

»Vielleicht«, sagt er, »vielleicht hätten wir es einfach probieren müssen.«

Als sie sich aufrichtet und mit ihren roten Haaren vor der grauen Wand steht, hofft er auf ein Lächeln. Aber sie zeigt keine Regung. Ihr Gesicht scheint ihm leer. Leer wie der Friedhof, als er ihn das erste Mal sah.

Eine baumlose Wiese. Er kommt von Süden, tritt durch ein fehlendes Stück Mauer, das nicht vorhandene schmiedeeiserne Tor. Dahinter ein Kiesweg, der ihm spitzkantige Steinchen in die Sohlen drückt, *sie darin versenkt*.

Er sieht keinen Strauch, keinen Busch, nur die Wiese und den Weg, der sich in rechten Winkeln gabelt und die Grasflächen teilt, sie aufteilt wie die Erde darunter.

Aber er darf nicht traurig sein, es gibt schließlich ein Leichenhaus. Endlich ein Leichenhaus. Auch wenn das Dach fehlt und jede Wand anders aussieht. Und im Innern nichts ist. Es ist ein Leichenhaus. Ein richtiges Leichenhaus! Er wird es sich einrichten wie in den Büchern.

Als er sich umdreht – ein Leuchten. Er läuft darauf zu. Sieht klumpige Erde, zwei Gräber, mit roten Immortellen bepflanzt. Und presst die Sohlen tief in die Erde.



Wer immer da auch lag, sie hatten ihn ohne Aussicht auf Entkommen begraben.

Justus Kaleika rührt sich noch immer kein Stück. Thaddeus hält ihn in seinen Armen wie einen Schatz. Frieda kommt zu ihm, streckt ihre Arme aus, schiebt sie neben die seinen, sagt: »Wenn wir davon ausgehen, dass er tot ist, haben wir nichts zu verlieren.«

Sie legen ihn ab.

Sie nimmt ihm all seine Last.

Ist der Scheintod vielleicht nur die Negation der Negation der Negation? Oder eine etwas zu starr geratene Form des Hylozoismus?

Sie hätten es nicht sagen können. Und selbst wenn, sie hätten gelacht. Erst Frieda, dann Thaddeus und zum Schluss Justus Kaleika. Sie hätten sich totgelacht allesamt.

Sie ziehen ihn aus und lassen ihn trocknen, blasen ihm Luft in den Mund und stecken ihm ihre Finger tief in den Hals. Dann ziehen sie ihn wieder an, mit ihren eigenen Sachen, und legen ihn diagonal in den Raum, den pferdigen Kopf nach Nordosten gerichtet und die Arme und Beine zu einem in sich verschobenen Kreuz aufgespannt. Der Körper dazwischen eine doppelte Spiegelachse, der Kopf eine Crux. Zentauren, Zyklopen, wohin man auch schaut.

Sie finden Angelschnur in seinen Taschen und auch ein paar Haken dazu. Die stechen sie ihm in die Fingerkuppen, die aufgeweicht sind und nicht platzen. Dann binden sie die Schnüre daran.

Doch sind's nur acht Haken. Und die Schnur ist auch viel zu kurz.

Sie greift in ihre Tasche, zaubert Darmseite hervor. Dutzende Meter müssen das sein.

Er spannt die Schnüre, klebt ihre Enden mit Briefmarken fest an die Wand.

Im Westen die Steine. Im Norden das Holz. Im Süden das Wellblech. Und im Osten das Glas.

Als wäre das Haus eine Karte, voll mit Klischees und übergroßen Symbolen. Und das fehlende Dach eine Himmelfahrtserleichterung.

Justus Kaleika rührt sich noch immer kein Stück.

Die Schnüre sausen hernieder. Die Briefmarken halten sie nicht.

Sie greift in die andere Tasche, zieht stückchenweise Kohle hervor, bricht sie entzwei als seien es Laiber aus Brot.

Sie knoten je ein Stück an die sich im Gras ringelnden Schnüre, werfen die Ende über die Ränder der Karte ins Freie.

Da hängen sie jetzt. Und dazwischen: Justus Kaleika. Wie eine Spinne in einem Netz. In einem Netz, das *er* nicht gebaut.

Sie nehmen die verbliebenen Marken, lösen die hanfenen Schnüre, rollen sie auf, legen sie über die mit Hilfe von kohligten Leibern gespannten Fäden. Sie wickeln sich gleich wieder rum, sehen aus wie eine papierne Batterie voller Würmer.

In ihrem Innern: Zahlen. Am Anfang lesen sie sie: 332, 257, 1729, 769, ordnen sie sie: 257, 332, 769, 1729, suchen sie nach den fehlenden Nummern.

Sie finden sie nicht. Es sind nicht genug. Fünfhundert Marken. Vielleicht.

Wenn sie trocken sind, werden sie eine nach der anderen an den schräg gespannten Schnüren nach unten rasseln. Wie eine Sanduhr, die läuft. Am Ende der Uhr wird es kein Leben mehr geben. Die Würmer sind dann alle tot. Ersoffen. Papier.



Selig ist, der da liest und die da hören die Worte der Weissagung und behalten, was darin geschrieben ist; denn die Zeit ist nahe.

Nach Hause geschickt, um das Essen auf den Tischen zu verteilen. Ja, das mache ich jetzt. Und du wirst mir helfen. Ich weiß, dass du es wirst. Ich Nepomuk. Du Johannes.

Schreibe, was du gesehen hast und was ist und was geschehen soll danach.

Fleisch. Ich habe Fleisch gesehen. Viel Fleisch. Lebendes Fleisch, totes Fleisch, warmes Fleisch, kaltes Fleisch, zerhacktes Fleisch. Fleisch ohne Knochen und Fleisch mit Gesicht. F-leich. Und ich war es, der es geschlachtet hat.

Das Tier? Oh nein, ich bitte dich. Das Tier ist zu schön, man darf es nicht schlachten! Man muss es lebendig begraben, in brennender Erde, in einem feurigen Pfuhl. Du wirst schon sehen. Aber keine Angst, es gab kein Lamm.

Das war ein Witz, du solltest lachen.

Na warte, ich werde dich schon noch zum Lachen bringen. Hör zu! Es gab Kuchen – Kuchen in Form einer Eisenbahn, mit Brotschaffnern und Rauch aus steif geschlagenem Zuckerwerk. Das hat viel Arbeit gemacht. Du glaubst mir nicht? Na, dann schau mal auf die Tische. Schau, was ich auftrage! Es ist das Bankett, das sie nicht brauchten, denn die Herren sind nicht gekommen. Doch keine Angst, es kommen neue Herren. Sie kommen, denn es ist Krieg. Aber vorher kommen noch ihre Diener. Die Diener werden hier eine Zeitlang Herren sein. Und wir, wir werden ihnen dienen. Wir dienen den Dienern, damit sie uns nicht erschlagen im Namen ihrer Herren. Dafür soll ich sorgen. Soll alles tun, damit sie sich wie Herren fühlen. Satter Feind tötet nämlich nicht. Glaubst mein Herr. Und ich werde ihm nicht widersprechen, diene ihm nur, bin der Diener eines Dieners der Diener. Hast du das verstanden? Ich will, dass sie sich wohlfühlen hier. Speisen wie Könige, trinken wie Könige, huren wie ... Sollten wir nicht ein paar Frauen mit auf die Tische legen?

Ich sehe schon, du verstehst keinen Spaß. Na schön, dann schau mal hier: Melonen, die wie aufgeschnittene Schädel in der Sonne glänzen, tranchierte Ananas, fettrippige Moschus-Kürbisse, goldgelbe Bananen und obendrauf – Orangen. Oh ja, du siehst richtig. Orangen! Weißt du, was sie mit einer von ihnen gemacht haben? Natürlich weißt du es. Aber

du weißt es nicht in meinen Worten. Oder doch? Nun, wir werden sehen. Also, sie – Sagst du mir wer? Nein? Na schön – also, sie haben eine Orange von der großen Pyramide gestohlen, die oberste, na klar, und sie einer der Forellen ins Maul gestopft. Haben ihr dabei den Kiefer zerbrochen. Kleines Maul, große Orange, du verstehst? Natürlich haben sie sie am Ende doch reingekriegt. Aber was machen ihre Kiemendeckel? Klappen vor lauter Anspannung nach vorn und sehen plötzlich aus wie Ohren. Rosa, wie bei einem Schwein.

Du solltest wirklich mal lachen, weil, das Schwein hing nämlich direkt daneben, Spanferkel, wie sich's gehört. Die Schnauze von einem armdicken Eisenspieß durchrammt und die kleinen Beinchen in der Luft angewinkelt, als sei's auf dem Sprung. Aber wohin soll's denn springen, so ganz ohne Augen? Da hängt's doch lieber in der Luft und lässt sich den Rücken schwarz kohlen. Da kommt's fürs Paradies ohnehin nicht mehr in Frage. Und Hölle geht auch nicht, weil das Feuer unter ihm plötzlich aus ist. Ist einfach aus und vorbei, und wie mein Herr das sieht, schnappt er sich kurzerhand das nächstbeste Tuch und bedeckt damit das stumm vor sich hin triefende Schwein, damit die Fresssäcke nicht rangehen und auch nicht die Fliegen. Tja, und da liegt's nun, das Schwein, unter ner weißen Tischdecke, als sei's ein Museumsstück.

Und als es das fünfte Siegel aufrat, sah ich unter dem Altar die Seelen derer, die geschlachtet worden waren um des Wortes Gottes und ihres Zeugnisses willen. Und sie schrien mit lauter Stimme: Herr, du Heiliger und Wahrhaftiger, wie lange richtest du nicht und rächst unser Blut an denen, die auf der Erde wohnen? Und ihnen wurde gegeben einem jeden ein weißes Gewand, und ihnen wurde gesagt, dass sie ruhen müssten noch eine kleine Zeit, bis vollzählig dazukämen ihre Mitknechte und Brüder, die auch noch getötet werden sollten wie sie.

Und du wunderst dich, das man's Apokalypse nennt? Wunderst dich nicht, nein? Oder doch? Offenbar' dich doch mal. Oh, das hätte ich ja fast vergessen. Du sprichst überhaupt nie viel. Am liebsten kein Wort. Johannes, der Schweigsame, stimmt's?

Wenigstens lachen könntest du mal.

Siehst du das Schwein hier? Ich hab's mitgenommen, so wie es mir mein Herr befohlen hat. Um ehrlich zu sein, am Anfang war es mir viel zu viel Arbeit, und ich wusste auch nicht, wozu. Aber jetzt denke ich

mir, vielleicht wollen sie ja gar keine Frauen, vielleicht wollen sie ja lieber ein Schwein, das ihnen den aufgespreizten Hintern entgegenstreckt. Das könnten sie genau so befüllen, und es hält auch schön still.

Nein, das war nicht lustig.

Weißt du, ich habe das Schwein vorn auf mein Boot gestellt. Damit es mich beschützt. Mein kleines Galionsferkel. Es sah schön aus, wie das Wasser auf seinem fettigen Rücken abgeperlt ist. Es ist ihm auf den Kopf gespritzt, die Wirbelsäule runtergelaufen und dann am Schwanz vorbei ins Loch. Ist also alles schön sauber, braucht keiner Angst zu haben, dass er sich was holt, wenn er seinen armdicken Spieß drin versenkt.

Du willst lieber über das Obst reden, nicht wahr? Die vielen exotischen Früchte. Aber weißt du was, ich sollte sie eigentlich alle in den Fluss werfen. Hat mein Herr gesagt. Damit die Soldaten das hier nicht für das Paradies halten und für immer dableiben. Aber ich frage dich, wie kann man einen Landstrich, in dem die zerbrochenen Spitzen von Glashäusern aus dem Boden ragen, für das Paradies halten? Hast du darauf eine Antwort?

Als es das sechste Siegel auftrat, da geschah ein großes Erdbeben, und die Sonne wurde finster wie ein schwarzer Sack, und der ganze Mond wurde wie Blut ...

Beim Herrn, du weißt wirklich immer was zu sagen. Auch wenn das meine Frage nicht beantwortet. Aber gut, dazu haben wir später noch Zeit. Jetzt will ich erstmal sehen, ob es auch mit bloßen Worten funktioniert. Soll ich dir ein Stichwort geben?

Ja?

Nein?

Ach was, ich mach's einfach: Die Wellblechwand ist in den Wolken verschwunden.

Siehe, er kommt mit den Wolken ...

Oh nein, entschuldige, ich hab mich geirrt, es war nur eine einzige Wolke.

Und ich sah, und siehe, eine weiße Wolke.

Eine weiße Wolke, ganz recht. Das hast du gut gemacht. Aber sag, was ist nach dem Erdbeben passiert?

... aus der großen Stadt wurden drei Teile, und die Städte der Heiden stürzten ein.

Große Stadt? Ich glaube, du irrst dich. Soweit ist es hier nicht gekommen, ist alles schon vorher zusammengebrochen. Aber das siehst du ja

selbst. Und die drei Teile? Nun, ich fürchte, ich weiß, was du mir damit sagen willst. Aber wir dürfen nicht zu schnell sein, das raubt uns die Worte. Und was anderes haben wir nicht, nicht wahr? Wir haben nur Worte, du genauso wie ich.

Ich Nepomuk. Du Johannes. Wie schön das doch klingt.

Glaubst du, dass das Essen reicht?

Oh, jetzt habe ich aber eine profane Frage gestellt. Vielleicht die profanste von allen. Aber warte, ich mach dir einen Vorschlag. Wir nennen es die Epiphanie des Profanen – und sagen: Der Herr ist wieder Fleisch geworden. Oder ist es das Wort, das Fleisch geworden ist? Aber müsstest du das nicht eigentlich sagen? Na, wie auch immer, ich war jedenfalls schneller als du. Ich war sogar noch vor meinen Worten da!

Jetzt lach doch mal, du hast den Witz doch verstanden. Das waren schließlich deine eignen Worte. Steht doch hier: »Und das Wort ward Fleisch und wohnte unter uns, und wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingeborenen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit. Johannes gibt Zeugnis von ihm und ruft: Dieser war es, von dem ich gesagt habe: Nach mir wird kommen, der vor mir gewesen ist; denn er war eher als ich.« Das hast du doch gesagt?! Oder war das ein anderer? War es Goldmund, der immer Tränen sehen wollte? Aber der war doch damals noch gar nicht geboren! Außerdem war er ein freudiger Mann. »Was soll ich sagen? Wovon soll ich reden? Ich fliege, ich hüpfе, ich bin über alles erhaben, ich bin von dieser geistlichen Freude ganz beerauscht.« Das hat er doch gesagt, stimmt's? Oder waren das gar nicht seine Worte? Hieß es: »Was soll ich sagen? Wovon soll ich reden: Weinen muss man jetzt – und nicht viele Worte machen?« Hmm, ich werde es wohl nachschlagen müssen. Aber nicht jetzt, jetzt muss ich die Tische decken und alles vorbereiten. Also, sieh zu, dass du mir hilfst. Oder wenigstens zugibst, dass du es warst, der das Wort in Fleisch verwandelt hat. Oder ist dir das nicht apokalyptisch genug? Na schön, pass auf, wir machen es einfach nochmal. Ich frage: Glaubst du, dass das Essen reicht? Und du sagst: »Sie werden nicht mehr hungern noch dürsten; es wird auch nicht auf ihnen lasten die Sonne oder irgendeine Hitze; denn das Lamm mitten auf dem Throne wird sie weiden und leiten zu den Quellen des lebendigen Wassers, und Gott wird abwischen alle Tränen von ihren Augen.« Und ich werde mir vorstellen, wie die Soldaten hier zur Tür reinkommen

und Freudentränen in ihre Augen steigen, wenn sie sehen, dass statt des Feindes ein Festmahl auf sie wartet.

Hast du eben mit dem Kopf geschüttelt? Nein?

Aber über irgendetwas müssen wir doch reden, mein schweigsamer Freund. Ist es dir vielleicht lieber, wenn ich frage: Glaubst du, dass wir genug Tische und Stühle haben? Ach was, du siehst es ja selbst, wir haben nicht genug für ein ganzes Heer. Aber was kann ich tun? Ich könnte hochgehen und das Kinderbettchen holen. Das, in dem das kleine Mädchen meines Herrn gelegen hat. Sie braucht es nicht mehr. Sie ist tot. Gestorben. Zweiundvierzig Tage nach ihrer Geburt. Am 7. Dezember. Das ist mehr als ein halbes Jahr her. Sie braucht das Bett jetzt wirklich nicht mehr. Keiner braucht es mehr. Nur wir. Wir könnten einen Tisch draus machen. Die Soldaten könnten dann auf dem Boden sitzen. Es wäre ein kleiner Tisch. Nicht viel größer als das Mädchen meines Herrn, das wir in der warmen Erde begraben haben. Zweiundvierzig Tage, nachdem es ihr entkrochen war. Es war ganz tot. Aber die Vögel haben nur drauf gewartet. Sie wollten von ihrem Fleisch essen. Sie essen gern warmes Fleisch. Oder glaubst du, dass das Tier es wieder zum Leben erwecken wird? Weil kleine Mädchen Tiere mögen. Und weil das Tier dann endlich geliebt werden wird – von dem einzigen Menschen, der noch da ist, der einzige, den sie weder lebendig begraben noch totgeschlagen haben.

Willst du die Toten nicht seligsprechen? Oder nennst du das Ketzerei?

Vielleicht sollte ich dir noch sagen, dass das kleine Mädchen keinen Grabstein hat. Wir haben es einfach in die Erde gelegt. Wenn es einen Grabstein hätte, würde dasselbe Jahr zweimal draufstehen. Vielleicht hat es deshalb keinen bekommen. Weil es dann aussieht, als hätte es gar nicht gelebt. Vielleicht hat ihr mein Herr deshalb keinen gegeben. Hat's einfach in die warme Erde gelegt und gesagt, ich soll's zuschaukeln. Und ich, ich hab's gemacht. Hab die Erde direkt auf den kleinen Körper geworfen. Gab nämlich keinen Sarg. Nicht genug Holz. Hat mein Herr gesagt. Hat gesagt, ich soll schaukeln. Die erste Schippe auf die gefalteten Hände und die zweite auf die Augen. Sonst hätt ich's nicht ausgehalten.

Was meinst du, soll ich das Bettchen holen?

Nein?

Wenn du es mir nicht sagst, kann ich's nicht wissen.

Heißt das, dass ich gehen soll?

Du hast recht, das würde nichts ändern. Die Soldaten werden nicht lachen. Weil der Feind anderswo auf sie wartet. Und weil das Essen hier nicht reichen wird, egal, wieviele Tische und Stühle wir haben. Weil das Essen für Herren bestimmt war und nicht für Diener. Und weil es auch in der Fremde mehr Diener als Herren gibt. Deshalb werden sie kommen und plündern. Werden plündern, so wie wir es tun würden, wenn unsere Herren uns schickten.

Siehst du, alles, was wir haben, ist Gott. Gott, der uns die Tränen von den Augen wischen wird, weil uns vor ihm nichts anderes bleibt als die Trauer und der Schmerz und der Tod.

Und in jenen Tagen werden die Menschen den Tod suchen und nicht finden, sie werden begehren zu sterben und der Tod wird vor ihnen fliehen.

Sag mir, wie viele es sind.

Eine große Schar, die niemand zählen konnte.

Und die anderen?

Die Zahl des reitenden Heeres war vieltausendmal tausend; ich hörte ihre Zahl.

Du redest, als wäre es längst vorbei. Ist das alles nur eine Erscheinung? Ein Fiebertraum? Eine nicht enden wollende Epiphanie?

Ich weiß, was du sagen wirst.

Sag es nicht.

Gib mir lieber ein Wort.

Los, mach!

... und hatten Panzer wie eiserne Panzer ...

... und ihr Antlitz glich der Menschen Antlitz ...

Wir sollten nicht weiter darüber reden. Es ist noch viel zu tun. Wenn alles fertig ist, werden sie nicht nach uns suchen.

Ich hatte gehofft, du würdest etwas sagen.

Soll ich dir von der Kirche erzählen?

Sie ist aus Stein.

Eigentlich gibt es nicht viel darüber zu sagen. Nur die Stufen, die Stufen sind mir aufgefallen. Sie führen ins Nichts.

Weißt du, woran ich gedacht habe, als ich vor der Kirche stand? Mit

all dem Essen im Schlepptau. Ich dachte: Ich kann nicht mal eine Banane durchs Fenster werfen und hoffen, dass sie zur Tür wieder rauskommt.

Kein Witz.

Es ist nirgends eine Tür vorhanden. Und die Fenster sind noch nicht einmal angedeutet.

Aber Hauptsache, das Fundament hat biblische Ausmaße. Ist nur gefährlich, wenn man's nicht zu Ende baut. Bleibt zuviel Platz für die Phantasie.

Was glaubst du, was die Soldaten denken, wenn sie die Kirche sehen? Verfallen oder noch nicht fertiggebaut? Oder vielleicht doch eine neue Form der Architektur zur Abhaltung des Gottesdienstes unter freiem Himmel?

Glaubst du, sie denken über so etwas nach?

Vielleicht sind sie einfach nur froh, dass mal was da ist, das sie nicht erst noch zerstören müssen. Oder sie glauben, das hat schon jemand vor ihnen getan. Die Brücke zum Himmel eingerissen. Ha-ha.

Weißt du, ich glaube, sie werden das Pfarrhaus zuerst plündern. Das heißt, wenn sie von Nordosten kommen. Aber alle sagen, dass sie von Nordosten kommen. Also die Armee, die für die Farbe Schwarz kämpft.

Aber sag mal, für welche Farbe kämpft eigentlich Gott? Weiß? Oder weiß er's nicht?

Gott, du bist vielleicht humorlos.

Also, wir kämpfen offiziell für Grün. Obwohl wir zur Hälfte auch für Weiß kämpfen. Aber das tun die Schwarzen auch. Andererseits, eigentlich kämpfen wir gar nicht für Grün, wir ziehen uns vielmehr zurück für Grün. Unter die Erde, ins Schwarze. Verrückt, nicht wahr?

Jaja, ich weiß, ist eigentlich braun da unten. Aber irgendwie muss ich hier ja bisschen Dramatik reinbringen, wenn du kein Wort sagst.

Soll ich Blumen auf die Tische stellen?

Sag was! Los, irgendwas!

Ich kenne deine Werke, dass du weder kalt noch warm bist. Ach, dass du kalt oder warm wärest! Weil du aber lau bist und weder warm noch kalt, werde ich dich ausspeien aus meinem Munde

Kaleika? Na schön. Hältst ihn in deiner Mundhöhle gefangen, willst ihn wieder auf die Erde spucken. Oder kommt er in die Hölle? Ich schät-

ze, das ist ihm jetzt egal. Ihm, nicht den Kindern. Die haben ihn schließlich gefunden. Aber wer weiß, vielleicht hatte Kaleika ja auch was gefunden. Zum Beispiel die Spur von einem Aal. Einem RIESENAAL. Oder er hat einfach geglaubt, dass er übers Wasser laufen kann? Wenn dem so ist, dann hätte er besser daran gezweifelt. Zumal es ein Stück stromab eine Brücke gibt. Und Bertschie Bückling sein Freund war. Oder war der eine dem anderen nur Mittel zu einem Zweck, den letztlich keiner von beiden überblickte? Und die Brücke gar nicht dafür gedacht, darüberzulaufen? Lagen sie deshalb am Ende beide im Wasser? Und jetzt? Liegt Kaleika in einem herrlichen Leichensaal, und Bückling sitzt in einer riesigen, ausgebrannten Bienenwabe, Gott weiß wie viele Meter unter der Erde. Nass und zeternd in der Mundhöhle des Teufels, der eine, trocken und starr in einer himmlischen Behausung, der andere.

Speit der Teufel seine Eindringlinge eigentlich aus?

Aber was, wenn der Bückling gar nicht wieder ausgespien werden will? Weil es in der Hölle kein Wasser gibt. Es gibt doch kein Wasser in der Hölle, oder?

Oder?!

Oh kommet ihr dürstenden Seelen, kommet unter die verwüstete Erde.

Das hat nicht der Teufel gesagt. Solche Worte spricht nicht, wer unten ist, solche Worte spricht man nur oben.

Wir sind oben, stimmt's? Du vielleicht noch ein bisschen mehr als ich, aber verglichen mit den anderen sind wir beide oben. Genau wie Fuggert, der in seiner Blechhütte sitzt. Der ist auch oben. Noch. Und die beiden Kinder. Nur dass die anscheinend oben bleiben wollen, diese Ignoranten der Apokalypse. Zwei kleine Troitzköpfe in einer großen Katastrophe.

Lokale Apokalypse, kleine Katastrophe.

Willst du mir nicht widersprechen?

Hier ist doch noch nicht mal der Leichensaal herrlich. Trotzdem haben sie Kaleika dahin geschleppt. Genau wie ich das Schwein hierhergebracht habe. Gibt es da einen Unterschied? Ein jeder haben wir die Last eines andern getragen. Ich das Fressen fremder Herren und sie ihre Angst. Ich tat es, um unser Leben zu retten. Und sie? Oh nein, glaube nicht, sie



tun es, weil sie Kaleika retten wollen. Das ist nur das Ergebnis, nicht der Grund. Der Grund ist ihre Angst. Es ist die Angst, die sie leben lässt! Hier oben, unter deinen Augen. Die Angst, die sie tun lässt, was sie tun – das Mögliche an das Notwendige binden.

Oh Gott, jetzt rede ich schon fast wie du. Dabei liegt hier noch alles rum. Glaubst du, die Soldaten essen überhaupt von dem Bankett? Ich meine, ohne uns? Vielleicht denken sie ja, wir haben alles vergiftet. Bestimmt denken sie das, so wie die Sachen hier glänzen. Und was es alles gibt! Das muss vergiftet sein! Warum sollte ihnen jemand sonst solche Sachen vorsetzen. Damit sie ihre Kanonen mit Melonen laden? – Oh, das klingt aber fein, da wollen wir doch gleich ein Gedicht draus machen.

Melonen in eure Kanonen
Brombeer in euer Gewehr
Schießt unsre Leiber
Zu Fruchtsalat

Ist das zynisch? Nicht, wenn es uns selbst betrifft. Und genau das wird es tun. Na los, sag schon: »Und das Obst, an dem deine Seele Lust hatte, ist dahin; und alles, was glänzend und herrlich war, ist für dich verloren und du wirst es nicht mehr finden.«

Und ich hörte eine Stimme vom Himmel zu mir sagen: Schreibe: Selig sind die Toten, die in dem Herrn sterben von nun an. Ja, spricht der Geist, sie sollen ruhen von ihrer Mühsal; denn ihre Werke folgen ihnen nach.

Du verwechselst da was, du verdrehst die Geschichte! Das schreibe ich nicht auf. Ich habe anderes zu tun. Schreib es selber auf, wenn du willst.

Warum schreibst du es denn nicht auf? Kannst du es nicht? Ich war doch auch vor meinen Worten da. Oder folgst du etwa deinem Werk? Erinnerst du dich nicht? Ich war es, der das Buch aufgeschlagen ...

Das erste Weh ist vorüber, siehe, es kommen noch zwei Weh danach.

Willst du mir drohen? Oh nein, das willst du nicht, das willst du ganz bestimmt nicht. Du willst mir etwas sagen, nicht wahr? Aber du willst, dass ich es ausspreche. Dass ich meine Worte über deine Zeichen lege. Dass ich Fleisch aus ihnen mache!

Soll ich sagen, was ich denke? Das erste Weh, das ist die Kirche. Sie strebt nach oben, durch den Himmel hindurch, nach da, wo kein Leben mehr ist. Das zweite Weh aber, das ist das Bergwerk. Es strebt nach unten, in die Erde, wo der zweite Tod auf uns wartet: der feurige Pfuhl.

Das zweite Weh ist vorüber, siehe, das dritte Weh kommt schnell.

Das Heer, das zu uns zieht. Es strebt nach vorn.

Und was liegt hinter uns? All das zusammen? Willst du mir sagen, dass diese Dinge etwas miteinander zu tun haben? Dass sie zusammengehören? Willst du mir das sagen?

Und er sprach mit großer Stimme: Fürchtet Gott und gebt ihm die Ehre; denn die Stunde seines Gerichts ist gekommen!

Du bist zu schnell. Wir müssen uns noch ein wenig gedulden. Unsere Brüder sind noch nicht vollzählig. Sie müssen alle getötet werden.

Und nun?

Ich schlage vor, wir nehmen die beiden Kränze hier und legen sie hinter die Tür, wenn wir gehen. Dann wird das das erste sein, was sie finden. Ein Kranz für die Sieger – und einer für die Besiegten.

Ob sie unsere Zeichen richtig zu deuten wissen? Aber was sollten wir sonst mit den Kränzen tun? Wir brauchen sie nicht mehr. Sie waren für die Lokomotiven bestimmt. Aber die sind nicht gekommen. Sie sind auf der Flucht. Sie tragen die Herren, die zu uns kommen sollten. Und ihre Diener folgen ihnen. Sie haben nur noch schnell Feuer gemacht. Sie werden die Diener, die zu uns kommen, später treffen. Es wird noch früh genug sein.

Und die Herren? Die bleiben. Die bleiben sich fern. Die sind sich nahe genug.

Sie sind wie die Kränze, sie unterscheiden sich nur für die andern.

Sie sind wie die Lokomotiven, sie unterscheiden sich nur in einem Detail.

Das Detail sind die Farben. Grüne Diener, schwarze Diener. Weiße Herrn.

Ich sollte das Bier auf den Tresen stellen. Wir haben sogar noch Bowle.

Das war ein halber Witz. Du kannst selber entscheiden, ob du lachen willst oder nicht.

Nicht? Na gut. Wir haben trotzdem noch welche. Einen ganzen Eimer voll. Muss hier irgendwo ... Siehst du, schon hab ich sie.

Du solltest nicht so faul rumliegen. Nimm dir ein Beispiel an mir. Tu was. Deck die Tische. Rede mit mir. Nicht nur, wenn ich dir auf den Pelz rücke.

Was ist das? Leder?

Pospichil wäre froh drüber.

Merkst du, wie vertraut ich inzwischen mit allem bin? Als hätte ich ihre Herzen und Nieren erforscht.

Pospichil. Balduin Pospichil. Als würde ich ihn kennen, als wäre er jeden Tag hier. Dabei war er nur ein einziges Mal in der Kneipe. Und trotzdem weiß ich, dass auch er jetzt da unten in der brennenden Erde hockt. Hockt da und ...

Und er tat den Brunnen des Abgrunds auf, und es stieg auf ein Rauch aus dem Brunnen wie der Rauch eines großen Ofens, und es wurden verfinstert die Sonne und die Luft von dem Rauch des Brunnens.

Weißt du, was dein Problem ist? Ich sag's dir: Entweder du liegst auf der faulen Haut und suhlst dich in deinem Rindslederpelz oder du drehst durch, weil ich dir zu nahe komme und mischst plötzlich alles mit allem und machst irgendwas Verworrenes daraus. Aber gut, wollen mal schauen, was wir diesmal haben ... »Brunnen des Abgrunds«, huuh, klingt ja richtig gefährlich. Nur leider fürchte ich, dass damit bloß Wasser und Erde gemeint sind. Und der Rauch, der aus dem großen Ofen aufsteigt, also, das hättest du wirklich besser machen können. Aber du hast ja noch die Sonne, sozusagen als Versicherung für das Feuer. Und die Luft steht schon da. Dazu noch Wasser und Erde. Na, wenn das mal nicht ... Aber weißt du was, du solltest besser mit der Zeit gehen. Neuer Himmel, neue Erde, du weißt schon. Ich schlage also vor, du marschierst rüber zum Leichenhaus und übst dich in der Vier-Baelementen-Lehre.

Was denn, keine Lust? Aber ein passender Spruch fällt dir auch nicht ein, wie? Oder hältst du die Sache für einen Witz?

Hat hier jemand einen Witz gemacht? Siehst du hier jemand, der Witze macht?!

Ich sollte dich auspeitschen. Oder soll ich dich lieber rauswerfen? Ist es das, was du willst? Ich könnte dich auch zusammenschlagen. Das wäre das schlimmste, nicht wahr? Zusammengeschlagen zu werden.

Aber damit warte ich noch ein bisschen. Mach lieber mit Balduin Pospichil weiter. Vielleicht ist er ja gerade dabei, einen großen Pisspott aufzustellen. Irgendwo am unteren Ende der Rösche. Dann müssen die anderen nur noch in die Rinne machen, und er hat, was er braucht. Falls er's noch braucht.

Erinnerst du dich? Der Troubadour einer etwas monistisch geratenen Säftelehre ... Da unten kann er singen wie er will, da wird ihn keiner hören. Zumindest keiner, der nicht auch da unten ist. Nur fürchte ich, dass er seine Pisspötte nicht dabei hat. Ist nämlich genau so geflüchtet wie die anderen. Ist geflüchtet und hat seine Pisspötte allesamt zurückgelassen. Gott weiß, was die Soldaten denken, wenn sie das sehen. Sechs einsam im Wald stehende Pisspötte – und mindestens einer davon ist randvoll mit Scheiße.

Hier ist die Weisheit!

Oh ja, hier ist die Weisheit! Hör zu! Die Weisheit lautet: Wir stecken bis zum Hals in der Scheiße!

Wer denkt das? Wir oder die Soldaten? Und von wem? Und wo ist der Sinn, zu dem die Weisheit gehört?

Ich glaube, ich fang an, den Überblick zu verlieren. Am Ende geht's mir noch wie dir und ich werf alles zusammen und durcheinander, und zwar so lange, bis es alles wieder auseinanderfällt.

Ich hätte dich zusammenschlagen sollen. Verstehst du? Zusammenschlagen!

Das hättest du nicht von mir gedacht, was? Dass ich sowas mal sage. Dass ich überhaupt mal was sage. Aber weißt du was, ich sag sogar noch viel mehr. Ich sag: Scheiß drauf, sollen die Soldaten doch kommen. Ich mach hier meine Arbeit und sehe zu, dass ich den scheiß Krieg überlebe. Und bevor du mir jetzt gleich wieder mit einem deiner Sprüche kommst: Der Tod ist schon lange keine Frage des Jenseits mehr. Oh nein! Und er ist auch keine Sache der Menschen. Und erst recht keine der Theologie. Der Tod ist ganz und gar diesseitig, eine Sache von Gesetzestexten, chemischen Formeln und Körpermaschinen. Und genauso ist auch das Leben. Die Seele, mein Freund, die Seele ist Körper geworden.

Ich weiß, was du jetzt sagen willst. Du willst sagen, was die Kinder tun, ist naiv. Und weißt du was? Du hast Recht. Es ist die blanke Naivität, die sie treibt. Aber niemand hat das Recht, ihnen ihre Naivität zu nehmen.



Niemand! Zu spät geborene Kinder, die unter freiem Himmel neben einem Scheintoten sitzen, auf dessen Auferstehung sie hoffen. Vielleicht sind wir das ja! Vielleicht sind wir ja alle so!

Oh ja, du weißt, wen ich meine, du weißt es genau!

Und warum auch nicht? Die Heilsgeschichte ist Geschichte – und das Heil ein möglicher Teil von ihr. Aber du brauchst keine Angst zu haben, oh nein, das brauchst du wirklich nicht. Ich werde die Worte der Weissagung nicht versiegeln. Was wir hier zubereiten, ist nicht das Endgericht – es ist nur eine kleine Zwischenmahlzeit.

Das wären schöne letzte Worte, nicht wahr? Nur leider sind wir noch nicht fertig. Ich muss dich erst noch zusammenschlagen.



Ich gehe in die Neue Welt, da haben die Illusionen noch keine Geschichte.